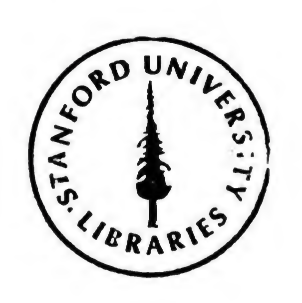
Historisch-po... Blätter für das katholische Deutschland


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1908

Zweiter Band.

Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland

herausgegeben
von
Franz Binder und **Georg Jochner.**

(Eigentum der Familie Görres.)

Hundertzweiundvierzigster Band.



München 1908.
In Kommission d. Literarisch-artistischen Anstalt (Theodor Riedel).

Inhaltsverzeichnis.

I.

Henrik Ibsen, der Prophet des Realismus.

Von Johannes Mayrhofer.

„Wir leben in der perversen Zeit des Humbugs, wo das Gute böse, das Kleine groß genannt wird. Wenn die drei größten Humbugmacher, der sterilisierte Pasteur, der unmusikalische Wagner und der stupide Ibsen einmal entlarvt sind, dann kommt die Zeit wieder ins Gelenk. Hühnercholera, Götterdämmerung und Nora. Pfui Teufel!"

Dieser pikante Satz stammt aus Strindbergs „sozialem Roman" „die gotischen Zimmer". Wir zitieren ihn an dieser Stelle, weil wir nunmehr im Begriffe sind, in Ibsens Dramatik die Periode der „Nora" und der andern mehr oder minder verwandten Dramen einer eingehenderen Betrachtung zu unterziehen.

„Nora" — „der stupide Ibsen" — „Pfui Teufel!"

Sehen wir einmal selbst, ob es wirklich so schlimm ist oder ob am Ende auch hier die Wahrheit in der Mitte liegt, in gleicher Weise entfernt von blindwütigem Ibsenfanatismus wie von ingrimmigen, nicht mehr sehr objektiv und vertrauenerweckend klingenden Verketzerungen à la „die gotischen Zimmer".

Die dramatische Tätigkeit Henrik Ibsens gehörte in den letzten Jahrzehnten seines Lebens durchaus dem modernen Bühnenstück, dem realistischen Prosadrama. Wie das auch schon in seiner früheren Tätigkeit zu geschehen pflegte, hatte diese Art seines Schaffens in der vorausgehenden Periode bereits ihren Vorläufer, nämlich den „Bund der Jugend", welcher zeitlich vor „Kaiser und Galiläer" liegt, aber als das erste Stück der neuen Phase in seiner Entwicklung anzusehen ist. Vom Ende der siebziger Jahre an beschenkte er dann für gewöhnlich jedes zweite Jahr die Literatur und die Bühne mit einem neuen Werke seiner Muse.

Wir nannten Ibsen den Propheten des Realismus. Er ist es. Der Inhalt der Dramen und mancherlei Einzelheiten werden es beweisen. Und allgemein bekannt ist ja auch, wie er durch seine Schöpfungen die moderne Bühne mehr und mehr ins Fahrwasser der photographischen, oftmals recht krassen und dabei sehr einseitigen „Wirklichkeits“-schilderung gedrängt. Ibsen ist einer der Hauptrealisten unserer Tage. Aber seine ganze Veranlagung und die Entwicklung seines Lebens war derart, daß er nicht beim puren Realismus stehen bleiben konnte. Und so spielte schon in die ersten seiner realistischen Dramen allerlei anderes hinein, das einmal mehr nach „Tendenz“ schmeckte, einmal nach „Problem“, einmal nach gepfefferter „Kritik“, bis endlich neben dem Realismus der diesem an sich freilich sehr fremde, aber bei Ibsen unvermeidliche Symbolismus und Mystizismus üppig ins Kraut schoß und sein Werk bis ins Innerste durchdrang, jene bizarren Formen schaffend, die teilweise unverstanden, um nicht zu sagen unverständlich, den Weisen reiche Gelegenheit bieten, alles Mögliche hineinzugeheimnissen, ob Ibsen nun selbst an ihre Deutung gedacht hat oder nicht. Nun, man muß in diesem Urwald der Gedanken vordringen, soweit Bäume und Schlingpflanzen und Sumpf und die Axt des Pfadfinders es erlauben. Wir müssen sehen, wie weit wir die Werke deuten können und uns zugleich ein Urteil über ihre philosophische und ästhetische Bedeutung bilden. Bücher lassen sich darüber schreiben, drängen wir hier einige der wichtigeren Punkte zusammen in dem freilich etwas engen Rahmen eines Artikels.[1])

---

1) Wir zitieren in dieser Arbeit nach folgenden Übersetzungen: „Der Bund der Jugend“ von A. Strodtmann, „Die Stützen der Gesellschaft“ von E. Klingenfeld, „Ein Puppenheim“ von E. v. Borch, „Gespenster“ und „die Frau vom Meer“ von M. v. Borch, „die Wildente“ von E. Brausewetter, „Hedda Gabler“ von Ottmann, „Baumeister Solneß“ von P. Hermann, „Klein Eyolf“ „John Gabriel Borkman“ und „Wenn wir Toten erwachen“ nach dem IX. Bd. der „Sämtlichen Werke“ (Berlin, Fischer) ohne Angabe des Übersetzers. Nach dieser Ausgabe (Bd X.) auch die Briefe.

I.
Der Bund der Jugend.

„In Dresden schreibe ich mein neues Schauspiel .... Ich bin dieser meiner neuen friedfertigen Arbeit sehr froh.“ So meldete Ibsen am 22. September 1868 an Frederik Hegel, seinen Verleger. „Ich hoffe und glaube, daß Ihnen diese friedfertige Arbeit, die ebensogut auf dänische und und schwedische wie auf norwegische Verhältnisse paßt, gut gefallen wird.“ So ein paar Monate später (20. Februar 1869). Aber man täuscht sich manchmal in seinen Hoffnungen. Das so überaus friedfertige Stück wurde Ibsen sehr übel genommen. Die erste Aufführung brachte einen Theaterskandal, wie man ihn in einem norwegischen Theater noch nicht erlebt. Der Herr „Staatssatirikus“ hatte gepeitscht, wo er nur geglaubt, eine freundliche Komödie zu liefern.

„Wie Du siehst“, hatte er am 19. Juni 1869 an Dietrichson geschrieben, „ist das Stück ein einfaches Lustspiel, nichts weiter. Vielleicht wird in Norwegen mancher sagen, ich habe bestimmte Personen und Verhältnisse geschildert. Das ist jedoch unrichtig; ich habe freilich nach Modell gearbeitet, und das ist ebenso notwendig für den Lustspieldichter wie für den Maler und den Bildhauer.“

Der Verfasser der „Komödie der Liebe“ war übrigens schon hinreichend abgehärtet, um sich nicht sonderlich unglücklich zu fühlen bei den Angriffen auf sein neues Werk. Fern im Süden, auf seiner ägyptischen Reise, blickt er mit souveräner Ruhe auf das Gezänk in der nordischen Heimat:

„Ich hatte für Streber
Einen Spiegel geputzt; —
Da hatten den Geber
Gesellen beschmutzt.

Gift und Gestank
Fäuste, geballte. —
Sterne, habt Dank,
Mein Land ist das alte!“ („Bei Port Said.“)

„Die Aufnahme, die der ‚Bund der Jugend‘ gefunden hat, freut mich sehr“, schreibt er nach seiner Rückkehr nach

Dresden an Hegel (14. Dez. 1869). „Auf den Widerspruch war ich vorbereitet, und es wäre mir eine Enttäuschung gewesen, wenn er ausgeblieben wäre“. Nur auf eines war er nicht vorbereitet gewesen, daß es nämlich hieß, Björnstjerne Björnson habe sich getroffen gefühlt. Im übrigen ließ er den Sturm toben. „Aus den Angriffen, die mir zu Gesicht gekommen sind, scheint hervorzugehen, daß man da oben Phrasendrescherei, Hohlheit und Erbärmlichkeit als nationale Eigentümlichkeiten betrachtet, die nicht angetastet werden dürfen. Aber aus alledem mache ich mir nicht das geringste.“ (Br. an Collin, 4. Jan. 1870).

Ibsen hatte nämlich im ‚Bund der Jugend‘ in der Gestalt des Rechtsanwalts Stensgard den politischen Streber gezeichnet, der, aus kleinen, armseligen Verhältnissen hervorgegangen, mit Hilfe seiner nie ums Wort verlegenen Rednergabe an die Spitze der liberalen oppositionslustigen Elemente seiner Gegend tritt und sogar einen ‚Bund der Jugend‘ gründet, dann aber, als sich ihm die Gelegenheit bietet, in der vornehmen Familie des alten konservativen Kammerherrn Bratsberg Zutritt zu finden, rasch eine Schwenkung ausführt, wie er auch sonst als echte prinzipienlose Wetterfahne jederzeit bereit ist, sich den Verhältnissen zu akkommodieren und Kapital daraus zu schlagen für seine eigene werte Person. Freilich weiß er sich für die aufgestellten Ideale sehr zu begeistern, er glaubt manchmal im Eifer des Augenblicks selbst, daß es ihm ernst ist. Dabei beurteilt er sich aber in ruhigen Augenblicken sehr richtig folgendermaßen: „Unter Ziel versteh' ich, mit der Zeit einmal Reichstagsabgeordneter oder Staatsrat zu werden und in eine reiche und angesehene Familie glücklich hineinzuheiraten“.

Mit der Liebe treibt er es ebenso wie mit der Politik. Kann er die Tochter des Kammerherrn nicht haben, so ist ihm die des alten schmutzigen Gutsherrn auf Storli auch gut genug, und versagt die Geschichte bei dieser, so kann er auch die Madame Rundholm, die Krämerswitwe nehmen, sie hat ja auch Geld. Natürlich bringt er sich selbst mit seinem doppelten und dreifachen Spiel in die ärgste Verlegenheit und zieht endlich, auf der ganzen Linie geschlagen, gescheitert in seiner Politik und in

seinen drei Heiratsplänen, davon, um — es ein ander Mal mit mehr Erfolg zu probieren.

Man sieht, wir haben es mit einer sehr interessanten Charakterkomödie zu tun, freilich nicht einem reinen Charakterstück, in den letzten Akten spielt die Situation gleichfalls eine dominierende Rolle, ja, das Drama gestaltet sich teilweise zur reinsten ‚Komödie der Irrungen‘.

Interessant ist, wie Ibsen in diesem Werke nicht nur seine Kunst in Charakteristik zu offenbaren weiß, sondern auch hier schon vieles durch die Verhältnisse, das Milieu, die ‚Vererbung‘ zu erklären sucht. Wie äußert sich z. B. der Hüttenarzt, Doktor Fjeldbo, über den großen Streber? „Was denken Sie über Stensgard?“ fragt ihn der Kammerherr, und Fjeldbo erwidert: „Stückwerk! Ich hab ihn von Kindesbeinen an gekannt. Sein Vater war ein Trottel, ein Lump, eine Null; er hatte einen kleinen Hökerladen und betrieb nebenher Pfandleihgeschäfte; oder vielmehr seine Frau besorgte das. Sie war ein ungeschlachtes Frauenzimmer, das unweiblichste Wesen, das ich je gekannt. Den Mann hatte sie unter der Fuchtel. Von Herzensgüte war in ihr auch nicht eine Spur. Und in diesem Heim wuchs Stensgard auf. Und gleichzeitig besuchte er die Lateinschule. ‚Er soll studieren,‘ sagte die Mutter; ‚er soll ein tüchtiger Geldverdiener werden.‘ Roheit zu Hause, — Erhebung in der Schule; Geist, Charakter, Wille, Talente — alles auseinanderstrebend! Wozu konnte das anders führen als zu einer Zersplitterung der Persönlichkeit?“

So wird Stensgard, wenn auch nicht gerechtfertigt, so doch ein wenig entschuldigt, wie überhaupt von Ibsen dafür gesorgt ist, daß das charakterlose Strebertum einerseits freilich kräftig gebrandmarkt wird, dabei aber nicht jene Gefühle des eigentlichen Ekels wachruft, die ein derartiger Stoff wohl mit sich bringen könnte.

Allmählich wurde auch in Norwegen die Stimmung über Stensgard und seinen Schöpfer Ibsen ruhiger, und als der Dichter 1891 definitiv in die Heimat zurückkehrte,

konnte er der hundertsten Aufführung seines Dramas beiwohnen und erntete statt des Pfeifens und Zischens von ehedem reichen Beifall. Tempora mutantur.

II.

Die Stützen der Gesellschaft.

Abermals eine kräftige Kritik, diesmal ein Gericht über die gute Gesellschaft im großen.

Da lebt in einer kleinen norwegischen Stadt der Konsul Bernick, ein reicher, angesehener Mann, das Muster eines Gatten und Vaters, das leuchtende Vorbild und der unersetzliche Förderer seiner Mitbürger, die wahre Stütze der Gesellschaft. Und neben ihm stehen zum Wohle der Stadt noch weitere ehrenwerte Männer, die Kaufleute Rummel, Vigeland und Sandstad. Und die Damen dieses Kreises sind durchweg auch so außerordentlich selbstlos und wohltätig; arbeiten sie doch sogar in einem eigenen ‚Verein für die moralisch Verkommenen,' indes Herr Adjunkt Rörlund ihnen aus einem erbaulichen Buche vorliest.

So steht es in diesem Kreise, diesem gebildeten, humanen, uneigennützigen, über die Maßen moralischen Kreise — nach außen. Aber da kommt Ibsen und enthüllt und reißt ihnen die Maske herunter und zeigt diese hochachtbare, herrliche Gesellschaft und vor allen Dingen ihre gefeierten Stützen in ihrer ganzen entsetzlichen Armseligkeit. Allerdings schließt das Drama für ein modernes Gesellschaftsdrama von Ibsen — außerordentlich versöhnend. Hören wir nur.

Konsul Bernick hat sein Leben nicht auf Wahrheit gegründet. Des Geldes wegen hat er sich von seiner Verlobten Lona abgewandt und ihre reichere Halbschwester Betty gewählt. Zugleich hat er sich in ein Verhältnis mit einer verheirateten Schauspielerin eingelassen, und als er überrascht und ein öffentlicher Skandal bevorstand, Bettys reiselustigen jüngeren Bruder Johann veranlaßt, nach Amerika zu gehen und den Verdacht und

die Anklagen der Stadt auf sich zu nehmen. Als dieser dann noch obendrein unschuldig großer Defraudationen im Bernickschen Hause angeschuldigt wurde, hat er diese Verleumdung benützt, um den schlechten Stand des Geschäftes zu vertuschen. Jetzt — fünfzehn Jahre später — ist er der große Mann, der Mann des Reichtums und des Ansehens, der eigentliche Führer und Lenker der Stadt. Nach seinen Ideen soll jetzt die neue Eisenbahn gelegt werden zum Wohle des Gemeinwesens, dabei hat er bereits alle jene Besitzungen angekauft, die durch die Eisenbahn Wert erlangen werden, falls nämlich das Projekt so ausgeführt wird, wie er es entworfen. Er bedarf freilich seines ganzen Ansehens wie nie zuvor, denn er hat auch seine Gegner, welche den Plan zu durchkreuzen drohen. Wird er aber durchkreuzt, so ist der Konsul ruiniert, sonst Millionär. In diesem verhängnisvollen Augenblick kommen Johann und Lona, die ihm wie eine Pflegemutter gefolgt, von Amerika zurück. Der junge Mann will Dina, die Tochter der Schauspielerin, die schon lange in Bernicks Hause in etwas beengenden Verhältnissen lebt und sich nach Befreiung sehnt, zur Frau nehmen und verlangt vom Konsul Wiederherstellung seiner Ehre. Dieser wäre den unbequemen Besuch natürlich herzlich gerne los, und trotz aller Gewissensbisse läßt er es zu, daß Johann sich zu einer vorübergehenden Heimkehr nach Amerika einem Schiffe anvertraut, das gewiß nicht glücklich über den Ozean gelangt. Das Schiff ist in seiner Werft repariert, aber schlecht repariert: durch ungünstige Verhältnisse gedrängt, setzt der Konsul das Fahrzeug und das Leben sämtlicher Mitreisenden aufs Spiel. Auch eines Mitreisenden, an dem er mit ganzer Seele hängt, seines eigenen kleinen Sohnes Olaf, der voll abenteuerlicher Pläne durchbrennt, um mit der „Indian Girl" nach den Ländern des Westens zu gelangen.

Der Konsul bricht endlich unter der Last all dieser Aufregungen, Gemütserschütterungen und Gewissensqualen zusammen; er merkt, wie sein Haar grau wird. Aber es geht besser als er gedacht. Das Schiff ist nicht abgefahren, einer seiner Angestellten hat die Reise auf eigene Verantwortung gehindert. Olaf befindet sich wohlbewahrt bei der Mutter. Johann ist mit einem anderen Schiffe gereist. Die Briefe, welche gegen

Bernick zeugen konnten, sind freiwillig vernichtet. Und jetzt kommt die Bevölkerung der Stadt, um dem großen Manne, der ihr die neue Eisenbahn geschenkt, der überhaupt alles Große in der Gegend zustande gebracht, die lautesten Ovationen darzubringen, Festrede und Geschenke und Illumination. Doch der Gefeierte ist in der Schule des Unglücks und dann in der Schule des Glücks, des dankbar stimmenden unverdienten Glücks, ein anderer geworden. Er lehnt die Huldigungen ab, er gesteht sein Unrecht gegen Johann, seinen Eigennutz, seine Herrschsucht, er legt eine Beicht ab, die wie ein Blitz aus heiterem Himmel auf die Versammlung niederfährt. Und für die Zukunft sollen jetzt die Bürger entscheiden, ob sie ihn und sein Talent in der Ausnützung der Eisenbahn und der gekauften Grundstücke gebrauchen wollen oder nicht. Jedenfalls will er nicht als Lügner und Heuchler gefeiert werden wie eine ‚Stütze der Gesellschaft,‘ denn, der Geist der Wahrheit und der Geist der Freiheit ‚das sind die Stützen der Gesellschaft!‘

Die Gegner der verlogenen pharisäischen ‚Gesellschaft‘ sind allerdings auch nicht immer auf dem rechten Weg. Es läßt sich nicht leugnen, daß z. B. Lona etwas zu emanzipiert und unzivilisiert daherkommt und selbst Martha, die sanfte, entsagende Schwester des Konsuls, geht entschieden zu weit in ihrem Hasse gegen den „Fluch des Herkommens und der Gewohnheiten“. Sie wünscht lebhaft, daß Johann die Dina heirate und daß so durch die Tat „all diesem Schick und Brauch ins Gesicht“ geschlagen werde. Man kann sehr leicht bei der Revolution gegen Schick und Brauch das Kind mit dem Bade ausschütten und an Dingen rütteln, die wirklich heilig und unverletzlich sind.

Doch ist dieses Drama trotz aller düsteren Vorgänge zum Schlusse freundlich aufgehellt durch die edle Gesinnung, mit der Konsul Bernick seine Verirrungen wieder gutzumachen sucht. Solch ein Ende sticht erheblich ab von der düsteren Logik und Hoffnungslosigkeit in späteren Werken des Dichters.

Auch in anderer Beziehung weisen ‚die Stützen der Gesellschaft‘ hohe Vorzüge auf. Die Komposition ist durchgehends eine vorzügliche, selten nur ein Mangel in der Be-

gründung; reich gegliedert, fein durchdacht ist die Struktur des Ganzen. Die Charaktere sind meisterhaft gezeichnet; die Personen stehen lebenswahr und lebensvoll vor einem, auch ohne daß man das Drama auf der Bühne sieht. Dort aber ist die Wirkung erst recht eine bedeutende. Schon mancher hat ähnlich wie Paul Schlenther gebebt und gejauchzt bei diesem scharf umrissenen, hochdramatischen Werke, das so resolut in die Zeit hineingriff, um statt der alten Königs- und Rittergestalten Menschen der neuesten Zeit auf die Bretter zu stellen mit ihrem Glück und Elend, ihrer wahren und falschen Weisheit, ihrer Spekulation und ihrem Schiffsbau. Es gab selbst Leute, die Ibsen für einen Sozialdemokraten hielten. Ein wirklicher ‚Genosse' hätte aber gewißlich bei diesem Stoff das Elend der Arbeiter als Verschuldung des Großkapitals ausgiebiger verwertet und mindestens Motive verwendet, wie sie z. B. Björnson in ‚Über unsere Kraft (II. Teil)' so effektvoll angewendet. — Den radikalsten Bewunderern der modernen Kunst war natürlich Ibsens Drama noch nicht genügend losgelöst von ‚Schick und Brauch' und der Schluß noch allzu versöhnend und romantisch. Uns genügen die Ideale des Schlusses aus anderen Gründen nicht. „Der Geist der Wahrheit und der Geist der Freiheit, das sind die Stützen der Gesellschaft!" Es klingt sehr gut, aber die ‚Freiheit' schlechthin ist doch ein sehr vager und viel mißbrauchter Begriff, geradeso wie Marthas Rat für die scheidende Dina: „Wahr und treu gegen Dich selbst" auch eine nebelhafte, viele Entgleisungen approbierende Devise ist.

III.

Ein Puppenheim.

Manchen waren ‚die Stützen der Gesellschaft' noch zu zahm, sie hätten lieber eine Katastrophe gesehen statt eines Ausgleichs, einen krachenden Zusammenbruch in Familie und Firma Bernick: sie sollten befriedigt werden, und das auf einem Gebiete, wo es besonders reizvoll sein mußte, nicht

in der ‚Gesellschaft‘ im großen, in allen möglichen Beziehungen der weitverzweigten Interessen des Lebens, sondern im Kern der ‚Gesellschaft,‘ in der Familie, der Ehe. Das Wunderdrama, das dieses Werk nach dem Geschmacke moderner Geister verwirklichte, nannte sich ‚Ein Puppenheim‘, in Deutschland nach seiner Heldin gewöhnlich ‚Nora‘ genannt.

Nora ist ein reizendes kleines Frauchen, in das der Gatte, Rechtsanwalt Helmer, nach achtjähriger Ehe noch geradeso verliebt ist wie in den ersten Tagen der Flitterwochen. Und Nora liebt ihn auch, ja, sie hat ihm sogar einen Liebesdienst erwiesen, der nur zu sehr geeignet, sie selbst in peinliche Berührung mit dem Strafgesetzbuch zu bringen: sie hat einen Wechsel gefälscht, um in bedrängten Verhältnissen durch außerordentliche Mittel, durch eine Reise nach dem Süden Helmers Gesundheit zu retten. Dieser Schritt, den sie auch vor ihrem Manne durchaus geheimzuhalten gewußt, droht aber ans Licht zu kommen. Ein unglücklicher Mensch, dem der Rechtsanwalt in seiner neuen Stellung als Bankdirektor die erhoffte Anstellung verweigert, ein gewisser Krogstad weiß um die Sache und dieser bereitet nun Frau Nora eine Zeitlang die gräßlichsten Seelenqualen. Da aber seine Geschicke eine glückliche Wendung nehmen, will er auch nicht länger gegen andere grausam sein. Doch nun ist Nora entschlossen, dem bisherigen Leben in Geheimnissen und Verstellung ein Ende zu machen. Sie gesteht dem Gatten alles, doch — das Wunderbare, das sie erhofft, tritt nicht ein. Er, der bislang nur mit ihr getändelt und gespielt, ist mit einem Male ein empörter Richter geworden, und sie hat doch gemeint, es wäre ihm nur möglich, vor aller Welt die Schuld auf sich selbst zu nehmen in Liebe zu ihr. Da kommt ein Brief von Krogstad und mit ihm der gefälschte Wechsel; Krogstad nimmt keine Rache, Helmer kann alles miteinander ins Feuer werfen und ist nun wieder glücklich, daß keiner ihm etwas anzuhaben vermag; seiner Nora versichert er unabläſſig, daß er ihr verzeihe, sie nicht von sich stoße, sie leiten und führen werde. Aber Nora ist eine andere geworden. Sie sieht in Helmer nur mehr einen Egoisten, der sie als Spielzeug und Puppe behandelt, in ihrer Ehe eine Spielerei, in ihrem Heim ein Puppenheim. Niemand hat sie erzogen. Jetzt will sie selber sich erziehen, weit

weg von hier. Helmer ist ihr ein ‚Fremder‘, mit dem sie keine Nacht mehr unter einem Dache zubringen will. Alle Vorstellungen sind umsonst. Nicht der Gatte, nicht der Gedanke an ihre drei Kinder vermag sie mehr zu fesseln. Nicht Religion, nicht Moral hält sie zurück. Sie ist an allem irre geworden. „Ich muß herauskriegen, wer recht hat, die Gesellschaft oder ich.“ Sie geht, sie gibt Helmer den Trauring zurück und fordert den ihren. Niemals soll er ihr schreiben, nie ihr etwas senden. Und Rückkehr? Nur unter einer Bedingung.

„Nora nimmt die Reisetasche. Ach, Torwald, dann müßte das Wunderbarste geschehen. —

Helmer. Nenn' es mir, dieses Wunderbarste!

Nora. Dann müßte mit uns beiden, mit Dir wie mit mir, eine solche Wandlung vorgehen, — daß — ach, Torwald, ich glaub' an keine Wunder mehr.

Helmer. Aber ich will daran glauben. Sprich zu Ende. Eine solche Wandlung, daß — ?

Nora. — Daß unser Zusammenleben eine Ehe werden könnte. Leb' wohl. Geht durch das Vorzimmer ab.

Helmer sinkt auf einen Stuhl neben der Tür zusammen und birgt das Gesicht in den Händen. Nora! Nora! Sieht sich um und steht auf. Leer. Sie ist fort! Eine Hoffnung steigt in ihm auf. Das Wunderbarste — ?

Man hört, wie unten die Haustüre dröhnend ins Schloß fällt.“

Dieser Schluß ist viel getadelt worden, begreiflicherweise; anno 79 war des Diskutierens und Disputierens kein Ende, so daß man endlich in der Verzweiflung auf Einladungen zu Diners und Soiréen den erklärlichen Wunsch anbrachte: „Man bittet nicht über ‚Nora‘ zu sprechen“.

Der Schluß ist gewaltsam. Helmer tritt uns freilich gewiß nicht als Idealmensch entgegen, er entpuppt sich als trauriger Egoist und es herrscht über ihn eine Sinnlichkeit und Verliebtheit, die des Freiherrn von Grotthuß Ausdruck ‚tropische Gluten geisttötender Liebelei‘ vollkommen rechtfertigt. Welch eine schwüle Atmosphäre verbreitet sich nicht in seiner Wohnung, da er nach all dem Champagner und all dem Sinnenreiz des Kostümfestes seine Nora, die eben

als italienisches Fischermädchen die Tarantella getanzt, wieder allein vor sich sieht!

Und bei dem Drohen des furchtbaren Unwetters, das die allzu naive, leichtfertige Frau heraufbeschworen, da denkt er nur an sich, an sein Wohl, an sein Wehe.

Aber wer gibt Nora das Recht, davonzulaufen von ihm und den Kindern! Wer gibt ihr das Recht, den von Schmerz und Reue gebrochenen Gatten sich selbst zu überlassen! Genügt es denn nicht, etwas aufzuräumen in all dem, was bislang weich und verweichlichend und unschön gewesen, das Puppenheim in ein solides Heim vernünftiger Menschen zu verwandeln?

Sie liebt den Gatten nicht mehr. Da würde eine schöne Ordnung herauskommen, wenn bei jedem kühlen Hauch, der über die Liebe eines jungen Paares hinzieht, die beiden Leutchen ihres Weges gehen wollten.

Es gibt doch Pflichten, mögen die auch bisweilen etwas bitter schmecken. Aber natürlich, Nora muß sich erst selbst darüber Rechenschaft ablegen und wahrscheinlich eine eigene Philosophie mit eigener Moral entwerfen. Schade, daß wir so wenig Talent bei ihr finden, ein Konpendium der Welt- und Lebensweisheit zu entwerfen! Sie bedürfte entschieden einer guten Leitung; als ihr eigener Führer, blinder Führer der Blinden, wird sie gewiß in die Grube fallen, noch tiefer als sie es schon getan. Arme Nora! —

Da der Schluß vielen so unsympathisch war, ließ Ibsen sich, um Unangenehmeres zu verhüten, herbei, selbst eine andere Wendung durchzuführen, wo Nora vor dem Schlafgemach ihrer drei Kinder besiegt zusammenbricht. Er bezeichnet allerdings diese Änderung als ‚eine barbarische Vergewaltigung‘. (Schreiben an die ‚Nationaltidende‘ 17. Febr. 1880.) Noch am 23. Januar 1891 schreibt er (an Prozor): „Ich könnte beinahe sagen, gerade der Schlußszene wegen ist das ganze Stück geschrieben“. Doch ist dies nicht so zu verstehen, als wolle Ibsen jeder in ähnlicher Lage befindlichen Frau den Rat erteilen, es geradeso zu machen. Er hatte

es sich als typischer Realist „vor allen Dingen zur Lebensaufgabe gemacht, die Charaktere und Schicksale von Menschen zu schildern". (An Braekstad, August 1890.) Der Stoff zum ‚Puppenheim' ist teilweise aus wirklichen Begebenheiten geschöpft.

‚Nora' ist, rein dramatisch betrachtet, ein Meisterwerk voll wunderbarer Feinheiten in Psychologie, Führung des Dialogs und der Handlung. Aber wird es nicht leicht trotz aller Tragik, mit welcher der Leichtsinn in dem ernsten Lebensstande der Ehe beleuchtet wird, bei vielen Zuschauern und Lesern sehr unerfreuliche Früchte zeitigen, so eine Verschlimmerung des heutzutage nur allzu verbreiteten Individualitätskultus und Mißachtung gegen die Unauflöslichkeit der Ehe zur Folge haben, auch wenn der realistische Dichter dergleichen nicht predigen will?

Der Kampf gegen die Schäden der Gesellschaft ist ja gut, aber man muß auch der Mann sein, die Grenze zwischen dem Unechten und Echten, dem Falschen und Wahren zu ziehen und den Weg zeigen können und auch wirklich zeigen, wie es besser wird. Damit ist's nicht getan, daß ‚trotz des ganzen Abstandes, der den Dichter von dem gedichteten Charakter trennt, durch die Worte ein erleichternder Seufzer hindurchklingt, einmal, wenn auch indirekt, das Äußerste gesagt zu haben.' ‚(ved engang, om end indirekte, at faa det yderste sagt.' Brandes Henrik Ibsen, S. 72.)

Eine sehr ernste Auffassung und Verurteilung erfährt unser Stück durch den genialen Freiherrn von Grotthuß: „Es ist nicht mehr nur das Glück eines Ehepaares gefährdet, sondern die Ehe, diese ‚Grundlage aller Kultur' überhaupt, sondern das sittliche Gebäude der Menschheit, sondern das Christentum, an dessen Grundpfeilern der Dichter zu rütteln unternimmt. Aber nicht dieses stürzt, sondern von dem Hauche eines gesunden Gefühls zerflattert das Kartenhaus des Dramas in alle Winde!" Dagegen ist Paul Schlenther ‚um des ungeschriebenen Rechtes der freien und reinen Empfindung willen' sehr froh, daß es eine Frau gibt, ‚deren Gefühl

sich über die Weltordnung erhebt. Das ist Ibsens Nora.‘ Uns etwas altmodischen Christen will indes solch eine ‚Erhebung‘ über die Weltordnung als Unordnung erscheinen, über die wir dann lieber nicht so besonders froh sind.

IV.

Gespenster.

Die ‚Gespenster‘ waren es, welche in Deutschland zunächst weitere Kreise mit dem nordischen Dichter bekannt machten; sie waren es auch, welche, nicht zum wenigsten in Ibsens Heimat, wieder eine große Entrüstung und viel Kritik wachriefen. Das konnte den Dichter eigentlich nicht überraschen. „Es mag schon sein“, schreibt er am 28. Januar 1882 an Borchsenius, „daß dieses Schauspiel in mancher Hinsicht etwas gewagt ist. Aber ich hielt die Zeit für gekommen, da man etliche Grenzpfähle umstecken müsse. Und dies Geschäft war ja für mich als älteren Litteraten weit leichter auszuführen, als für die vielen jüngeren Schriftsteller, die etwas Ähnliches wünschen mochten.“ Ibsen war siegesgewiß. „Meinem Buch gehört die Zukunft, jene Kerle, die ein Gezeter darüber erhoben haben, haben nicht einmal ein Verhältnis zu ihrer eigenen, wirklichen, lebendigen Gegenwart.“ (An Hegel, 16. März 1882.)

Das neue Drama entrollt zunächst ein schreckliches Familienschicksal vor unseren Augen. Frau Helene Alving, die Witwe des Hauptmanns und Kammerherrn Alving, hat ein trauriges, qualvolles Leben hinter sich. Ihr Mann war ein Trinker und Wüstling, der ihr schon im ersten Jahre der Ehe das Leben so verleidete, daß sie davonlief und zu Pastor Manders, dem Hausfreunde, flüchtete („hier bin ich; nimm mich!“); der aber bewog sie zu ihrem Manne zurückzukehren, und sie blieb nun auch, selbst in rastloser Arbeit bemüht, Alvings Ruf zu fördern und zu verhindern, daß sein ruchloses Treiben an die Öffentlichkeit bringe. Den einzigen Sohn, Oswald, hat sie frühzeitig aus dieser schrecklichen Atmosphäre entfernt und ins Ausland

ziehen lassen. Jetzt ist er endlich zu ihr zurückgekehrt, um den Winter bei ihr zu verbringen. Wie sie sich freut! Aber nicht lange, da muß sie erfahren, daß des Vaters Neigungen auch in ihm lauern und Unheil anrichten können, wenn sie nicht gebändigt werden; und noch eines muß sie erfahren, das unentrinnbare Grauenhafte der Zukunft: Oswald ist durch des Vaters Sünden physisch gebrochen und einer fortschreitenden Erweichung des Gehirns verfallen. Es wird der Augenblick kommen, wo sie einen hoffnungslos Blödsinnigen vor sich hat. Er selber hat von Paris eine Schachtel Morphiumpulver mitgebracht, mit dem die Mutter jetzt, wenn es so weit gekommen, ihm die letzte „Handreichung“ gewähren soll. Denn Regina, das Mädchen der Kammerherrin, von der er anfangs diesen Dienst gehofft, die er als sein Weib oder wie immer mit sich nach Paris nehmen wollte, ist, wie sie beide jetzt erfahren, die uneheliche Tochter seines leichtsinnigen Vaters und ist jetzt davongegangen, wahrscheinlich um eines Tages auf den Pfaden ihrer Mutter zu enden. Nach langem, trostlosem Regenwetter und nach einer Nacht der qualvollsten Überraschungen geht über den Gletschern und Berggipfeln des Nordlands strahlend die Sonne auf. Aber nicht für Oswald. Mutter, gib mir die Sonne! lallt er stumpf und schlaff in seinem Lehnstuhle liegend. Sein Geist ist umnachtet.

Ein furchtbar verwegener Realismus, der schaurige Tiefen des menschlichen Lebens durchwühlt!

Diese traurige Fabel ist aber, was den idealen Gehalt des Stückes angeht, nicht die Hauptsache. In frappanter Weise wird hier allerdings gezeigt, wie die Sünden der Väter sich rächen, wie verhängnisvolle Dispositionen den Kindern mit auf den Weg gegeben werden, wenn diese Vererbung auch nicht gleichbedeutend sein soll mit einer Aufhebung der freien Selbstbestimmung.

Wichtiger noch ist der Gegensatz zwischen alter und ‚fortschrittlich‘ moderner Weltanschauung, wie Ibsen sie einander in den Gestalten des Pastors Manders und der Frau Alving gegenübertreten läßt. Manders ist gerade keine Idealfigur; Irrtum und Wahrheit mischen sich in ihm in eigentümlicher

Weise, trotz seines guten Willens ist er ‚ein großes Kind‘, überaus unpraktisch, ohne Weltkenntnis.

Frau Alving ihrerseits hat sich in ihrem Leid und ihrer Einsamkeit in eine ziemlich revolutionäre Verfassung hineingearbeitet; sie hat ihre neuen Anschauungen zwar bislang nicht ausgesprochen, aber, da Oswald die Sittlichkeit in den ‚freien Verhältnissen‘, wie er sie bei manchen Künstlern im Auslande gefunden, verteidigt und die Unsittlichkeit erst bei ‚mustergiltigen Ehemännern und Familienvätern‘ aus der Heimat sucht, gibt sie ihm in ‚jedem Worte recht‘.

In einzelnen Punkten mag sie ja nicht so im Unrecht sein, z. B. wenn sie fragt: „Glauben Sie vielleicht, daß Alving reiner war, da ich mit ihm an den Altar trat, als Johanna [Reginens Mutter], da sie sich mit Engstrand trauen ließ?“, wo Pastor Manders nur ‚himmelweit verschiedene Dinge‘ findet — aber sie läßt sich von ihrem Schmerze zu argen Folgerungen verleiten. „Ach ja, die Ordnung und das Gesetz!“ sagt sie. „Manchmal glaube ich beinahe, daß diese beiden alles Unglück hier auf Erden stiften“. Fast möchte sie eine Verbindung zwischen Oswald und Regine zugeben. „Wenn ich nicht so gottsjämmerlich feige wäre, wie ich es bin, so würde ich zu ihm sagen: ‚verheirate dich mit ihr oder richtet Euch ein, wie Ihr wollt; aber nur keinen Betrug!‘ „Ich glaube beinahe, Pastor Manders, wir alle sind Gespenster. Es ist nicht allein das, was wir von Vater und Mutter geerbt haben, das in uns umgeht. Es sind allerhand alte, tote Ansichten und aller mögliche alte Glaube und dergleichen. Es lebt nicht in uns, aber es steckt in uns und wir können es nicht loswerden“. „Als Sie mich in das hineinzwängten, was Sie Pflicht und Schuldigkeit nannten; als Sie das als recht und wahr lobpriesen, wogegen meine ganze Seele sich als etwas Widerliches empörte. Da war es, daß ich Ihre Lehren an meinem eigenen Saum prüfen wollte. Nur einen einzigen kleinen Stich gedachte ich aufzuziehen: aber als ich den gelöst hatte,

riß das Ganze auf. Und da sah ich, daß alles nur Maschinennätherei sei."

Dieser so weit über das Ziel hinausschießende Radikalismus der Frau Alving hat den ‚Gespenstern' viele Freunde und viele Feinde geschaffen. Man erblickte in dem Drama gleichsam das Programm einer neuen Zeit. ‚In den ‚Gespenstern' sagt z. B. A. v. Hanstein, ‚werden die schrecklichen Folgen enthüllt, die sich einstellen können, wenn der sinnlose Grundsatz von der Unauflöslichkeit der Ehe (!) eine reine Frauennatur unentrinnbar an einen sittlich verkommenen Mann haftet,[1]) und obendrein wird in diesem Stück eine wahre Geisterschlacht der neuen Weltanschauung gegen die alte geschlagen.' (Das jüngste Deutschland. 3. S. 118).

Wie Ibsen sich selber zu den im Drama vorkommenden revolutionären Ideen stellt, zeigt ein Brief vom 6. Januar 1882 an Schandorph gerichtet. „Man sucht mich für die Ansichten verantwortlich zu machen, die einzelne Gestalten des Dramas aussprechen. Und doch steht in dem ganzen Buch nicht eine einzige Ansicht, nicht eine einzige Äußerung, die auf Rechnung des Autors käme. Davor habe ich mich wohl gehütet. Die Methode, die Art der Technik, die der Form des Buches zu Grunde liegt, hat dem Verfasser ganz von selbst verboten, im Dialog zum Vorschein zu kommen. Meine Absicht war, beim Leser den Eindruck hervorzurufen, daß er während des Lesens ein Stück Wirklichkeit erlebe. Nichts aber würde in höherem Maße dieser Absicht entgegenarbeiten, als wenn Ansichten des Autors dem Dialog einverleibt würden. Und glaubt man denn in der Heimat, daß ich nicht soviel dramaturgische Kritik besitze, um dies einzusehen? O doch! Ich habe es eingesehen, und ich habe darnach gehandelt. In keinem meiner Schauspiele hält sich der Autor so fern, ist er so durchaus abwesend wie in diesem letzten Drama.

Dann hat man gesagt, das Buch verkünde den Nihilismus. Keineswegs. Es gibt sich nicht damit ab, überhaupt etwas zu

1) v. Hanstein scheint zu vergessen, daß die Kirche, wenn sie auch eine moderne „Scheidung" nicht kennt, doch unter Umständen eine Trennung von Tisch und Bett zugibt.

verkünden. Es weist nur darauf hin, daß der Nihilismus unter der Oberfläche gärt, bei uns wie anderwärts. Und so muß es mit Notwendigkeit sein. Ein Pastor Manders wird immer irgend eine Frau Alving zum Kampf herausfordern. Und eben weil sie Weib ist, wird sie, wenn sie einmal angefangen hat, bis an die äußerste Grenze gehen".

Da haben wir so recht jenen extremen Realismus, der den Dichter absolut hinter seinem Werke verschwinden lassen will, der allerlei Bilder aus den Irrungen und Verwirrungen des Lebens bietet, es aber als Verbrechen ansieht, dazu Stellung zu nehmen. Der Leser wird trotz alledem vielfach den Eindruck gewinnen, daß der Autor auf dieser oder jener Seite steht. Welch eine Verwirrung die Folge dieses Realismus sein kann, hat gerade die Geschichte der „Gespenster" mit der nötigen Deutlichkeit dargetan.

Eigentlich dürfte Ibsen sich wohl nicht wundern, wenn man etwas geneigt war, ihm freiheitliche, allzu freiheitliche Sentenzen in die Schuhe zu schieben. Er hatte doch auch lebhaft sympathisiert mit der ‚Revolutionierung des Menschengeistes' (An G. Brandes, 20. Dez. 1870), und Freiheit war ihm auch jetzt Ideal. An O. Skavlan schreibt er mit Bezug auf die Angriffe, denen sein Drama ausgesetzt war (24. Januar 1882): „Soll denn das Werk der Befreiung bei uns nur auf dem Feld der Politik erlaubt sein? Sind es denn nicht vor allen Dingen die Geister, die Befreiung brauchen? Solche Sklavenseelen wie wir sind nicht einmal imstande, die Freiheiten zu genießen, die wir schon haben. Norwegen ist ein freies Land, bevölkert von unfreien Menschen". Im folgenden sucht er dann wieder ein wenig einzulenken. Aber daß eine solche Gesinnung zum mindesten mißverständlich ist, wird jeder zugeben.

V.

Ein Volksfeind.

Die Angriffe, welche die ‚Gespenster' dem Dichter brachten, blieben nicht ohne Wirkung. Er antwortete, aber als Dichter

und Dramatiker nicht in Form eines ‚An meine Kritiker,‘ sondern mit einem neuen Schauspiel. Er hatte es diesmal eilig. Sonst ging er bereits nach seiner in den späteren Jahren so prinzipiell verfolgten Arbeitsmethode voran; alle zwei Jahre ein neues Stück, diesmal erschien bereits im nächsten Jahre die neue Arbeit, eine neue Anklage gegen die Gesellschaft. Ibsen zeichnete sich selbst als den Verfolgten, freilich nicht in der Gestalt eines verfolgten Philosophen oder Poeten, sondern eines Badearztes, Dr. Stockmann mit Namen. Das war echt realistisch bei aller Symbolik. Realistisch, furchtbar realistisch war auch Milieu und Handlung. Volksversammlung, Redaktionsbureau, Buchdruckerei, Szenerien, von denen das Jambendrama der Könige und Kriegshelden nicht geträumt, ziehen vor unsern Augen vorüber.

Dr. Stockmann, Badearzt in einer kleinen Küstenstadt im südlichen Norwegen, hat nach ernster wissenschaftlicher Untersuchung eine große Entdeckung gemacht. Das vielgepriesene Wasser, das Gesunden und Kranken gar nicht genug empfohlen werden konnte, hat sich als äußerst verderblich herausgestellt, vollkommen infiziert und vergiftet durch die etwas höher gelegenen Gerbereien. Der Doktor ist glücklich über seine Errungenschaft, seine Freunde sind voll der Bewunderung und denken schon an Fackelzug und ähnliche Herrlichkeiten.

Bei seinem Bruder, dem Bürgermeister und Vorstand der Badeverwaltung stößt der Doktor indes auf die ärgsten Schwierigkeiten. Er soll schweigen und das bereits Geäußerte durch neue Erklärungen wieder gutmachen; wenn er sich nicht fügt, hat er seine Entlassung. Doch er beugt sich nicht. Er will seine Überzeugung zum Siege führen. Und es scheint, daß er dabei die Presse und die ‚kompakte Majorität‘ der kleinen Bürger auf seiner Seite hat.‘ Aber er täuscht sich doch. Die ‚Freunde‘ suchen alle ihren eigenen Vorteil, auch die Opposition gegen die städtischen Machthaber ist ihnen eine Sache eigennütziger Absichten, und der Bürgermeister hat leichtes Spiel, den Druck seiner verhängnisvollen Abhandlung zu vereiteln. Auch eine Vorlesung derselben wird nach Kräften verhindert. Niemand in der Stadt stellt ein Lokal zur Verfügung: nur der Kapitän Horster erweist

ihm schließlich diesen Liebesdienst. Hier hält er dann unter allerhand Schwierigkeiten seinen Vortrag, nicht, wie anfangs geplant, über die Verhältnisse des Bades, sondern in viel umfassenderem Sinne. ‚Ich will Euch eine Entdeckung von ganz anderer Tragweite mitteilen, als die Kleinigkeiten, daß unsere Wasserleitung vergiftet ist und daß unser Gesundheitsbad auf einem pestschwangeren Grunde liegt. . . Ich will von der großen Entdeckung sprechen, die ich in diesen letzten Tagen gemacht habe — von der Entdeckung, daß die Quellen unseres geistigen Lebens vergiftet sind und daß unsere ganze bürgerliche Gesellschaft auf dem pestschwangeren Grunde der Lüge ruhe.‘ Und nun redet er zum Volke erst von der ‚maßlosen Dummheit der Autoritäten‘, aber dann kommt er zum eigentlichen Thema: ‚Die gefährlichsten Feinde der Wahrheit und Freiheit unter uns, das ist die kompakte Majorität — ja die verdammte kompakte liberale Majorität — sie ist es. Nun wißt Ihr's.‘ Auf den Zwischenruf des Redakteurs: ‚Die Mehrzahl hat immer das Recht auf ihrer Seite,‘ erklärt er: ‚Die Mehrzahl hat niemals das Recht auf ihrer Seite. . . Die Minorität hat immer recht,‘ um sich dann zu folgenden verwegenen Sätzen zu versteigen: ‚Sie können mir glauben oder nicht; aber Wahrheiten sind durchaus nicht solche zählebende Methusalems, wie sich die Leute einbilden. Eine normal gebaute Wahrheit lebt — lassen Sie mich sagen — in der Regel 17—18, höchstens 20 Jahre: selten länger. Aber solche bejahrte Wahrheiten sind immer erschreckend mager. Und doch gibt sich die Mehrzahl erst dann mit ihnen ab und empfiehlt sie der Gesellschaft als gesunde geistige Nahrung. Aber es ist kein großer Nährwert in derartiger Kost, das kann ich Ihnen versichern, und das muß ich als Arzt verstehen. Alle diese Mehrzahls-Wahrheiten sind mit jahrealtem Speck zu vergleichen; sie sind gleichsam ranzige angegangene Schinken. Und daher kommt all der moralische Skorbut, der rund umher in den Gesellschaften grassiert.‘ Und so geht es weiter zur Erörterung des Unterschiedes zwischen ‚Pudelmenschen‘ und ‚Kötermenschen,‘ zur Kritik der ‚geistig gemeinen Leute,‘ die ihrer Vorgesetzten Gedanken denken und ihrer Vorgesetzten Meinungen meinen, zur Verkündigung des Satzes, ‚daß Freisinn ungefähr genau dasselbe

ist wie Moralität', zur Aufstellung eines gewichtigen Zusammenhanges zwischen Kultur, Sauerstoff und Moral. Schließlich erklärt er: ‚Ja, ich liebe meine Vaterstadt so sehr, daß ich sie lieber zugrunde richten als auf einer Lüge emporblühen sehen will. . . Daran liegt nichts, daß eine lügenhafte Gesellschaft zugrunde gerichtet wird! Sie muß dem Erdboden gleich gemacht werden, sage ich! Ausgerottet wie schädliche Tiere müssen sie alle werden, die in der Lüge leben! Ihr verpestet am Ende das ganze Land; ihr bringt es dahin, daß das ganze Land den Untergang verdient. Und kommt es so weit, dann sage ich aus vollster innerster Überzeugung heraus: mag das ganze Land zugrunde gerichtet werden, mag dieses ganze Volk ausgerottet werden!' Jetzt wird Stockmann auf Beschluß der Anwesenden für einen Volksfeind erklärt, die Versammlung aufgelöst und der Krieg ist da. Der Doktor ruft seinen Gegnern zu: ‚Ihr sollt von dem Volksfeind zu hören bekommen, bevor er den Staub von seinen Füßen schüttelt! Ich bin nicht so gutmütig wie eine gewisse Person, ich sage nicht: ich vergebe Euch, denn Ihr wißt nicht, was Ihr tut.'

Mit zerrissener Hose und vielen Schwierigkeiten gelangt Dr. Stockmann nach Hause, wo ihm die rasende Menge die Scheiben einwirft. Und nicht genug damit: ihm selbst und allen, die zu ihm gehören, wird der Dienst gekündigt, alles der öffentlichen Meinung wegen. Er denkt daran, nach Amerika zu gehen, besinnt sich aber, nachdem er die ganze Niedertracht seiner Hauptgegner kennen gelernt, eines andern; er bleibt und nimmt aufs neue den Kampf auf: ‚Aber nun werde ich auch meine Feder gegen sie spitzen, daß sie wie ein Pfriem wird; ich will sie in Gift und Galle tauchen; ich will mein Tintenfaß ihnen gerade über den Schädel schütten!' Und zum Schlusse teilt er den Seinen mit, daß er wieder ‚eine große Entdeckung' gemacht: ‚Die Sache ist die, seht Ihr, daß der stärkste Mann in der Welt der ist, der am einsamsten steht.'

Wir können, so sehr wir die wirklichen Gemeinheiten in Dr. Stockmanns Gegnern verurteilen, doch nicht vollkommen für den Helden Partei ergreifen, nicht einmal für die als Idealgestalt gezeichnete freigeistige Tochter desselben. —

Die Ansichten des Dr. Stockmann stimmen indes teilweise mit solchen überein, die Ibsen selbst, wenigstens zeitweilig, vertrat, und so ist der ‚Volksfeind‘, wenn man die Kongruenz auch nicht übertreiben darf, doch in gewissem Sinne ein Selbstporträt Ibsens.

Über das Verhältnis des Helden zu seinem Autor gibt ein Brief an Hegel (9. September 1882) recht gut Aufschluß: ‚Die Beschäftigung mit dieser Arbeit hat mir Spaß gemacht, und ich empfinde etwas wie eine Sehnsucht und eine Leere jetzt, wo ich damit fertig bin. Der Doktor Stockmann und ich kamen so vortrefflich mit einander aus. Wir harmonieren in so mancher Beziehung: aber der Doktor ist ein größerer Wirrkopf als ich und hat außerdem verschiedene andere Eigentümlichkeiten, denen man verschiedene Äußerungen aus seinem Munde zu gute halten wird, die man am Ende nicht so ganz ruhig hingenommen hätte, wenn ich sie vorgebracht hätte.‘

Interessant ist auch eine Äußerung in einem Schreiben an G. Brandes (12. Juni 1883): „Ich bleibe dabei, daß ein geistiger Vorpostenkämpfer nie eine Mehrheit um sich sammeln kann. In zehn Jahren steht vielleicht die Mehrheit auf dem Standpunkt, auf dem der Doktor Stockmann bei der Volksversammlung stand. Aber in diesen zehn Jahren ist der Doktor ja nicht stille gestanden; er hat abermals einen Vorsprung von zehn Jahren vor der Mehrheit voraus. Die Mehrheit, die Masse, die Menge holt ihn nie ein; er kann nie die Mehrheit für sich haben. Was meine eigene Person betrifft, so habe ich jedenfalls die Empfindung solch eines unaufhörlichen Vorwärtsschreitens. Wo ich gestanden habe, als ich meine verschiedenen Bücher schrieb, da steht jetzt eine recht kompakte Menge. Aber ich selbst bin nicht mehr da, — ich bin wo anders, weiter vor, wie ich hoffe.“

Eine ähnliche Wandlung läßt sich in Ibsens Briefen auch wohl mit Bezug auf die letzte, große Entdeckung des Dr. Stockmann verfolgen, daß der stärkste Mann in der

Welt der ist, der am einsamsten steht. Am 4. März 1866 schrieb er noch an Björnson: „Du bist der einzige, den ich habe. Du weißt nicht, was das heißen will, nur einen einzigen zu haben“. Am 24. September 1871 an G. Brandes: „Für das Solidarische habe ich eigentlich nie ein starkes Gefühl gehabt und ich habe es eigentlich nur so als traditionellen Glaubenssatz mitgenommen, — und hätte man den Mut, es ganz und gar außer Betracht zu lassen, so würde man vielleicht den Ballast los, der am Schlimmsten auf der Persönlichkeit lastet. Überhaupt gibt es Zeiten, da die ganze Weltgeschichte mir wie ein einziger großer Schiffbruch erscheint, — es gilt sich selbst zu retten!“ Und am 4. April 1872 an denselben: „Mir wenigstens scheint, der Einsamste ist der Stärkste“. 3. Januar 1882 an denselben: „Unter keinen Umständen möchte ich mich je einer Partei anschließen, die die Majorität auf ihrer Seite hat. Björnson sagt: Die Majorität hat immer recht. Und als praktischer Politiker muß man das wohl sagen. Ich dagegen muß notwendigerweise sagen: Die Minorität hat immer recht. . . . Ich meine die Minorität, die da vorangeht, wo die Mehrheit noch nicht hingelangt ist.“

Man sieht, wie sehr der ‚Volksfeind‘ ein persönliches Drama ist trotz aller äußeren Realistik in Erfindung und Durchführung. Ja, Ibsen und der Doktor sind einander nahe verwandt sowohl in ihrem Hasse gegen die ‚Lüge‘, wie in ihrer Skepsis und Neuerungssucht auf dem Gebiete der Idee.

VI.

Die Wildente.

Im ‚Bund der Jugend‘, den ‚Stützen der Gesellschaft‘, dem ‚Puppenheim‘ und den ‚Gespenstern‘ hat Ibsen auf dem Hintergrunde seiner realistischen Schilderungen und soweit es bei einem so ausgesprochenen Realisten möglich ist, auch manche Lanze für seine Ideale von ‚Wahrheit‘ und ‚Freiheit‘ gebrochen; im ‚Volksfeind‘ hat er mit flammender Ge-

walt jenen geantwortet, von denen er sich in diesem Kampfe ungerecht verfolgt glaubte. In der ‚Wildente' aber ist es fast, als wolle er seine ‚Retractationes' liefern und zugestehen, daß man auch mit dem unerbittlichen Dringen auf Wahrheit zu weit gehen und mit der ‚idealen Forderung', wenn sie einseitig gestellt, viel Unheil anrichten könne, daß die ‚Lebenslüge' freilich kein Ideal sei, aber den Menschen das Leben doch recht gemütlich und erträglich mache. Das wäre dann ein ziemlich pessimistisch gefärbter Abschluß dieser Periode.

Der Photograph Hjalmar Ekdal lebt in sehr ärmlichen, kümmerlichen Verhältnissen, die er freilich selbst teilweise verschuldet, denn statt ordentlich zu arbeiten, überläßt er die laufenden Geschäfte am liebsten seiner geschickten, fleißigen Frau und denkt über seine Erfindung nach, die er — einmal machen wird, und faulenzt. Ärmlich ist es bei ihm, aber er hat doch ein freundliches Heim, in das besonders die vierzehnjährige Hedwig mit ihrer kindlichen Liebe und Naivität Sonnenschein bringt. Da kommt sein Freund Gregor, der Sohn des reichen Großkaufmanns Werle und erweckt in ihm den Verdacht, daß seine Frau nicht treu gewesen. Es soll damit keine Entfremdung und Feindschaft herbeigeführt werden, im Gegenteil, Gregor möchte gerade, daß auf eine offene Aussprache Verzeihung und unerschütterliche Sicherheit folgen. ‚Eine solch' große Abrechnung, — eine Abrechnung, auf welche eine ganz neue Lebensbahn gegründet werden soll — eine Lebensbahn, ein Zusammenleben in Wahrheit und ohne jedes Geheimnis'. Aber er hat Unglück mit seinem Versuch, es kommt zu einer argen Entzweiung und Hjalmar will das Haus verlassen, alles im Stich lassen, was nunmehr nach seiner Meinung nicht zu ihm gehört.

(Fortsetzung folgt.)

II.

Die Frauen in den Evangelien.

Eine quellenkritische Studie von Richard von Kralik.

In meinem Buch ‚Jesu Leben und Werk' habe ich die quellenkritischen Fragen nur insoweit berührt, als es notwendig war, die Evangelien als echte, glaubwürdige, auf gleichzeitige Zeugnisse beruhende Quellen für die historische Darstellung nachzuweisen. In zwei selbständigen Studien (‚die Kultur' 1900 S. 20; 1905 S. 265) habe ich die Quellen der Kindheitsgeschichten bei Matthäus und Lukas, die des Prologs zum Johannes-Evangelium und das ‚Urevangelium' erörtert. An anderer Stelle werde ich die Ausbildung der beiden Evangelientypen aus dem Urevangelium verfolgen und es versuchen, für jeden Abschnitt die gleichzeitige Quelle der Überlieferung, die Augenzeugen nachzuweisen. In diesen, bisher noch ungedruckten Studien, versuche ich als eine dieser Hauptquellen für die drei synoptischen Evangelien Joseph von Arimathäa, für das Johannes-Evangelium Nikodemus wahrscheinlich zu machen. Dabei ergeben sich auch als eine weitere Hauptquelle die Zeugnisse der heiligen Frauen, die ja auch bei der entscheidenden mündlichen Feststellung des Urevangeliums vor und nach dem ersten Pfingstfest, wie wir wissen, anwesend waren unter jenen 120, auf die der heilige Geist kam.

Ich will hier nun alles, was sich auf diese evangelischen Frauen bezieht, zusammenstellen, ohne Scheu, dabei auch einige kühnere Hypothesen zu wagen und der kritischen Diskussion zu unterbreiten.

Daß die ganze Kindheitsgeschichte Jesu bei Lukas auf die Erzählung der Mutter des Heilands zurückgeht, steht wohl sicher und fest. Daß die Kindheitsgeschichte bei Matthäus auf Joseph den Nährvater zurückgeht, habe ich aus dem Charakter dieser Geschichte wahrscheinlich zu machen gesucht. Aber wahrscheinlich war es auch Maria, die Mutter Jesu,

die ihres Gatten Joseph Erinnerungen oder Aufzeichnungen über die Jugendgeschichte bewahrt und so lange überliefert hat, bis sie ins erste Evangelium als ‚Biblos geneseos' aufgenommen wurden. Dabei muß es als ein Beweis der größten Pietät der Evangelisten bezeichnet werden, daß die beiden Aufzeichnungen nicht vermischt, nicht ineinander redigiert wurden. Das könnte uns berechtigen, auch nach anderen selbstständigen Quellengruppen (‚Bibloi' oder ‚Logoi') in den Evangelien zu forschen.

Auf die Erzählung der Mutter Maria geht auch der Bericht über die Hochzeit zu Kana bei Johannes zurück. Das ist nicht so sehr aus der Nennung zu Beginn und zum Schluß (Joh. 2, 1 und 12), sondern vielmehr aus der überbescheidenen Art der Erzählung zu schließen. Maria war gewiß schon längst als Bewahrerin der Traditionen von der Kindheitsgeschichte verehrt. Sie vor allem wird den Zusammenhang der verwandten Familie des Täufers und dessen Kreises mit Jesus und den galiläischen Kreisen aufrecht erhalten haben. Die sonst so höchst befremdlich klingenden Worte ‚Weib, was hab ich damit (oder mit dir) zu schaffen!' sind am besten erklärlich durch die herbe Bescheidenheit der Erzählerin. Sie stimmen auch ganz und gar zum Dialog des zwölfjährigen Jesus mit der Mutter im Tempel (Luk. 2, 48 f.) Die Antwort ist beidemale zweiteilig, Abweisung und Begründung. Dort: ‚Ihr hättet mich nicht zu suchen brauchen, da ich doch nur bei meinem Vater sein konnte.' Hier: ‚Du brauchst so etwas nicht von mir zu verlangen, da ich es doch tun werde, wenn meine Stunde gekommen ist.' Darum darf man mit Recht auch bei Johannes jene Worte, bei Lukas stillschweigend ergänzt denken: ‚Sie verstanden nicht ganz diese Rede, aber seine Mutter bewahrte sie in ihrem Herzen, in ihrem Gedächtnis' (und bezeugt sie also). Lukas erzählt (4, 16 ff.), wie Jesus nach Nazareth zurückkam, dort lehrte, aber wenig Glauben fand (vergl. Matth. 13, 54 f. Mark. 6, 1 f.). Man nahm Anstoß am Sohn des wohlbekannten Zimmermanns Joseph und seiner

dort lebenden Mutter, dessen weitere Verwandtschaft auch den Nimbus des Propheten zu beeinträchtigen schien. Diese starke und ungewöhnliche Hervorhebung der Verwandtschaft macht es wahrscheinlich, daß die Evangelisten aus einer Familientradition schöpften, aus einer Erzählung der Mutter Jesu selber. Noch bestimmter weist auf einen Bericht der Familie, also Marias, hin die Kunde (Mark. 3, 21 u. 22), die Verwandten hätten, wohl infolge einer Einbläserei der Schriftgelehrten aus Jerusalem, Jesum für wahnsinnig gehalten. Man muß damit die herbe klingende Stelle (Mark. 3, 31 f. Math. 12, 46 ff. Luk. 8, 19 ff.) in Verbindung bringen, wo die Mutter und die Verwandten Jesum aus der Versammlung rufen wollen und er antwortet: ‚Wer ist mir Mutter und Bruder? der den Willen Gottes tut.‘ Das erklärt sich ebenso wie die beiden früheren Worte am besten aus der absichtlichen und lehrhaften Bescheidenheit der Erzählerin Maria. Sie will durch die scharfe Fassung der Antworten die Gemeinde in die innigste Verbindung mit ihrem Sohne setzen und sich gewissermaßen nur als Vermittlerin, als Vertreterin, als Vorbild der Beziehung erklären. Das ganze Verhältnis gipfelt im Worte am Kreuz: ‚Sieh dein Sohn, sieh deine Mutter!‘

Für die Episode in Samaria und besonders für das Gespräch am Brunnen wird ausdrücklich die Erzählung der Samariterin selber als Quellenzeugnis angeführt (Joh. 4, 39).

Bei dem Bericht über die Heilung des Jünglings von Kapernaum vermute ich wieder eine weibliche Quelle als Haupterzählerin. Wer war der Vater des Knaben, den Johannes (4, 46) einen gewissen königlichen Beamten (basilikos, regulus) nennt? Der Evangelist beschließt den Bericht mit der Bemerkung, daß jener und sein ganzes Haus infolge des Wunders glaubte (4, 53). Dieser Mann war also ein Beamter des „Königs“ oder eigentlich Tetrarchen Herodes Antipas, ein Jude, wohl zu unterscheiden von dem römischen Hauptmann, dem Centurio, einem Heiden (Matth. 8, 5; Luk. 7, 1). Nun kennen wir aber auch sonst

einen Beamten (Epitropos) des Herodes Antipas, namens Chuza, und das wird wohl derselbe sein; dessen Gemahlin Johanna gehörte zu den Frauen, die Jesu nachfolgten und mit ihrem Vermögen die ganze junge Gemeinde versorgten (Luk. 8, 3). Sie gehörte also zum engsten Kreis der Vertrauten, sie konnte über das Wunder am eingehendsten berichten.

Über dieses charitative Frauenkomitee berichtet Lukas (8,2) am ausführlichsten. Er teilt hier mit, daß eine größere Anzahl von Frauen, aus denen drei namentlich ausgezeichnet werden, dem Meister und den Zwölfen gefolgt seien auf den Reisen durch Städte und Dörfer. Es waren lauter Frauen, die (oder deren Angehörige) er geheilt hatte und zwar sowohl von geistigen wie von körperlichen Leiden. Diese Frauen hatten es auf sich genommen, aus ihrem Vermögen für die Bedürfnisse dieser Evangelisationsfahrten zu sorgen. All das gewährt uns einen seltenen Einblick in die äußeren Umstände der Gemeinde. Wir werden im Anschluß daran auch vermuten dürfen, daß diese Frauen es waren, die zur Bestreitung der täglichen Ausgaben den Beutel des Judas versorgten. Darum glaubte dieser wohl das Recht zu haben, bei der Salbung durch Magdalena über die schlechte Ökonomie dieses Frauenkomitees zu schelten. Denn wir erfahren eben durch Lukas, daß an der Spitze dieser mildtätigen Frauen Maria mit dem Beinamen Magdalena stand, ferner Johanna, die Gattin des herodianischen Beamten Chuza, und eine gewisse Susanna. Von Maria Magdalena wird dabei ausdrücklich bemerkt, daß sieben Dämonien von ihr gewichen waren. Man muß das offenbar zurückbeziehen auf die Szene, die Lukas unmittelbar vorher erzählt hat (7,36—50), wenn auch die Sünderin, die den Herrn beim Pharisäer Simon salbt und von ihm Verzeihung erhält, nicht mit Namen genannt wird. Es ist auch wohl nicht zufällig, daß bald darauf (Luk. 8,19) jene Äußerung Jesu erwähnt wird, diejenigen seien ihm Mutter und Bruder, die Gottes Wort hören und tun.

Man wird auch, dieser Stelle folgend, nicht irren, wenn man manche Heilungen von Frauen, die in den Evan-

gelien erzählt werden, auf eine dieser hier erwähnten genannten und ungenannten Frauen bezieht, so die bald darauf erzählte Heilung der Blutflüssigen (Luk. 8,43; vgl. Matth. 9,20; Mark. 5,25). Nach Eusebius (Kirchengeschichte 7,18) stammte diese Frau aus Paneas oder Cäsarea Philippi. Sie hatte vor ihrem Haus eine Gruppe aus Erz auf hohem Steinsockel errichten lassen, Jesum darstellend, der die Knieende heilt; zu Füßen des Heilands ein seltenes Heilkraut. Vielleicht gehört in diesen Kreis auch die geheilte Schwiegermutter des Petrus (Matth. 8,14), die Witwe von Naim (Luk. 7,11 f.) oder die Tochter des Jairus (Mark. 5,22; Luk. 8,41), die gekrümmte Frau (Luk. 13,11). Wenn ferner eine Frau aus der Gefolgschaft oder Umgebung ihre Stimme zum Preise der Mutter Jesu erhebt (Luk. 11,27), so wird auch an eine dieser bekannten Frauen zu denken sein, vielleicht an Maria (Magdalena), die kurz vorher mit ihrer Schwester Martha genannt wurde (Lukas 10,42). Es deckt sich dann Jesu Lob dort und hier. Und in jenem Tadel für Martha steckt die Warnung, die Frauen mögen die übernommene Sorge um den Unterhalt nicht einseitig übertreiben.

Daß Marthas Schwester Maria wirklich die Magdalena ist, wird aus dem Zusammenhang mit Luk. 7, 38 f. und Joh. 11, 2, Joh. 12, 2 klar. Vielleicht ist die Königin von Saba, die den weisen Salomon gehört hat, erwähnt mit Beziehung auf Magdalena, die nun den höheren Salomon hörte. (Luk. 11, 31).

Auch die Parabel von der Witwe und vom Richter (Luk. 18, 1 f.) ist vielleicht mit Beziehung auf eine bestimmte Frau dieses Kreises erzählt worden. Ebenso die von der armen Witwe (Mark. 12, 42; Lukas 21, 2).

Wahrscheinlich ist auch die Parabel von den zehn Jungfrauen, den fünf klugen und fünf törichten, auf die mehr oder minder vollkommene weibliche Begleitung Jesu gemünzt (Matth. 25, 1 f.). Die Erinnerung an den Gegensatz zwischen Maria und Martha liegt nahe genug.

Das Gleichnis vom Sauerteig (Matth. 13, 33; Luk. 13, 21) ist aus der täglichen Beschäftigung jener dienenden Frauen entnommen. Es erscheint bei Lukas gleich nach der Heilung der gekrümmten Frau. Der parabolische Sauerteig der Pharisäer, Sadduzäer und des Herodes, welcher die Heuchelei ist, erinnert daran (Matth. 16, 6; Luk. 12, 1; Mark. 8, 15). Ob nicht auch das Gleichnis vom verlorenen Groschen des Weibes (Luk. 15, 8) sich auf eine dieser dienenden Frauen bezieht?

Bei der Speisung der 5000 und der 4000 sind auch Frauen zugegen;. aber ihre Vorsorge hat diesmal nicht ausgereicht (Matth. 14, 21; 15, 38). Diese dienenden Frauen mögen es auch gewesen sein, die ihre Kinder dem Heiland brachten (Matth. 18, 2; Mark. 9, 35; Luk. 9, 47 und Matth. 19, 13; Mark. 10, 13; Luk. 18, 15).

Die Tätigkeit dieser Frauen scheint schon vor der Aussendung der Apostel zu beginnen und die Mahnung, nunmehr ohne Tasche und Geld auszuziehen, ist wohl eine Anspielung auf die bisherige Sicherheit der Verpflegung.

Diesem Kreis scheint sich auch das kananäische Weib mit ihrer geheilten Tochter angeschlossen zu haben. Wenigstens kann nur sie allein dem Evangelisten erzählt haben, wie sie nach der Szene mit dem Heiland ihre Tochter zu Hause, vom Dämon befreit, auf dem Bette liegend fand (Mark. 7,30; Matth. 15,28).

Ich komme noch einmal auf Johanna, die Frau des Chuza, zu sprechen. An sie wird man nämlich auch in jenen Fällen zu denken haben, wo wir so ausgezeichnet genaue Berichte vom Hofe des Herodes Antipas haben. Das eine ist die Tötung des Täufers (Mark. 6, 17 f., Matth. 14, 3 f.), das zweite die Nachricht, daß Herodes von Jesus meinte, er sei der wiedererstandene Täufer und daß er ihn zu sehen wünschte (Matth. 14, 1; Mark. 6, 14; Luk. 9, 7). Unter den Pharisäern, die den Heiland vor Herodes warnten, weil er ihn töten wolle, ist wohl auch Chuza, der Gatte der Gemeindegenossin Johanna, zu verstehen (Luk. 13, 31). Endlich

kann die Spannung zwischen Pilatus und Herodes und die versöhnende Wirkung des Höflichkeitsaustausches nur von vollkommen eingeweihten Augenzeugen beobachtet und erzählt worden sein. Dieser Erzählung verdanken wir den wichtigen Bericht über das Verhör Christi vor Herodes, den nur Lukas hat. Daher nennt Lukas (23, 11) ausdrücklich den Hof (strateumata) des Herodes. Zu diesem Hof gehörte eben Chuza, der Gatte der Johanna.

Die Mägde des Hohenpriesters, die den Petrus wieder erkennen, müssen Hörerinnen Jesu gewesen sein (Matth. 26, 69 und 71; Mark. 14, 67; Luk. 22, 56). Eine davon ist die Türhüterin, mit der auch Johannes der Evangelist wie mit einer Bekannten spricht (18, 16). Das alles sind Anzeichen engerer persönlicher Zusammenhänge, von denen wir in den Evangelien nur leise Andeutungen haben. Von der Wahrscheinlichkeit solcher Zusammenhänge ausgehend, will ich hier mit allem Vorbehalt noch eine kompliziertere Hypothese vorbringen.

Nachdem der Heiland gegen Ende des Jahres 29 in Jerusalem gelehrt hat, wobei unter anderem die Szene mit der Ehebrecherin sich ereignete, zieht er, um der Steinigung zu entgehen, nach dem Tempelweihefest im Winter, also etwa mit Beginn des Jahres 30 an die Grenzen Judäas jenseits des Jordans. Dort wird ihm die Frage der Ehescheidung vorgelegt (Matth. 19, 3 f.; Mark. 10, 2 f.) Ich glaube nicht, daß sie bloß eine „akademische“ Frage war. Dafür ist das persönliche Interesse der Jünger, das sie zeigen, zu groß; die Entscheidung geht ihnen sehr nahe und es wird ihnen schwer, dieselbe anzunehmen. Es folgt nun unmittelbar die Szene mit den Kindern und es scheint, daß auch die Kinder als stärkstes Argument gegen eine leichtsinnige Ehescheidung in die Erörterung eingeführt werden. Darauf folgt die Frage des „reichen Jünglings“, was er tun solle, um das ewige Leben zu erhalten. All das hängt, glaube ich, zusammen. Diese Frage des Reichen bezieht sich auf Jesu Äußerung, daß das Himmelreich den Kindern zu-

komme, und diese Äußerung ist gleichsam eine nähere Erläuterung der Schlußsentenz in der Ehescheidungsfrage, daß es nämlich solche gebe, die sich des Himmelreichs wegen einem jungfräulichen Leben ergeben. Vielleicht handelte es sich um eine geplante Scheidung im weiteren Jüngerkreis, die großes Aufsehen gemacht hatte und auch von den „Pharisäern“ erörtert wurde. Vielleicht war der „reiche Jüngling“ selber jener unglückliche betrogene Gatte, um den es sich handelte. Denn die Jünger nehmen in beiden Fällen für ihn Partei. Das erstemal sagen sie, da sei es überhaupt nicht ratsam zu heiraten (Matth. 19, 10) und das zweite mal fragen sie, wer denn dann selig werden kann, wenn ein Reicher fast unmöglich ins Himmelreich kommen könne (Matth. 19, 25). Vielleicht hat man also die Frage der Ehescheidung auf die kurz vorhergehende Überführung der Ehebrecherin zu beziehen. Und vielleicht war es eben jener reiche Jüngling, der vom Meister eine Entscheidung ansuchte, der dem Himmelreich schon nahe war, aber doch noch nicht ganz reif zur Vollkommenheit. Aber bei Gott wird auch dies noch möglich sein, wie Jesus prophetisch verkündet. Ich vermute in ihm daher ein späteres Mitglied der Gemeinde und zwar Joseph von Arimathäa, denselben, von dem Jesus an einer anderen Stelle sagt, daß er nicht mehr weit vom Reiche Gottes sei (Matth. 22, 34 ff.; Mark. 12, 28 ff.), derselbe, von dem es wenige Tage darauf heißt, daß er „auch auf das Reich Gottes wartete“ (Mark. 15, 43; Luk. 23, 51).

Alle diese Hypothesen sollen trotz ihrer Unbeweisbarkeit hier nicht ganz unterdrückt werden, weil sie doch auf der Voraussetzung beruhen, daß die Erzähler vieles Persönliche absichtlich zurücktreten ließen, teils aus Bescheidenheit, teils aus Scheu oder Rücksicht. Hinter all den ewigen Worten steckt gewiß eine Fülle von individuellem Leben. Es ist nur zweifelhaft, ob es immer richtig zu deuten ist.

Sonstige Spuren der Erzählungen jener Frauen treffen wir noch im Bericht über die Erweckung des Lazarus (Joh. 11).

So hört man z. B. in Vers 5 ganz die erzählende Maria von ihren Geschwistern Martha und Lazarus sprechen, sich selber bescheiden verbergend. Ebenso Vers 31.

Die apokryphe Legende macht auch die Gattin des Pilatus (Matth. 27, 19) zu einem Mitglied der Gemeinde. Jedenfalls ist ihre Hervorhebung im Evangelium bedeutsam, um so bedeutsamer, als ihre Botschaft an Pilatus wohl ganz im Verborgenen geschah und kaum von einem Anwesenden als solche bemerkt oder gehört werden konnte. Dem Richter wurde wohl nur einfach ein Briefchen überreicht, das er stillschweigend überflog. Nur die Gattin oder eine ihrer Vertrauten wußte das nähere.

Auf Golgatha waren die dienenden Frauen Hauptzeugen der Ereignisse. Matthäus (27, 55) trägt hier die wichtige Bemerkung über ihre dienende Aufgabe nach. Da sie dem Meister als sorgende Dienerinnen von Galiläa her auf allen Reisen folgten, war auch ihre Anwesenheit unterm Kreuz ganz motiviert. Matthäus nennt nach Maria Magdalena noch Maria, die Mutter des Jakobus und Joseph, und die Mutter der Zebedäussöhne. Markus nennt mit gleicher Erläuterung unter vielen anderen ungenannten Maria Magdalena, Maria, die Mutter des jüngeren Jakobus und Joses und Salome (15, 40). Lukas, der sie schon früher genannt hatte (8, 3), erwähnt sie jetzt erst wieder bei der Grablegung (23, 55). Johannes (19, 25) nennt die Mutter des Herrn, deren Schwester Maria, des Kleopas Gattin, und Maria Magdalena. Wenn die beiden ersten Evangelisten die Mutter Maria nicht nennen, so ist nach allen Analogien zu vermuten, daß sie den eigenen, bescheiden verschweigenden Erzählungen der Gottesmutter folgen. Nach derselben Quelle waren die beiden erstgenannten Frauen bei der Grablegung. (Matth. 27, 61; Mark. 15, 47).

Nun kommt der wichtigste Bericht der Frauen über die Auferstehung. Markus (16,1) nennt wieder alle drei, die beiden Marien und Salome, die am Samstagabend Salben kauften. Zum Grab scheinen am nächsten Morgen nur die beiden

Marien gegangen zu sein (Math. 28,1). Alle zusammen aber teilen sich zuerst die Nachricht mit und gehen dann zu den Aposteln (Luk. 24,10): nämlich Magdalena, Johanna, Maria, die Mutter des Jakobus und die übrigen Gefährtinnen. Maria Magdalena war die Wortführerin (Joh. 20,1). Ihr wurde auch die Erscheinung Jesu (Joh. 20,14; Mark. 16,9; vgl. Matth. 28,9), über die sie auch wieder berichtet (Joh. 20,18; Mark. 16,10; Matth. 28,10).

Alle diese Berichte der Frauen standen nebst den Zeugnissen der Apostel (und denen des Joseph von Arimathäa und Nikodemus über Vorkommnisse in den Kreisen der Hohenpriester, Schriftgelehrten und Pharisäer) den ersten Evangelisten bereits in der ersten Versammlung der 120 Jünger und Jüngerinnen in Jerusalem zur Verfügung (Apg. 1,14 und 15), womit natürlich die authentische Inspirationstheorie nicht überflüssig wird.

Durch die Mannigfaltigkeit dieser Quellenberichte werden manche Verschiedenheiten der evangelischen Erzählungen erklärlich. So z. B. ist es wohl zu erklären, warum nur Matthäus (20,20) die Mutter der Zebedäussöhne Jesum bitten läßt, während Markus (10,35) nur die Söhne erwähnt, Lukas und Johannes darüber schweigen. Ebenso zu erklären ist es vielleicht, daß Lukas die für Maria Magdalena so ehrenvolle Salbung im Hause Simons des Aussätzigen nicht erwähnt, sondern nur eine frühere (Luk. 7,36), die allerdings vielleicht im selben Hause geschah. Matthäus (26,6) und Markus (14,3) haben die beispiellose Lobpreisung der von ihnen nicht genannten Frau, Johannes (12,1) gibt genaue Namen, verschweigt aber aus feinem Takt das volle Lob.

So steckt überall noch eine Fülle von Problemen selbst bei konservativstem Festhalten am Text der evangelischen Quelle und an der Tradition, die unberührt in ihrer vollen Würde verbleibt. Hier wird noch mancher Fortschritt der Forschung möglich sein, ohne das bewährte Alte im geringsten zu erschüttern. Diesen Weg zu versuchen, ist die Absicht dieser Studien, von denen ich hier nur ein Spezimen vorlege.

III.

Die Juden in Österreich.

Das buntsprachige und völkerreiche Österreich mit seinem nationalen Hader und seinen konfessionellen Bewegungen ist zu allem Überflusse noch von einer stattlichen Anzahl Juden durchsetzt, welche schon zu den Zeiten Josephs II. und noch länger vorher, insbesondere aber heute ein brennendes Problem der österreichischen Monarchie bilden. Der außerordentliche Einfluß des Judentums in Österreich auf die kulturellen und finanziellen Verhältnisse ist ein tiefeinschneidender, äußerst bedeutsamer Faktor für das politische und gesellschaftliche Leben Österreichs geworden. Nicht zuletzt rührt die scharfe Spaltung der politischen Parteien von dem unheilvollen, zersetzenden Einfluß der Juden her, welche die Führung der österreichischen Sozialdemokratie übernommen haben, welche in ihrem Kampfe gegen Kleingewerbe und Mittelstand, gegen die christlichen Grundsätze in der Staats- und Wirtschaftspolitik die machtvolle Organisation der Christlichsozialen hervorriefen. Wenn der Piusverein in Österreich die christliche Presse zu heben und zu verbreiten sucht, so hat er es in erster Linie mit dem Judentum zu tun, welches in der „Neuen Freien Presse“ und anderen Blättern einflußreiche, gewaltige und gefügige Werkzeuge besitzt. Der heißentbrannte Kampf auf den Universitäten und sonstigen Hochschulen zwischen den christlichen Elementen im Professorenkörper und in der Studentenschaft und ihren Gegnern wird zum großen Teil im Namen der Freiheit der Wissenschaft und zu Gunsten der zahlreichen jüdischen Dozenten von dem Judentum geführt, welches den letzten Rest der christlichen Weltanschauung von den Hochschulkathedern verbannen möchte und unabläßig die Brandfackel des Hasses unter dem Geschrei der bedrohten Forschungsfreiheit voranträgt. Die materielle Macht der Juden im Handel, in Industrie und Gewerbe ist von erdrückender, alles überbietender Natur. Schwer

seufzt das christliche Volk Österreichs unter der Last, welche ihnen das jüdische Übergewicht in den einflußreichen Positionen jeglicher Art auferlegt. Der Zorn heiliger Entrüstung über die jüdische vielfach bestehende Zwingherrschaft stärkt die Reihen der christlichsozialen und konservativen Volkskreise, welche unter Luegers energischer Führung dem unheimlichen Fortwachsen des jüdischen Einflusses auf allen Gebieten zum erstenmale und erfolgverheißend den Hemmschuh anlegen wollen.

In diesem Kampfe gegen das Judentum ist es von größtem Vorteile, wenn die Eigenart, die Schädlichkeit, kurz die gesamte soziale, wirtschaftliche und kulturelle Struktur der österreichischen Judenschaft bekannt ist. Seit längerer Zeit schon befaßt sich das gebildete und finanziell leistungs- und opferfähige Judentum (mit einer Zentrale in Berlin) damit, über die Lage des heutigen Judentums in allen Erdteilen genaue statistische und demographische Aufschlüsse in Form von abgerundeten Monographien sich zu verschaffen. Man geht dabei von dem richtigen Grundsatze aus, daß die jüdische Statistik die Basis aller rationellen jüdisch-sozialen Arbeit ist. So erschien ein in wissenschaftlicher Beziehung sehr wertvoller und in praktischer Hinsicht sehr brauchbarer Band jüdischer Statistik, über den wir schon in Band 134 eingehender berichteten. In weiterer Verfolgung dieser Ziele ist soeben eine Monographie, vorwiegend statistischen Charakters, über die Juden in Österreich erschienen, deren Ausbeute zur Kenntnis des österreichischen Judentums sehr nützlich ist. Das auf breitester Zahlengrundlage aufgebaute Werk gibt zahlreiche Fingerzeige für die Bekämpfung des Judentums, indem es in bevölkerungs-, sozial- und moralstatistischer Beziehung eine Fülle von charakteristischen Merkmalen beleuchtet.

Die Juden in Österreich bilden in viel geringerem Maße eine einheitliche Gruppe, wie in Deutschland. Nach der geschichtlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Seite hin bilden die Juden in Galizien und der Bukowina, welche etwa $^2/_3$ der österreichischen Gesamtheit ausmachen, eine eigene Gruppe.

Hier sind die Juden in ökonomischer Beziehung zurückgeblieben und stehen abseits von dem sonstigen kulturellen Milieu des Landes. Von ihnen unterscheiden sich die Juden in Westösterreich, namentlich in Wien, deren sozialer Charakter mit den deutschen Juden im allgemeinen übereinstimmt.

Im Jahre 1900 betrug die Zahl der Juden in ganz Österreich 1'224,899 und machte über 4½% der Gesamtbevölkerung aus. Galizien zählte 811,371, Niederösterreich mit Wien 157,278, die Bukowina 96,150, Böhmen 92,745, Mähren 44,245, Schlesien 11,988 Juden. Im letzten Jahrzehnt haben die Juden im allgemeinen sich um die Hälfte schwächer vermehrt als die übrige Bevölkerung. Sehr stark ist der Zug nach der Stadt und das Wachstum der Juden in den Städten. Wien zählte 1900: 146,926 (8,7% der Bevölkerung), Lemberg 44,258 (28% der Bevölkerung), Krakau 25,670 (28%), Czernowitz 21,587 (32%), Prag 18,896 (9,42%), Triest 4954 (2,7%), Graz 1620 (1,2%) jüdische Einwohner. Was die natürliche Bevölkerungsbewegung der Juden anlangt, so fällt an charakteristischen Momenten zunächst ins Auge, daß die Juden einen bedeutenden Knabenüberschuß bei den Geburten aufzuweisen haben. Insbesondere ist dies der Fall in der Bukowina und in Galizien. Während bei den Katholiken und Protestanten in der Regel auf 100 Mädchen 105 bis 106 Knaben geboren werden, treffen bei den Juden 111 bis 114 Knabengeburten auf solche von 100 Mädchen. Bei den russischen Juden steigt dieses Verhältnis bis auf 130 und mehr. Trägt vielleicht auch mangelhafte Registrierung der Mädchengeburten die Schuld an dieser Abweichung vom normalen statistischen Verhältnis 100:106, so bedeutet der immerhin vorhandene große Knabenzuwachs bei den Juden in sozialer und wirtschaftlicher Beziehung einen nicht zu verachtenden Vorsprung den Christen gegenüber. Bezüglich der Sterblichkeit ergibt sich ein ziemlicher Abstand der jüdischen von der christlichen Sterbeziffer. Es starben im Durchschnitt der Jahre 1895/1900 unter je 1000 Christen 26,6, Juden 19,1, im Jahre 1901

bei den Christen 24,4, bei den Juden 17,3. Die günstigere Gestaltung der Sterblichkeit bei den Juden ist wie in allen übrigen Ländern eine Folge der größeren Wohlhabenheit und der wirtschaftlich günstigen Lage, auf welche selbst die Ungunst der Verhältnisse in Galizien mit ihrem notorischen Judenelend nicht ausgleichend einzuwirken vermag. Der natürliche Bevölkerungszuwachs ist in dem letzten Jahrzehnt auf 7,14 % gesunken, während er in früheren Jahrzehnten 22,8 % und 13,4 % betrug und während er bei den Katholiken 1890/1900 9,12 %, bei den Griechischkatholischen 11,38 % und den Protestanten 15,71 % ausmacht. Diese rückläufige Tendenz hängt zusammen mit den Auswanderungsverlusten, von denen insbesondere Galizien betroffen ist, und mit der Austrittsbewegung im Judentum. Trotz des hohen Knabengeburtsüberschusses haben die Juden gleichwohl ähnlich den Katholiken einen ziemlichen Frauenüberschuß (auf 1000 Männer im Jahre 1900 1042 Frauen), der namentlich durch die stark herrschende Männerauswanderung hervorgerufen wird. Im Jahre 1904/05 wanderten 129,910 Juden nach den Vereinigten Staaten aus; außerdem finden Auswanderungen statt nach Canada, Argentinien und Deutschland.

Ein besonderes Augenmerk verdient die Taufbewegung in Österreich. Während in Galizien und der Bukowina mit Ausnahme der Städte Lemberg und Krakau nur wenige Austritte aus dem Judentum zu verzeichnen sind, ist Westösterreich, insbesondere Wien, ein Hauptherd der Taufbewegung. Im Lauf der letzten 36 Jahre hat das Judentum in Wien im ganzen mindestens 9085 Mitglieder verloren. 1868/79 kam ein Tauffall auf etwa 1200 Juden, heute schon auf etwa 250–260 Juden. Die Zunahme des Taufenlassens hält mit der Vermehrung der jüdischen Bevölkerung in Wien einen sehr ungleichen Schritt. Drei Viertel der übertretenden Juden sind ledig und vollziehen diesen Schritt meist aus dem Grunde der Heirat mit einem christlichen Ehegatten. Auch stand in den letzten 20 Jahren die Hälfte aller Ausgetretenen im Heiratsalter zwischen 20 und 30 Jahren.

Bezeichnenderweise heißt es in der erwähnten Monographie, bei Angabe der Gründe, daß „der Taufschein bekanntlich auch eine notwendige Bedingung zur Aufnahme in zahlreiche Ämter wie auch zum regelmäßigen Aufstieg“ ist. Von den in den Jahren 1886 bis 1903 übergetretenen Juden sind nur etwas mehr als die Hälfte zum Katholizismus übergegangen, während dem Protestantismus mehr als ein Fünftel zufiel, obgleich dieser nur 1,09 % der gesamten österreichischen Bevölkerung ausmacht. Ein Fünftel hat sich konfessionslos erklärt. Die austretenden Männer gehören in der Regel vorwiegend den freien Berufen, den Studenten, Schülern und den höher Angestellten im Handelsgewerbe an. Seltsamerweise finden auch wieder Übertritte zum Judentum statt, und zwar in Wien 1904 auf 100 Austritte 14,2. Es sind dies zum größten Teile getaufte Juden. Auch in den übrigen österreichischen Städten nehmen die Austritte und Taufen der Juden zu. In allen österreichischen Kronländern fallen jährlich etwa 840—900 Juden ab, was einen Austritt auf 14—1500 Juden ausmacht. Die Gründe sind bekannt. Bessere Carriere, gesellschaftliche Gleichstellung, in den allerwenigsten Fällen aber die Neigung zum Christentum sind die Ursachen der Taufbewegung.

Von größter Wichtigkeit für das kulturelle Gleichgewicht der Konfessionen ist der Anteil am Schulwesen, insbesondere an den höheren Schulen. Was den Volksschulunterricht anlangt, so nehmen in Galizien und Bukowina die Mädchen einen weit größeren Anteil an demselben als die Knaben, weil man letzteren eine streng orthodoxe Erziehung und Bildung angedeihen lassen will, welche nur in den sogen. Chedaranstalten und den Baron-Hirschschulen erteilt wird. Im Westen Österreichs ist die Beteiligung an der Volksschule allgemeiner. Außerordentlich groß ist die jüdische Frequenz an den Mittelschulen. Im letzten halben Jahrhundert hat sich die christliche Schülerzahl um das $4^1/_2$ fache, die jüdische um das $12^1/_2$ fache, also dreimal so stark als die erstere, vermehrt. Im ganzen machen die jüdischen Schüler 13 bis

14 % unter sämtlichen Schülern der Mittelschulen aus. Die Beteiligung der Juden an den Realschulen bleibt hinter der der Gymnasien nicht zurück. Den sozialen und kulturellen Aufschwung des österreichischen Judentums beleuchtet am hellsten die Anteilnahme am Hochschulstudium. Damit hängt enge zusammen ihr Vordringen in die höheren Berufe, soweit sie ihnen nicht durch die Verwaltungspraxis gesperrt sind. Im Jahre 1851 betrug die Gesamtzahl der Juden auf Universitäten und technischen Hochschulen 641, im Jahre 1904 4485. Während, wie die erwähnte Monographie schreibt, die Zahl der jüdischen Universitätshörer im letzten Studienjahr der genannten Zeitperiode gegen den Anfang sich fast verzehnfacht und die der jüdischen technischen Hochschüler mehr als vervierfacht hat, stieg die Zahl der christlichen Hörer an den drei weltlichen Fakultäten um etwas mehr als das Dreifache und die der christlichen technischen Hochschüler nicht ganz um das Doppelte.

Auf je 10,000 Personen gleicher Konfession entfielen

im Durchschnitt	Universitätshörer		Technische Hochschüler		Hochschüler überhaupt	
	Christen (ohne Theologen)	Juden	Christen	Juden	Christen	Juden
1867/70	3,0	11,4	1,7	4,0	4,7	15,4
1878/82	3,4	14,7	1,2	4,9	4,8	19,6
1888/92	4,8	27,0	0,7	2,7	5,2	29,7
1898/1902	5,3	24,5	1,2	7,7	7,0	32,2

Selbst nach Hinzurechnung der Theologen nehmen die Juden heute etwa $4\frac{1}{2}$ mal so stark am Hochschulstudium teil als die übrige österreichische Bevölkerung. Heute haben die Juden in ihrem Anteil am Hochschulstudium gleichsam den Sättigungspunkt erreicht, indem die prozentuale Anteilsziffer im Sinken begriffen ist. Bezüglich der Verteilung auf die einzelnen Fakultäten ist der Prozentsatz jüdischer Mediziner außerordentlich hoch. Im Durchschnitt sind *ungefähr ¼ aller Mediziner Juden.* Sie vermindern sich neuerdings, wogegen die jüdische Frequenz an den technischen Hochschulen zunimmt. Geringer ist

die Beteiligung an der philosophischen Fakultät, wo die Jüdinnen in erklecklichem Maße vertreten sind: weil hier geringe Aussichten auf die Erlangung eines praktischen Berufes vorhanden sind. Gering ist auch die jüdische Beteiligung an den Bergakademien. Sehr stark dagegen sind die Juden an den Handelsakademien vertreten, wo sie mitunter ein Drittel, selbst die Hälfte aller Hörer ausmachen. In den Handels- und Gewerbeschulen bilden die Juden etwa 20% aller Schüler.

In teilweisem Zusammenhang mit den Bildungsverhältnissen der Juden steht ihre berufliche Gliederung. Im allgemeinen sind die Juden in den einträglicheren Berufen tätig. Die oft ungeheure Reichtumsansammlung gestattet ihnen den Zugang zu den kostspieligen akademischen Berufsarten des Arztes usw. Die jüdische Bevölkerung gehört in Österreich zu fast $^3/_4$ Teilen dem Handel und der Industrie, zu $^1/_4$ der Land- und Forstwirtschaft an. Sie umfaßt nur $^1/_{100}$ aller in der Landwirtschaft Tätigen, $^1/_5$ aller Handeltreibenden, $^1/_{20}$ aller in der Industrie Beschäftigten und etwa $^1/_{14}$ der in den freien Berufen und in öffentlichen Diensten Stehenden. Die landwirtschaftlich tätigen Juden leben zum allergrößten Teile in Galizien und der Bukowina. Von je 1000 Juden gehören 437 (gegenüber 83 bei den Christen) dem Handel und Verkehr, dagegen nur 114 (gegenüber 544 bei den Christen) der Landwirtschaft an. Hervorragend stark ist der Anteil der Juden an den einzelnen Berufsgruppen der Nahrungsmittel-, Getränke- und Genußmittel-, Beherbergungs- und Erquickungsbranche, sowie der Bekleidungsindustrie. In der Gruppe des Handels- und Verkehrsgewerbes sind 42% aller hiehergehörigen Personen Juden. Im Warenhandel sind über $^1/_3$, im Geld- und Kredithandel fast $^1/_5$ der Berufszugehörigen mosaischer Religion. Ein sehr starkes Kontingent stellen die Juden ferner bei den freien Berufen, den Ärzten, Advokaten, Journalisten und Bühnenkünstlern. In der Gruppe aktives Militär sind Katholiken und Juden im gleichen Maße berufszugehörig, nämlich mit 16 pro Tausend.

Im allgemeinen stehen die Juden bezüglich ihrer Berufsverhältnisse ihren Genossen in Deutschland nach, welche eine noch viel günstigere Gestaltung aufweisen. Über die Hälfte aller österreichischen berufstätigen Juden üben ihren Beruf als Selbständige aus, während bei den Katholiken nicht ganz ein Drittel hierzu gelangt. Die Zahl der jüdischen Angestellten ist im Verhältnis dreimal so groß als die der christlichen, die Arbeiterziffer nicht ganz halb so groß. Von 20 508 gezählten jüdischen Taglöhnern leben 19 233 oder 88% in Galizien, die übrigen 1275 in Österreich. Diese Leute leben von der Hand in den Mund und sind ein Bild des in Galizien herrschenden jüdischen Elends. Die Beteiligung der Frauen am Erwerbsleben ist bei den Juden geringer als bei den Katholiken. Bei letzteren sind unter 1000 Berufstätigen 421, bei den Juden nur 256 weiblich. Ferner sei noch hervorgehoben, daß auf je 1000 Berufstätige der Berufsgruppe „aktives Militär" bei den Katholiken 77, bei den sonstigen Christen 91, bei den Juden 60 Personen mit Offiziers- und Beamtenrang entfallen.

Wie aus den bisherigen Darlegungen zur Genüge hervorgeht, befindet sich das Judentum in Österreich vielleicht mit Ausnahme von Galizien und Bukowina inbezug auf die materielle Lage und die Anteilnahme am Geistes- und Kulturleben in einem ziemlichen Vorsprung vor den Christen. Daraus ergibt sich die Macht und der Einfluß der Juden im öffentlichen Leben, insbesondere in den freien akademischen Berufen, in der Presse und im politischen Leben. Ein wesentlicher Charakterzug im Gesamtbilde des österreichischen Judentums jedoch fehlt noch. Das ist die eigenartige Stellungnahme in krimineller Hinsicht.

Das Gesamturteil über die jüdischen Kriminalitätsverhältnisse spricht die amtliche Statistik der österreichischen Monarchie in folgenden Worten aus: ‚Die höhere Ziffer der Israeliten bei Vergehen beruht ausschließlich auf der relativ bedeutenden Beteiligung an dem Vergehen des Wuchers und der verschuldeten Crida, bei welchen Vergehen gegen

20 Israeliten unter je 100 dieser Vergehen halber Verurteilten vertreten erscheinen, wogegen sie bei dem Vergehen gegen die öffentliche Ruhe und Ordnung, gegen öffentliche Anstalten und Vorkehrungen, gegen Ehefrau und Sittlichkeit beinahe ganz fehlen'. Auch in Österreich bestätigt sich die allgemein wahrgenommene spezifische Gestaltung der jüdischen Kriminalitätsziffer, indem gewisse Vergehen auffallend oft bei den Juden vorkommen, während manche Verbrechen unter ihnen eine Seltenheit darstellen. Wenn wir die auf je 100,000 jüdische Einwohner entfallende Zahl der wegen Verbrechen verurteilten Juden gleich 100 setzen — Kriminalitätsfaktor genannt —, so beträgt der Kriminalitätsfaktor der Christen bei gefährlicher Drohung 830, bei Totschlag 600, boshafter Sachbeschädigung u. a. 400, bei schwerer Körperverletzung 343, Doppelehe 300, Raub 290, Unzuchtsverbrechen 278, Mord 230, Brand 221, Gewalttätigkeit gegen Beamte 173, Diebstahl 154, Münzfälschung 137, Erpressung 119. Während nun die Juden an den Verbrechen gegen die Person und das fremde Eigentum weniger als die Christen beteiligt sind, haben sie an den Verbrechen großen Anteil, welche in der Verschlagenheit, Hinterlist, Übervorteilung anderer ihre Wurzel haben. Setzen wir den Kriminalitätsfaktor der Christen gleich 100, so beträgt der der Juden bei den Verbrechen der Verleitung zum Mißbrauch der Amtsgewalt 2200, bei Betrug 341, Verleumdung 306, Veruntreuung 167, Mißbrauch der Amtsgewalt und Geschenkannahme 140, Freiheitsbeschränkung und Entführung 119, Abtreibung der Leibesfrucht 109, bei Religionsstörung und Weglegung eines Kindes 100.

Ganz bedeutend stärker als die Christen beteiligt sind die Juden an den Verurteilungen wegen Vergehen. Unter je 100,000 Personen gleicher Religion wurden im Durchschnitt der Jahre 1898/1902 verurteilt bei den Christen, bezw. bei den Juden wegen Vergehen gegen das Tierseuchengesetz 13,22 bezw. 51,31, wegen Konkursverschulden 3,39 bezw. 29,56, wegen unredlicher Kreditgeschäfte 0,09 bezw.

7,03, wegen Vergehen gegen das Wehrgesetz 2,22 bezw. 3,50, wegen Vereitelung von Zwangsvollstreckung 1,32 bezw. 2,89, wegen Auflauf 2,15 bezw. 1,23, wegen Kauf, Verkauf von Wahlstimmen, Fälschung von Wahlergebnissen 0,84 bezw. 1,28, wegen Vergehen gegen das Preßgesetz 0,41 bezw. 1,81, wegen Vergehen überhaupt 29,20 bezw. 104,49. Die Straffälligkeit der Juden ist sonach in einzelnen Delikten ganz außerordentlich groß. Zur richtigen Würdigung muß man sich vor Augen halten, daß bei der anerkannten Listigkeit der Juden die Zahl der unentdeckt gebliebenen Verbrechens- und Vergehensversuche, welche von ihnen vorzugsweise begangen werden, ohne Zweifel noch viel größer ist, während man auf der anderen Seite die große Beteiligung am Handel ins Auge fassen muß. Meineid, Betrug und Wucher sind die charakteristischen Merkmale der jüdischen Kriminalität. Daraus erhellt zur Genüge der zersetzende Einfluß des Judentums im Erwerbsleben. Jüdische Statistiker haben nun den Versuch gemacht, die unwiderlegliche anklagende Kriminalitätsziffer bei den spezifischen Vergehen zu erklären und das Judentum hievon weiß zu waschen. Man hat behauptet, das Vorwiegen der Juden im Handel sei daran schuld. Als ob der Handel in seiner Gebahrung nicht auch gehandhabt werden könnte, ohne mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten! Man hat ferner behauptet, daß die Kriminalität der Juden mit der Entwicklungstendenz zum Industriestaat parallel laufe und daß auch die Kriminalität der Christen unter diesem Werdegange ebenso beeinflußt würde, wie bei den Juden. Richtig ist an dieser Behauptung, daß infolge der Vorherrschaft der Juden im Handel und infolge ihrer Skrupellosigkeit eine gewisse Ansteckung, eine zunehmende Verjudung der Anschauungsweise und der Geschäftsgebahrung auch bei den Christen zu beobachten ist. Daran ist aber nicht an sich der Handel schuld, sondern die üblich gewordene ziemlich moralfreie Geschäftspraxis. Wenn außerdem stets zur Erklärung dieser unbequemen Tatsachen auf den Beruf als Ursache der Delikte

wegen Betrug und anderer Täuschungstatsachen hingewiesen wird, so haben, wie Dr. Hoegel in einem Aufsatze über die Grenzen der Kriminalstatistik sagt, „Berufswahl und Straffälligkeitsrichtung eine gemeinsame Ursache". Das Wuchern begleitete das Judentum auf seinem Gange durch die Weltgeschichte. Im Zeitalter der Statistik ist dies nur noch umso klarer geworden.

Die im Vorstehenden gezeichnete Schilderung des österreichischen Judentums ist geeignet, bei der Beurteilung der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Österreich nach vielen Richtungen hin aufklärend zu wirken. Bei dem heute tobenden Ringen der christlichen und der nichtchristlichen Weltanschauung, welch letztere in dem massenhaften akademischen Judenproletariat scharfe Verfechter hat, ist die genaue Kenntnis der derzeitigen Lage der Juden notwendig und vorteilhaft.

IV.

Achte Tagung des Deutschen Flottenvereins.

Von H. Mankowsky-Danzig.

In Deutschland hat sich das Volk schon daran gewöhnt, daß neben der eigentlichen Regierung und der Volksvertretung in den Parlamenten noch besondere Körperschaften in Gestalt von Vereinen auf die Gestaltung der politischen, sozialen oder wirtschaftlichen Verhältnisse ihren Einfluß auszuüben suchen und auch tatsächlich ausüben. Es braucht in dieser Hinsicht nur an den Deutschen Ostmarkenverein, den Deutschen Kriegerbund, den Deutschen Flottenverein u. a. erinnert zu werden.

Der letztere hielt seine 8. Hauptversammlung vom 12. bis 15. Juni d. Js. in der alten Hansastadt Danzig ab, auf deren Verlauf man infolge der letzten Vorgänge im Vereine allgemein gespannt war. Der Deutsche Flottenverein

hatte Wege beschritten, die ihm beinahe verhängnisvoll geworden wären. Als nämlich nach der Reichstagsauflösung am 13. Dezember 1906 in dem nun folgenden Wahlkampfe der Vorsitzende des geschäftsführenden Ausschusses, Generalmajor Keim, sich politisch betätigte und in erster Reihe gegen das Zentrum als ‚Reichsfeind' agitierte, drohte eine Spaltung im Vereine einzutreten. Nach § 2 der Satzungen des Deutschen Flottenvereins hat er zwar den Zweck, das Verständnis und das Interesse des deutschen Volkes für die Bedeutung und die Aufgaben der Flotte zu wecken, zu pflegen und zu stärken; aber er sollte über den politischen Parteien und Konfessionen stehen, also ein wirtschaftlicher Verein sein. Wenn sich nun General Keim mit dem Programm des Vereins in Widerspruch setzte, so war die Erregung unter den Vereinsmitgliedern begreiflich und verständlich. [1])

In Süddeutschland machte sich denn auch eine starke Strömung gegen den General geltend und kam auf der am 11. Mai 1907 einberufenen Hauptversammlung zu Köln a. Rh. zum Ausbruche. Als Prinz Rupprecht von Bayern infolge der Vorgänge im Verein Ende 1907 das Protektorat über den bayerischen Landesverband niederlegte, griff die Mißstimmung natürlich noch weiter um sich. Die Unzufriedenheit pflanzte sich auch nach Norddeutschland fort, und zahlreiche Provinz- oder Landesverbände billigten weder das agitatorische Auftreten des Generals noch die Forderung des Vereins, in einem kürzeren Zeitraume noch größere Kriegsschiffe mit stärkerer Armierung zu bauen, als dies im Flottenprogramm des Reiches vorgesehen sei. Bald nach der Kölner Hauptversammlung kam es auch in Kassel zu sehr scharfen Auseinandersetzungen, welche den Rücktritt des Präsidiums zur Folge hatten.

Um die Geschäfte des Vereins nicht ins Stocken geraten zu lassen, traten deshalb am 14. März 1908 Vertrauensmänner verschiedener Landesverbände in Dresden zusammen,

---

1) vergl. Band 140 S. 963 ff. dieser Blätter.

um Vorschläge für ein neues Präsidium zu machen, das auf der 8. Tagung in Danzig gewählt werden sollte. Am 12. April d. J. versammelte sich alsdann der Gesamtvorstand des Vereins in Berlin. Die drei erschienenen Mitglieder des alten Präsidiums erklärten, daß sie unter den obwaltenden Umständen eine etwaige Wiederwahl ablehnen müßten. Da aber ein großer Teil des Vereins am alten Präsidium festhalten und es wieder wählen wollte, so sah man mit vollem Rechte der Hauptversammlung in Danzig mit größter Besorgnis entgegen. Wenn diese einen friedlichen Verlauf genommen hat, so kann dies nur dem Umstande zugeschrieben werden, daß man vor allem die Person des Generals Keim aus dem Spiele ließ und sich auf den entgegengesetzten Flügeln versöhnlich zeigte.

In allen Ansprachen befleißigte man sich großer Vorsicht und wies immer auf das gemeinsame Ziel des Vereines hin. Die Bayern verhielten sich in kluger Mäßigung reserviert und trugen so zu dem friedlichen Abschlusse nicht wenig bei. Auf dem Begrüßungsabende durch die Danziger Kaufmannschaft im Artushofe erklärte deren Vorsitzender Konsul Unruh, daß man über das Tempo der Entwickelung unserer Flotte verschiedener Meinung sein könne, daß aber eine starke Flotte unbedingt nötig sei. Ebenso hob der Vorsitzende des westpreußischen Provinzverbandes, Oberpräsident von Jagow, den Ernst der Situation hervor, der hoffentlich einer völligen Einigung weichen werde. Von dem großen Ernste zeugten auch die Verhandlungen des Gesamtvorstandes am Freitage den 12. Juni im Friedrich Wilhelm-Schützenhause bei verschlossenen Türen. Es war dafür auch noch der nächste Sonnabend in Aussicht genommen, aber nicht mehr nötig.

So brach der Tag der Hauptversammlung heran, welche am Sonntage gegen 10½ Uhr von Geheimrat Busley-Berlin eröffnet wurde. Die erste Ansprache hielt der Oberpräsident von Westpreußen, welcher die Stellung der Staatsregierung zum Vereine u. a. mit den Worten kennzeichnete, daß diese ein Interesse habe, „daß ein so wichtiger Faktor des öffent-

lichen Lebens, wie es der Deutsche Flottenverein ist, nicht nur nicht von der Bildfläche verschwindet, sondern daß er auch in voller Kraft in den ihm gegebenen richtigen Bahnen weiter wandeln möge zum Segen unseres Vaterlandes" und weiter: „Wenn das Reichsmarineamt auf den Deutschen Flottenverein Bezug nimmt und sich auf ihn stützen will, dann muß es sagen können: Das ist nicht meine Organisation, sondern das ist der Ausdruck des deutschen Volkes, das hinter mir und neben mir steht."

Die Tagesordnung der Hauptversammlung trug einen vorwiegend geschäftsmäßigen Charakter. Nach dem Jahresberichte ist die Mitgliederzahl im Jahre 1907 von 906,706 auf 1'018,590 gestiegen. Die Einnahmen betrugen 464,662 Mark, die Ausgaben 459,890 Mark, so daß ein Überschuß von 5000 Mark verbleibt. Das Vereinsvermögen beläuft sich auf 244,814 Mark.

Mit begreiflicher Spannung sah man der Erledigung der Hauptpunkte entgegen. Von ihrer Entscheidung hing ja die künftige Gestaltung des Vereines ab. Von den Landesverbänden Sachsen-Weimar-Eisenach, Gotha und Schwarzburg-Rudolstadt waren folgenschwere Anträge gestellt, so wurde eine Änderung des § 2 der Satzungen des Vereines beantragt und folgende Fassung vorgeschlagen: „Der Deutsche Flottenverein als nationalpolitischer Verein erstrebt unter Ausschluß jeder Parteipolitik die Schaffung einer starken deutschen Flotte vornehmlich zur Sicherung der Seegrenzen Deutschlands gegen Kriegsgefahr, zur Erhaltung der Stellung Deutschlands usw."

Zu einer Änderung der Satzungen kam es aber nicht; es wurde vielmehr eine Resolution des Bankiers Deichmann-Köln angenommen, welche lautet:

> „Die Hauptversammlung vom 14. Juni 1908 zu Danzig erklärt: Der Deutsche Flottenverein ist und bleibt ein nationalpolitischer, also vaterländischer Verein, der über den Gegensätzen der Parteien und Konfessionen steht und daher keine Parteipolitik treibt.

Um das Verständnis für die Notwendigkeit einer starken Flotte im Volke zu stärken, sieht der Deutsche Flottenverein seine vornehmste Aufgabe darin, die Betätigung des Nationalgefühls zu heben. Der Deutsche Flottenverein nimmt für sich das Recht in Anspruch, zu Fragen des schnelleren Ausbaues der Flotte selbständig Stellung zu nehmen."

Nachdem dieser Punkt erledigt worden war, erfolgte die Wahl des Präsidiums. Für den Posten des ersten Präsidenten schlug der Vorsitzende im Namen des geschäftsführenden Ausschusses den früheren Präsidenten Fürst Otto zu Salm-Horstmar vor. Sollte er die Wiederwahl ablehnen, so wird als erster Präsident Großadmiral von Köster in Vorschlag gebracht. Die Wahl des Fürsten Salm zum ersten Präsidenten erfolgte mit großer Mehrheit, und ebenso wurde der Eventualantrag angenommen. Für die Wahl der anderen Mitglieder des Präsidiums hatte der Gesamtvorstand eine Vorschlagsliste aufgestellt, die im wesentlichen genehmigt wurde.

Ein starker Verehrer des Generals Keim ist Bankier Deichmann-Köln. Er behauptete, daß alle dem General zu großem Danke verpflichtet seien, weil er viel und großes für den Verein geleistet habe. Seine größte Tat aber sei es, um der Einigung willen auf die Wiederwahl zu verzichten, wie er telegraphisch angezeigt habe. Diese Mitteilung wirkte wie eine kleine Erlösung. Die Freunde des Generals waren glücklich über den Verzicht desselben auf eine Wiederwahl, die Gegner freuten sich, daß sie den Mann losgeworden. Auch Geheimrat Hamm aus Bonn feierte den General, an welchen füglich eine Depesche gesandt wurde, worin seine Verdienste um den Flottenverein hervorgehoben und ihm gedankt wurde ‚für den hochherzigen Entschluß, welcher die Einigkeit hergestellt hat'.

Als Ort der Hauptversammlung im Jahre 1909 wurde auf Vorschlag des Vorsitzenden Nürnberg gewählt. Bei

dieser Gelegenheit bemerkte Generalleutnant v. Thaeter, daß diese Wahl wohl geeignet sei, Vergangenes vergessen zu machen.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß zu dem friedlichen Verlaufe der Tagung das kluge Verhalten des Oberpräsidenten v. Jagow viel beigetragen hat; er verstand es, die Klippen von links und rechts zu vermeiden und die erregten Geister auf der mittleren Linie zu bannen. Das Präsidium des Deutschen Flottenvereines dürfte aus den unliebsamen Vorgängen der letzten Zeit die heilsame Lehre ziehen, daß auch im Flottenvereine das Wort Geltung habe: Eile mit Weile! Der Verein soll keine Parteipolitik treiben, wie es General Keim getan, sondern eine selbständige Stellung einnehmen. Das wird indessen kaum verhindern, daß auch unter den Mitgliedern über das Tempo der Entwickelung unserer Flotte verschiedene Meinungen laut werden. Es fehlt schon heute nicht an Stimmen, welche die Schultern des deutschen Volkes zu schwach halten, die gewaltigen Lasten der Armee und Flotte dauernd zu tragen. Wenn der deutsche Flottenverein der Reichsmarinebehörde in manchen Dingen zu Hilfe kommen will (China- und Südwestafrikafonds usw.), so ist das gewiß löblich und anerkennenswert; allein den Ausbau unserer Flotte beeinflussen zu wollen, ist nicht angängig. Schießt der Verein über das eigentliche Ziel hinaus, so wird er sich nur Schaden zufügen, wie die letzte Zeit gezeigt hat. Das Mißtrauen, welches durch General Keim in den Verein gebracht wurde, wird nicht so leicht ausgemerzt werden, und es bleibt der Zukunft vorbehalten, ob dasselbe begründeter Weise weichen kann.

Der Deutsche Flottenverein hat wahrlich keinen Grund, zu fordern, daß ‚in einem kürzern Zeitraume noch größere Kriegsschiffe mit stärkerer Armierung‘ erbaut werden sollen. Auf diesem Gebiete gibt ein Aufsatz: ‚Die Kriegsflotten der Erde Anfang 1908‘ lehrreichen Aufschluß, den W. Henz im 7. und 8. Hefte der deutschen Rundschau für Geographie und Statistik (A. Hartlebens Verlag Wien) veröffentlicht. Danach steht Deutschland mit 24 Linienschiffen erster Klasse

(über 10,000 Tonnen) an dritter Stelle und wird nur noch von den Vereinigten Staaten von Amerika mit 25 und England mit 62 Linienschiffen erster Klasse übertroffen. Auch mit dem Marinebudget für 1907/08 steht Deutschland in Höhe von 278'300,000 Mark an dritter Stelle.

V.

Das M.-Gladbacher Verzeichnis sozialer Literatur.[1])

Laut den ‚Vorbemerkungen‘ ist dieses Verzeichnis ‚gedacht als ein Hilfsmittel für weitere Kreise der Gebildeten, die . . . dahin geführt werden, staatswissenschaftliche, volkswirtschaftliche, politisch-soziale und charitative Fragen zu studieren‘. Geistliche, Lehrer, Beamte, Führer der Organisationen der Arbeiter, Handwerker, Kaufleute usw. ‚empfinden das Bedürfnis nach einer zuverlässigen Übersicht und Auskunft über die wichtigste empfehlenswerte Literatur‘ in den eben genannten Fragen. ‚Für die sozialen Konferenzen des Klerus, die sozialen Studienzirkel der Studenten, die sozial-charitativen Studienzirkel im katholischen Frauenbund, die Windthorstbunde, die Unterrichtskurse in Arbeiter-, Gesellen- und Jugendvereinen, die Volks- und Vereinsbibliotheken ist ein kritisches Literaturverzeichnis geradezu unentbehrlich. Allen berechtigten Wünschen der genannten Kreise . . bei der Auswahl der empfohlenen Schriften nach Möglichkeit gerecht zu werden, war das Ziel, das den Verfassern dieses Verzeichnisses gesteckt war.‘

Würde sich dieses ‚Verzeichnis‘ als die Arbeit eines interkonfessionellen Vereins präsentieren, so könnte man es sehr loben dafür, daß es auch katholische Literatur berücksichtigt und in Einzelfragen, wo das religiöse Moment nicht hineinspielt,

1) Verzeichnis sozialer Literatur. Eine systematische Zusammenstellung und Beurteilung der wichtigsten sozialwissenschaftlichen und sozialpolitischen Schriften. 7. vollständig umgearbeitete und erweiterte Auflage. (20. bis 25. Tausend.) M.-Gladbach 1907. Zentralstelle für das katholische Deutschland.

gute Fingerzeige gibt. Als Leistung des ‚Volksvereins für das katholische Deutschland‘ aber muß das ‚Verzeichnis‘ da und dort berechtigtes Befremden erregen.

Unleugbar macht sich in manchen katholischen Kreisen eine gewisse Tendenz zur Interkonfessionalität geltend, eine Tendenz, die wir natürlich nicht allgemein und mit den nötigen Einschränkungen nicht prinzipiell verurteilen können. Aber man geht hiebei unseres Erachtens stellenweise entschieden zu weit. Alles spezifisch Katholische sucht man möglichst in den Hintergrund zu drängen, um sich mit den Anhängern anderer Konfessionen auf den gemeinsamen allgemein-christlichen Boden zu stellen, wobei es unbestimmt bleibt, was sich jeder unter ‚christlich‘ zu denken habe. Wir haben die christlichen Gewerkschaften, die Windthorstbunde sind interkonfessionell geworden; auch an Bemühungen, den katholischen kaufmännischen Vereinigungen ihren konfessionellen Charakter zu nehmen, hat es nicht gefehlt. Wer nun meinte, daß auch die Zentralstelle des Volksvereins für das *katholische* Deutschland von derlei Bestrebungen nicht ganz unberührt geblieben sei, dürfte durch das ‚Verzeichnis sozialer Literatur‘ in seiner Ansicht bestärkt werden.

Von einem Verein für das *katholische* Deutschland erwartet wohl jeder, daß er an erster Stelle und mit Vorzug *katholische* Literatur empfehle und verbreite, wenigstens soweit solche Literatur reichlich vorhanden ist. An diesen Grundsatz hielt sich auch das Gladbacher ‚Verzeichnis‘ in den früheren Auflagen. So werden z. B. noch in der vierten Auflage desselben nach Möglichkeit katholische Werke angeführt und an erster Stelle hervorgehoben und empfohlen. Das ist in der siebenten Auflage anders geworden. Hier weht ein wesentlich anderer Geist. Die empfohlenen Werke rühren zur weitüberwiegenden Mehrheit von Protestanten und Sozialdemokraten her, und von katholischen Werken werden sichtlich solche bevorzugt, die nicht allzu ‚ultramontan‘ sind, sondern sich in der Richtung bewegen, welche ängstlich jedes starke Betonen des konfessionellen Gedankens zu vermeiden sucht.

Was den weiten Schichten der gebildeten Katholiken vor allem nottäte, wäre gewiß eine klare *prinzipielle* *Orientierung*

über die Stellung, die sie in den großen Tagesfragen einzunehmen haben. Aber freilich eine solche prinzipielle Orientierung für Katholiken ist nur möglich, wenn man sich klipp und klar auf den katholischen Standpunkt stellt und denselben ohne Furcht vor dem Augenzwinkern der Gegner bekennt. Das paßt jedoch nicht zur Interkonfessionalität. Wohl deshalb hat das „Verzeichnis“ fast alle derartigen prinzipiell gehaltenen Werke ausgeschlossen.

Umsonst sucht man in demselben ein größeres Werk mit prinzipiellen Darlegungen über das Wesen der Kirche, über das Verhältnis von Kirche und Staat, über die Stellung der Kirche zum Schulwesen, zum wirtschaftlichen Leben u. s. w., wenn man nicht etwa das „Staatslexikon“ der Görresgesellschaft dazu rechnen will. Wichtig wären sodann für die Katholiken klare und zuverlässige Werke über das Allgemeine Staatsrecht, über Wesen und Zweck des Staates, über seine Stellung zu den Individuen und Gesellschaften u. dgl. Für diesen wichtigen Gegenstand werden nur zwei Schriften empfohlen: v. Hertling's „Recht, Staat und Gesellschaft“ und Rehms „Allgemeine Staatslehre“. Des Ersteren Bedeutung wird gebührend hervorgehoben, zu dem Letztern — einem ganz unbedeutenden Schriftchen — wird bemerkt: „Gedrängte, hie und da schwerfällige Darstellung der modernen Staatslehre; kann zum Verständnis des preußisch-deutschen Staatsgedankens dienen. Die Überspannung der Macht des Staates gegenüber den Rechten des Individuums, den sozialen Gemeinschaften und der Kirche, bedarf der Korrektur durch Hertling's Recht, Staat und Gesellschaft.“ Ja, wenn das Rehm'sche Büchlein so wichtiger Korrekturen bedarf, warum es dann den weitesten katholischen Kreisen empfehlen? Haben wir denn katholischerseits wirklich weiter gar nichts Bedeutendes über diese Fragen? In den früheren Auflagen kannte das „Verzeichnis“ hierauf bezügliche katholische Werke, aber freilich es waren „ultramontane“, „scholastische“ Schriften, die zu der jetzigen Richtung nicht mehr zu passen scheinen.

In der Schulfrage wird außer Rintelen und drei anderen Schriften über die konfessionelle Schule nur noch und zwar an erster Stelle die Broschüre M. Spahn's „Der Kampf um die

Schule" besonders gelobt, obwohl sie prinzipiell sehr schief und unklar ist und auf eine Verherrlichung der preußischen Schulpolitik hinausläuft. Zwar wird bemerkt: „Die grundsätzliche Auffassung der Schulfrage und die Ausblicke in die Zukunft mögen hie und da die Kritik herausfordern", im übrigen wird sie als „geistvoll" bezeichnet und als ein „beachtenswerter Beitrag zur Orientierung der Katholiken in der Schulfrage".

Daß in einem Literaturverzeichnis für das katholische Deutschland auch solche Schriften erwähnt werden, wie die ‚Schulkämpfe der Gegenwart' von dem bekannten Tews und ‚Die preußische Schule und die Sozialdemokratie' vom Sozialdemokraten Arons, ist gewiß sonderbar. Beide gehören unseres Erachtens zu den verbotenen Büchern.

Von Schriften über „Gewerkschaften" sind wohl solche über die englischen, neutralen und christlichen Gewerkschaften angeführt, aber keine einzige über und für die katholischen Arbeitervereine (Berlin-Trier). Diese katholische Richtung wird einfach ignoriert. Das ist doch eine sehr einseitige ‚Orientierung'. Man wird sagen: es geht doch nicht an, daß die Gladbacher die Berliner empfehlen. Aber warum bringen sie denn Schriften zu Gunsten der sozialdemokratischen und der Hirsch-DunckerschenGewerkschaften?

Auffallend ist es, daß wiederholt Schriften, die als sozialdemokratisch oder liberal bezeichnet werden, hohes Lob erhalten, während bei katholischen Werken, soweit sie nicht von einer gewissen Provenienz sind, mit kritischen Bemerkungen nicht gespart wird, so z. B. im Abschnitt ‚Frauenfrage und Frauenbewegung', wo protestantische und sozialdemokratische und radikal-liberale Schriften sehr gepriesen werden, während das bekannte Werk von P. Rösler wegen ‚mancher Einseitigkeiten' getadelt wird. Gleich dahinter wird Gnauck-Kühnes ‚Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende' zur ‚Ergänzung und Berichtigung gewisser Theorien des Rösler'schen Buches dringend empfohlen. Ob Frau Gnauck-Kühne ein zuverlässigerer Führer in den katholischen Ansichten über die Frauenfrage ist als P. Rösler, überlassen wir getrost dem Urteil des Lesers.

Man bekommt überhaupt fast den Eindruck, daß die Verfasser des ‚Verzeichnisses' ängstlich bemüht waren, im Interesse

der ‚Objektivität‘ und ‚Parität‘ das spezifisch Katholische in den Hintergrund zu schieben oder zu ignorieren. Wer soll das begreifen? Der Volksverein für das katholische Deutschland soll doch gewiß an erster Stelle für die katholischen Interessen eintreten. Das gilt auch in Bezug auf die katholische Literatur. Da klagt man über katholische Inferiorität und hilft selbst mit, um katholische Leistungen zu ignorieren oder herabzudrücken. Wo in aller Welt würde ein andersgläubiger Verein, etwa ein Verein für das evangelische Deutschland, die Leistungen in den eigenen Reihen so stiefmütterlich, die Leistungen der Gegner aber so liebevoll behandeln, wie es hier vom Volksverein für das katholische Deutschland geschieht? Und glauben die Friedensfreunde wirklich, daß ihre Bemühungen, ihr Zurückweichen bis an die äußerste Grenze der möglichen Konzessionen auf nichtkatholischer Seite entsprechend gewürdigt werden oder Erfolg haben? Die Erfahrung hat bisher leider das Gegenteil erwiesen, die irenischen Bestrebungen keine Gegenliebe gefunden — auf keinem Gebiet.

Nicht im mindesten sollen damit die großen Verdienste verkannt werden, welche sich die Zentralstelle in M.-Gladbach um das katholische Deutschland erworben hat. Gerne und freudig seien sie anerkannt. Aber das darf nicht blind machen gegen Fehler und Mängel. Der ‚Volksverein für das katholische Deutschland‘ zählte schon im Sommer des vorigen Jahres 18 000 Vertrauensmänner und 565 000 Mitglieder. Das ist eine gewaltige Armee. Diese Armee wird von M.-Gladbach aus mit fast souveräner Gewalt geleitet. Der Zentralstelle fließen auch jährlich hunderttausende von Mark aus den Beiträgen zu, welche die katholischen Mitglieder bezahlen, und sie kann im wesentlichen frei darüber verfügen. So ist die Zentralstelle von M.-Gladbach zu einer wahren Großmacht geworden, mit der alle katholischen Kreise Deutschlands, bis hinauf zu den höchsten, schon heute rechnen müssen und in Zukunft wahrscheinlich noch mehr werden rechnen müssen. Wir Katholiken haben deshalb das Recht, ja die Pflicht, darauf zu achten, daß die Zentralstelle in M.-Gladbach nicht etwa in interkonfessionelle Bahnen lenke, welche schließlich den deutschen Katholiken zum Nachtteil, um nicht zu sagen, zum Verderben gereichen könnten.

— —

VI.

Die neue Lage in Dänemark.

Von Rogalla von Bieberstein.

Deutschlands nächster nordischer Nachbar, Dänemark, lenkt neuerdings in mehrfacher Hinsicht die Aufmerksamkeit auf sich und zwar in erster Linie durch das für Dänemark günstige Ostseeabkommen. Dasselbe ist bestimmt den status quo des Küstengebiets-Besitzstandes der Ostseemächte aufrecht zu erhalten. Es sichert somit Dänemark den Schutz der Vertrags-Mächte. Ferner aber plant das Königreich eine Neugestaltung der politischen und staatsrechtlichen Verhältnisse zu Island, sowie die Förderung seiner Verkehrs- und sonstigen wirtschaftlichen Interessen, darunter die Hebung seines Kolonialbesitzes, und endlich eine Verstärkung der Landesverteidigung.

Obschon man in der geplanten Unabhängigstellung Islands durch fast ausschließliche Selbstregierung keine Stärkung des kleinen nordischen Reiches erblicken kann, so zielen doch die übrigen erwähnten Maßregeln, von denen das Verkehrsnetzerweiterungsprojekt bereits vom Parlament genehmigt ist, und die Schritte betreffs der Insel St. Thomas schon von Erfolg begleitet waren, auf eine solche ab, namentlich aber auch der neue Landesverteidigungsplan, dessen Annahme im Parlament als gewiß gilt.

Schon infolge der Auflösung der Union Norwegens und Schwedens hatte die, wenn auch ursprünglich nicht auf völlige Trennung, so doch auf weit größere Selbständigkeit Dänemark gegenüber, abzielende Bewegung in Island sich bedeutend verstärkt. Daher entschloß sich König Frederik zum persönlichen Besuch des entfernten Reichsteils, und ordnete den Zusammentritt einer Kommission an, um die zwischen Island und Dänemark schwebenden Streitfragen zu begleichen. Das neue von der Kommission ausgearbeitete Islands Stellung zu Dänemark regelnde Gesetz soll, falls es im dänischen Parlament und dem isländischen Althing zur

Annahme gelangt, an die Stelle des Gesetzes vom 2. Januar 1871 treten. Es bildet im Gegensatz zum letzteren, einem lediglich dänischen Gesetzgebungsakt, ein gemeinsames Übereinkommen beider Reichsteile. Dasselbe regelt Islands Stellung wie folgt: Island ist ein freies und selbständiges, unabhängiges Land, verbunden mit Dänemark durch einen gemeinsamen König und durch die gemeinsamen Angelegenheiten, die nach gegenseitiger Übereinkunft festgelegt werden, und bildet somit zusammen mit Dänemark einen Staatenverband, das dänische Gesamtreich. Der Titel des Königs lautet fortan: „König von Dänemark und Island". Während das bisherige Grundgesetz alle Angelegenheiten aufzählt, über die Island selbständig Gesetzgebungsmacht besitzt, zählt der neue Entwurf alle nur gemeinsamen auf, so daß solche, die nicht im Gesetz aufgeführt sind, in Zukunft besondere Angelegenheiten für die beiden Länder sein werden. Jene, welche hiernach in Zukunft allein gemeinsam für beide Länder sein werden, sind außer allem, was das gemeinsame Königtum betrifft, die auswärtigen Angelegenheiten, die Landesverteidigung zu Lande und zur See, die Kriegsflagge, ferner die Vertretung der Fischereirechte der Untertanen, das Heimatsrecht, das Münzwesen, das oberste Gericht, die Handelsflagge nach außerhalb. In manchen Punkten wurde Island wesentliches eingeräumt. So wird ausdrücklich hervorgehoben, daß kein Vertrag, der Island besonders betrifft, ohne Mitwirkung der einschlägigen isländischen Behörden oder der gesetzgebenden Körperschaft Islands abgeschlossen werden kann. Ferner erhält Island das Recht, nach Übereinkommen mit Dänemark die Fischereiinspektion im Bereiche Islands zu vervollständigen; ebenso das Recht, das Heimatsrecht in gleicher Weise wie Dänemark und mit Wirkung auch für Dänemark zu erteilen. Endlich soll bei Umordnung des zurzeit bestehenden Rechtswesens, wonach das oberste Gericht gemeinsam für beide Länder ist, Island einen eigenen obersten Gerichtshof für isländische Sachen erhalten.

Alle gemeinsamen Angelegenheiten beider Länder werden bis zu etwaiger anderweitiger Bestimmung durch ein vom Althing und vom dänischen Reichstag angenommenes Gesetz auch für Island mit von den dänischen Staatsbehörden wahrgenommen werden. So lange Island an der Ausübung der Staatsmacht nicht teilnimmt, ist es auch nicht an den Kosten beteiligt; jedoch bezahlt Islands Landeskasse einen nach den Einkünften des Landes bemessenen Anteil zu der Zivilliste des Königs und den Apanagen der Mitglieder des königlichen Hauses. Die Geldverhältnisse zwischen Dänemark und Island werden in der Weise festgesetzt, daß Dänemark an Stelle des bisherigen Jahresbetrages von 60 000 Kronen ein für allemal die Summe von 1 500 000 Kronen an Island ausbezahlt, womit alle bisherigen Geld-Streitfragen zwischen Dänemark und Island endgültig erledigt sind. Der Entwurf hält ausdrücklich den bevorzugten Zugang der isländischen Studenten zu Universitätsstipendien und die Befreiung der auf Island ansässigen Isländer von der Wehrpflicht in Heer und Flotte aufrecht. Die Gemeinsamkeit zwischen Dänemark und Island in Bezug auf den König, der Führung der auswärtigen Angelegenheiten und des Militärwesens ist unkündbar. Dagegen kann die Gemeinsamkeit in allen übrigen Angelegenheiten nach 25 Jahren von dänischer oder isländischer Seite gekündigt werden, und zwar so, daß sie nach 37 Jahren, von jetzt an gerechnet, aufgehoben werden kann. Die Einigung über die Gemeinsamkeitspunkte begegnete erheblichen Schwierigkeiten; denn während isländischerseits die Forderung gestellt wurde, nur die Gemeinsamkeit des Königs solle unkündbar sein, lehnte man dänischerseits den Gedanken an eine bloße Personalunion ab und hält daran fest, daß neben ersterer die gemeinsame Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und der Landesverteidigung aufrecht erhalten werden müsse. Die isländischen Mitglieder der den neuen Gesetzentwurf feststellenden Kommission gaben schließlich nach, mit Ausnahme des Führers der isländischen Opposition, Thoroddsen, der Island ausdrücklich als freien und selbständigen Staat anerkannt und

alle gemeinsamen Angelegenheiten, mit Ausnahme der Personalunion, kündbar wissen wollte. Er erklärte in der dänischen Presse, der Entwurf sei für Island völlig unannehmbar. Durch die gemeinsame Gesetzgebung über die Handelsflagge werde Islands Staatsautorität wesentlich beeinträchtigt. Vor Allem aber würden auf Grund des gemeinsamen Bürgerrechtes die 2½ Millionen Dänen Island überfluten, wofür die 80 000 Isländer in Dänemark keinen Ausgleich finden könnten. Die isländische Nationalität werde dadurch ernstlich gefährdet.

Die dänische Presse billigt allgemein das Übereinkommen und es gilt die Annahme im dänischen Parlament als gewiß. Nur einige hochkonservative Organe wie z. B. ‚Vort Land' vertreten die Ansicht, daß die Island von Dänemark gemachten Zugeständnisse übertrieben seien. Von Island wird dagegen berichtet, daß man dort mit dem Gesetzentwurf überwiegend unzufrieden sei und daß die Mehrheit der Bevölkerung die Forderung reiner Personalunion oder vollständiger Trennung von Dänemark stelle. Man wolle keine gemeinsamen Angelegenheiten mit Dänemark und namentlich keine Vertretung durch dasselbe dem Ausland gegenüber. Diese Forderung würde aber für das nicht wohlhabende, dünnbevölkerte Inselland mindestens konsularische Vertretung im Auslande, wo nicht solche durch besondere Geschäftsträger, und manche andere nicht nur materiell ins Gewicht fallende Leistungen bedingen, Konsequenzen, die man sich in Island wohl nicht klar gemacht hat. Bis jetzt scheint die Annahme des Gesetzentwurfs in dem neu zu wählenden Althing ungewiß und die Frage sich zu derjenigen der reinen Personalunion oder Trennung zuzuspitzen. Wie dänischerseits verlautet, wäre man dort im Volke der Trennung von den unbequemen Isländern nicht abgeneigt; allein das Königshaus wünscht lebhaft die Aufrechterhaltung der bisherigen Beziehungen.

Nach Auflösung des Althings durch die dänische Regierung zu Anfang des vorigen Jahrhunderts und seiner erst

1848 erfolgten Reorganisation hatten sich heftige Verfassungskonflikte mit Dänemark ergeben, die jedoch im Gesetz vom 5. Januar 1874 ihren Abschluß gefunden zu haben schienen. Mit der Annahme des neuen Gesetzes aber würde Island, bisher völlig abhängig von Dänemark, in eine Art beschränkter Personalunion zu Dänemark und in ein Verhältnis ähnlich demjenigen Ungarns zu Österreich treten.

Island, das ein Areal von 104 785 qkm — nahezu ein Fünftel desjenigen des Deutschen Reiches — hat, wovon nur 42 068 qkm, ein Gebiet wie etwa dasjenige Schwarzburg-Rudolstadts, bewohnbar sind, ist ein überwiegend unfruchtbares, selbst wüstes, von Erdbeben heimgesuchtes Land, von sehr kaltem, feuchtem, nebeligem Klima, in dem Getreide nur ausnahmsweise reift und nur Kartoffeln und Küchengewächse gedeihen. Seinen Hauptreichtum bildet die Viehzucht, namentlich Schafe und Pferde, begünstigt durch Wiesen und ausgedehnte Weiden, und der sehr ergiebige Fischfang. Die Verwaltung des Landes erfordert jedoch einen jährlichen Zuschuß seitens Dänemarks. Sein Hauptmarkt für die Produkte des Fischfangs ist Spanien, für Wolle nnd Pferde England, das übrige wie Eiderdaunen, Felle und Federn ꝛc. geht nach Dänemark. Die Entfernung von etwa 250 d. M. eines oft durch die Unbill des Meeres gefährlichen Seeweges trennt die Insel von Dänemark, für die jedoch ein regelmäßiger Schiffsdienst den Verkehr vermittelt. Andere trennende Momente bilden die Sprachenverschiedenheit und in gewissem Grade die geschichtliche Vergangenheit Islands. Die Sprache der Isländer ist die vom Dänischen sehr verschiedene alte norwegische. Von norwegischen Einwanderern wurde Island schon im neunten Jahrhundert und in der Folgezeit zum größten Teil bevölkert; erst 1262 und 64 durch die Könige Haakon V. und Magnus VI. mit Norwegen vereinigt gelangte es 1360 mit Norwegen an Dänemark, bei dem es auch seit der Vereinigung Norwegens mit Schweden 1814 verblieb. Somit bildet Island zwar seit 5¼ Jahrhunderten einen integrierenden Bestand-

teil Dänemarks; allein von kommerzieller und politischer Bedeutung für das Mutterland, es sei denn, die nationalehrensächliche, erscheint dasselbe nicht.

In jüngster Zeit widmet zudem Dänemark seine wirtschaftliche Unterstützung einem weit dankbareren auswärtigen Besitz, den dänischen Antillen, St. Thomas, St. John und Santa Cruz, die im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts dem Mutterlande eine Jahreseinnahme von 8 Millionen Kronen brachten, und in dem neuerdings dort begonnenen Baumwollenbau ein glänzendes Ergebnis aufweisen. Es kann daher eine Wiederaufnahme der Verhandlungen zwischen den Vereinigten Staaten und Dänemark über die Abtretung der dänischen Antillen heute dänischerseits als ausgeschlossen gelten.

Allein noch in anderer Richtung sucht die jetzige Regierung Dänemarks ihr kleines, im Mutterlande kulturell und namentlich landwirtschaftlich hochentwickeltes Reich zu heben. Dies soll durch einen umfassenden Ausbau des bereits weitverzweigten Eisenbahnnetzes geschehen, indem der Reichstag eine Vorlage über den Bau von nicht weniger als 5 neuen Staatsbahnen und 51 Privatbahnen im inländischen Bahnnetz mit einem Staatszuschuß von 56 Millionen genehmigte. Unter den ersteren figuriert eine Bahn von Kopenhagen nach Kjöge und eine Brücke über den Masnedösund (im Betrage von 9 Millionen), die die Fahrt von Berlin nach Kopenhagen um mehrere Stunden abkürzen würde. Auch ist eine Kanalisierung des Lymfjord in Konkurrenz mit dem Nordostsee-Kanal geplant, die die Fahrt nach der Nordsee um 40 dänische Meilen verkürzen und durch Vermeidung des oft stürmischen Skageraks weniger gefahrvoll machen würde, doch stehen dem Projekte mannigfache technische Schwierigkeiten und großer Kostenaufwand entgegen. Von besonderer Bedeutung für den Verkehr und auch für die Landesverteidigung verspricht das gleichzeitig auftretende Projekt eines 18 km langen Eisenbahn-Tunnels unter dem großen Belt zu werden, falls die dafür veranschlagten

25 Millionen Kronen aufgebracht werden. Denn dieser Tunnel würde sowohl dem dänischen Handel und sonstigen Verkehr wesentlich zu gute kommen, wie auch die Landesverteidigung durch schnellere Konzentration der Truppen Jütlands und Fünens auf Seeland im Mobilmachungsfall wesentlich fördern.

Ungeachtet des für das kleine, von mächtigen nahen und fernen Nachbarn umgebene dänische Reich, besonders günstigen Ostseeabkommens, das die Aufrechterhaltung des status quo der Ostküstengebiete durch die Signatarmächte gewährleistet, ist man neuerdings dänischerseits bestrebt, die Landesverteidigung möglichst zu kräftigen und in einen den Anforderungen moderner Kriegführung entsprechenden Stand zu setzen. Es soll daher die Einbringung eines Gesetzentwurfes zur Reorganisation der dänischen Landesverteidigung in der nächsten Reichstagssession erfolgen.

Die Partei der Radikalen vertritt zwar die Auffassung, daß angesichts der gewaltigen Rüstungen der Großmächte und der militärischen Riesenkraft besonders des deutschen Nachbarn jede Verteidigung der Neutralität und nationalen Selbständigkeit Dänemarks durch Waffengewalt von vornherein als aussichtslos anzusehen sei. Sie verweist ausschließlich auf diplomatische Verhandlungen und Verbindungen und will das Verteidigungswesen auf eine Grenz- und Seepolizei beschränkt sehen. Dagegen ist die Rechte und die am Ruder befindliche gemäßigte Linke der Ansicht, daß Dänemark, um seine Neutralität und nationale Selbständigkeit behaupten zu können, sich auf eine starke Waffenmacht stützen müsse; sie fordern deßhalb insbesondere eine kräftige Land- und Seebefestigung Kopenhagens. Mit dieser Forderung stimmen heute auch alle dänischen Militärs des Landheeres wie der Flotte, die früher in dieser Hinsicht geteilter Ansicht waren, überein. Ueberdies hat die Zahl der Verteidigungsfreunde neuerdings auch unter den extrem Freisinnigen bedeutend zugenommen und agitieren selbst Damen hiefür. Der Bericht der Landesverteidigungs-

kommission wird nach 6jähriger Beratung demnächst erstattet werden. Zwar wurden seine Ergebnisse offiziell bisher geheim gehalten, allein in der sozialdemokratischen Presse Dänemarks in ihren Umrissen mitgeteilt. Der Kriegsminister, General Madsen, erklärte in einer jüngst gehaltenen Rede, daß die allgemeine Wehrpflicht wieder eingeführt und die Landesverteidigung derartig eingerichtet werde, daß sie nicht durch Abschneiden der Verbindung zwischen den verschiedenen Landesteilen seitens des Feindes lahmgelegt werden könne. Weiter erklärte der Minister, daß die Hauptstadt sowohl gegen Land-, als auch gegen Seeangriffe befestigt werden müsse. Die Aufhebung der Landbefestigung wäre nur möglich durch ein Bündnis mit Deutschland, die der Seebefestigung, wenn Dänemark durch ein Bündnis mit England gesichert würde.

Der Plan, für den die Regierung im Reichstage eintreten wird, läßt sich nach den bisherigen Verlautbarungen in folgenden Hauptpunkten resümieren. Während die Armee bisher nur aus 5 Infanteriebrigaden mit entsprechender Kavallerie und Artillerie und den Hilfsdienstzweigen, und 2 Generalkommandos unterstellt, bestand, soll dieselbe künftig aus 3 Divisionen bestehen. Eine derselben soll nach Jütland disloziert werden und dort auch im Mobilmachungsfalle bleiben, während man bisher alle jütischen Truppen, bis auf schwache Abteilungen, für diesen Fall schleunigst nach Seeland zu ziehen beabsichtigte. Immerhin bildet Seeland mit der befestigten Landeshauptstadt auch ferner den Kern der Landesverteidigung, da die beiden anderen Divisionen auf Seeland garnisonieren sollen und die Garnisonen auf Fünen eingehen, dagegen Roeskilde Garnison erhält. Die Festungswerke um Kopenhagen bleiben beibehalten. Dies und die Erklärungen des Kriegsministers beweisen, daß man nicht auf die Verteidigung der Landfront Kopenhagens verzichtet. Nach der Seeseite soll die Befestigung erweitert, ein neues Fort errichtet und die Insel Amager befestigt werden. Die gesamte Fußartillerie wird bei der Seebefestigung verwendet,

die Feldartillerie verdoppelt; jedoch geht ein Kavallerieregiment ein. Ferner soll die Flotte vergrößert und feste Stützpunkte in unseren Gewässern (beides mit einem einmaligen Aufwande von 18—20 Millionen Kronen und einer jährlichen Mehrausgabe von 3 Millionen) erzielt werden. Aus diesem Plan geht hervor, daß man dänischerseits fortan das Hauptgewicht der Landesverteidigung auf die Seefront Kopenhagens und die Küsten Seelands legt und vielleicht hofft, die verhältnismäßig wenigen Stellen, an denen die 10 m Tiefenlinie nahe an die Ostküste Seelands herantritt, mit dem Landheer eine Zeitlang erfolgreich verteidigen zu können. Wie dem auch sei, Deutschland hat offenbar das Interesse, daß Dänemark in der Lage ist, Seeland und namentlich auch Kopenhagen gegen einen auswärtigen Angreifer verteidigen zu können, damit sich derselbe nicht dieses wichtigen Kriegshafens, Arsenals und Depotplatzes bemächtigt und ihn als Basis für Seeoperationen gegen Deutschland benutzt. Eine solche für das Deutsche Reich keineswegs erfreuliche Eventualität wäre auch gegeben, wenn verwandtschaftliche Beziehungen des dänischen Hofes das Königreich einmal in den Reihen unserer Gegner aktiv sich betätigen ließen.

VII.

Die Englisch-Französisch-Russische Entente, Oesterreich und die Katholiken.

In denselben Tagen, in denen der Beschluß gefaßt wurde, in der Walhalla die Büste Bismarcks aufzustellen, erfährt die politische Konstellation in Europa eine Umbildung, welche an verschiedenen Stellen den Gedanken eingibt, daß das Werk Bismarcks in nicht ferner Zukunft der Belastungsprobe unterzogen würde.

Die Bismarckische Politik hatte bekanntlich zur Voraussetzung: die Rivalität unter den Mächten.

Nichts ist ferner so einleuchtend als der Satz, daß bei Königgrätz auch Frankreich und daß bei Königgrätz und Sedan die katholische Welt geschlagen wurde.

Wie sehr Bismarck selbst von dieser Überzeugung durchdrungen war, geht aus seinen ‚Gedanken und Erinnerungen‘ hervor, wo er offen sagt: „Wenn nach dem Frankfurter Frieden eine katholische Partei, von royalistischer oder republikanischer Meinung, in Frankreich an der Macht geblieben wäre, so hätte man eine Annäherung der beiden von uns besiegten benachbarten Mächte Österreich und Frankreich besorgen müssen .... Es wäre kaum leicht gewesen vorauszusehen, ob wir unserseits Verbündete gefunden hätten; in jedem Fall hätte es in der Hand Rußlands gestanden, eine Allianz zwischen Frankreich und Österreich in eine äußerst mächtige Koalition zu verwandeln oder uns durch diplomatischen Druck unter einer Vormundschaft zu halten ....“

Eine ‚Allianz zwischen Österreich und Frankreich‘ liegt nicht vor; wohl aber gelangt der Bismarcksche Gedanke in dem Bündnis zwischen Rußland und Frankreich, ergänzt durch die Entente zwischen Frankreich und England, zum Ausdruck. An Stelle des Bismarckschen Wortes ‚unter Vormundschaft halten‘ hat der augenblickliche Sprachgebrauch, auf ein Wort des Fürsten Bülow zurückzuführen, das Wort ‚Einkreisung‘ gesetzt. Sonst ist die Bismarcksche Vision leider Wirklichkeit geworden.

Um eine Nüance deutlicher hat sich Bismarck in einer Unterhaltung mit dem Fürsten Orloff, im Jahre 1874, ausgesprochen: Frankreich kann sich wieder eine Armee schaffen, versuchen sich Allianzen zu schaffen; wir würden wissen, unsere militärische Überlegenheit zu behaupten und unser Bündnissystem zu ändern. Es gibt aber eine Sache, welche wir nicht dulden können: wenn Frankreich klerikal würde, wenn es versuchte, die klerikalen Elemente um sich zu gruppieren, welche in Deutschland und allen Ländern Europas vorhanden sind, das würde eine Gefahr für uns, selbst für den Staatsgedanken bedeuten.

Die diplomatische Geschichte jener Tage ist angefüllt mit Beschwerden über und mit Vorstößen Bismarcks gegen die katholische Welt; insbesondere gegen Frankreich.

Wer zu richtigen Schlüssen gelangen will, darf sich durch das Augenblicksbild und den Tagesstreit nicht beirren lassen. Frankreich ist, trotz seines heutigen Unglücks, noch immer ein katholisches Land und nicht mit Unrecht nennt es der Erzbischof von Paris noch immer „die älteste Tochter der Kirche“.

„Niemals“, so sagt ein früherer französischer Minister des Auswärtigen, Hanotaux, „niemals seit den Zeiten der Kreuzzüge fühlte die Kirche Frankreich näher bei ihrem Herzen als in dieser Zeit (nach dem Kriege), wo die schmerzerfüllten Seelen bei ihr Tröstung und Beruhigung suchten.“

„Die Niederlage Frankreichs hatte“, so sagt Hanotaux weiter, die „Hegemonie des Protestantismus in Europa besiegelt.“

Über diese Dinge hat die verdunkelnde und entstellende Darstellungsweise der Presse und der Geschichtschreibung, begünstigt durch die kirchenfeindliche Politik in Frankreich, falsche Auffassungen in der Welt und namentlich in Deutschland und Österreich verbreitet.

Mit welchem Übermut man in Preußen damals auftrat, davon legen die Schrift von Dr. Karl Starck, die Sprache von Virchow, Mommsen und vieler anderer ein beschämendes Zeugnis ab. Starck sprach von der ‚physischen Degeneration der französischen Nation, ihrem pathologischen Charakter, dessen Symptomen und Ursachen.‘ Sogar Döllinger schlug in diese Kerbe ein, wenn auch sanfter. Auch Sybel trägt ähnliche Gedanken vor. Virchow spricht von Idiotismus und räsonierendem Wahnsinn! Karl Hillebrand, bis vor dem Krieg Lehrer des Deutschen an der Kriegsschule in Saint Cyr (er hatte sich dort naturalisieren lassen) schreibt über ‚die geistige Unfruchtbarkeit Frankreichs‘. Mommsen in seinem Aufruf an die Italiener, häuft darin die Beschimpfungen Frankreichs. Auch die Polemik zwischen Strauß und Renan,

ein Vortrag von Schulze-Delitzsch bieten Beweise der Überhebung und jeglichen Mangels an Wahrheits- und Gerechtigkeitssinn.

Dabei muß man sich erinnern, daß noch im Januar 1871 Renan und Taine auf dem Weg des öffentlichen Aufrufes Geld in Frankreich erbaten und erhielten um — dem preußischen Staats-Philosophen Hegel ein Denkmal in Berlin zu errichten.

Um diese Dinge zu würdigen, muß man sich vor Augen halten, wie die unter dem Berliner Einfluß stehende Presse dahingelangt war, die Ursache des Krieges von 1870 nicht in der Politik, sondern in der angeblichen Feindschaft aller Franzosen gegen das deutsche Volk zu suchen; oft genug hat man hinzugefügt, daß der Papst, die katholische Kirche u. s. w. den Krieg angezettelt hätten, um ‚das protestantische Deutschland' zu vernichten; die Kaiserin Eugenie habe sich zum Werkzeug dieser Politik, das heißt zur Schürerin des Kriegsfeuers gemacht.

Auf demselben Boden hat sich seit 1866 und namentlich seit 1871, als man die Macht an sich gerissen hatte, die Feindschaft gegen die Katholiken im neuen Reich entwickelt.[1]) Diese prinzipielle Begünstigung der A-Katholiken hat größere Erfolge erzielt als man im allgemeinen zugibt. Im Kulturkampfe ist die katholische Zitadelle, dank Windthorst, Mallinckrodt, v. Franckenstein, v. Schorlemer und vielen anderen

1) Die „Deutsche Vereinigungs-Correspondenz" schreibt in ihrer Nr. 9 vom 12. Juni lf. J.: „Die hist.-pol. Blätter, das wissenschaftliche Hauptorgan des Zentrums, erbringen den Nachweis, daß alle großen Blätter in Norddeutschland . . . wütende Feinde der Katholiken seien, daß die Schwenkung in der deutschen Politik am 12. Dezember 1906 ein Werk der französischen (!) Freimaurerei sei und was des Unsinns mehr ist." Vielleicht gelingt der „D.V.C." den Ursinn zu beweisen, daß die genannten großen Blätter in Norddeutschland — wütende Katholikenfreunde sind, daß die Gründung der deutschen Vereinigung das Entsetzen der Freimaurerei hervorgerufen hat „und was des Unsinns mehr ist." Uebrigens maßen sich die hist.-pol. Blätter nicht die Ehre an, als „das wissenschaftliche Hauptorgan des Zentrums" zu gelten, sie wollen nicht mehr und nicht weniger sein denn die hist.-pol. Blätter sind das katholische Deutschland — und zwar nach dem guten alten Sprachgebrauche. Die Redaktion.

hervorragenden Männern und dem braven katholischen Volk, behauptet worden. Aber wie viele Außenwerke sind den Feinden des Glaubens in die Hände gefallen.

Von der heutigen Lage der katholischen Kirche in Preußen hat erst kürzlich, am 24. Mai dieses Jahres, der Abg. Trimborn in Köln in einer Versammlung ein zutreffendes Bild gezeichnet und zur größten Vorsicht gemahnt.

In einem Artikel zur bevorstehenden 55. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands, die in diesem Jahre (1908) in Düsseldorf stattfindet, schrieb am 12. Juni die ‚Köln. Volksztg.' unter anderem mit einem Rückblick auf die Zeit nach 1866, also nach dem Sieg Preußens über Österreich:

‚Gewitterschwüle lagerte über den deutschen Katholiken. Die Erfolge der preußischen Waffen im Kriege gegen Österreich hatten die Lage der deutschen Katholiken nicht verbessert, und der Ruf nach der Simultanschule und Zivilehe, sowie der Klostersturm in Moabit waren Sturmvögel des nahen Kulturkampfes, während das vatikanische Konzil die Zahl der Kirchenfeinde mehrte und selbst in den Kreisen der Katholiken Unsicherheit und Erregung die Geister ergriffen.'

Auch jetzt lagert Gewitterschwüle über den Katholiken Deutschlands. Jeglicher frivole Angriff auf Deutschland aber wird das gesamte deutsche Volk geeinigt finden. Wie auf den Schlachtfeldern von 1870 werden auch dann die deutschen Katholiken — das braucht nicht erst betont zu werden — ihre Pflicht, und nicht nur ihre Pflicht, gegenüber dem Vaterlande tun. —

In gewissem Sinne ruht in der sogenannten neuen Tripel-Allianz ein eigenartiger beachtenswerter Zug. Allerdings ist die Führung der Allianz in den Händen von akatholischen Mächten: das protestantische England, das schismatische Rußland, das heutige sektiererische Frankreich. Aber diese Allianz kann gar nicht umhin, wenn sie Erfolg haben will, die lateinischen Völker und Oesterreich-Ungarn zu berücksichtigen. England ist längst nicht mehr der katholikenfeindliche Staat Heinrichs VIII., Elisabeths und Cromwells;

die katholische Kirche macht in England und seinen Kolonien wenn auch langsame, aber stetige Fortschritte und nirgends steht dort die Politik oder die Verwaltung den Kathokiken im Weg. Das englische Königshaus hat sich durch Heirat mit dem katholischen Königshaus in Spanien verbunden; Eduard VII. hat, als erster König Englands seit Heinrich VIII., vor kurzem der Messe beigewohnt; in diesem Jahr findet der Eucharistische Kongreß in London statt. In Frankreich kann der konservative englische Geist nur fördernd auf eine verständigere und maßvolle kirchliche Politik im Innern wirken; Voraussetzung ist zunächst das Vermeiden royalistischer Abenteuer. Selbst eine kirchenfeindliche Regierung in Frankreich ist durch die Rücksichten auf ihre Entente mit England gezwungen, ihr Programm zu mäßigen. — Gewiß, Rußland ist schismatisch. Indessen, wer Rußland kennt, weiß, daß die Russen den Katholiken freundlicher gegenüberstehen als die deutschen Prostetanten in Rußland; wenn einmal der Einfluß der deutschen Balten ausgeschaltet wird, kann man auf eine Annäherung der Katholiken und der schismatischen Kirche hoffen. —

Geben wir uns bei objektiver Erwägung der neugeschaffenen Verhältnisse keiner Selbsttäuschung hin: man braucht keineswegs das Gras wachsen zu hören, um sich zu sagen, daß die sogenannte neue Tripel-Allianz bereits die Wirkung gehabt hat, Österreich-Ungarn eine freiere Stellung auch gegenüber Preußen-Deutschland zu geben als jemals seit 1866. Die alte angesehene Stellung Oesterreich-Ungarns, die Bedeutung des Hauses Habsburg wieder herauszubauen, könnte schließlich für Österreich ein höheres Ziel sein als der Ausbau der Sandschak-Eisenbahn, abgesehen davon, daß eine umsichtige auf Garantien haltende Annäherung Österreich-Ungarns an das durch die kluge Politik des Königs mächtig gewordene England u. s. w. seinen Interessen im Orient mindest ebenso fördernd sein wird wie die heutigen Kombinationen, bei denen, ebenso wie im deutsch-österreichischen Handels-Vertrag, fast alle Vorteile auf der

Seite des Deutschen Reiches sind. Außerdem wird man sich in Österreich sagen, daß ein siegreicher Angriffskrieg Preußens auf die Koalition das heutige Österreich ebenso schwer erschüttern würde, wie der siebenjährige Krieg das alte Österreich erschüttert hat.

Preußen hat zuerst Österreich, dann Frankreich und, durch Belebung ihrer Rivalität, Rußland und England aus der Politik von Europa bald mehr, bald minder ausgeschaltet. Das Deutsche Reich war Herr der Situation in Europa und begann die sogenannte Weltpolitik des Industriestaates. Das Alles aber mußte im Laufe der Zeit notwendig zur heutigen Situation, zur Bildung der sogenannten Tripel-Entente England—Frankreich—Rußland führen, der man ja nicht unbedingt kriegerische Angriffs-Pläne zuschreiben muß. Es scheint, daß man in London die Hoffnung hegt, sich Österreich-Ungarn zu nähern und daß die von Eduard VII. eingegebene Politik bereit ist, dem Kaiser Franz Joseph alle Garantien zu verschaffen, welche die Traditionen des Hauses Habsburg bezüglich Frankreichs und die Machtstellung Österreichs bezüglich Rußlands zur Voraussetzung haben.

Im Fall der Annäherung Österreich-Ungarns an die Entente-Mächte würde der Nachfolger Bismarcks allerdings nicht in die Lage kommen, wie es Bismarck nach seinen eigenen Worten vorhatte: ‚mitten in der Schlacht von dem österreichischen auf das russische Pferd und vom russischen auf das österreichische Pferd zu springen‘.

Immer unter der Voraussetzung, daß Österreich sich in London, Petersburg und Paris die erforderlichen Garantien holt, stünde es also in der Hand des Kaisers Franz Joseph, noch am Abend seines Lebens eine neue Ära in der Politik Europas, eine Wendung des Schicksals einzuleiten.

Für das Deutsche Reich aber stellt sich die neue Lage mit ihrem ernsten Ausblick auf die nähere und weitere Zukunft als eine sehr zu beachtende Einkreisung dar, zunächst wohl nur beabsichtigt, um seine wirtschaftliche Ausdehnung so viel als möglich zu hemmen. Aber gerade darin liegt die

Gefahr: die wirtschaftliche Frage kann sich in einer Weise zuspitzen und akut werden, daß die ultima ratio der Krieg ist. Die Persönlichkeit des Kaisers Franz Joseph und seine oft bekundete Treue als deutscher Fürst bürgen indessen dafür, daß eine eventuelle Annäherung Österreich-Ungarns an die neuen Dreibundmächte, wie sie besonders in dem leider tonangebenden Ungarn befürwortet wird, nicht zu kriegerischen Verwicklungen gegen das Deutsche Reich ausgenützt werden könnte. Das ist immerhin ein Trost in unserer kritischen Lage. Freilich, alle Kriege der neuesten Zeit waren mehr die Folge von wirtschaftlichen als von politischen Spannungen. Andererseits darf auch nicht übersehen werden, daß gerade die Häufung der Allianzen und Ententen eine gewisse Unnatürlichkeit und Schmälerung der Aktionsfreiheit in sich birgt, so daß die Fäden, welche König Eduard zurzeit in seiner Hand zu halten glaubt, eines Tages infolge ihres eigenen Gewichtes abreißen könnten. Sei dem wie ihm wolle, trotz der militärischen Machtstellung des Deutschen Reiches liegt es im Interesse der wirtschaftlichen Entwicklung des deutschen Volkes, aber auch im Interesse der Selbständigkeit der mittleren und kleineren deutschen Bundesstaaten und nicht zuletzt — wenigstens nach menschlichem Ermessen — auch im Interesse der deutschen Katholiken, daß der Friede erhalten bleibe.

VIII.

Kürzere Besprechungen.

1. Weihbischof Zirkel von Würzburg in seiner Stellung zur theologischen Aufklärung und zur kirchlichen Restauration.[1])

Mit seinem zweibändigen Werk über den Würzburger Weihbischof Zirkel hat der Verfasser, welcher inzwischen nach Freising übergesiedelt ist, einen sehr beachtenswerten Beitrag zur Geschichte der theologischen Aufklärung geliefert und Zirkels Namen, welcher bislang in der Kirchengeschichte ziemlich unbeachtet geblieben war, einen ehrenwerten Platz vindiciert. Dabei geht L. objektiv und unparteiisch vor, sucht Licht und Schatten in Zirkels Lebenswerk richtig zu scheiden und durch sein sorgfältig abgewogenes Urteil aus der Zeit heraus ihm gerecht zu werden. Auf katholischer Seite findet die Periode der Aufklärung und im Zusammenhang damit die Kantische Philosophie, deren Anhänger Zirkel eine Zeit lang blieb, eine kategorische Absage en bloc. Der Verfasser hält mit strengem Tadel auch nicht zurück, bemüht sich aber sichtlich, dem Charakter der Aufklärungstheologen Recht widerfahren zu lassen. Doch hätte die kantische Philosophie und die bleibenden Wahrheitsmomente der Aufklärung eine weniger ablehnende Würdigung verdient. Das Bestreben, Zirkel möglichst oft und viel zum Worte kommen zu lassen, hat den Verfasser selbst manchmal verleitet, auch mehr nebensächliche und untergeordnete Ausführungen desselben in extenso zu geben, anstatt nur die markantesten Stellen anzuführen. Sicher hätte das Buch bei gedrängter Form mehr Anziehungskraft ausgeübt; wahrscheinlich aber lag L. daran, das bisher ungedruckte Material zu publizieren, weil es sonst nur schwer zu erreichen wäre. S. 51 war die Reflexion über die klerikalische Hüteform im Wortlaut

1) Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands um die Wende des 18. Jahrhunderts von Dr. A. Fr. Ludwig, Prof. der Theologie am kgl. Lyzeum Dillingen. 2 Bd. 1904 und 1906. Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

überflüssig. Die Warnung der Alumnen vor dem Tabakrauchen S. 62 war wahrscheinlich notwendig, jedenfalls nützlich, ohne besonderen philiströsen Beigeschmack, wie L. meint.

Im 2. Band führt L. Zirkels Forderungen für Errichtung von Frauenklöstern aus, ohne ihm zu widersprechen S. 198, wo er die lateinische Sprache für das Chorgebet empfiehlt und biblisch zu begründen sucht, was mit Joh. 4, 24 im Widerspruch steht. Unverstandene Worte abbeten heißt Lippendienst, aber nicht Gottesdienst verrichten. Z. liebt es, nicht bloß Gutachten über die Errichtung von Klöstern bis ins Detail abzugeben, sondern auch die Tagesordnung bis ins Kleinste zu fixieren und für alles mit philosophischen Gründen aufzuwarten. Zirkels Entwurf zur Bildung eines Gelehrtenvereins und die angeführten Statuten decken sich vielfach und bedeuten Wiederholungen, wie auch die Geschichte der Felderschen Literaturzeitung sich sehr ins Detail zieht. Die Idea pacis von Pfarrer Grener hätte als Einzelunionswunsch weniger Bedeutung und Berücksichtigung verdient. Zirkel war eine edle vornehme Natur mit reichen Geistesgaben, mit unermüdlichem Fleiß und seltener Erfahrung und Menschenkenntnis. Mit stets gespannter Umsicht verfolgte er den Gang der Ereignisse in jener kirchlich wie politisch so erregten Zeit. Anfangs selbst Aufklärer und Kantianer, kam er durch seine Stellung als Subregens, Regens und Weihbischof immer mehr auf streng kirchlichen Boden und wurde wie die rechte Hand seines Fürstbischofs, so der eifrige Verteidiger der bischöflichen und kirchlichen Rechte. Das Problem, wie aus dem Aufklärer und Kantianer der eifrige und unnachgiebige Kirchenverteidiger, der begeisterte Anhänger und Lobredner des Papsttums wurde, sucht L. aus Zirkels tiefreligiöser Anlage, aus den Zeitverhältnissen, sowie aus seinem sicheren Blick und seiner kirchlichen Stellung zu lösen. Er hätte Analoge bis in die Gegenwart zur Erklärung beiziehen können, denn wie bei Zirkel, so hat auch bei anderen kirchlichen Amtsträgern unerwartet eine andere Entwicklung Platz gegriffen, zum Staunen mancher Staatsmänner, deren Pläne durchkreuzt wurden. L. rühmt Zirkels Klugheit, welche auch bei schwierigen Verhältnissen mit diplomatischem Geschick an den Klippen vorbeizusegeln verstand und

meist das Richtige traf. Aber die Klugheit des diplomatischen Zirkel ging doch bisweilen auf Kosten des geraden und aufrichtigen Charakters, wie seine Maxime beweist: „den Aufklärern nichts zu vergeben und es mit den Dummköpfen nicht zu verderben."

In der Polemik wurde Zirkel heftig und ging über die erlaubten Grenzen hinaus, so z. B. gegenüber Wessenberg, dessen Beurteilung vielleicht allzu ungünstig ausgefallen ist. Aus dem Rationalisten Zirkel wurde ein Kirchen- und Dogmengläubiger, aus dem Kantianer ein Antikantianer, aus dem Gegner des Zölibats ein Verfechter, aus dem Jesuitengegner ein Jesuitenverteidiger. Gewiß starke Wandlungen in seiner an sich kurzen, aber aufs Äußerste gespannten Schaffens- und Lebenszeit. Wie er in der Bekämpfung seiner Gegner z. B. im Katechismusstreit zu weit ging, so suchte er auch in anderen Richtungen seinen Willen durchzusetzen und erwartete von bloßen Äußerlichkeiten, wie der klerikalen Kleidung, dem Tragen des Talars, an sich schon eine Besserung im Klerus und indirekt im Volk zu erzielen. Bei Beratung dieser Materie hob nämlich der geistliche Rat Pfister 1807 hervor, in den ersten fünf Jahrhunderten der Kirche, wo es zwar hölzerne Kelche, aber viele goldene Priester gab, sei zwischen der Kleidung der Geistlichen und jener der Laien kein Unterschied gewesen; man habe von ersteren nur gefordert, daß sie in ihrer Tracht Sittsamkeit und Reinlichkeit zeigten, besonders habe Papst Cölestin I. 423 in einem Briefe an die Bischöfe von Languedoc, in deren Diözesen einige Weltgeistliche die allgemeine Tracht abgelegt und einen langen Mantel nebst Gürtel angenommen hätten, geschrieben: „Wir müssen uns vor dem Volk durch die Lehre und nicht durch die Kleidung, durch die Reinigkeit des Herzens und nicht durch die Tracht auszeichnen." Doch der Erfolg der von Zirkel verfochtenen Verordnung bleibt hinter seiner Erwartung zurück. Die Gründung eines Gelehrtenvereins bleibt sein Verdienst, und wie er selbst alles aufbot, um ein der Kirche günstiges Konkordat vorzubereiten, so haben auch die Männer des Gelehrtenvereins in diesem Sinne gearbeitet, doch sind Zirkels Ansichten über die Universitäten, als bloße Abrichtungsanstalten, längst überholt und sein Lob über die theologischen

Schulen des französischen Kaiserreichs, welche er auch in Deutschland wünschte, scheint durch die traurige Lage der französischen Kirche widerlegt. Auch Zirkels Lobredner wurden durch den Lauf der Ereignisse eines andern belehrt. Seiner Kirche hat Zirkel in schwerer Zeit die bedrohten Rechte verteidigt und bewahrt. Der Kirchenhistoriker jener Periode wird Ls. Beitrag zu schätzen und zu beachten wissen. Jerger-Schwennenbach.

2. Geschichte der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert von Dr. Heinrich Brück. [1])

Nachdem der Herausgeber der Brück'schen Kirchengeschichte den zweiten Teil des vierten Bandes, den der verewigte Verfasser nur noch teilweise bearbeiten konnte, vollendet hat, legt er jetzt die erste Abteilung dieses Bandes in zweiter, vermehrter Auflage vor. Derselbe enthält im ersten Abschnitt eine kurze Geschichte des vatikanischen Konzils, sodann die Vorereignisse des Kulturkampfes und führt die Geschichte desselben in Preußen bis zu seinem Höhepunkt und zu seiner Wendung.

Bei dem reichfließenden, seit der ersten Auflage erschienenen Quellenmaterial erstand für den Neuherausgeber eine interessante Aufgabe. Insbesondere hat derselbe unter Benützung der biographischen und Memoirenliteratur manche Partien in vollständig neuer Darstellung geben können, wodurch sie psychologisch tiefer und begründeter erscheinen. Einzelne Kapitel sind gänzlich umgearbeitet und alle Teile des Buches eingehend durchgegangen und revidiert. Die Reichstagsberichte sind ausgiebig benützt. So ist das Ganze nach Möglichkeit allseitig und vollständig geworden.

Die Wichtigkeit dieses Zeitabschnittes an sich für die gegenwärtige Generation, die oft mit naiver Unkenntnis diesen historisch und sachlich uns so naheliegenden Ereignissen gegenübersteht, braucht nicht besonders betont zu werden.

Ein Titelverzeichnis der häufiger zitierten Werke sowie ein Namen- und Sachregister sind beigegeben. Der vom Herausgeber allein verfaßte Schlußteil des Werkes ist noch für Ende dieses Jahres in Aussicht gestellt. S.

1) 4. Band. Vom Vatikanischen Konzil 1870 bis zur Gegenwart. Erste Abteilung, 2. Auflage, herausgegeben von Dr. J. B. Kißling, Münster i. W. (Aschendorff) 1907. XIV u. 560 S. — M. 7,50.

3. Aus dem kirchlichen Leben Bayerns im 16. Jahrhundert.

Im Archiv der Ingolstädter Pfarrkirche zu U. L. Frau befindet sich ein handschriftliches, Ende 1525 von Johann Eck, dem bekannten Ingolstädter Theologen, angelegtes Buch, worin letzterer, der kurz vorher die Pfarrei zu U. L Frau übernommen hatte, alles notiert hat, was für ihn und seine Nachfolger in Bezug auf die Verhältnisse der Pfarrei wissenswert erschien. Daß Dr. Greving, der sich seit längerer Zeit mit Eck beschäftigt, sich der nicht geringen Mühe unterzogen hat, das alte Ingolstädter Pfarrbuch der Öffentlichkeit zu übergeben,[1]) kann man nur billigen, und zwar aus einem doppelten Grund: zunächst, weil wir einen der vornehmsten Gegner Luthers, den gelehrten Universitätsprofessor und rührigen Polemiker Eck, hier von einer ganz neuen Seite, in der stillen Ausübung der alltäglichen seelsorgerlichen Berufspflichten kennen lernen; sodann, weil Ecks Pfarrbuch in ausgezeichneter Weise dazu geeignet ist, unsere Kenntnisse von dem kirchlichen Leben in einer katholischen Gemeinde des 16. Jahrhunderts zu ergänzen und zu vertiefen.

Dies um so mehr, als Greving sich nicht damit begnügt hat, den lateinischen Text abzudrucken und mit den nötigen Anmerkungen zu versehen. Freilich, diese Textausgabe, die mit zahlreichen gelehrten Erläuterungen den zweiten Teil einnimmt (S. 128—237), wäre schon für sich allein von nicht geringem Wert. Die streng kritische Arbeitsweise, die der Bonner Gelehrte bereits in seiner früheren Studie über Eck als jungen Gelehrten (1906) betätigt und die allseitig bei den protestantischen wie bei den katholischen Rezensenten Anerkennung gefunden hat, zeigt sich auch wieder in der peinlich genauen Ausgabe des Ingolstädter Textes. Dazu kommt aber noch eine ausführliche Darstellung (S. 1—127), die auf Grund des neu veröffentlichten

1) Johann Ecks Pfarrbuch für U. L. Frau in Ingolstadt. Ein Beitrag zur Kenntnis der pfarrkirchlichen Verhältnisse im 16. Jahrhundert. Von Dr. Joseph Greving. Münster i. W. Aschendorff. 1908. XVI, 254 S. ℳ 6.80. [Reformationsgeschichtliche Studien und Texte. Herausgegeben von J. Greving. Heft 4 und 5.]

Pfarrbuches und anderer einschlägigen gedruckten und ungedruckten Quellen über die pfarramtliche Tätigkeit Ecks sowie über die rechtlichen und religiösen Verhältnisse der Pfarrei zu U. L. Frau, über das damalige Pfründewesen, über die Verpflichtungen der Benefiziaten und Kooperatoren, insbesondere auch über den Gottesdienst, Messen, Predigt, Prozessionen, Bruderschaften, Empfang der heiligen Sakramente, deutsche Kirchgesänge usw. allerhand neue und interessante Aufschlüsse bringt.

Was Ecks pastorelle Tätigkeit betrifft, so erscheint hier der Ingolstädter Theologe keineswegs in einem ungünstigen Lichte. Von der Wichtigkeit seines seelsorglichen Amtes hatte er eine hohe, ernste Auffassung. Er hielt streng auf Zucht und Ordnung; doch war er auch aufrichtig bestrebt, mit den Kaplänen und Kooperatoren, mit dem Schulmeister, Organisten, Küster in einem guten Einvernehmen zu leben. Darum zeigte er sich auch bereit, bezüglich des Einkommens und der Beköstigung seinen Untergebenen mehr zu bewilligen als das, wozu er streng verpflichtet war. Über der angestrengten Tätigkeit auf dem Katheder, im Studierzimmer und im literarischen Kampfe mit den protestantischen Gegnern hatte er den praktischen Sinn nicht verloren. In seiner Pfarrkirche hatte er auch für das Kleinste Interesse. Sehr viel lag ihm daran, den Gottesdienst würdig und schön zu gestalten. Die akademischen Pflichten und literarischen Arbeiten nahmen seine Zeit und Kraft so in Anspruch, daß er die Spendung der Sakramente in der Hauptsache den Kooperatoren überlassen mußte; diesen schärfte er in besonderen Instruktionen aufs Nachdrücklichste ein, in der Verwaltung der heiligen Sakramente ja nur recht gewissenhaft und eifrig zu sein. Das Predigtamt aber übte er persönlich mit größter Sorgfalt und regstem Eifer aus. Die Unterweisung des Volkes in der Religion lag ihm sehr am Herzen. Einen glänzenden Beweis dafür liefert das Buch seiner Predigtskizzen, das unter den Handschriften der Münchener Universitätsbibliothek verwahrt wird. Daraus ergibt sich, daß Eck als Pfarrer jeden Sonn- und Feiertag zu predigen pflegte, wenn es nur eben möglich war. Auch an den Samstagen in der Fastenzeit hat er fast immer selber gepredigt. Oft genug redete er an drei oder vier Tagen hintereinander und es kam ihm auch oft genug gar nicht darauf an, zuweilen an einem Tage

zwei Predigten zu halten. Aus seinen Aufzeichnungen läßt sich feststellen, daß er von Ende 1525 bis Lichtmeß 1532 nicht weniger als 456 Predigten gehalten hat. Diese intensive Arbeit Eck's auf der Kanzel, bemerkt hiezu Greving, „ist geeignet, noch mehr Bewunderung zu erregen, wenn man bedenkt, wie sehr er gerade damals mit Geschäften aller Art überhäuft war."

Bezüglich der Verhältnisse der Ingolstädter Pfarrei zu U. L. Frau und des reichgestalteten Gottesdienstes, wie er zu Ecks Zeiten in Ingolstadt abgehalten wurde, sei auf Ecks eigene Aufzeichnungen und auf Grevings gründliche Darstellung verwiesen. Nicht nur die Kirchenhistoriker und Liturgiker, auch die Kultur- und Kirchenrechtshistoriker werden aus der neuen Publikation mancherlei lernen können.

Auffallend ist es, daß in Ecks Pfarrbuch nie von Kinderkatechesen die Rede ist. Auch von einer besonderen Unterweisung der Jugend ist nur einmal die Rede. Bei den Aufzeichnungen für den Palmsonntag heißt es nämlich, daß am Vorabend dieses Sonntages für das unwissende Volk und die Jugend (pro rudi plebe et iuventa) eine Predigt über die Eucharistie gehalten wurde. Diese Predigt sollte als Vorbereitung zur österlichen Kommunion dienen. Wie aus den pfarramtlichen Aufzeichnungen des Mainzer Pfarrers Florentius Diel, die Dr. Fr. Falk vor einiger Zeit (1904) veröffentlicht hat, so ergibt sich auch aus dem Pfarrbuche Ecks, daß damals die Pfarrgeistlichkeit keine Kinderkatechesen abhielt, nicht einmal als Vorbereitung auf die erste heilige Kommunion. Es galt eben zu jener Zeit noch die Familie als Hauptträgerin des Religionsunterrichts für die Jugend. Weil damals das Volk noch in inniger Vereinigung mit der Kirche lebte und mit Herz und Sinn an den kirchlichen Festen und Feierlichkeiten teilnahm, so wurde schon durch diese Teilnahme am kirchlichen Leben die religiöse Bildung kräftig gefördert. Auch in den Schulen wurden die notwendigsten Glaubenswahrheiten den Kindern eingeprägt. Dies wird selbst von Luther bezeugt: „In der Schule haben die Knäblein das Pater noster, Symbolum gelernt und ist die Kirche wunderlich in den kleinen Schulen erhalten worden." (Luthers Tischreden, hrsg. von E. Kroker, Leipzig 1903 Nr. 609.)

Indessen war das Fehlen eigener von der Pfarrgeistlichkeit erteilter Kinderkatechesen ein tief zu beklagender Mangel. Für friedliche Zeiten mochte die damalige religiöse Bildung genügen; sie war jedoch ungenügend, um heftigen Angriffen stand zu halten. Wäre das Volk in der Religion gründlicher unterrichtet gewesen, so hätten es die religiösen Neuerer des 16. Jahrhhunderts nicht so leicht der Kirche abwendig machen können.

N. Paulus.

4. Jesus von Nazareth und seine Apostel im Rahmen der Zeitgeschichte.[1])

Das ziemlich umfangreiche Buch ist in drei Teile gegliedert. Der erste behandelt die Zeitepoche, in welcher die Geburt und das Leben Jesu sich abspielte, Judaeas Stellung zum römischen Reiche und die politischen und administrativen Zustände von Palästina zur Zeit Jesu. Dann wird übergegangen auf die Überlieferung über Geburt und Tod Jesu und der Apostelfürsten und wird die Tradition nach diesen beiden Richtungen einer kritischen Würdigung unterzogen. Und endlich im dritten Teile wird das Leben Jesu und der Apostel im Rahmen der Zeitgeschichte behandelt auf der Grundlage der im ersten und zweiten Teile gebotenen vorbereitenden Ausführungen. Nach den in der Vorrede gegebenen Aufklärungen „bietet das dritte Buch eine kurze Erzählung der Vorgänge, wie sie etwa die historische Wissenschaft erfordert. Dieselbe soll weder die kontroversen Fragen der Evangelienharmonie lösen, noch der neutestamentlichen Einleitungswissenschaft vorgreifen, sondern nur das erste Kapitel der Kirchengeschichte darstellen." „Ein Leben Jesu zu schreiben, heißt es ebenda, war nicht im Entferntesten die Absicht des Verfassers, der damit eine größere Last auf sich geladen haben würde, als seine Schultern zu tragen vermögen." Sein Zweck war vielmehr „die Quellennachrichten namentlich soweit sie die Chronologie betreffen zu sammeln und zu untersuchen, welche davon Glauben verdienen und welche nicht, dann

1) Von Dr. th. K. A. Heinrich Kellner, o. ö. Professor der kath. Theologie an der Universität Bonn. Regensburg ꝛc., Pustet 1908. 8° VI u. 461 S.

aber, die Begebenheiten, welche aus dieser Voruntersuchung als gesichert hervorgegangen sind zu verwerten und mit der gleichzeitigen Geschichte in Zusammenhang zu bringen." „Diese Methode führte notwendig dahin, das Ganze auf wesentlich andere chronologische Grundlagen zu stellen als bisher bei uns üblich war". „Hier heißt es, gegen den Strom schwimmen, da nur wenige die altgewohnten Legenden werden missen oder herkömmliche Anschauungen aufgeben wollen." Das hiedurch bedingte unangenehme Empfinden und ein gewisser Mangel an Wärme machen das Buch, welches, als in Regensburg erschienen, das Imprimatur des bischöflichen Ordinariates Regensburg trägt, nicht gerade zu einer durchweg angenehmen Lektüre.

Notiz.

Ein Roman von René Bazin. Im Anschluß an die Besprechung des Bazinschen Romans Le blé qui lève im 10. Heft des 141. Bandes wird es unsere Leser wohl interessieren zu erfahren, daß der am Schlusse geäußerte Wunsch nach einer Übersetzung ins Deutsche bereits erfüllt ist. Die Kölnische Volkszeitung wird, wie uns die Redaktion mitteilt, den Roman im dritten Vierteljahr d. J. unter dem Titel: Sprossende Saat veröffentlichen. Da dieses neue Bazinsche Werk nicht nur für die Eigenart dieses Schriftstellers charakteristisch ist, sondern auch die sozialen, politischen und religiösen Zustände des heutigen Frankreich in naturgetreuen Szenen schildert, so dürfte mit der Gewinnung dieser Übersetzung dem deutschen Leserpublikum in der Tat ein Dienst geleistet worden sein.

IX.

Die Missionierung Nordafrikas im 14. Jahrhundert.

Eine herrliche Frucht der Kreuzzüge war im Abendlande das Aufleben des Gedankens, den Norden Afrikas, der durch das Eindringen des Islam dem Christentum verloren gegangen, für die Kirche wiederzugewinnen. Glaubenseifrige Mönche aus dem Franziskaner- und Dominikanerorden widmeten sich freudig der Bekehrung der Ungläubigen jenes Landes. Den Franziskanern leuchtete ja auch das hehre Beispiel ihres Ordensstifters vor Augen, der selbst nach Ägypten ging, um den dortigen Sultan dem Christentum zugänglich zu machen. Wenn auch seine Bemühungen nur Versuche blieben, so setzten seine Ordensbrüder mit dem festen Vertrauen auf Erfolg jene Versuche fort. Oft traf sie das gleiche Los wie Franziskus, unverrichteter Sache mußten sie den ihnen hart zusetzenden Sarazenen weichen, seltener war ihr Wirken mit Erfolg gekrönt. Ein gleich herrliches Vorbild hatten die Prädikanten an Dominikus. Auch ihn beseelte das Verlangen, möglichst viele Heiden und Ungläubige mit der Kirche zu vereinen. Selbst behindert, diesem seinem Wunsche nachzukommen, sandte er schon frühe Brüder seines Ordens nach Spanien und Nordafrika. Aufmerksam verfolgten die Päpste diese Missionsversuche. Sie statteten die Missionare mit besonderen Vollmachten aus und dispensierten sie von hinderlichen Ordensvorschriften.[1])

Gefördert wurde die Missionierung Nordafrikas, als der dritte Ordensmeister der Prädikanten, der hl. Raimund von Pennaforte, die Beherrscher von Castilien und Aragonien veranlaßte, zwei Schulen zum Studium der orientalischen Sprachen zu gründen. Der Erfolg der in diesen Schulen ausgebildeten Mönche muß ein großer gewesen sein.[2])

1) vergl. Fontana, Monumenta dominicana a. a. 1226.

2) Touron, Histoire des hommes illustres de l'ordre de St. Dominique tom. I, p. 34.

Im Jahre 1252 gründete Papst Innocens IV. eine societas fratrum peregrinantium propter Christum, wie uns Wadding in seinen Annalen des Franziskanerordens zu diesem Jahr berichtet. Sie umfaßt Brüder aus diesem und auch aus dem Orden der Prädikanten, die unter Muselmännern und Heiden den wahren Glauben verkünden sollten. So werden auch die Peregrinanten, wie die Angehörigen dieser Gesellschaft kurz genannt werden, im Norden Afrikas gewirkt haben.

Die Nachrichten aus dieser und der nächsten Zeit sind nur spärliche und allgemeine. Ein eifriger Förderer dieser Missionen war der hl. Ludwig IX., König von Frankreich. Er ersuchte Innocens IV. mehrere Missionare in den Orient zu entsenden. Im Jahre 1256 wurden auf Wunsch des Papstes Alexander IV. Dominikaner nach Tunis geschickt; diese wirkten aber auch in der Berberei.[1]) Als Ludwig IX. im Jahre 1270 seinen Zug gegen Tunis richtete, wirkte daselbst der Dominikaner Guido Longimel. In der Stadt befand sich auch schon ein Kloster dieses Ordens. Ihre Bewohner zeigten sich beim Nahen Ludwigs bereit den christlichen Glauben anzunehmen. Nach dem Tode des Königs wurde von den Heerführern mit der Stadt Tunis ein Waffenstillstand geschlossen, der den Missionaren die freie Verkündigung des christlichen Glaubens erwirkte.[2])

Einige Jahre später lernen wir einen Missionar unter den Sarazenen Nordafrikas kennen, dem eine lange und erfolgreiche Wirkungszeit beschieden war, die noch in das 14. Jahrhundert hineinreicht. Es ist dies Raimundus Lullus.

„Dieser Missionar, aus Palma gebürtig, hatte sich als Landshauptmann und Oberhaushofmeister des Königs von Frau und Kindern getrennt, hatte ihnen einen Teil seiner Güter gelassen, den Rest unter die Armen verteilt, und sich dann, in einem Alter von 32 Jahren, auf den Berg Randa

1) Wittmann, Geschichte der kath. Missionen 1. Bd. S. 58 f.

2) Fontana l. c. a. a. 1268.

in eine eigenhändig gebaute Hütte zurückgezogen. Der „Einsiedler des dritten Ordens des hl. Franziskus“, wie er sich nannte, bereitete sich dort vor auf die wirksame Betreibung der Bekehrung der Ungläubigen und besonders der Anhänger des Muhamed.“[1]) Auf seine Anregung hin behielt man in Spanien das Studium der orientalischen Sprachen bei. Er wandte sich selbst an den Papst Nicolaus IV. zur Gründung entsprechender Schulen. Vorderhand mußte Lullus die Erfüllung seines Lieblingswunsches aufschieben. Erst Clemens V. sah die Zweckdienlichkeit dieser Einrichtung ein, wovon jedoch später noch die Rede sein wird.

Die Ausbreitung des Christentums in Afrika ging Hand in Hand mit dem Handel der europäischen Kaufleute. Die Missionare folgten diesen, wo sie sich nur ansiedelten. So war denn ihr Wirkungskreis zunächst nicht besonders groß. Sie mußten sich darauf beschränken, in den von Kaufleuten gebauten Kirchen und Kapellen zu predigen, da dieses außerhalb derselben durch Gesetz verboten war und Mißhandlung und Todesstrafe zuziehen konnte. Das zeigt deutlich das Leben des hl. Raimundus Lullus, den diese Drohungen nicht abschrecken konnten. Dreimal wagte er es, öffentlich die christlichen Wahrheiten zu verkünden.

Zuerst war es in Tunis im Jahre 1291. Seine Tätigkeit war jedoch nur von kurzer Dauer. Er wurde gefangen gesetzt und zum Tode verurteilt. Die Fürsprache eines der gelehrten Mohamedaner, mit denen er disputiert hatte, der seinen Eifer rühmend hervorhob, bewirkte seine Freilassung nach manchen Mißhandlungen. Es wurde ihm unter Todesstrafe verboten, die Stadt je wieder zu betreten. Er gelangte nach Genua und von da nach Neapel, um dort seine Lehrtätigkeit fortzusetzen.[2])

Von neuem widmete er sich dem Studium der orientalischen Sprachen. Im Jahre 1300 finden wir ihn wiederum in Cypern. Doch war hier seines Bleibens nicht. Er be-

1) Wittmann l. c. S. 83.

2) Wadding, Annales Minorum a. a. 1287 nr. 3.

gab sich nach Armenien. Überall den Ungläubigen predigend gelangte er nach Palästina und zum zweiten Male in die Berberei, wo er in einer Stadt, namens Bugia, viel Schimpf und Schande zu ertragen hatte. Reichlichen Lohn fand er aber in der Bekehrung von 70 Philosophen, die einer berühmten mohamedanischen Schule angehörten. Auch in Algier predigte er den Mohamedanern mit Erfolg. Die erbitterten Ungläubigen setzten aber bald seinem Wirken ein Ende. Sie warfen ihn in den Kerker, danach traf ihn Verbannung aus der Stadt. Tunis, das sein erstes Arbeitsfeld gewesen, wurde von ihm nur vorübergehend besucht. Er begab sich zum zweiten Male nach Bugia. Wiederum wurde er wegen Störung der öffentlichen Ruhe des Landes verwiesen.

Nun wandte sich Lullus an Papst Clemens V. mit der Bitte, doch das Studium der orientalischen Sprachen einzuführen. Der Papst errichtete daraufhin im Jahre 1310 zu Rom eine Lehrkanzel für Hebräisch, Arabisch und Syrisch. Auch auf dem Konzile zu Vienne, das am 16. Oktober 1311 von Clemens eröffnet wurde, betrieb Lullus die Gründung ähnlicher Schulen. So wurde denn daselbst folgender Beschluß gefaßt: ‚Am Studium an der römischen Curie (aber nicht am Generalstudium zu Rom), sowie an den Weltstudien zu Paris, Oxford, Bologna und Salamanca müssen im Interesse der Bibelerklärung und der Bekehrung der Ungläubigen Lehrer der hebräischen, arabischen und chaldäischen Sprache, und zwar für jede dieser Sprachen zwei Lehrer, angestellt werden. Für genügenden Unterhalt derselben müssen an der päpstlichen Schule der Apostolische Stuhl, zu Paris der König von Frankreich, zu Oxford usw. der Klerus und die Klöster der betreffenden Länder sorgen‘.[1])

Als Lullus auf diesem Konzil seinen Herzenswunsch erfüllt sah, suchte er auch noch die anwesenden Fürsten für

1) Hefele, Konziliengeschichte Bd. 6 S. 545; vergl. auch Wadding a. a. 1312 nr. 3.

einen Kreuzzug zu begeistern. Doch der alte Geist der Kreuzfahrer, angefeuert durch die glühenden Reden eines Bernard von Clairvaux, herrschte nicht mehr in Europa und es blieb nur bei Beschlüssen.

Da machte sich nun Lullus trotz seines hohen Alters — er näherte sich bereits dem achtzigsten Lebensjahre — zum dritten Male auf den Weg nach Afrika. Zuerst finden wir ihn in Ägypten, dann in Palästina und nachher wieder in Tunis. Die frühere Ausweisung aus Bugia konnte ihn nicht hindern, dorthin von neuem seine Schritte zu lenken. Zwar hielt er sich die erste Zeit dort verborgen, als er jedoch die Treue der dortigen Christen geschaut, trat er offen auf und lehrte wieder ebenso mutig wie früher. Aber auch dasselbe Schicksal harrte seiner. Bei einer Predigt fiel das Volk über ihn her, und je eindringlicher die Mohamedaner ihm zusetzten, desto feuriger wurde Lullus, bis er völlig erschöpft und von einem Stein getroffen zu Boden sank, ein Triumphzeichen für die Ungläubigen. Sie stürzten sich auf den bewußtlos daliegenden Greis und mißhandelten ihn solange, bis sie ihn tot glaubten. In diesem traurigen Zustande erbarmten sich seiner christliche Kaufleute, die ihm die letzte Ehre eines Begräbnisses zuteil werden lassen wollten. Doch welch eine Freude empfanden diese Männer, als sich in Lullus noch Leben zeigte. Sie brachten ihn sogleich in ihr Schiff, um ihn in seine Heimat zurückzuführen. Angesichts derselben aber hauchte der edle Missionar sein Leben aus, das er seinem Glauben geopfert hatte.[1])

Gleichzeitig wie Lullus wirkte der von Papst Nicolaus IV. dazu bestimmte Missionar und Franziskaner Konrad von Ascoli in der Berberei, wo er durch sein heiligmäßiges Leben viele Ungläubige für den christlichen Glauben gewann.[2])

Auch in Marocco blühte zu dieser Zeit die Mission. Es wurde sogar ein neuer Bischof für diese Ordensprovinz der Franziskaner in dem Bruder Roderich eingesetzt.[3])

1) Wadding a. a. 1315 nr. 2—5.

2) Ebenda a. a. 1289 nr. 27. 3) a. a. O. 1289 nr. 21.

Ein vielumstrittenes Schreiben, das uns Wadding überliefert hat,[1]) ist der unter dem Pontifikate Klemens V. dem Johannes vor Montecorvino, Erzbischof von Khan-Balikh — dem heutigen Peking —, überbrachte Brief der Äthiopier. Eine Gesandtschaft dieser Völker kam mit der Bitte zu ihm, ut illuc pergeret ad praedicandum, vel mitteret praedicatores bonos, quia a tempore B. Matthaei Evangelistae, et discipulorum eius, praedicatores non habuerunt, qui eos instruerent in fide Christi, et multum desiderant ad veram Christi fidem pervenire . . . Ob hier an Bewohner Abyssiniens zu denken ist? Nach Kunstmann ist dies nicht der Fall. Seiner Ansicht nach seien die Gesandten auch nicht aus Arabia felix gekommen. Er selbst hält dafür, daß das Schreiben der Männer, die Johannes wegen ihrer schwarzen Farbe Äthiopier nannte, aus Nubien herrühre, weil dort auch der hl. Matthäus gepredigt und die Hauptstadt Nubiens, Dongola, schon einige Zeit Handelsverbindungen mit Indien angeknüpft habe. Nubische Handelsleute seien mit Johannes zusammengekommen und hätten ihm obige Bitte vorgelegt.[2])

Aus Nubien hören wir, daß im Jahre 1312 infolge Scheidens eines Bischofs Johannes der Franziskaner Percevallus zur Kirche in diesem Lande berufen wurde. Er sollte die Aufsicht über alle Kirchen und Kathedralen seiner Umgebung haben.[3]) Wenn demnach Nubien um 1312 schon einen Bischof besaß, so muß derselbe sogleich nach der Bekanntgabe des Briefes des Johannes aus Khan-Balikh eingesetzt oder schon vorher dort gewesen sein. Ist letzteres der Fall, dann wird die oben erwähnte Ansicht Kunstmanns in Betreff der abessinischen Gesandten hinfällig.

Gleich zu Anfang des Pontifikates Johannes XXII. vernehmen wir, daß acht Dominikaner, deren Namen uns

1) a. a. O. 1307 nr. 6.
2) Histor.-polit. Blätter Bd. 39 S. 500 f.
3) Wadding a. a. 1312 nr. 11; die Ernennungsbulle befindet sich im Reg. Pontif. a. 1311 nr. 26.

nicht erhalten sind, vom Papste die Erlaubnis erhielten das hl. Grab besuchen zu dürfen. Dies wurde der Anlaß einer größeren Missionsreise. Jene Männer wählten nämlich nicht denselben Rückweg, sondern reisten erst nach Nubien und Abessinien. In letzterem scheinen sie besonders segensreich gewirkt zu haben (unter der Regierung des Negus Amda-Sion 1312—1342). Es wird sogar berichtet, daß sich ein königlicher Prinz, Philippus mit Namen, in den Dominikanerorden aufnehmen ließ und in seinem Heimatlande für die Reinerhaltung des Glaubens Sorge trage. Nach dem Scheiden dieser Missionare gab dieser Prinz sich eifrig der Bekehrung seiner Landsleute hin, bis er schließlich sich die Martyrerkrone erwarb. Er starb im Jahre 1366 an einer tödlichen Wunde, die ihm von einem Hinterhalte aus beigebracht worden war. [1])

Etwas später als die eben erwähnten Dominikanermönche begab sich ihr Ordensgenosse Bartholomäus aus Tivoli mit noch zwei Ordensbrüdern Florentius und Subiacus über Jerusalem nach Nubien und Abessinien. Bartholomäus war von Johannes XXII. zum Bischof von Dongola (Dangala, Dancala), der Hauptstadt Nubiens, geweiht. Er bekehrte daselbst viele Ungläubige und gewann manche abgefallene Christen wieder. Er verwaltete getreu sein Amt, indem er Priester weihte und Kirchen baute. Es wird ihm auch die Gründung des Dominikanerklosters Alleluja in Abessinien zugeschrieben. Daraus schließt Kunstmann, daß Bartholomäus infolge mißlicher Verhältnisse Nubien verlassen habe und sein Wirken auf Abessinien ausdehnte. Der Grund dieses Wechsels sei der Übertritt des Sultans zum Islam gewesen. [2])

Bis zum Jahre 1330 gab es aber noch einen Bischof für Nubien, der dann nach Corsika versetzt wurde. Die

1) Vgl. hiezu Külb, Die afrikan. Mission Bd. 1 S. 5 und Histor.-polit. Blätter Bd. 39 S. 501 f.

2) Histor.-polit. Blätter Bd. 39 S. 503 ff. und Festschrift z. Jub. d. d. Campo santo S. 188.

nubische Kirche mußte dadurch allerdings certis ex causis expressis frei bleiben, jedoch war es dem Bischof Vincentius überlassen, die Kirche seiner früheren Stelle durch Minoriten nebenbei verwalten zu lassen. [1])

Doch weiterhin fehlt jegliche Kunde von dieser Mission und der des Nachbarlandes Abessinien. Bei Wadding finden sich in seinen Annalen zu der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts mehrere Martyrien verzeichnet, die glaubensstarke Franziskaner in den größeren Städten Ägyptens z. B. Kairo und Damiette erlitten. Fontana in seinen monumenta dominicana (a. a. 1343) meldet solche auch von den Dominikanern. Wenn das Blut dieser Märtyrer verhältnismäßig nur wenige Mohamedaner zum Christentum geführt hat, so ist der Grund hierfür in deren religiösem Fanatismus zu suchen.

Auch aus den übrigen Missionsgebieten Nordafrikas, der Berberei und Marokko, hören wir weiterhin nur vom segensreichen Wirken der beiden Ordensgesellschaften der Trinitarier und Mercenarier, die sich dem Loskauf von Christensklaven aus den Händen der Mohamedaner widmeten. Durch sie wurden viele vor Abfall vom wahren Glauben bewahrt.

Da wurde ein anderes neues Feld für die Missionen erschlossen. War es zwar nicht im eigentlichen Norden Afrikas, so kann doch jenes Gebiet dazu gerechnet werden. Es sind dies die kanarischen Inseln.

Diese Inseln waren früher schon bekannt unter dem Namen ‚insulae fortunatae‘. Die Kenntnis von ihnen ging aber verloren, bis sie im Jahre 1341 von Genuesen von neuem aufgefunden wurden. [2]) Ein Graf Louis de Cerda von Clermont, der mit dem kastilischen und französischen Königshause verwandt war, kam als Gesandter des Königs von Frankreich nach Avignon. Er bot sich

1) Wadding, a. a. 1330 nr. 12 und Reg. Pont. a. a. 1330 nr. 241.

2) Vergl. Raynald a. a. 1344 nr. 39—47. S. auch Eubel Der erste Bischof der kanarischen Inseln. Römische Quartalschrift 6. Jahrg. Rom 1892 S. 237 ff.

Clemens VI. an, die kanarischen Inseln für den christlichen Glauben zu gewinnen, wofern der Papst ihn zum Herrn derselben mache. Mit Freuden ging dieser auf das Anerbieten ein. Er erhielt aus der Hand Clemens' ein goldenes Szepter und eine goldene Krone wurde ihm aufgesetzt. Er bekam das Recht Kirchen zu gründen, mußte sich aber zu einem census quadringentorum aureorum verpflichten. Ferner wurden dem neuen Fürsten die sacramenti formula vorgeschrieben, die er auch anerkannte mit den Worten: ‚Ego Ludovicus de Hispania princeps Fortuniae fateor et cognosco, etc.‘ Diesen sollten sich auch seine Nachfolger anschließen. Die Ernennung ist datiert: Avin. XVII kal. decembris anno III. Es wurde auch eine Entsendung von tüchtigen Missionaren vorgesehen, die das heidnische Volk dem Christentum zuführen sollten.

Der Papst trat nun auch bei den Fürsten für Ludwig ein. Dieser war zwar zum Fürsten der Inseln gekrönt, doch ‚posse numquam habuit, dum vixit‘, wie es bei Raynald heißt. Das so trefflich geplante Unternehmen scheiterte an dem Tode des Haupthelden. Ludwig fiel nämlich in der für die Franzosen unglücklich verlaufenden Schlacht bei Crecy im Jahre 1346.

Mit dem Tode dieses Fürsten wurde der Plan jedoch nicht vollständig aufgegeben. Die Bekehrung der heidnischen Bevölkerung wurde begonnen und im Jahre 1351 am 7. November von Clemens VI. der Carmelit Bernardus zum Bischof der Inseln eingesetzt.[1])

Nicht lange sollten diese Inseln sich eines Oberhirten erfreuen, denn Bernardus wurde im Jahre 1354 abberufen. Erst im Jahre 1404 erfolgt unter Benedikt XIII. die Ernennung eines neuen Bischofs.[2])

1) Die Ernennungsbulle Aven VII Idus Novembris anno decimo dieses Bischofs befindet sich abgedruckt bei Eubel l. c. Der Papst ermächtigt ihn, an einer ihm günstig erscheinenden Stelle eine Kirche zu bauen, sie zur Kathedrale zu erheben und diesen Ort kraft seiner apostolischen Autorität zur Stadt zu machen, nach der er und seine Nachfolger benannt werden sollten.

2) Eubel, Hierarchia cath. tom. I p. 296.

Der Fortsetzung der Mission auf den kanarischen Inseln widmete sich sodann Urban V.[1]) Er gab den Bischöfen von Barcinona (d. i. Barcelona) und Dertosa den Auftrag, 20 Mönche aus den Mendikantenorden und andere Weltkleriker zur Bekehrung jener Inseln zu senden, weil diese noch dem Sternenkult ergeben seien. Von zwei Kaufleuten — ihre Namen sind Bertrandus de Marmando und Petrus de Strata — sei er, der Papst, darauf aufmerksam gemacht, daß die Bewohner nur die Sonne und den Mond anbeteten und sonst kein Gesetz besäßen. Diese Leute nun könnten leicht durch Verkündigung der göttlichen Lehren zum Christentum bekehrt werden. Deshalb habe er beschlossen, daß stets oben erwähnte Missionare und Weltpriester zur Reise nach diesen Inseln bereit sein sollten. Nach Eubel sind sie auch dorthin abgegangen.[2]) Die bischöfliche Sukzession blieb freilich, wie schon erwähnt, bis zum Jahre 1404 unterbrochen.

Mit dem Ende des 14. Jahrhunderts tritt eine fast hundertjährige Pause in der Missionierung Afrikas ein.

Waren auch die Erfolge, von denen die Verkündigung des Glaubens gekrönt war, durchaus nicht so großartig, eins zeigt uns das 14. Jahrhundert, in das das babylonische Exil der Kirche fällt, daß die Kirche sich nicht hemmen ließ, als Kulturträgerin ihre Tätigkeit zu entfalten. Sie hat in die Barbarei und in die sittliche Fäulnis des Heidentums christliche Aufklärung und christliche Reinheit hineingetragen. War zwar für lange Zeit die Missionierung Afrikas unterbrochen und die Ausbreitung der Kirche nach dieser Seite behindert, die Folgen der mühseligen Arbeiten der Missionare konnten nicht umsonst sein. Den größten Vorteil hat wohl die Wissenschaft gehabt. Die Berichte der Missionare gaben Aufschluß über die Beschaffenheit ihres Wirkungskreises und eiferten zum Studium der orientalischen Sprachen an, zu dessen Anfang sie auch der Anlaß waren.

1) Raynald a. a. 1369 nr. 14.

2) Eubel, Römische Quartalschrift 6. Jahrg., S. 237 ff.

X.

Henrik Ibsen, der Prophet des Realismus.

Von Johannes Mayrhofer.

VI.

Die Wildente.

(Fortsetzung.)

Die Hauptenttäuschung hat der arme Photograph an seiner Hedwig erlitten. Er betrachtet das Kind nicht mehr als sein eigenes und glaubt auch nicht mehr, daß die kindliche Liebe und einfältige Verehrung, womit Hedwig ihn so beglückt, echt gewesen sind Abermals bemüht sich Gregor Werle, der Idealist, mit seiner Weisheit Hilfe zu bringen. Das Kind soll den Frieden der Familie und die Liebe des Vaters zurückerobern, indem es selbst in heldenmütigem Opfer dem Vater seine Liebe beweist. Es soll die Wildente opfern, das teuerste Besitztum, das es auf Erden hat Für den alten Großvater, der in besseren Zeiten ein großer Jäger gewesen, ist nämlich auf dem Bodenraum mit Hilfe einiger ausrangierter Tannenbäume ein ‚Wald' angelegt, wo Hühner, Tauben und Kaninchen gehalten werden. Da geht der Alte gerne spazieren und pflegt sogar das edle Waidwerk. Aber ein Tier darf er nicht anrühren, die Wildente, die Hedwig einst zum Geschenk erhalten, zwar angeschossen und von einem Jagdhund nicht gerade glimpflich behandelt, aber immerhin die kostbare, seltene Wildente. Und die soll sie jetzt nach Gregors Rat töten lassen, dem Vater zuliebe opfern. Dieser will nichts mehr von dem armen Mädchen wissen, überall ist es ihm im Wege. Es ringt nun und kämpft mit sich, es will das große Opfer bringen, es geht mit der Pistole in den anstoßenden Bodenraum. Gerade hat Hjalmar seinem Freunde gesagt: ‚Wenn die andern kämen, ich meine die mit den vollen Händen, und dem Kinde zuriefen: ‚gehe von ihm; bei uns wirst du das Leben genießen ... wenn ich sie dann fragte: Hedwig, bist du bereit, für mich das Leben zu lassen — du solltest schon hören, welche Antwort ich bekäme!' Da fällt nebenan ein Schuß. Schon ist Gregor überzeugt, daß sie die Wildente getötet und daß jetzt Friede im Hause wird, da zeigt sich — daß sie sich selbst erschossen.

Und wozu das? Was ist jetzt gewonnen? Der bequeme, träge Hjalmar Ekdal wäre auch ohnedies daheimgeblieben. Und der Schmerz um Hedwig wird sicher nicht lange „alles Erhabene“ in ihm freimachen, wie Gregor meint. Es scheint wohl eher, daß der verlumpte Mediziner Relling recht behält, wenn er behauptet: „In dreiviertel Jahren ist die kleine Hedwig für ihn nichts als ein schönes Deklamationsthema.“ Und es scheint auch beinahe, daß Relling recht behalten soll mit seinem Satze: „O das Leben könnte schon gut sein, wenn wir nur vor diesen lieben Gläubigern verschont blieben, die uns Armen das Haus einlaufen mit ihrer idealen Forderung.“ Jedenfalls hat das etwas für sich, wenn die Idealisten alle so unpraktisch sein sollten, wie der gute Gregor Werle.

Aber es geht jedenfalls nicht an, daß man mit Relling die ‚Lebenslüge‘ einfach als ‚stimulierendes Prinzip‘ und Bedingung des Lebensglücks gelten läßt und einstimmt in den Cynismus: „Gebrauchen Sie doch nicht das Fremdwort ‚Ideale‘. Wir haben ja das schöne deutsche Wort ‚Lügen‘.“

Freilich im Hause des Großhändlers Werle und in dem des Photographen Ekdal finden wir nicht leicht die Ideale, die wir brauchen. Bei dem einen stimmt es nicht in moralibus, bei dem andern ist sonst eine Schraube los. Relling sagt einmal: „Die Menschen sind leider so ziemlich sämtlich krank.“ Die einzige Gestalt des Dramas, der unsere Sympathien gehören, ist schließlich Hedwig, die unglückliche kleine ‚Wildente‘. Aber auch sie irrt. Es wäre vielleicht gut, wenn auch ein durchaus edler Erwachsener, eine unverdorbene Gestalt mit dem rechten Kindessinn und frei von allen Verschrobenheiten des Denkens den minder angenehmen Gestalten im Drama gegenüberstünde. So ist das Bild doch etwas trübe geraten, wenn auch, wie Grotthuß richtig sagt, „gerade durch dieses Stück ein warmer Hauch des Gemüts“ weht, „der von der lieblichen und rührenden Gestalt der Hedwig ausgeht“.

VII.

Rosmersholm.

Mit dem Ende der achtziger Jahre beginnt Ibsens Muse geheimnisvoller, versonnener zu blicken als vordem. „Immer" sagt Rudolf Lothar, „war Ibsen mystisch veranlagt. Nun brachten die Zeitungen, vielleicht auch Bücher, ihm Kunde von neuen geheimnisvollen Mächten und Kräften. Suggestion und Telepathie machten in der gebildeten Welt Aufsehen und in Frankreich feierte der Okkultismus, eine neue Auflage mittelalterlicher Magie und Kabbala, vermischt mit modernen naturwissenschaftlichen Gedanken, eine Renaissance." Es lagen also allerhand mystische Anregungen in der Luft. Dazu kam Ibsens eigene Vorliebe für seltsame Gedankenreihen und philosophisch dreinschauende Kunststückchen.

So ruht schon über ‚Rosmersholm‘ eine eigenartige Atmosphäre, so sehr auch P. Schlenther in seiner Verzücktheit versichern mag: „Weiße Wolken fliegen durch die blaue, rauhe Zugluft dieser wundervollen Tragödie, in der von Anfang bis zu Ende alle Fenster und Türen weit geöffnet scheinen, über die Freilicht flutet." Andere haben anders gedacht. „Ein Schauspiel von ergrübelten Unwahrheiten" nennt Blumenthal die ‚wundervolle Tragödie‘, deren ‚feierliche Unverständlichkeiten‘ freilich von den Ibsenianern wohl ‚als urtiefe Weisheit‘ genommen werden. Auch Freiherr v. Grotthuß wirft dem Drama ‚Spitzfindigkeit‘ und ‚Unnatur‘ vor.

Der ehemalige Oberpfarrer Rosmer beherbergt seit langem eine gewisse Rebekka West, eine begabte Person, bei der er wie bei niemand sonst das rechte Verständnis für seine großen Gedanken gefunden zu haben glaubt. Und er hat ja gewiß Gedanken und sogar Pläne. Zu ‚frohen Adelsmenschen‘ möchte er die Leute erziehen, oder doch wenigstens recht viele. Leider ist Rebekka für solch' eine adelige Gesinnung wenig disponiert gewesen, da sie in das gastliche Rosmersholm kam. Eine traurige Vergangenheit lag hinter ihr, und als sich dann ihre Leidenschaft auf den Pastor richtete, hat sie in planmäßig rücksichtslosem Egoismus Beate, Rosmers unglückliche, kranke Gattin, zunächst

in ein Labyrinth peinvoller Gedanken und dann in den Selbstmord getrieben, im Mühlenbach. Pastor Rosmer aber ist im Verkehr mit ihr weiter und weiter geschritten in der Aneignung modern unchristlicher Weltanschauung. Sogar den Glauben an Gott wirft er über Bord. Aber das Leben verliert für ihn Inhalt und Bedeutung. Sein Projekt, die Geister frei zu machen, die Willen zu läutern ‚nur durch eigene Kraft' und so ‚alle Leute im Lande zu Adelsmenschen' zu machen, es ist ja eine teilweise unsinnige, teilweise durchaus vage Idee. Für Rosmer aber ist es niederdrückend, daß er keinen seiner Pläne verwirklicht. Da kommt nun Rebekka, die ihm gerade ein furchtbares Bekenntnis darüber abgelegt, was sich hinter ihrem scheinbar so philosophischen Wesen verborgen, und erklärt, daß er *sie* wenigstens geadelt. Durch den Umgang mit ihm sei sie eine andere geworden. Aber Rosmer bedeutet ihr: ‚Ich glaube nicht mehr an meine Fähigkeit, Menschen umzuwandeln. Ich glaube an mich selbst in keiner Beziehung mehr. Ich glaube nicht an mich und nicht an dich.' Wenn Rebekka geadelt ist, so soll sie den Beweis erbringen. ‚Du sagst, die große Liebe sei in dir. Durch mich sei dein Geist geadelt. Ist dem so? Hast du richtig gerechnet, du? Wollen wir die Probe aufs Exempel machen? Was?' Und die Probe wäre? Ihm zuliebe ‚noch in dieser Nacht — fröhlich — denselben Weg zu gehen — den Beate ging'. Und richtig, sie geht darauf ein. ‚Ich stehe unter dem Einfluß der Lebensanschauung von Rosmersholm — *jetzt*. Was ich verbrochen habe — das muß ich sühnen.' Und Rosmer seinerseits erklärt: ‚Gut also. Dann stehe *ich* unter dem Einfluß unserer freien Lebensanschauung, Rebekka. Es ist kein Richter über uns. Und darum müssen wir sehen, wie wir selbst Justiz üben'. Und als sei des Spintisierens noch nicht genug, wird von Rebekka auch noch die wichtige Frage erörtert: ‚Bist du es, der *mir* folgt? Oder bin ich es, die dir folgt?'

Und so geht es in den Mühlbach, während die Haushälterin voll Entsetzen vom Fenster aus die Schauerszene mitansieht: ‚Zu Hülfe! Zu Hülfe! . . . Nein, hier keine Hülfe. Die Selige hat sie geholt.'

Es läßt sich nicht leugnen, daß Ibsen eine große Fähigkeit besitzt, auch die absonderlichsten Dinge, wie er sie hier

am Schlusse des Dramas bietet, mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu umkleiden, die sich aber leicht verflüchtigt, wenn man die Zauberlaterne des großen Norwegers mal ein wenig herabschraubt, die Vorhänge öffnet und das helle Tageslicht ins Zimmer dringen läßt.

Doch da behaupten wir sicher zu viel. Die meisten Menschen sind zu subjektiv um gehörig zwischen Schein und und Wahrheit sondern zu können. Und es fehlt nicht einmal an denen, welche nach Blumenthals Prophezeiung in ‚Rosmersholm‘ eine ‚urtiefe Weisheit‘ finden. Zu diesen glücklichen Schatzgräbern gehörte auch Dr. E. Reich.

„Der Kampf um das neue Ideal kann uns nicht im Drama vorgeführt werden. Hier genügt es, wenn nur das Ziel bezeichnet wird, und indem Rosmer scheidet, ohne daß ein Versuch, das Ziel zu erreichen, gemacht worden wäre, scheint uns der Dichter zuzurufen: Da ist eine Aufgabe für jeden unter Euch, Johannes Rosmer hinterließ Euch als Testament sein Evangelium der Liebe zu den freudigen Adelsmenschen der Zukunft, nun ans Werk und jeder von Euch sei ein Kämpfer gegen starre Fesseln, welche das Beste und Eigentümlichste im Menschen ertöten, wie gegen die freche Ich-Sucht, welche nichts Heiliges über sich erkennt. Heilig aber sei Euch der große Gedanke vom frohen Zukunftsmenschen. Der Menschheit dienen statt dem Egoismus, ihre Entwicklung fördern, statt sie zu hemmen, das befiehlt uns Rosmersholm, poetisch und philosophisch der Höhepunkt von Ibsens Lebensarbeit.“

Wir jedenfalls wünschen in der Philosophie etwas mehr Klarheit und Wahrheit. Es heißt freilich irgendwo:

„Ich sag' es dir: ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier auf dürrer Heide“.

Aber im Reiche des Gedankens ist eine lichtbestrahlte Heide immer besser als die wolkigen düsteren Gebirgspartieen, welche Ibsens Kunst in ‚Rosmersholm‘ zu erklimmen trachtet. Da kann der Wanderer nicht die gehoffte Belehrung finden:

„Unter den Füßen ein neblichtes Meer,
Erkennt er die Stätte der Menschen nicht mehr;

Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter dem Wasser
Das grünende Feld".

Und nicht einmal das. Denn unter den Wassern des Mühlbaches sieht er nur die treibenden Leichen von Pastor Rosmer und Rebekka.

VIII.

Die Frau vom Meer.

Jetzt kommen wir gar zur dramatischen Vorführung eines geheimnisvollen Magnetismus.

Der Distriktsarzt Dr. Wangel hat sich in zweiter Ehe mit Ellida verheiratet, der ‚Frau vom Meer', die draußen am Ozean in einem einsamen Leuchtturme herangewachsen und selbst sehr viel vom Charakter des Meeres angenommen. ‚Hinter all ihren Stimmungen liegt etwas verborgen, womit ich unmöglich ins reine kommen kann. Und dann ist sie ja auch so veränderlich — so unberechenbar — so plötzlich wechselnd. . . . Im tiefsten Grunde ist es ihr angeboren. Ellida gehört zum Meervolk.'

Diese Ellida hat eine eigenartige Geschichte hinter sich. Vor Jahren war ein fremder Seemann draußen beim Leuchtturm, Ellida lernte ihn kennen und sie trafen sich bisweilen. Sie sprachen über viele gleichgültige Dinge, aber eines Tages sagte der Fremde, daß sie sich verloben müßten, und sie taten's. Denn Ellida war in seiner Gegenwart gleichsam ohne eigenen Willen. Und dann erstach er eines nachts seinen Kapitän und mußte flüchten. Vorher aber, so erzählt Ellida, zog er ‚einen Schlüsselring aus der Tasche und zog dann einen Ring vom Finger, den er zu tragen pflegte. Von mir nahm er auch einen kleinen Ring, den ich hatte. Diese beiden Ringe schob er zusammen auf den Schlüsselring. Und dann sagte er, daß wir beide uns jetzt dem Meere vermählen müßten . . . und darauf warf er mit seiner ganzen Kraft den Schlüsselring mit den Fingerreifen hinaus in die Tiefe, soweit er konnte.'

Als er dann fort war, war auch der Zauber gebrochen. Sie schrieb ihm wiederholt, daß es zwischen ihnen aus sei; aber

er ignorierte das einfach und verlangte, daß sie auf ihn warten solle. Dann heiratete sie Wangel und es schien ihr, alles sei in Ordnung. Aber seit drei Jahren verfolgt er sie wieder. Sie sieht ihn manchmal leibhaft vor sich stehen. Und es geht ein Grauen von ihm aus, ‚so furchtbar, wie mich dünkt, daß nur das Meer es haben kann‘. Und ihr Kind hatte die Augen des Fremden, wie wenigstens Ellida gesehen haben will.

Und jetzt — das Schrecklichste der Schrecken — jetzt kommt der Fremde selbst, ignoriert wie bisher ihre Ehe mit Wangel und fordert sie auf, ihm zu folgen. Und sofort fühlt sie sich wieder voll Entsetzen unter der rätselhaften Macht seiner Blicke. Sie kann ihrem Einfluß nicht widerstehen; selbst, wenn sie die Hände vor's Gesicht schlägt, fühlt sie die Gewalt seiner Augen und ruft: ‚Blicken Sie mich nicht so an!‘

Er läßt ihr noch einmal Zeit zur Überlegung. Der Dampfer fährt hinein in den Fjord und kommt am nächsten Tage gegen Mitternacht zurück. Dann will er sie noch einmal fragen. Inzwischen gerät Ellida in die schrecklichsten Seelenstürme. Sie will wählen können zwischen ihrem Mann und dem Fremden. Alle Einwände des Gatten und Arztes helfen nichts.

Schließlich weiß Wangel sich nicht mehr anders zu helfen, als indem er ihr abermals die Freiheit zuerkennt. ‚Jetzt also kannst du deinen Weg wählen — in voller — voller Freiheit. Zugleich aber erfährt sie, wie innig er sie liebt. Doch das soll sie nicht stören. ‚Denn jetzt darfst du in Freiheit wählen. Und unter eigner Verantwortung, Ellida.‘

‚In Freiheit und — unter eigner Verantwortung! Verantwortung auch? — Hierin liegt — die Wandlung!‘

Und jetzt sieht sie den Fremden fest an und sagt mit kraftvoller Stimme: ‚Nimmermehr gehe ich mit Ihnen, nachdem dies geschehen!‘ Und der Fremde geht, um nie mehr wieder zu kommen.

Ellida erklärt jetzt sogar, daß die Wandlung kommen mußte, als sie ‚in Freiheit‘ wählen konnte. ‚Jetzt hätte ich es erwählen können. Und deshalb konnte ich ihm auch entsagen‘. Jetzt kommt sie wieder zu ihrem Gatten ‚in Freiheit — freiwillig — und unter eigener Verantwortung‘.

Aber wozu der ganze Aufwand? Ist sie nicht früher auch dem Dr. Wangel freiwillig gefolgt? Und ist die Zurückgabe der ‚Freiheit‘ wirklich das ‚rechte Mittel‘, das ‚einzige‘ gewesen, das hier helfen konnte? Frau Ellida hat allerdings seltsame Begriffe von der Unauflöslichkeit der Ehe.

Was wollte der Dichter? Wollte er schildern, wie der Druck des Zwanges im Menschen vielfach gerade zum Verbotenen hinlockt? Und wie er sich bisweilen doch besinnt, wenn er nicht mehr von außen gehindert ist, aber seiner Verantwortlichkeit gedenkt? Frei und verantwortlich ist Ellida übrigens auch, bevor ihr Gatte sie freigesprochen, allerdings frei in einem anderen Sinne.

Oder wollte Ibsen einfach ein für ihn, den Geheimnisvollen, lockendes Thema behandeln, in dem eine stark medizinische, pathologische, magnetische Atmosphäre herrscht? Daß Frau Ellida ganz normal ist, läßt sich wohl nicht gut annehmen. Ihre Stieftochter Hilde weiß zu erzählen, daß Ellidens Mutter im Wahnsinn gestorben, und sie meint auch: „Es sollte mich gar nicht wundern, wenn sie uns eines schönen Tages verrückt würde.“

Diese Hilde mit ihrer krankhaften Vorliebe für das ‚Spannende‘ ist übrigens auch nicht ganz gesund. Nachdem der Dichter in unserem Drama ihre Schwester Bolette glücklich bei dem Oberlehrer Arnholm angebracht und somit gut versorgt hat, wird er uns Fräulein Hilde noch einmal in einem späteren Drama vorführen, wo sie dann eine erst recht fragwürdige Rolle spielt, die würdige Stieftochter der nervösen, kranken, wechselvollen ‚Frau vom Meer‘.

IX.

Hedda Gabler.

„Ja wär' ich vernünftig, ich ehlichte nur
Aus der Mitte der vielen Normalen“,

heißt es in einem der lyrischen Gedichte Ibsens. So vernünftig ist leider auch der Privatdozent der Kunstgeschichte Jörgen Tesman nicht gewesen, denn er hat die schöne Hedda, die Tochter

des Generals Gabler geheiratet, die jedenfalls, soweit wir sie in dem Drama kennen lernen, nicht gerade den Eindruck des Normalen macht. Man mag manches auf Rechnung der besonderen Umstände setzen, in denen sie sich gerade befindet, aber krankhaft bleibt ihr Treiben immerhin, wenn sie auch nicht ‚fast nur fixe Idee ist‘, wie ein strenger Kritiker gesagt hat.

Sie könnte glücklich sein, wenn sie es gelernt hätte, sich vernünftig zu beschäftigen (‚Manchmal scheint mir, daß ich nur zu e i n e m Ding in der Welt Anlage habe . . . mich zu Tode zu langweilen‘) und wenn sie gelernt hätte, etwas bescheidener in ihren Ansprüchen an das Leben zu sein. Jedenfalls erfährt sie von ihrem Mann, dem allerdings etwas eckigen Professor, und von den einfachen, opferwilligen Verwandten eine Liebe, die schon eine tiefe, opferbereite Gegenliebe verlangte. Wäre sie besser erzogen, so würde es sie wohl nicht so nach pikanten Mitteilungen gelüsten und würde sie auch einen Gerichtsrat Brack, der gerne mit ihr und ihrem Manne ‚so ein dreieckiges Verhältnis‘ inszenieren möchte, etwas weiter von sich halten.

Der hauptsächlichste Spleen, der sich Heddas bemächtigt, ist der Wunsch: ‚Ich will ein einziges Mal in meinem Leben Macht über ein Menschenschicksal haben.‘ Der, welcher hier ihren Gelüsten zum Opfer fällt, ist Eilert Lövborg, ein begabter, leider bedenklich verbummelter Mensch, der mit Mühe und Not unter dem Einflusse einer besorgten Freundin das Trinken und Herumvagieren aufgegeben und sich wieder an ernste Arbeit gewöhnt hat.

Hedda bringt ihn aufs neue in die Versuchung und zum Falle. Und das kostbare, unersetzliche Manuskript seines Werkes, auf dem seine ganze Zukunft ruht, das verbrennt sie heimlich. ‚Ich konnte nicht den Gedanken ertragen, daß dich ein anderer in Schatten stellen sollte‘, sagt sie später zu ihrem Mann. Aber wir, die wir der Szene beigewohnt, haben Grund, etwas anderes anzunehmen.

Doch damit ist's noch nicht genug der ‚Macht über ein Menschenschicksal‘. Herzlos gibt sie dem unglücklichen Lövborg eine Pistole, damit er sterbe und zwar ‚in Schönheit‘ — auch

so eine ihrer Ideen. Eilert Lövborg stirbt durch die Waffe, aber nicht ‚in Schönheit‘, sondern unter unerquicklichen Umständen im Boudoir eines gewissen Fräulein Diana. Und wenn Gerichtsrat Brack nicht schweigt, so erfährt die Polizei, daß die Pistole von Frau Hedda stammt, und dann ist der Skandal da, den sie immer so gräßlich fürchtet. Sie ist in der Macht des Gerichtsrats. ‚Abhängig von Ihrem Wunsch und Willen‘, sagt sie zu Brack. ‚Unfrei. Unfrei also. Nein — den Gedanken halte ich nicht aus! Niemals.‘ Und während ihr Mann mit Lövborgs Freundin, der Frau Elvsted, am Schreibtisch sitzt und sich vergebens abmüht, aus Lövborgs Entwürfen sein Werk zu rekonstruieren, geht sie in das anstoßende Gemach und jagt sich eine Kugel in die Schläfe. So was könne man wohl sagen, hat Brack früher mit überlegenem Lächeln gemeint, aber man tue es nicht.

Hedda Gabler ist sehr verschieden aufgefaßt worden. Der eine hat gemeint, es solle darin der Selbstmord verteidigt werden, der ‚Tod in Schönheit‘, der andere hat geglaubt, es sei ein mahnender Hinweis auf die Früchte der schlechten Erziehung.

So wie das Drama vorliegt, zeigt sich bei aufmerksamer Lektüre, daß es keines von beiden Dingen leistet. Zu einer Apotheose des Selbstmordes würde mehr gehören als die Vorführung der seltsamen Gefühlsverirrungen der Frau Hedda und ihr eigener Tod nach ihrem merkwürdigen Rezept. Und das ‚Videant consules!‘ wird auch nicht erzielt, dafür tritt ede Tendenz zu entschieden zurück in diesem Drama. Es ist ein durchaus realistisches Stück. Der Dichter bietet in scharf umrissenen Zügen ein Bild aus dem Leben, er selbst aber verschwindet mit seinen eigenen Schätzungen hinter dem Gemälde.

Die Führung des Dialogs ist meisterhaft, alles so knapp und doch so fließend, bisweilen nur andeutend und doch wieder eins so aufs andere hingeordnet, daß hinreichend Licht und Klarheit auf die Situationen fällt. Aber trotz alledem wird so mancher Freund der Kunst, der nicht blindlings zur

Fahne des Realismus geschworen, sagen, daß ein Drama mehr sein könne als eine raffiniert ausgestaltete Zeitungssensation.

X.

Baumeister Solneß.

Ein merkwürdiges Drama. „Ibsen schrieb seinen ‚Baumeister Solneß'", sagt Innerkofler einmal in den ‚Dichterstimmen' (16. Jahrgang S. 54), „aber ihn zu verstehen vermag wahrscheinlich auch Ibsen selber nicht." Jedenfalls hat er sich eigenartige Menschen und Situationen zur Behandlung auserwählt und dem symbolischen Deuten einen weiten und doch unfruchtbaren Spielraum gelassen.

Der Baumeister ist ein großer Egoist. Er hat viel im Leben erreicht, es graut ihm selber vor seinem Glück und es ist ihm, als müsse eines Tages ein Umschlag erfolgen durch die Jugend, welche kommen wird, um an seiner Tür zu pochen. Zunächst tritt ihm diese gefürchtete Jugend nur in der Gestalt seines Zeichners Ragnar Brovik entgegen, der mit seinem schon recht gebrechlichen Vater, einem früheren Architekten, in seinen Diensten steht. Es ist ein befähigter, strebsamer junger Mann und der alte Brovik möchte gern vor seinem Tode noch sehen, daß Ragnar selbständig arbeiten kann. Doch Solneß ist unerbittlich und benützt sogar seine Buchhalterin, um den jungen Mann in der Verfolgung seiner Pläne zu hindern. Diese Buchhalterin, Ragnars Verlobte, welche merkwürdiger Weise ganz in Solneß vernarrt ist, wird von diesem skrupellos hinters Licht geführt. Auch die Eifersucht seiner Frau, welche die komplizierte Politik nicht zu durchschauen vermag, nimmt er in den Kauf. Es kommt ihm, wie er sagt, vor ‚wie eine Art wohltuende Selbstquälerei', wenn seine Frau ihm mit ihren Urteilen Unrecht tut.

Da erscheint eines Tages ein merkwürdig emanzipiertes, nicht ganz normales Frauenzimmer, Fräulein Hilde Wangel, die uns schon in der ‚Frau vom Meer' begegnet ist. Vor zehn Jahren hat Solneß in ihrer Stadt einen Kirchturm gebaut und selbst auf der höchsten Spitze den Kranz aufgehängt, und das war so furchtbar ‚spannend'. Als er dann an diesem festlichen

Tage bei Hildes Eltern eingeladen war, hat er der damals etwa zwölfjährigen Kleinen versprochen, er wolle in zehn Jahren wiederkommen, sie entführen und ihr ein Königreich ‚Apfelsinia‘ schenken. Und geküßt hat er sie auch. Wenigstens behauptet Hilde das alles. Er erinnert sich freilich nicht, aber er hat es am Ende gedacht oder gewünscht und Hilde hat es als wirklich genommen, denn Solneß hat auch sonst schon mit seinen bloßen Gedanken seltsam gewirkt. Jetzt quartiert sich Hilde, genau nachdem die zehn Jahre vergangen und der Baumeister von seinem Scherz mit dem Königreich gar nichts mehr weiß, bei ihm ein, und bald ist auch Solneß zu der Ueberzeugung gekommen, daß er sie gerade nötig, daß er sie bislang schmerzlich entbehrt habe, und dann hat Hilde ja ihr ‚Königreich‘ auch schon gefunden, ‚beinahe — hätte ich fast gesagt‘.

Der zweite Akt bringt in einzelnen Teilen nur einen geringen Fortschritt der Handlung, dafür aber um so mehr der seltsamsten Unterhaltungen zwischen Solneß und Hilde. Wir sehen immer tiefer, aber auch mit immer größerem Befremden in diese krankhaften Menschenseelen. Eine undefinierbar pathologische Atmosphäre lagert über dem Ganzen.

Seit dem Baumeister seine kleinen Zwillinge gestorben, baut er dem lieben Gott keine Kirchen mehr. Denn es irritiert ihn, ‚daß so etwas hier in der Welt geschehen darf‘. Andererseits fühlt er sich selbst von Schuldbewußtsein gedrückt, daß er es gewesen, der den Brand seines Hauses und all das folgende Unglück herbeigeführt. Er hat das Haus nicht angezündet, aber er hat den Brand gewünscht, und, sagt er, ‚glauben Sie nicht auch, Hilde, daß es einzelne auserkorene, auserwählte Menschen gibt, die das Glück und die Macht und die Fähigkeit besitzen, etwas zu wünschen, etwas zu begehren, etwas zu wollen — so recht vom Herzen und so — so unerbittlich —, daß sie es zuletzt erlangen müssen. Glauben Sie das nicht?‘ Denn es gibt ja, führt er weiter aus, ‚Helfer‘ und ‚Diener‘, die man herbeiwünschen kann. ‚Der Unhold in uns, sehen Sie, — der ruft die Mächte von außen herbei. Und dann muß man nachgeben, — ob man will oder nicht‘. ‚Es gibt so unglaublich viel kleine Teufel in der Welt, die man nicht sieht, Hilde! . . . Gute

kleine Teufel und böse kleine Teufel. Blondhaarige kleine Teufel und schwarzhaarige. Wenn man nur immer wüßte, ob die blonden oder die schwarzen einen gefangen halten.' Hilde ihrerseits meint bei all dieser Gedankentiefe, es fehle dem Baumeister wohl ,ein robustes Gewissen' Merkwürdig robust zeigt sich Solneß indes dem sterbenden Brovik gegenüber. Er will seinem Sohne nicht die Wege ebnen, will seinen Platz bewahren, den er mit seinem ,Seelenfrieden' erkauft hat. Nun findet ihn selbst die ,robuste' Hilde hart und grausam. Obendrein hat er einst mit seinen Plänen den sterbenden Alten ,erdrückt' und ,über den Haufen gerannt', dasselbe fürchtet er jetzt von dem Sohne. Hilde bringt ihn aber doch dazu, die gewünschten Anerkennungen für Ragnar auszufertigen, den sie übrigens nach ihrer gleichzeitigen Erklärung haßt. Komplizierte Menschen! Den Baumeister, den sie liebt, will sie wieder mit dem Kranze oben auf der Turmspitze sehen, auf dem Turme seines eigenen neugebauten Hauses, und doch leidet Solneß schon seit geraumer Zeit an Schwindel, wie seine Frau versichert. Es ist ja auch so ,schrecklich spannend'.

Eine Unterredung mit Frau Solneß erweicht indes ihr Herz. Sie mag dieser leidenden Frau nicht noch mehr zuleide tun und will abreisen. (Frau Solneß trauert übrigens merkwürdigerweise mehr über ihre verbrannten Puppen als über ihre toten Kinder.) Schließlich aber kommt es doch ganz anders. Hilde bleibt nicht nur, sondern frischt auch mit Solneß die Erinnerungen an seine frühere Turmbesteigung auf und drängt ihn zu einer neuen. Es hat so eine eigene Bewandtnis mit dem kühnen Aufstieg von ehemals. Er hatte, den Idealen seiner frömmeren Jugend entsprechend, Kirchen gebaut. Aber Gott verlangte, so meint er, zu viel von ihm. Und so hat er ihm damals, als er ganz oben stand und den Kranz über die Wetterfahne hängte, den Dienst gekündigt: „Höre mich jetzt an, Du Mächtiger! Von jetzt an will ich auch freier Baumeister sein. Auf meinem Gebiete. Wie Du auf dem Deinigen. Ich will nie mehr Kirchen für Dich bauen. Nur Heime für Menschen.“ Und der kleinen Hilde, die unten stand, war's, als hörte sie Gesang in den Lüften. Mit den Heimstätten für Menschen war es aber auch nichts,

wie er nunmehr behauptet. ‚Nichts, nichts alles zusammen‘. So will er denn nichts mehr bauen als seine ‚Luftschlösser‘ ‚das einzige, wo, wie ich glaube, Menschenglück geraten kann.‘ Diesmal will er auf der Höhe des neuen Turmes noch radikaler mit Gott reden.

Und wirklich steigt er trotz der Angst seiner Gattin hinauf, bis zur höchsten Spitze. Und er hängt den Kranz auf und schwenkt den Hut. Aber dann saust er plötzlich, während unten ein lautes Hurra erschallt, in die entsetzliche Tiefe nieder und zerschmettert an den Steinen. Hilde aber meint (‚gleichsam im stillen, verzweifelten Triumph‘): ‚Aber ganz bis zur Spitze kam er. Und ich hörte Harfen in den Lüften;‘ schwenkt den Shawl empor und schreit mit wilder Innigkeit ‚M e i n, — m e i n Baumeister!‘

Die Schlußszene enthält, im großen ganzen betrachtet, ja einen recht guten Gedanken: Der Mensch, der sich erst von Gott, dann vom Menschen abgewandt, um nur noch seinen Leidenschaften zu fröhnen, und der dann in seiner Revolution durch den eigenen, frevelnden Wahnsinn zugrunde gerichtet wird. Auch der Aufstieg zur Höhe des Turmes kann symbolisch gefaßt werden. Aber unsere kurze Darlegung zeigt wohl zur Genüge, welch eine schwierige, an seltsamen Dingen reiche Dichtung Ibsen hier geschaffen. Man möchte fast an die strengen Worte denken, die Baumgartner über einige der früheren Dramen gesprochen: „Mit wahrem Behagen wühlt Ibsen hier in allem Schmutz und Skandal der modernen Gesellschaft herum — Anatom, Psychologe, Kriminalrichter, Irrenarzt in e i n e r Person. Ein unermeßliches Feld der Tätigkeit tut sich hier noch vor ihm auf. Aber wir können uns nicht entschließen, diese psychologischen Studien mehr für Poesie zu halten.“ (Laacher Stimmen. XXXIV. Bd. 1888 S. 576.) Poesie im althergebrachten Sinne des Wortes wollte Ibsen in diesen Dramen natürlich auch nicht mehr liefern. Die Romantik, der er früher seinen Tribut dargebracht, war jetzt zu einer mystisch-symbolistischen Beigabe für seinen psychologischen Realismus geworden.

XI.

Klein Eyolf.

Auch in diesem Drama zeigt sich eine eigenartige Verbindung von Realismus und Mystik.

Es ist eine merkwürdige Familie, in die wir geführt werden. Sie leben in guten Verhältnissen, diese Allmers, aber das Glück wohnt nicht unter ihrem Dache. Er ist ein Gelehrter, der bislang vor allen Dingen für sein großes schriftstellerisches Werk über ‚die menschliche Verantwortung' gelebt, sie ist eine vulkanische Natur, von furchtbarer sinnlicher Leidenschaftlichkeit und grauenvoller Eifersucht. Sie will ihren Mann ganz und ungeteilt besitzen. Sie haßt das Buch, dem er seine Zeit und seine Kräfte gewidmet, sie ist eifersüchtig auf Asta, die Stiefschwester ihres Mannes, sie ist eifersüchtig auf ihr eigenes Kind, den kleinen Eyolf. Sie möchte wünschen, daß sie ihn nie geboren.

Und doch sollte sie den armen Schelm von Herzen lieben und ihm auch beim Vater etwas Liebe und Sonnenschein gönnen. Ist sie mit ihrer Liebesleidenschaft doch schuld daran, daß er in frühester Kindheit ein Krüppel geworden. Sie ging ihren Neigungen nach und niemand achtete auf Eyolf, da fiel er vom Tisch, und jetzt muß er zeitlebens an der Krücke gehen.

Die verbrecherischen Wünsche nach Befreiung von dem kleinen Rivalen sollen sich nur zu bald erfüllen. Er ist der ‚Rattenmamsell' nachgelaufen, als diese sich auf den Fjord hinausbegab, hat sich bis dicht ans Wasser vorgewagt und ist hineingefallen. Und schwimmen konnte er nicht, der Ärmste. Man hat ihn unten in der klaren Flut liegen sehen, ‚mit großen, offenen Augen', bis die Unterströmung ihn fortriß und ins Meer hinausführte. Eyolfs Tod hat mächtige Wirkungen. Der Vater, der gerade auf einer einsamen Wanderung im Gebirge den Vorsatz gefaßt, sich jetzt endlich einmal entschieden mit der Heranbildung seines Söhnchens zu befassen, ist wie wahnsinnig vor Schmerz und Rita, seine Frau, denkt nun auch ganz anders. Das böse Gewissen straft sie und immer wird sie die großen offenen Kinderaugen sehen müssen. Es folgt eine schreckliche Zeit von gegenseitigen Anklagen, martervollen Grübeleien über Schuld, über Folgen der Handlungen, über tausend Möglichkeiten. Klein

Eyolf ist im Tode für Frau Rita ein größeres Hindernis geworden, als er es zu seinen Lebzeiten gewesen.

Es kommt so weit, daß ihr Gatte sie verlassen will, um wieder wie früher mit seiner Stiefschwester Asta ein einfaches, armes Leben zu führen. Es stellt sich indes heraus, daß Asta nicht seine Schwester ist, und diese, in deren Herzen bereits eine mehr als schwesterliche Zuneigung zu Allmers aufgestiegen, macht weiterem Unheil ein Ende, indem sie dem Ingenieur Borgheim folgt.

Frau Rita bleibt aber auch nicht dieselbe. Sie wird in ihrem Schmerze, wo sie noch obendrein den Gatten verlieren soll, anspruchsloser, bescheidener. Und sogar etwas wie Liebe zu anderen Menschen will sie üben lernen. Sie will sich der unerzogenen Jugend drunten am Strande annehmen, will sie unterweisen und erziehen. ‚Ich will mich einschmeicheln bei den großen, offenen Augen, weißt Du.‘ Und jetzt kommt es auch zu einer Verständigung zwischen den Gatten. Er will Rita helfen bei dem ‚schweren Werktag‘, der ihr bevorsteht, und auch Klein Eyolf und Asta sollen unsichtbar bei ihnen sein.

‚Wohin sollen wir sehen, Alfred‘ —? frägt Rita. Allmers richtet den Blick auf sie. ‚Aufwärts!‘ Rita nickt beistimmend. ‚Jawohl, — aufwärts.‘ ‚Aufwärts. — Zu den Gipfeln. Zu den Sternen. Und zu der großen Stille.‘

So schließt das Drama immerhin ziemlich tröstlich und versöhnend ab, wenn man sich auch fragt, ob die beiden denn wohl wirklich imstande sind, viel für eine allseitig gute Erziehung der armen Kinder zu tun. Wenigstens hat Allmers nicht so ganz unrecht gehabt, als er auf die Projekte seiner Frau erwiderte: „Das klingt ja wie der reine Wahnsinn! Ich wüßte auf der ganzen Welt keinen Menschen, der sich zu so etwas weniger eignete als Du!“

Über einem großen Teile des Dramas aber liegt ein ungemütliches, düstres Etwas, ein Widerschein der Trostlosigkeit und inneren Leere so haltloser, glaubensarmer Menschen, wie der Dichter sie in Allmers und Rita gezeichnet. Charakteristisch für dieses Drama ist das viele Grübeln

und Spintisieren der Hauptpersonen, die psychologischen Experimente, die der Dichter anstellt, um z. B. das ‚Gesetz der Wandlung' zu beleuchten, das sich an den Hauptcharakteren offenbaren soll.

Am seltsamsten aber ist die Gestalt der ‚Rattenmamsell', die sich bei oberflächlicher Betrachtung ganz märchenhaft von dem realistischen Hintergrunde abhebt, wie sie da mit ihrem Mops herumzieht und musiziert und die Ratten anlockt und ins Wasser bringt. Sie spielt auf der Maultrommel. ‚Und wenn sie das hören, dann müssen sie aus den Kellern herauf und von den Dachböden herunter und aus den Löchern heraus — alle die lieben Geschöpflein.' Und nachher fährt sie aufs Wasser und sie alle folgen ihr ‚weit und weiter aufs Wasser hinaus. Das müssen sie nämlich.' Eyolf erkundigt sich sehr begreiflicherweise, warum sie das denn müssen und die Antwort lautet: ‚Gerade weil sie nicht wollen. Weil sie vor dem Wasser so grausige Angst haben – darum müssen sie aufs Wasser hinaus.' Und dann ertrinken sie ‚einer wie der andere'.

Ähnlich eigenartig wirkt es, wenn Eyolf das Gesicht des Hundes so furchtbar schrecklich findet (‚er hat das schrecklichste Gesicht, das ich je gesehen habe') und doch wieder erklärt: ‚Wunder-, wunderschön ist er doch!'

Hier überwindet die mystische Tendenz in Ibsen seinen Realismus.

(Schluß folgt.)

XI.

Einige historische Momente zur Ruthenenfrage in Galizien.

(Eine Erwiderung.[1])

Im Anschluß an die Ermordung des Stadthalters von Galizien Graf von Potocki hat man in ausländischen Zeitungen über das Verhältnis der Ruthenen zu den Polen so manches geschrieben, was in Ton und weit mehr noch in sachlicher Hinsicht wissenschaftlicher Unparteilichkeit wenig entspricht. Ich möchte, um der Wahrheit das Wort zu reden, hier einige historische Tatsachen vorlegen, welche für ein genaueres Verständnis der Sache nicht ohne Einfluß sein dürften.

„Ostgalizien" — sagt man — „gehört den Ruthenen" Ja, die radikale ruthenische Partei, die „Ukrainer", streben danach mit revolutionären Mitteln. Doch ist hier der Wunsch der Vater des Gedankens. Wie oft hört man: „die Polen mögen sich hübsch auf den Westen beschränken" — „die Lachen westwärts vom San".[2]) Ist dieser Vorwurf, beziehungsweise dieser Wunsch historisch begründet?

Jeder Geschichtskenner, auch der ruthenische, gibt zu, daß wir die ersten Nachrichten über das heutige Ostgalizien (Grody Czerwienskie) dem ruthenischen Chronisten Nestor (Anfang des XI. Jahrhunderts) verdanken. Dieser weist nach, daß erst im Jahre 981 das heutige Ostgalizien in den Händen der Ruthenen war. Vorher gehörte es den Polen. Das lernt jeder Pole und Ruthene auf den galizischen Gymnasien aus dem Lehrbuche zur polnischen Geschichte, das von einem Ruthenen, Herrn Schulrat Dr. Lewicki, verfaßt wurde. Seit dieser Zeit gibt es häufige Kämpfe zwischen den Ruthenen und Polen, aber keine Raubkriege. Rus war in kleine Fürstentümer zersplittert, die sich gegenseitig fortwährend blutig befehdeten. Dabei rufen sie die verwandten, polnischen Monarchen um Hilfe an. Auf Grund der Verwandtschaft nahm im Jahre 1340 der Polenkönig Kasimir III. der Große

1) Vergl. Bd. 141 S. 961 ff. dieser Blätter.

2) Der Fluß San teilt Galizien in zwei Hälften; Ost- und Westgalizien.

nach dem Absterben der Lemberg-Haliczer Fürsten ihre Länder (ungefähr das heutige Ostgalizien) ohne Kampf, ohne einen Schwertstreich gegen die Ruthenen zu führen, in Besitz. Die Regierung des Landes überließ der Polenkönig einem Ruthenen, er selbst behielt sich nur die Oberherrschaft vor. Einigen größeren ruthenischen Städten gab er das Magdeburger Recht,[1]) führte deutsche Handwerker ein usw. „Mit seiner edlen religiösen Toleranz über dem Niveau seiner Zeit stehend, bestätigte er allen seinen Untertanen die bisherigen Rechte und Gesetze und religiösen Freiheiten: den griechischen Ritus der Ruthenen nahm er in seinen besonderen Schutz, wodurch er sich sogar den Vorwürfen seiner Konfessionsangehörigen aussetzte. Den Ruthenen ließ er nicht nur die alten Bistümer, ja er verschaffte ihnen sogar einen Metropoliten für die ruthenische Kirche in Galizien.“ [2])

Daß schon in jener Zeit, bei der Vereinigung von Rus mit Polen, die Ruthenen in Lemberg nicht die Majorität bildeten, das beweist unter anderem schon die Zahl der Kirchen. Nach den Akten des Lemberger Stadtarchivs[3]) gab es im Jahre 1376 daselbst eine armenische, nur drei griechische (ruthenische) und sechs lateinische Kirchen.

Als nach dem Aussterben der Piasten im Mannesstamm die Ungarn vorübergehend (1370—1384) Rus einnahmen, sandten die Ruthenen i. J. 1387 mehrere Deputationen an die im Jahre vorher gekrönte Königin Hedwig,[4]) die Tochter des Königs Ludwig von Ungarn, mit der Bitte, sie möge Rus nicht von der polnischen Krone trennen. „Die Ruthenen gedenken noch der glorreichen polnischen Regierung des Großvaters Ihrer Majestät“ (des Königs Kasimir des Großen) so lauten die Worte der ruthenischen Gesandtschaft an den polnischen König, anläßlich ihrer Bitte, „die Stadt und Landschaft Lemberg niemals irgend einem Fürsten oder Volke auf

1) Lemberger Stadtarchiv, III. Abt. A. Nr. 14 pg. 740, 742, 745.

2) cf. Lewicki a. a. O. III. Aufl. pg. 128 ff.

3) III. Abt. A. Nr. 1, 3, 10, 28, 73, 161, 162.

4) Lemberger Stadtarchiv. I. Abt. Nr. 24, 25, 26.

irgend welche Weise zu verleihen, (Anspielung auf die ungarische Regierung in Rus in den Jahren 1370—1384) sondern dieselbe für sich selbst, für die Königin Hedwig und ihre Kinder, für die Krone Polens für ewige Zeiten beizubehalten." [1])

Auf diese Weise wurde die große Provinz Rus auf friedlichem Wege mit der Krone Polens vereinigt, ihr „einverleibt" [2]) und diesen Beschluß, unverbrechliche Treue gegen die polnische Krone bewahren zu wollen, haben die Ruthenen in den folgenden Jahrhunderten noch öfters in den Dokumenten zum Ausdruck gebracht. [3])

Die Polen sahen auch niemals die Ruthenen als ein unterjochtes Volk an und das ruthenische Wappen, der Erzengel Michael, befindet sich seitdem beständig vereint mit dem litthauischen Reiter und dem polnischen Adler auf einem und demselben Wappenschilde. Die polnischen Könige verliehen in der Folgezeit immer häufiger den Städten das Magdeburger Recht, gliederten an Rus Länder an, die früher abhängig waren, z. B. die Moldau, entwickelten auf den weiten Steppen eine große kolonisatorische Tätigkeit und verwandelten die ausgedehnten Ländereien Podoliens und Wolhyniens, die infolge der Tartaren-Überfälle wüst und leer lagen, in einen fruchtbaren Garten. Polen und Ruthenen lebten hier in Eintracht brüderlich nebeneinander und verteidigten gemeinsam die Grenzen gegen Tartaren und Türken.

Die polnischen Könige wurden von den Ruthenen sehr geschätzt und waren wegen ihrer Gerechtigkeit und Milde persönlich allgemein beliebt. [4]) Desgleichen fanden auch die Könige [5]) nicht genug der Worte, um den Ruthenen ihre Zuneigung auszudrücken: die Hauptstadt von Rus, Lem-

1) Lemberger Stadtarchiv. I. Abt. Nr. 28 und 30.
2) ibid. Nr. 137.
3) z. B. siehe Lemberger Stadtarchiv. I. Abt. Nr. 30 a, 120.
4) Lemberger Stadtarchiv. Abt. III. Nr. 224, pg. 480. Nr. 2, pg. 602, 110, 230, 247.
5) ibid. I. Abt. Nr. 800. IV. Abt. P. 4.

berg, war ein Lieblingsaufenthalt der polnischen Könige. Demzufolge haben sie auch treuen ruthenischen Bürgern allmählig größere Rechte zuerkannt, ja sogar manche Privilegien, die in Polen nur den Adeligen zukamen, wie z. B. das Privileg des Ritterstandes, das Recht zum Erwerb und Besitz von Landgütern: die Stadt Lemberg wurde sogar zum Gerichtshofe der ganzen Provinz bestimmt [1]) und die königliche Kanzlei fertigte Dokumente in ruthenischer Sprache noch am Ende des XVII. Jahrhunderts aus.

Schon im Jahre 1382 wurde eine öffentliche Schule in der Stadt Lemberg errichtet, [2]) desgleichen ein Spital für Kranke und Siche; [3]) beide Anstalten bestehen noch heute.

Trotzdem muß man zugestehen, daß die Verhältnisse nicht immer so idyllisch aussahen — im Stadtarchiv findet man auch verschiedene Gravamina der Ruthenen [4]) besonders gegen die polnischen Starosten — aber die Übergriffe und Erpressungen, die sich einzelne Beamte zu schulden kommen ließen, fanden ihre Sühne durch die königliche Kommission, die an Ort und Stelle die Klage untersuchte und Gerechtigkeit walten ließ. [5])

Es fehlte auch nicht an Zwistigkeiten zwischen der Geistlichkeit beider Riten, besonders in Sachen des Zehnten, [6]) obwohl man zugeben muß, daß die Polen friedlich gesinnt und den Zehnten lieber ganz aufzugeben gewillt waren. [7]) Sie taten es auch.

Die ruthenischen Bischöfe erhielten durch die polnischen Könige nach der kirchlichen Union von Florenz (1439) Sitze

1) Lemberger Stadtarchiv. I. Abt. Nr. 180, 800: IV. Abt. P. 4. III. Abt. 1. p. 67: I. Abt. Nr. 269. Acta Consularia II. p.142 2c.
2) Lemberg. Stadtarchiv. II. Abt. fasc. 44. III. Abt. A. Nr. 259.
3) ibid. II. Abt. fasc. 238. I. Abt. Nr. 60.
4) Stadtarchiv. I. Abt. Nr. 270—283. Zubrzycki: Kronika Miasta, Lwowa pg. 132. Lwow 1844.
5) Lemberg. Stadtarchiv. I. Abt. Nr. 416, 528; II. Abt. fasc. 219 Nr. 36; fasc. 7. usw.
6) Lemb. Stadtarchiv. I. Abt. Nr. 42, 43, 46, 48, 55, 56, 58—60.
7) Lemb. Stadtarchiv. I. Abt. 63. Nr. 57, 96; II. Abt. 143.

im Senat; die ruthenischen Geistlichen waren (leider nicht überall) von Zahlungen und von der Dienstleistung an die Regierung (bezw. an den Gutsbesitzer) befreit.[1]) Rußland ist es zuzuschreiben, daß die Union von Florenz wieder zerfiel. Es lag das im Interesse Rußlands, da Polen mit Rus eine zu große Machtstellung hatte.

Eine uns heute unbekannte Abneigung gegen Andersgläubige, der Verfall der orientalischen Kirche, die gänzliche Verbauerung der ruthenischen Popen und besonders der Hochmut des polnischen Adels waren der Grund, daß man bei der zweiten kirchlichen Union von Brest (i. J. 1595) der ruthenischen Geistlichkeit keine Gleichberechtigung mit der polnischen gab. Der Hochmut des polnischen Adels war damals wohl der größte, vielleicht der einzige, aber jedenfalls prinzipielle Fehler der Polen. Dazu kam, daß man es von polnischer Seite verstand, allmählich den ganzen ruthenischen Adel zum lateinischen Ritus herüberzuziehen und damit auch dem ruthenischen Volk zu rauben, eine Tatsache, welche die bedauernswertesten Folgen für dasselbe nach sich ziehen und die Ruthenen tief hinunterdrücken mußte. Nur das gewöhnliche Volk — einen Mittelstand gab es ja nicht — und die kulturell sehr tief stehenden Popen blieben der unierten Kirche treu. Die gereizte Stimmung des Volkes wurde durch die russische Agitation ausgenützt, welche im XVII. Jahrhundert die schrecklichen Aufstände erregte. Schon damals annektierte Rußland einen Teil von Rus; bei der Teilung Polens im Jahre 1772 annektierte es einen noch größeren Teil und nur der kleine Rest, das heutige Ostgalizien kam bei der Teilung zu Österreich.

Auf Grund amtlicher Berichterstattungen der deutschen Beamten unter Maria Theresia, sowie der Ruthenen, besonders des damaligen Metropoliten Szeptyckij, kann man sich eine Vorstellung von den damaligen ruthenischen Verhältnissen machen.

---

1) Lemberger Stadtarchiv. I. Abt. Nr. 288.

Im folgenden benütze ich vor allem die an Graf Vrbna im Jahre 1774 gesandten Rapporte. Das Land war sehr schwach bevölkert infolge der Kriege, welche in jenen Gegenden im 17. und 18. Jahrhundert geführt wurden. Das fortwährend von russischen Sendlingen aufgehetzte Volk war gegen Österreich nichts weniger als loyal gesinnt. Mit Rom verbanden es nur 34 Basilianerklöster. Ohne Übertreibung kann man sagen, daß das ruthenische Volk nur noch dem Namen nach uniert war. In der Tat gravitierte es zu Rußland und war schismatisch gesinnt. Die Dorfpfarrer waren gewöhnlich schismatische Popen aus der Moldau oder aus Kijew. Von einem theologischen Studium der Ruthenen war keine Rede, obwohl es in Wilna 20 Freistellen für ruthenische Kleriker gab. Auch nicht ein einziger meldete sich. Joseph II. eröffnete in Wien einen ruthenischen Kurs der Theologie für 46 Ruthenen gegen eine nur geringe Bezahlung. — Die Ruthenen wollten darauf nicht eingehen und lieber das vom Papst Klemens XI. gegründete ruthenische Seminar haben. Gleichwohl fehlte es an einer wissenschaftlichen und erzieherischen Ausbildung des ruthenischen Klerus. Der Metropolit L. Szeptyckij führte für die ruthenischen Kleriker ein Examen vor den Weihen ein. Die an sie gestellten Anforderungen waren sehr gering: lesen, schreiben, ein wenig Katechismus und kirchliche Zeremonien. Der ruthenische Geistliche unterschied sich nicht viel vom Bauern. Er wohnte in einer Hütte wie der Bauer, bebaute so wie er das Feld. Gewöhnlich war er mit dem Dorfschulzen verwandt und in seinem Heimatsdorf Pfarrer. So ein bäurischer Geistlicher oder geistlicher Bauer fand natürlich keinen Anklang in den gebildeten Kreisen. Es war auch schwer einen gebildeten Klerus zu haben; wer nämlich das Gymnasium beendete, schlug gewöhnlich die Beamtenlaufbahn ein. Die gebildeten Kreise bekannten sich garnicht zur ruthenischen Kirche sondern traten zum lateinischen Ritus über. In Lemberg z. B. hatten die Ruthenen noch zur Zeit der polnischen Republik (seit 1572) großen Einfluß. Aber im

18. Jahrhundert schmolz ihre Zahl so zusammen, daß man ihnen nicht die gleiche Stimmenzahl zu den Gemeindewahlen bewilligen wollte. So sehr verleugnete die ruthenische Intelligenz ihre Nationalität, daß der Präses der Lemberger Stauropigia (ruthenische-, kirchliche- und Verlagsbruderschaft), Laskowski, sein Tagebuch polnisch schrieb. Wer aus den besseren Ständen sich dem geistlichen Stande widmen wollte, trat zum lateinischen Ritus über. So berichtet z. B. der Bischof Sierakowski R. L. (1760—1780) nach Wien, daß in dem Seminarium R. L. sich 36 polnische Kleriker befinden und 50 andere, die ruthenischer Herkunft sind. Übrigens war auch aus materiellen Gründen der geistliche Stand bei den Ruthenen nicht einladend. Ihr Jahreseinkommen betrug 30—40 Kronen (außer dem Zehnten). Die Kirchen waren nach der Abschätzung der österreichischen Beamten 100 bis 200 Kronen wert und so arm, daß es sogar in manchen an einem silbernen Kelche fehlte. Kirchen gab es aber soviel, daß jedes Dorf seine eigene hatte und manchmal auch mehrere besaß. So besaß z. B. eine Pfarrei 5 Kirchen. Es ging soweit, daß die österreichische Regierung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sich gezwungen sah, die ruthenischen Pfarreien dreimal zu reduzieren. Dagegen umfaßte manche lateinische Pfarrei 20 Dörfer. Infolgedessen traten wieder viele unter den Ruthenen zerstreute Polen zum orientalischen Ritus über. In Ostgalizien gab es zu Beginn des 17. Jahrhunderts 125 lateinische Pfarreien, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aber nur noch 100. Im Allgemeinen waren in ganz Galizien 60000 Ruthenen mehr als Polen und 2594 ruthenische Kirchen mehr als lateinische. Daher machte die Ruthenisierung gute Fortschritte. Es war keine Seltenheit, daß in Dörfern mit zahlreicher polnischer Bevölkerung der lateinische Pfarrer nicht ein einziges Kind taufte. Dasselbe gilt auch von der Stadt Skole i. J. 1780. Woher kam das? Die Eltern mußten mit dem Kinde einen ganzen Tag zur Taufe gehen und die ruthenische Kirche war doch so nahe an Ort und Stelle. Solche Fälle kommen auch heute noch im Osten vor.

Es verdient noch erwähnt zu werden, daß die ruthenischen Popen sich bemühten, die polnischen Katholiken zu sich herüberzuziehen in der Hoffnung auf bessere Zehnten von seiten der neuen Schäflein. Trotz alledem beklagten sich die Ruthenen durch ihren Metropoliten L. Szeptyckij über die Unterdrückung von seiten der Polen. Szeptyckij fuhr nach Wien, der ruthenische Klerus veranstaltete eine Kollekte zur Erhaltung eines eigenen Geistlichen in Wien, der dort die ruthenischen Interessen vertreten sollte. Als Antwort gab Maria Theresia den Befehl, die Bischöfe sollen einen gemeinsamen Hirtenbrief über die Eintracht und Liebe schreiben.

Fast alle Klagen betreffen die an den Ruthenen geübten „Bekehrungsversuche" der Polen und die „Ungerechtigkeit" der polnischen Schlachta. Diese zeigte sich gewöhnlich auf folgende Weise. Der ruthenische Bauer mußte an seinen Feiertagen arbeiten, (die Ruthenen beobachten, wie bekannt, den julianischen Kalender) denn der Gutsherr wollte eine doppelte Sonn- und Feiertagsruhe nicht gestatten. Der ruthenische Pfarrer belegte darauf den Gutsherrn und das ganze Dorf mit dem Bann.

Der polnische Adelige machte sich blutwenig aus dem Bannstrahl. Das Dorf folgte seinem Beispiel und der Übertritt zum lateinischen Ritus war eingeleitet. Im Allgemeinen bekommt man beim Durchlesen der Wiener Rapporte denselben Eindruck, den ein vortrefflicher Kenner der ruthenischen Verhältnisse, Lénard, in letzter Zeit auf seiner Studienreise gewonnen hat, nämlich daß das ruthenische Volk sich von Seite der Nichtruthenen verfolgt glaubte. Die einzige wirkliche Beeinträchtigung, oder wenn man es Unrecht nennen will, bestand wohl darin, daß der ruthenische Klerus nicht dieselben Privilegien wie der lateinische besaß. Er hatte also keine Dekanatsgerichtsbarkeit, keine Kauffreiheit usw., nur war er frei vom (Leibeigen-) Frondienst. Die Söhne der Popen aber wurden Leibeigene, wenn sie sich bis zum 15. Lebensjahr nicht für den geistlichen Stand entschieden. Nur ausnahmsweise erhielt die ruthenische Geistlichkeit

8*

große Privilegien und zwar auf den Gütern der Fürsten v. Czartoryjski und der gräflichen Familie v. Potocki. Die Stellung des höheren Klerus war erträglicher, wenigstens finanziell; denn die ruthenischen Bistümer waren nicht schlecht ausgestattet. (Der ruthenische Metropolit erhielt 24,000 Kronen.) Den ruthenischen Pfarrern konnte man die Bezüge nicht erhöhen, weil der von Joseph II. gegründete Religionsfond nur 300 Gulden abwarf. Der Reinertrag des lateinischen Religionsfonds stieg bis auf 3'400,000 Gulden. Daher ließ Joseph II. beide Fonds vereinigen und bis zum heutigen Tage werden die ruthenischen Geistlichen vom lateinischen Religionsfonds besoldet.

Russische Sendlinge überschwemmten Galizien. Es ist bekannt, daß für den Polen der Russe als der größte Feind galt. Die österreichische Regierung und die Polen bemühten sich nun aus rein politischen Gründen die Aufmerksamkeit der Ruthenen von Rußland abzulenken, nach dem sie wie nach ihrer Mutter schielten. Zu diesem Zwecke begannen sie unter den Ruthenen das Selbstbewußtsein und ein eigenes Nationalitätsgefühl zu entfachen, sie auf ihre historische Vergangenheit hinzuweisen und auf die Eigenart, Verschiedenheit und Selbständigkeit ihrer Sprache aufmerksam zu machen. Zu demselben Zwecke wurde die ruthenische Volkssprache durch den Landesschulrat in den Volksschulen und später in den Gymnasien eingeführt und so zur literarischen erhoben. Der Landtag subventionierte den ruthenischen Szewczenko-Verein in der Hoffnung, dieser würde später einmal zur ruthenischen Akademie der Wissenschaften werden, polnische Adelige, u. a. auch Badeni, halfen bei der Gründung ruthenischer Zeitungen mit, wie z. B. bei jener des Dilo.[1]) Polnische Stipendien ermöglichten ruthenischen Gelehrtenkandidaten die Absolvierung der Studien und Auslandsreisen — mit einem Worte: die herrschende Klasse förderte kräftig die

1) Heute rechtfertigt dieses Blatt auf die gemeinste Weise die Ermordung des Statthalters Potocki.

separatistischen bäuerlichen Bestrebungen bei den Ruthenen. Es entstehen ruthenische Gymnasien mit ruthenischer Unterrichtssprache und utraquistische Lehrerseminarien, Fonds für ruthenische Schulbücher, eine Subvention für den ruthenischen Aufklärungsverein „Proswita"; ferner sehen wir die völlige Gleichstellung der ruthenischen Sprache mit der polnischen in den Ämtern, in der Verwaltung, im Schul- und Gemeinderat, im Landtag, ja die Ruthenen erzielten bei der Regierung und den Polen größere Vorteile als selbst die Polen (z. B. mehr Volksschulen für die Ruthenen als für die Polen).

Endlich erhob man einen polnischen Grafen, den Nachkommen einer altehrwürdigen Familie (die vor Jahrhunderten ruthenisch war) zur Würde eines ruthenischen Metropoliten und dieser nimmt das schwere und verantwortungsvolle Amt an — nicht aus Ehrgeiz, da sein Sehnen die Stille der Klosterzelle war, sondern einzig und allein in der Hoffnung, daß es ihm gelinge, das ganze ruthenische Volk bis zum Ural mit der römisch-katholischen Kirche zu versöhnen und in der Absicht, daß die ehrwürdige Lemberger Metropole, auf der schon so viele seiner Vorfahren gesessen haben, ein Friedenshort werde.

Wie schon erwähnt, war das weitgesteckte Ziel dieses Verhaltens ein politisches. Man hatte gehofft, daß die Ruthenen im Vollgefühle ihrer nationalen Eigenstellung und im Besitze ihrer eigenen Kultur, ihrer nahezu nationalen Kirche einen Damm gegen die russischen Aspirationen auf alle slavischen Länder bilden würden. Man wollte sich Bundesgenossen erziehen für den Fall einer eventuellen großen Abrechnung mit Rußland.[1])

Das Nationalgefühl zu erwecken, war sicher kein Fehler; aber jedenfalls haben die österreichische Regierung und der polnische Adel einen groben Unterlassungsfehler begangen, für

1) cf. Parlamentarbericht vom österr. Abgeordnetenhause. Rede des Abg. v. Dzieduszycki am 21. V. 1908.

den sie jetzt schwer büßen: Sie verstanden nicht, den Strom des ruthenischen Nationalgefühls in das rechte Bett zu leiten und zu beherrschen und so sahen die Ruthenen nur den Unterschied — statt zwischen den Russen und Ruthenen — zwischen den Polen und Ruthenen, den Herren und Bauern. Die nationale Aufklärung der Ruthenen aber stützte sich zum Teil auf Losungsworte einer demagogischen bäuerlichen Klassenpolitik. Und so dürfen wir uns nicht wundern, daß der Ruthene seinen Feind nicht da drüben in Rußland suchte — den Russen sah er ja nicht — sondern daß er ihn in den Palästen der polnischen Adeligen gefunden zu haben glaubte. Die ruthenischen Agitatoren hielten dem Volke nicht das unabhängige Königreich der Ruthenen um das XI. Jahrhundert als Ideal vor Augen, sondern die Epoche, in der die staatlich mit Polen geeinte Nation der Ruthenen die Heldentaten der Kosaken[1]) verherrlichte, als ob die wahre Glanzzeit der ruthenischen Geschichte vor der Einigung des ruthenischen Landes mit Polen für das heutige Volk nicht existierte. In jenem blutigen XVII. Jahrhundert der Kosakenraserei hieß eine Losung: „Lah, iyd, solaka; to wira jednaka!“ d. h.:

„Eines Glaubens Kind
Hund, Jud' und Pole sind!“

Voilà l'ennemi! Und heute?! K. K.

1) Eine freie Bauernorganisation, die auf den Inseln des Dniepr-Flusses hausend („Sitch“) die Nachbarländer plünderte.

XII.

Die Presse und die Frage der Inferiorität.[1])

In den katholischen Zeitungen, wie in nichtkatholischen Blättern wird gegenwärtig die durch die Broschüre von Dr. Rost[2]) über die Katholiken im Kultur- und Wirtschaftsleben wieder aufgerollte Frage lebhaft erörtert, was die Katholiken tun können, um die in vieler Beziehung zugestandene Zurückgebliebenheit auf den Gebieten des wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens zu beheben und die Anteilnahme der deutschen Katholiken am Geistes- und Wirtschaftsleben auf die gleiche Höhe zu bringen, wie dies bei den Nichtkatholiken der Fall ist. Wer die genannte Broschüre gelesen hat, wird dem Verfasser einmal dahin beipflichten, daß er sich die Anbahnung besserer Verhältnisse von einer offenen Erörterung der Sachlage in historischer und konkreter Beziehung auf die Gegenwart verspricht. Sodann richtet er einen kurzgerissenen Appell an Organisationen wie jene der Görresgesellschaft, des Volksvereins, des kaufmännischen Verbandes der Merkuria, wobei er noch die Preßvereine und den Borromäusverein nicht hätte übersehen sollen. Auch an die Mitglieder der Presse richtet sich der kurze Aufruf, jedoch leider ohne nähere Beschreibung der Art und Weise, wie die katholische Presse erfolgreich dazu beitragen kann, der „Inferiorität" die Berechtigung zu entziehen.

Es begegnet keinem Einwande, daß neben den aufgeführten Organisationen den Vertretern und Mitgliedern der katholischen Presse eine hervorragende Rolle im Kampfe gegen die sogenannte Inferiorität zufällt. Die katholische Presse muß in dieser für die Kulturfähigkeit und Kulturkraft der deutschen Katholiken so enorm wichtigen Frage eine führende Rolle übernehmen. Es gilt ein großes Stück Aufklärungs- und Aneiferungsarbeit zu

1) Indem wir die nachstehenden Ausführungen zum Abdruck bringen, gehen wir von dem Gedanken aus, daß eines der ersten Mittel im Kampfe für unseren katholischen Glauben die Presse ist. Wer aber von der Wichtigkeit der katholischen Presse durchdrungen ist, muß u. E. neben der ideellen auch die materielle Seite der Frage in Betracht ziehen, wenn anders das so vielfach beklagte „Presseelend" ein Ende nehmen soll. Die Red.

2) Über welche an dieser Stelle noch gesprochen werden wird. Die Red.

leisten, die Anschauungen und Stimmungen der Katholiken in den einschlägigen Punkten umzuändern, auf die großen Zeitströmungen im geistigen, literarischen, sozialen, wirtschaftlichen Leben in konkreter Weise die Aufmerksamkeit hinzulenken, am richtigen Flecke ein offenes belehrendes und zweckersprießliches Wort zu sagen. Um diese allgemein skizzierte Aufgabe erfüllen zu können, ist es vor allem notwendig, daß die Mitglieder der katholischen Presse mit der historischen und gegenwärtigen Gestaltung des Inferioritätsproblems gut vertraut sind, daß ihnen vor allem die Grundlinien und Zielrichtungen dieser Bestrebungen und dieser notwendig unverdrossenen Arbeit klar vor Augen stehen. Dies ist notwendig, um in den Einzelfällen entscheidend, in der richtigen Weise und zielbewußt tätig sein zu können.

Bevor wir nun den Aufgabenkreis der katholischen Journalisten in dieser Hinsicht noch etwas näher auszeichnen, müssen wir zunächst noch die Gewissensfrage stellen, ob denn das Institut der katholischen Presse selbst auf der Höhe der Zeit steht, um das Geistes-, Kultur- und Wirtschaftsleben im Sinne der katholischen Religion fruchtbringend zu beeinflussen? Es hätte nicht erst der verdienstvollen Broschüre von Pilatus bedurft, um feststellen zu müssen, daß abgesehen von den Ausnahmen der führenden katholischen Zeitungen die katholische deutsche Presse im Vergleich zu den gegnerischen Blättern nicht durchweg auf der Höhe der Zeit steht. Wir sind nicht gewillt, die ganze wunde Frage hier in Ursache und Wirkung aufzurollen. Wir beschränken uns auf ein Hauptmoment im Organismus des katholischen Journalismus, d. i. die soziale und wirtschaftliche Lage der katholischen Journalisten. Hier sind zwei Gesichtspunkte sehr zu beklagen. Das ist erstens der Mangel einer zureichenden Organisation und zweitens der Mangel an genügend historisch, apologetisch und volkswirtschaftlich ausgebildeten Redakteuren.

Es klingt ironisch, daß die Vertreter der katholischen Presse keine Presse haben, in welcher sie ihre materiellen, beruflichen und sozialen Verhältnisse erörtern und eine Besserstellung herbeiführen könnten. Es klingt wie eine Ironie, daß sich die Redakteure jahraus jahrein die Finger krumm schreiben für die gewerkschaftlichen Organisationen, für die Privatbeamtenversicherung, für

Beamtenaufbesserung, für soziale Anliegen wie Sonntagsruhe und Verkürzung der Arbeitszeit u. s. w., während für den katholischen Redakteur eine Standesorganisation in zielbewußtem Ausbau nur ungenügend existiert. Die Verquickung von Verlegern und Redakteuren im Augustinusverein für die katholische Presse Deutschlands bedeutet für die Redakteure eine notwendige Einschränkung bei Wahrung ihrer Interessen. Nehmen wir ein konkretes Beispiel. In allen deutschen Staaten, in Bayern, Elsaß-Lothringen, Preußen, ist zur Zeit die Aufbesserungsfrage der Beamten brennend. Wer kümmert sich um die **Aufbesserung der Redakteure**, die mit heißem Bemühen für andere eintreten, selbst aber keine Organisation besitzen, um dieses materielle Verlangen gleichfalls zu erreichen? Wie viele katholische Verlage gibt es, welche ihren *langjährigen* Redakteuren eine kleine Pension auswerfen? Wie steht es mit der Arbeitszeit, dem Urlaube, mit der Bezahlung, mit der *Sonntagsruhe*? Über alle diese wichtigen sozialen Angelegenheiten wird wohl im Augustinusverein gelegentlich verhandelt, aber zu positiven Maßnahmen kommt es selten. Die Redakteure schweigen großenteils, weil die Mehrzahl froh ist, wenn sie unter den bisherigen Bedingungen weiterarbeiten darf. Wenn sonach die Inferioritätsfrage in Bezug auf die Mitwirkung der katholischen Presse aufgeworfen wird, so hat der Beantwortung dieser Frage die andere vorauszugehen: auf welcher wirtschaftlichen und kulturellen Höhe steht im katholischen Deutschland der Redakteur und Journalist? Im Anlauf gegen unsere „Inferiorität" ist eine der notwendigsten Taten eine *Enquête* über die materielle, berufliche und geistige Lage aller katholischen Redakteure. Dieselbe muß sich erstrecken auf etwa folgende Erfragungspunkte: Alter, Familienstand, Gehalt, Pension, Arbeitszeit, Urlaub, Sonntagsruhe, Verpflichtung zur Vereinstätigkeit, Mitgliedschaft einer Interessenvereinigung, Vorbildung: ob mittleres oder höheres Studium u. s. w. Die Durchführung einer derartigen Enquête zur Erforschung der sozialen Lage der Redakteure ist ein *wesentlicher Schritt* zur Beseitigung der Inferiorität der Katholiken, die straffe berufliche Organisation der katholischen Journalisten eine *Lebensnotwendigkeit*, da hinter organisierten Maurern und Metallarbeitern die katholische Journalistenschaft nicht zurückbleiben darf, soll sie nicht dem

Fluche der Lächerlichkeit und einer ständig grinsenden Ironie anheimfallen.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß auch der Augustinusverein zur Pflege der katholischen Presse im Sinne unseres Aufsatzes schon Schritte unternommen hat. Seit langen Jahren war der Wunsch laut geworden, daß auch einmal eine Versammlung der Redakteure des Augustinusvereins stattfinden möge. Im Jahre 1901 fand die erste derartige Versammlung in Köln statt. Das Augustinusblatt hatte in Nr. 7 vom Jahre 1901 in wirklich großzügiger Weise die Richtlinien angedeutet, in welchen sich der Ausbau der Organisation der Redakteure, bezw. ihre Wohlfahrtsfürsorge bewegen müsse. An Gegenständen, welche auf den Versammlungen der Redakteure behandelt werden müßten, seien zu nennen: Ausbildung und Anstellung unserer Redakteure, Pensionsberechtigung bezw. Beitritt zur Alters-, Invaliden- und Hinterbliebenenkasse der katholischen Presse Deutschlands, engerer Zusammenhalt der Berufsgenossen zur gegenseitigen geistigen Anregung, Ausbau der Vertragsverhältnisse, Erschließung geistiger und leiblicher Erholungsquellen für die Redakteure u. s. w. Das Augustinusblatt bezeichnete damals diese Gebiete als „noch fast völlig unbebaut". Sind wir heute der Verwirklichung dieser Punkte um vieles näher gekommen?

Die erste Redakteurversammlung in Köln brachte lediglich eine fruchtbare Debatte über die Vorbildung der Journalisten und die Stellenvermittlung. Ein Redakteur schlug, wohl im Gefühle der Nüchternheit der Tagung, vor, die nächste Versammlung möge mehr praktische Standesfragen in den Vordergrund treten lassen. Auf der zweiten Redakteurversammlung in Köln noch im gleichen Jahre wurde eingehend der Punkt erörtert, wie man für die Pensionskasse werben könne und solle, sowie über die Art und Weise der Stellenvermittlung weiter debattiert. Außerdem war eine Rundfrage über die Lage des Redakteurstandes veranstaltet worden, deren statistischen Ausbau man zu erweitern und im Augustinusblatt zu veröffentlichen beschloß. Auf der dritten Versammlung in Düsseldorf im Jahre 1902 wurde über die vervollständigte Statistik insbesondere bezüglich der Gehaltsfrage, Pensionsfrage, Arbeitszeit, freie Nachmittage und Ferien Bericht erstattet, mit der allgemeinen Mitteilung, daß

sich eine Besserung der Verhältnisse namentlich im Süden Deutschlands anbahne. Nach zwei Jahren tagte wieder eine Versammlung in Düsseldorf, auf welcher über die Vorbildung der Journalisten, über die Beteiligung der Redakteure an den M.Gladbacher Kursen und über die journalistische Tätigkeit von Studenten debattiert wurde. Auf der Redakteurversammlung des Augustinusvereins im Jahre 1906 in Berlin wurde nochmals über die Ausgestaltung der Stellenvermittlung gesprochen, sowie von den Ergebnissen einer Statistik über die Lage des Standes Mitteilung gemacht, wonach sich zwar einzelne schwerere Mißstände ergeben hätten, wonach jedoch konstatiert werden konnte, daß die Stellung der Journalisten in der Zentrumspresse keineswegs hinter derjenigen anderer Kollegen zurückstehe. Außer diesen ein bis zweijährigen Zuckungen fanden noch in Baden und Bayern Versammlungen statt, welche sich mit der Lage der Redakteure befaßten. Auf der Versammlung der Bayern 1906 in München wurde betont, daß der Augustinusverein in Bayern nicht viel für die Redakteure getan habe.

Die statistischen Aufnahmen über die Lage der katholischen Redakteure wurden nicht veröffentlicht, weil kein Grund zu Klagen vorhanden sei. Es muß aber billig bezweifelt werden, ob nicht auch für die katholischen Verleger und Redakteure am Ende doch zutreffend ist, was Tony Kellen in dem soeben erschienenen Herder'schen Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte schreibt: ‚Beim deutschen Zeitungswesen liegt ein schwerer Mißstand darin, daß die soziale Lage der Redakteure und Journalisten noch viel zu wünschen übrig läßt. Mit wenigen Ausnahmen besitzen sie weder das Einkommen noch die gesellschaftliche Stellung, die ihnen zukommt. Der Fehler liegt allerdings zum Teil darin, daß sich vielfach ungenügend vorgebildete Kräfte in diesen Beruf eindrängen, und daß sich darunter leider auch solche befinden, die nach ihrer ganzen Vergangenheit und ihrem Lebenswandel eine besondere Achtung in der Gesellschaft nicht beanspruchen können. . . Bei dem überaus großen Andrang im Journalistenstand ist es den Verlegern oft sehr leicht, einen leidlich brauchbaren Redakteur anzustellen, der sich für ein geringes Gehalt anbietet. Eine solche Sparsamkeit rächt sich aber später; denn das Ansehen einer Zeitung leidet darunter, wenn die Redakteure ungenügend vor-

gebildet sind. Die Verleger sollten es als eine Ehrensache betrachten, ihre Redakteure wirtschaftlich so zu stellen, daß sie sich mit Lust und Liebe ihrem Berufe widmen können. . . Außer der ungenügenden Bezahlung und der Unsicherheit der Stellung sind die Beschwerden der Redakteure hauptsächlich folgende: ein Übermaß an Arbeit, ungenügende Hilfskräfte, zu lange Arbeitszeit, zu kurzer Urlaub, keine Gewähr für Gehaltszulagen, Mangel an jeder Pensionseinrichtung sowie einer Witwen- und Waisenversorgung. Gewiß gibt es einzelne Zeitungsunternehmen, in denen diese Klagen nicht zutreffen, aber sie sind überaus selten, und eine Besserung wird auch erst zu erreichen sein, wenn einmal die Redakteure so viel Solidaritätsgefühl an den Tag legen werden, wie es andere Berufe besitzen, und wenn einmal die öffentliche Meinung über die soziale Lage der Redakteure und Journalisten aufgeklärt sein wird.'

Eine allgemeine detaillierte Enquête über die Lage der katholischen Redakteure würde ohne Zweifel, namentlich in Süddeutschland, den Nachweis liefern, daß zahlreiche, von Kellen angeschnittene Punkte ziemlich faul sind. Die wenigsten katholischen Redaktionen haben Sonntagsruhe. Von dem billigen Angebot überschüssiger, minderwertiger, ja selbst nicht einmal katholisch gesinnter Kräfte wird Gebrauch gemacht. Die Überbürdung mit Arbeit, mit Vortrags- und Vereinstätigkeit überschreitet nicht selten die Grenzen der Arbeitskraft. Gegen solche Verhältnisse kann nur eine straffere Organisation helfen, in welcher normative Bestimmungen mit möglichst allgemeiner Gültigkeit vereinbart werden müßten. Es kann hier nicht der Ort sein, Einzelheiten vorzubringen. Soviel ist aber sicher, daß das oben vom Augustinusblatt vorgezeichnete Ziel noch in weiter Ferne steht. Es ist auch richtig, daß der Augustinusverein mit seiner Pensionskassa, seiner Stellenvermittlung, seinem Redaktionsnormalvertrag, von anderen Organisationen mit neidischen Augen angesehen wird. Aber eine weitere Vervollkommnung zu gunsten der Redakteure, die zugleich wieder im Interesse der Zeitungsverleger gelegen ist, ist sicher am Platze. Das bisher auf den Redakteurversammlungen Angestrebte und Erreichte kann unmöglich genügen.

Es steht sodann außer Zweifel, daß der hohen und schwierigen Aufgabe der Presse an der Unterbindung des Inferiori-

tätsvorwurfes mit seiner berechtigten und unberechtigten Seite nur ein intelligenter Redakteurstand gewachsen ist. Die Stellung der Presse erfordert in dieser Frage ein großes Maß von geschichtlichen, sozialen und statistischen Kenntnissen, eine große Geschicklichkeit in der Verteidigung falschen Angriffen gegenüber, ein unverdrossenes und vorsichtiges Handeln in Bezug auf die Aufklärungsarbeit und die Einwirkung auf breitere Volksmassen. Wenn sonach im Stande der katholischen Journalisten infolge einer zweckdienlicheren Organisation und einer materiellen Besserstellung und infolge einer etwas kritischeren Auslese aus dem Angebot katholischer Redakteure, die Lust und die Fähigkeit auf Seiten der Journalisten bedeutsam gestiegen sind, im Kampfe gegen unsere Inferiorität mit erfolgverheißenden Waffen und mit dem einflußreichen Mittel der Presse in den ersten Reihen der berufenen Kämpfer zu stehen, dann ist zweifellos in das Inferioritätsproblem eine empfindsame Bresche gelegt.

Nach Beseitigung bezw. Besserung dieser von allen einsichtsvollen Beurteilern anerkannten Verhältnisse kann der Frage mit größerer Aussicht auf Erfolg nahegetreten werden, wie die katholische Presse gegen die Inferiorität ankämpfen kann. Wichtig ist hier vor allem die Frage der Aufklärung. Die Erörterung des Inferioritätsproblems soll, wie die Broschüre Dr. Rosts nicht mit Unrecht ausführt, ständig im Gesichtskreis der Öffentlichkeit bleiben, damit ein fortwährender Hinweis auf die Notwendigkeit und die Art und Weise der Abhilfe nach und nach zum Ziele führe. Ziel und Programm der „Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland“ sollten viel öfters, als dies der Fall ist, dem Lesepublikum vorgeführt werden; mit allem Nachdruck muß die katholische Presse für die Aufbesserung der Gehälter der katholischen Geistlichen und deren materielle Gleichstellung mit den Protestanten eintreten, denn diese gerechte Forderung bedeutet Zunahme des Reichtums und Instandsetzung des opferwilligen Klerus zu materiellen und wissenschaftlichen Maßnahmen auf den Gebieten unserer Zurückgebliebenheit. Die katholische Presse soll mehr wie bisher den alljährlich in den einzelnen Staaten veröffentlichten Statistiken des Unterrichts- und Bildungswesens

nach konfessioneller Gliederung einen gemessenen Platz einräumen, sie soll die Katholiken auf grund der Zahlenergebnisse anspornen zur Vermehrung des Anteils der Katholiken am mittleren und höheren Studium.

Die katholische Presse muß unermüdlich und gewissenhaft der für die Katholiken fast stets ungünstig sich gestaltenden Paritätsfrage bei Besetzung einflußreicher Ämter usw. ihr Augenmerk zuwenden. Historisch gewordene Verhältnisse sollen in ihrer ganzen Einseitigkeit und Ungerechtigkeit schonungslos blosgelegt werden. Die katholische Presse soll den Sparsamkeitssinn der Bevölkerung mehr anregen, sie soll schärfer Stellung nehmen gegen übertriebene Festlichkeiten der Katholiken, gegen allzu kostspielige Kommerse, Stiftungsfeste. Die katholische Presse muß trotz oder wegen unserer übertünchten Kultur mit ihrem künstlichen Schein und ihrem äußerlichen Wesen die alte katholische Einfachheit, Echtheit und Innerlichkeit preisen und über die überspannten Auswüchse im Gesellschaftsleben, in Lebensgewohnheiten, Nahrung, Kleidung, Sport usw. die Schale der Lächerlichkeit ausgießen. Ein sehr wichtiges Kampfmittel muß für unsere Presse die Antialkoholbewegung sein. Jene Partei, welche die meisten Mäßigkeitsapostel oder Abstinenzler zählt, hat die hellsten und eifrigsten Köpfe. Die sozialdemokratischen Führer, das protestantische blaue Kreuz, die Guttemplerorden haben den Kampf gegen den Alkohol mit viel größerer Energie und viel größerem Erfolge aufgenommen als die deutschen Katholiken. In der ‚Germania' hat ein Kritiker an Dr. Rost's Reformvorschlägen das Antialkoholargument mitleidig und aussichtslos behandeln zu müssen geglaubt. Und doch besteht kein Zweifel darüber, daß mit der Abnahme des Alkoholkonsums der Reichtum sich mehrt, die geistige Schaffenskraft erhöht wird. Die katholische Presse muß für alle diese zahlreichen Momente, welche in ihrer Gesamtheit die Inferiorität abzubröckeln geeignet sind, das richtige Empfinden und vor allem die geschickte Hand einer klugen Interpretation haben. Unsere Presse muß den vielen geistigen und materiellen Fäden unseres gesamten Kulturlebens nachspüren und das katholische Volk auf alle Vorgänge hinweisen; unsere Presse muß das Solidaritätsbewußtsein unter den Katholiken mit allen ersprießlichen Mitteln wecken und

fördern, den Korpsgeist namentlich in der Geschäftswelt heben und pflegen und insbesondere auch dem Wirtschaftsleben volle Aufmerksamkeit angedeihen lassen.

Es würde zu weit führen, das Bild von der Mithilfe der katholischen Presse an dem großen, die nächsten Jahrzehnte ausfüllenden Kampfe gegen die sich bereits mindernde Inferiorität in noch mehr konkreten Zügen zu zeichnen. Den richtigen Ton hier zu treffen und die richtigen Wege einzuschlagen in den zahlreichen Einzelfällen ist eben Sache eingeweihter, gebildeter und von der Notwendigkeit ihrer hehren Aufgabe durchdrungener Redakteure. Wenn alle katholischen Redakteure in der erforderlichen Ausrüstung, das Steuer fest in Händen, zielbewußt und wacker vorwärtsarbeiten im Sinne des Inferioritätsproblems bezw. seiner allmählichen Untergrabung, dann erblüht dem Katholizismus in Deutschland bald ein noch kraftvolleres, kulturstarkes Leben. Zwei Leitsterne müssen dabei der katholischen Presse voranleuchten, welche in Anbetracht unseres heutigen Kulturstandes und der Verhältnisse in der Vergangenheit, welche in ihren tiefeinschneidenden Ursachen allmählich verblassen, vollauf gerechtfertigt sind; das sind Idealismus und Optimismus, Triebkräfte, welche einer jeden Vorwärts- und Aufwärtsbewegung zu Grunde liegen müssen. Für den ernsten Willen der in unserem Artikel angegangenen Kreise dürfte es ein gutes Zeichen sein, wenn das, was wahr und brauchbar ist an unseren Ausführungen, ein geneigtes Ohr und eine opferwillige Bereitschaft findet im Kampfe gegen die Inferiorität unserer Presse, soweit eine solche besteht, und im Kampfe für die Stärkung und intensivere Anteilnahme der deutschen Katholiken am Kultur- und Wirtschaftsleben der Gegenwart.

XIII.

Ernüchterung.

Von S. Stillger.

In der ersten Nummer der Beilage der ‚Münch. N. Nachrichten' schreibt Prof. Rudolf Eucken-Jena in einem Artikel „Zur seelischen Lage der Gegenwart" folgende bemerkenswerte Sätze nieder:

„Jakob Burckhardt spricht in seinen gedankenreichen ‚Weltgeschichtlichen Betrachtungen' treffend von der Ernüchterung, welche großen Bewegungen des Kulturlebens zu folgen pflegt; eine solche Ernüchterung erleben wir heute. Daß dem Aufwogen des Lebens ein Abwogen folgt, kann in keiner Weise befremden, da jeder Aufstieg in dem Bereich des Menschen eine Einseitigkeit, ja Überspannung enthält, die früher oder später einen Rückschlag herbeiführen muß. . . . Bieten uns aber die Ziele auch bei voller Erreichung nicht, was wir bei ihnen zu finden hofften, so ist eine starke Herabstimmung des Lebens nicht zu vermeiden, der anfängliche Enthusiasmus verfliegt, wir beginnen tiefe Schatten zu entdecken, wo wir früher eitel Licht gewahrten. Derartiges erleben wir heute gegenüber der Realkultur mit ihrer ausschließlichen Richtung des Menschen auf die sichtbare Welt. . . . Aber die Triumphe haben sich nicht als ein reiner Gewinn erwiesen, die Umgebung, die der Mensch unterwerfen wollte, hat in der Unterwerfung selbst ihn überwältigend an sich gezogen und hält ihn so zwingend fest, daß er aus einem Herrn ein Diener zu werden droht. . . . Indem die Technik die Naturkräfte in den Dienst der Menschheit zog, ist unser Leben unendlich bewegter, reicher und genußvoller geworden. . . Aber der Gewinn des Ganzen hat sich oft für die einzelnen in einen Verlust verwandelt. . . . So sind überall andere Folgen eingetreten, als in der Absicht der Handelnden lag, gemeinsam aber ist das Anschwellen des Lebens nach außen hin, das Gleichgültigwerden des Einzelnen, die Erdrückung der Innerlichkeit. Ausgezeichnete Arbeiter und kleine, ja leere Menschen, das steht am Ende dieses Weges."

Der Jenenser nennt unsere Kultur eine Talmikultur, ‚die möglichst prunken und glänzen will, die für das Qualitative das Quantitative, für die innere Bildung die äußere Ausdehnung

einsetzt, die allen Selbstwert des Lebens der bloßen Nützlichkeit aufopfert und so zugleich unvermeidlich in's Bloßdekorative, Scheinhafte und Leere gerät'. Er spricht dann bittere Worte von der Hohlheit und dem Mangel an echter Größe unserer Zeit u. s. w. Es ist gut, wenn man solche scharfe Urteile unserer Zeitrichtung durch Gegner aussprechen läßt Und besonders wichtig ist, daß unsere liberale Presse eine solch ernste Gewissenserforschung bringt, da sie sonst unbedingt eine **laudatrix temporis** ist und jeden steinigt, der nicht auf die hohe Kulturstufe unserer Zeit schwört. Prof. W. Förster in Zürich hat das gleiche Urteil schon vor einigen Jahren in seinem epochemachenden Erziehungswerk gefällt. Und beide stimmen damit überein, daß unser Kulturniedergang eine Folge der realistischen Zeitströmung ist, welche dem Mittelalter mit seiner Mystik und seinem Idealismus folgte. Wir haben jetzt eine höhere Kultur des Menschen, aber eine geringere Kultur des Geistes.

Aber auch die Kultur des Menschen ist im rapiden Sinken begriffen, denn das Haupterkennungszeichen für das rapide Sinken der Kultur des Menschen ist der Uebergenuß mit all seinen grauenhaften und traurigen Folgen. Der Mensch hat es verlernt sich zu beherrschen; er ist vom Herrn zum Diener der Naturkräfte herabgesunken.

Da ist es wieder ein Mann der Wissenschaft, der nicht auf unserer positiv-christlichen Seite steht, welcher in Wort und Schrift seit mehreren Jahren auf die Folgen des Uebergenusses hinweist. Es ist dies Prof. Max Gruber in München. Seine letzte Schrift „Kolonisation in der Heimat" ist in dieser Hinsicht sehr interessant; die Presse hat dieselbe fast totgeschwiegen und doch sollte die Öffentlichkeit sich unbedingt mit diesem Gegenstand in hervorragender Weise beschäftigen.

Mens sana in corpore sano. Haben wir ein ungesundes Geschlecht, dann kann auch die Geistesrichtung nicht gesund sein. Von dem epidemieartigen Umsichgreifen der geschlechtlichen Erkrankung in unserer jungen Männerwelt, besonders an den Hochschulen ist schon genug gesprochen, ebenso von der traurigen Tatsache, daß der Selbstmord rapid im Wachsen begriffen ist.

Die Sterbeziffer ist in den Städten infolge der hygienischen Maßnahmen, wie Kanalisation, Wasserversorgung und Sorge

für allgemeine Reinlichkeit ganz bedeutend zurückgegangen. Die Epidemien, welche früher in gewissen Zeiträumen fast regelmäßig wiederkehrten, wie Cholera und Typhus, sind in den Städten fast erloschen. Hier sind die Städte sogar besser gestellt als das Land. In den preußischen Städten z. B. betrug die Sterbeziffer im Jahrfünft 1851—55 noch 31,5 % und im Jahrfünft 1896—1900 nur mehr 22,2 % und jetzt nur 16,5 %. Also um ein Drittel ist sie gesunken. Ähnlich ist es in den anderen deutschen Großstädten.

Dafür drängen sich zwei Tatsachen hervor, welche die Schattenseite darstellen, vor allem die Abnahme der Geburten und die höhere Sterblichkeit der Männer vom 25. bis 60. und 65. Lebensjahre. Diese Tatsachen sind allen Großstädten aller Kulturländer gemeinsam, so daß man von einer Folge des Stadtlebens sprechen kann und weil die Kultur sich am schärfsten in unseren Städten ausprägt, so kann man sie wohl Folgen unserer modernen Kultur nennen. Die Sterblichkeit der Männer in den Städten ist um 50 % höher als der Männer auf dem Lande. Aber nicht das bloße Stadtleben an und für sich ist Folge, denn sonst müßten auch die Frauen gleichfalls darunter leiden. Hier besteht die entgegengesetzte Tatsache, daß viel mehr Frauen vom Lande vom 20.—40. Lebensjahre sterben als gleichalterige Frauen in der Stadt. Als Grund dieser Erscheinung gibt Prof. Dr. Gruber die größere Fruchtbarkeit der Frauen auf dem Lande an.

Aus diesen Tatsachen läßt sich der Schluß ziehen, daß für die größere Männersterblichkeit in den Städten besondere Ursachen zu suchen sind. Prof. Dr. Gruber scheidet auch hier die spezielle Berufsarbeit als eigentliche Ursache aus und findet als Grundursache den Übergenuß mit all seinen Begleitungsformen. Da ist vor allem der Mangel an Schlaf. Durch die Fortschritte der Beleuchtung wird mehr und mehr die Nacht zum Tage gemacht und die Nacht mehr und mehr dem Vergnügen und der „Erholung" gewidmet. Und wo findet diese „Erholung" statt? In rauchgeschwängerten und schlecht gelüfteten Lokalen. Dazu kommen dann noch zwei wichtige Faktoren und das ist der Alkoholmißbrauch und die geschlechtliche Ansteckung und Entartung.

Auf Grund des statistischen Materials aus England konstatiert Prof. Dr. Gruber: „Ein großer Teil dessen, was bisher als spezifische Berufsschädigung angesehen wurde, ist tatsächlich Alkoholschädigung. Dann ist aber auch ein großer Teil dessen, was man als Stadtschaden angesehen, tatsächlich Alkoholschaden! Ich fühle mich sicher, daß dieser Satz eine immer schlagendere Bestätigung erfahren wird, je eingehender die Frage statistisch untersucht wird. Venerie und Alkoholismus sind die größten Übel, unter denen wir leiden. Sie regieren nebenbei bemerkt auch in sehr erheblichem Maße die Verbreitung der Lungenphthise."

Als Beweis führt er ein reiches Zahlenmaterial aus Schweden ins Feld, wo die Sterblichkeit abgenommen, seitdem dem Alkohol der Krieg erklärt wurde. Früher war dort die höchste, jetzt die niedrigste Sterblichkeit.

Interessant ist auch folgende Konstatierung:

„Die Dogmatiker der orthodoxen Sektionslehre werden beständig von dem Gespenst einer durch Massenerzeugung von Minderwertigen herbeigeführten zunehmenden verderblichen Entartung der Kulturvölker infolge mangelnder Auslese geplagt; ein Gespenst, das sie selbst theoretisch konstruiert haben.

Diese Vorstellung setzt voraus, daß die Fortpflanzungsfähigkeit trotz sonstiger körperlicher Degeneration durch viele Generationen unverändert erhalten bleibe. In Wirklichkeit des Menschenlebens aber spielt sich die Sache anscheinend ganz anders ab. Hier sind anscheinend in der Regel die Keimstoffe das erste, was schlecht wird."

Auch folgende charakteristische Tatsache darf nicht übergangen werden, daß z. B. Berlin 112 mal so viel Deliranten, 15,3 mal so viel Epileptiker und 17,5 mal so viel Paralytiker in den öffentlichen Irrenanstalten hat als Westfalen, die Provinz mit den niedrigsten Ziffern. Eine kürzlich veröffentlichte Statistik der Stadt München konnte den erheblichen Rückgang der Geburten konstatieren. Im Jahre 1901 betrug die Zahl der Lebendgeborenen noch 18291 und fünf Jahre später, während welcher Zeit doch München durch Zugang erheblich gewachsen war, betrug die Zahl nur 15817. Leider gab die Statistik keinen Maßstab für die ver-

schiedenen Volksklassen. Da können wir uns einigermaßen helfen, wenn wir die Statistik der Münchener Israeliten zu Grunde legen. Denn die Juden gehören durchgehends den bessergestellten Klassen an. Im Jahre 1875 betrug die allgemeine Geburtenziffer in München 43,8°/₀₀, bei den Juden aber nur 31,70°/₀₀. Dreißig Jahre später also im Jahre 1905 war die städtische Geburtenziffer in München auf 31,3°/₀₀ zurückgegangen, bei den Juden aber auf 15,8°/₀₀.

Daraus können wir zwei Schlüsse ziehen; erstens daß Prof. Dr. Gruber irrt, wenn er die jüdische Fruchtbarkeit als Muster hinstellt. Zweitens daß die Juden als Kinder ihrer Zeit und als besser gestellte Klassen von den Einflüssen der Kultur mehr berührt werden wie die andern weniger gut situierten Klassen. Ja die schlimmen Einflüsse bezüglich Sterblichkeit und Unfruchtbarkeit machen sich gerade bei den besser gestellten Klassen mehr geltend als bei den untern Klassen. Aber Prof. Dr. Gruber drückt noch eine Tatsache aus, die sehr wichtig ist, daß nämlich die angeführten Erscheinungen auch auf's Land übergreifen, je mehr dort das Stadtleben um sich greift. Je mehr wir Stadtvolk werden, desto mehr nimmt die Volksgesundheit ab. Je mehr die moderne Kultur auf's Land getragen wird, desto mehr wird also dem Volk geschadet. Und wer trägt das Stadtleben, die städtische Kultur in ihrer schlimmsten Seite, nämlich die Vergnügungssucht, den Übergenuß, auf's Land? Es ist die Großstadtpresse, besonders die sogenannte parteilose Presse, welche den ganzen Stadtklatsch täglich in dicken Strömen über das ganze Land leitet. Darum halten wir diese Art Presse für den größten Krebsschaden für unser Volk. Das Volk wird geistig verflacht und durch die geistige Nahrung, mit welcher es dort täglich im Text und im Inseratenteil gefüttert wird, wird die Genußsucht, die Vergnügungssucht, der Übergenuß künstlich groß gezüchtet. Hier gibt es Dämme zu bauen. Man sehe sich bei Zeiten vor. Alle ernsten Männer, die um das Wohl des Volkes besorgt sind, sollen diesem Übel gegenüber die Augen aufhalten und dem Übergenuß in jeder Gestalt den Krieg erklären; er ruiniert unser Volk. Wenn es nicht gelingen sollte, unser Volk mehr als bisher gegen den Übergenuß zu schützen, dann wird es bald traurig um dasselbe bestellt sein und besonders in geistiger Hinsicht, denn

ein krankes Volk ist auch geistig ungesund: Sana mens in corpore sano. Unser Volk muß wieder mehr lernen, sich selbst zu beherrschen — sonst ist es verloren.

XIV.

Vom monistischen Kriegsschauplatz.[1])

Der Kampf zwischen Atheismus und Christentum hat nie aufgehört, nur hat er sich bisher mehr im Hörsaal und in gelehrten Werken abgespielt. Das ist heutzutage anders geworden. Die Kämpfer sind jetzt auf die Gasse hinabgestiegen und die Gegner des Gottesglaubens und des Christentums haben sich zu einem eigenen Bunde, zur Monistengemeinde, zusammengefunden mit der ausdrücklichen Absicht, an Stelle „der kirchlichen, dualistischen Weltanschauung mit ihrer Gegenüberstellung von Gott und Welt, Seele und Leib, Jenseits und Diesseits, Sündhaftigkeit und Erlösung" eine „in sich einheitliche, auf Naturerkenntnis gegründete Welt- und Lebensanschauung zu setzen." Gott, Freiheit, Unsterblichkeit seien angesichts der modernen Fortschritte in Naturwissenschaft leere Phrase geworden. Dieser scharfe und unversöhnliche Gegensatz der theistisch-christlichen und atheistischen Weltanschauung kommt recht deutlich zum Ausdruck, wenn wir die jüngsten Kundgebungen gegen und für den Monismus ins Auge fassen.

1) 1. **Häckels Monismus und seine Freunde.** Ein freies Wort für freie Wissenschaft von J. Reinke, 3. und 4. Tausend. Leipzig. Verlag von J. A. Barth 1907. 39 SS. — 2. **Flugschriften des deutschen Monistenbundes.** Sonderheft: Der deutsche Monistenbund im preußischen Herrenhaus (Reinke contra Häckel). Eine aktenmäßige Darstellung mit Einleitung und Anmerkungen. Hrsgg. von Dr. H. Schmidt (Jena). Kommissionsverlag von Dr. W. Breitenbach. (1907. 96 SS.) — 3. Chwolson: **Zwei Fragen an die Mitglieder des deutschen Monistenbundes.** Braunschweig (Vieweg u. Sohn) 1908. — 4. **Monatsschrift für Kulturfortschritt auf naturwissenschaftlicher Grundlage.** Redakteur: Dr. Breitenbach. (Stuttgart. Verlag Fritz Lehmann.)

1. Die erste stammt von Reinke: „Häckels Monismus und seine Freunde. Ein freies Wort für freie Wissenschaft.“ Reinke wollte sich nach Lektüre der Welträtsel nicht weiter mit Häckel beschäftigen. Da aber Häckel seine ‚Lebenswunder‘ ausdrücklich als Gegenschrift gegen Reinkes ‚Einleitung in die theoretische Biologie‘ bezeichne, so müsse er sich neuerdings mit Häckel und besonders dem Monistenbund abgeben. Reinke erinnert an den großen Gegensatz, der bezüglich ‚Wissenschaft‘ bestehe, zwischen ihm, der Tatsachen und Hypothesen scharf scheide, und Häckel, der beides vermenge. Außerdem verweist Reinke auf die Stellen, wo er von Häckel geredet habe. Trotz rein sachlicher Polemik habe er von Häckels Seite nur geringschätzende Angriffe erfahren. Aber erst die Leichtfertigkeit auf biologischem Gebiete habe Reinkes Geduld erschöpft. Loofs habe über den theologischen, Paulsen und Adickes über den philosophischen, Chwolson über den physikalischen Teil der Welträtsel vernichtend geurteilt, er müsse es über den biologischen Teil der ‚Lebenswunder‘ tun. Nach Hinweis auf die abfälligen Urteile Houston Stewart Chamberlains, Ed. v. Hartmanns erklärt Reinke, warum er im preußischen Herrenhaus den Monistenbund zur Sprache gebracht habe. Er schreibt darüber: „Der außerordentlich heftige Angriff, den der deutsche Monistenbund unter der Flagge der Naturwissenschaft in seiner zweiten Flugschrift ‚Monismus und Christentum‘ gegen unsere gesetzlich und verfassungsmäßig festgelegte Staatsreligion führt, ließ mich darauf bedacht sein, ob nicht ein Staat, der sich einen christlichen nennt und an der christlichen Weltanschauung festzuhalten gewillt ist, auf Maßregeln der Verteidigung, der Abwehr solcher Angriffe sich besinnen müsse. Selbstverständlich soll auch der Staat einer derartigen geistigen Bewegung nur mit geistigen Waffen entgegentreten, sich der Angriffe auf seine religiösen und sittlichen Grundlagen nur durch geistige Kampfesmittel zu erwehren suchen. Die Mitglieder des preußischen Landtags haben das Recht und die Pflicht, derartige Bewegungen, die das öffentliche Interesse und das Staatswohl berühren, bei Gelegenheit der Beratungen über den Staatshaushaltsetat zur Sprache zu bringen und ihrerseits im Interesse des Volkes daran Vorschläge zu knüpfen. Da mir die Bewegung des Monistenbundes wichtig genug erschien, so machte ich

sie von der Tribüne des Herrenhauses aus zum Gegenstande der unten abgedruckten Rede." Reinke protestiert gegen die Wendung des Monistenaufrufs, daß wegen der Ergebnisse der Naturforschung das Christentum und die christliche Weltanschauung beseitigt werden müßten, er erblickt darin den Versuch einer Knechtung unseres freien Geistes. Aus dieser Stimmung heraus hielt Reinke dann am 10. Mai 1907 im preußischen Herrenhause eine berühmt gewordene Rede, die Anlaß zu vielen Kundgebungen für und wider gegeben hat.

Die Charakteristik, welche Reinke in jener Rede von dem biologischen Inhalt der ‚Welträtsel' gegeben hat, daß er wertlos sei, begründet er näher unter Bezugnahme auf die ‚Lebenswunder.' Er nennt dieses Buch eine Tendenzschrift ohne wissenschaftlichen Wert, die ein kritikloses und verzerrtes Bild unseres biologischen Wissens darbiete und sehr viel tatsächlich Unrichtiges enthalte. Das zeigt Reinke an zwei Beispielen, einem botanischen und einem anthropologischen. Da Reinkes Auftreten gegen den Monistenbund einen wahren Sturm der Entrüstung in den sogenannten liberalen Zeitungen entfesselte, gibt Reinke den Grund seines Vorgehens an und gesteht:

‚Ich tat es, weil ich an dieser Stelle von allen gehört und von niemandem totgeschwiegen werden konnte, und weil dort meine Worte zünden mußten wie der Blitz in einem Pulvermagazin. So gestaltete sich denn mein Auftreten zu einem luftreinigenden Gewitter, von dessen Ergebnis ich in hohem Grade befriedigt sein darf. Ein zweites Motiv, gerade das preußische Herrenhaus für meine Darlegungen zu wählen, war der Umstand, daß ich dort für die Verbesserung des naturwissenschaftlichen Unterrichts auf den Schulen zu sprechen beabsichtigte. Für diesen Zweck fand ich ein vorzügliches Argument in dem Auftreten des Monistenbundes.' Zu seiner Rechtfertigung verweist Reinke noch auf Virchows seinerzeitiges Vorgehen gegen Häckel auf der Münchener Naturforscherversammlung am 22. September 1877. Zum Schlusse gibt Reinke einige Proben der gegen ihn erfolgten Kundgebungen. Er lasse sich durch diese mehr temperamentvollen als sachlichen Kundgebungen nicht beirren. Er schließt mit den Worten:

,Ich bin mir bewußt, im preußischen Herrenhause gesprochen zu haben für die Freiheit der Wissenschaft. Denn wahre Wissenschaft will und muß frei sein vom Alpdruck der Unduldsamkeit und Leichtfertigkeit, der tendenziösen Dogmen und der Vorurteile, wie sie die ,Welträtsel' und die ,Lebenswunder' durchtränken.'

2. Reinkes Schrift hat die Gegner nicht schlafen lassen. Der Generalsekretär des Monistenbundes Dr. H. Schmidt in Jena ist mit einem Sonderheft: ,Der deutsche Monistenbund im preußischen Herrenhaus Reinke contra Häckel' auf dem Plane erschienen. Schmidt sucht die Genesis von Reinkes Auftreten gegen Häckel aus Reinkes früheren Schriften nachzuweisen, teilt dessen Rede vom 10. Mai 1907, die Reden von Stadt, Hillebrandt, Durant mit, dann die Preßstimmen für und gegen Reinkes Rede, die Kundgebungen des deutschen Monistenbundes und seiner Ortsgruppen (Berlin, Dresden, Magdeburg, Kiel, Hamburg, München), die Sendschreiben an Reinke von Runge und Eichholz, die Preßfehde Reinkes mit Rade und Zimmer. Die Äußerungen der Presse nach Reinkes Erklärungen und endlich Dr. Julius Burgers Abwehr gegen Reinkes Schrift: ,Häckels Monismus und seine Freunde'. Die Gegenschrift des Monistenbundes ist eigentlich nur eine Sammlung von Preßkundgebungen von wenig sachlichem Gehalt, mehr Bekenntnisse als Beweise oder Widerlegung. Freilich interessant bleiben die mitgeteilten Aktenstücke immerhin als Dokumente einer sich mächtig ausbreitenden neuen Weltanschauung, eines neuen Glaubens und der sich mehrenden Anhänger — trotz aller Widerlegungen und Niederlagen. Eine solche Niederlage ist dem Monistenbund kürzlich bereitet worden durch Chwolson.

3. Chwolson, Professor der Physik an der St. Petersburger Universität, ein hervorragender Naturforscher, hat 1906 eine Schrift: ,Hegel, Häckel, Kossuth und das zwölfte Gebot' erscheinen lassen und darin Häckels Welträtsel vom Standpunkte des Physikers einer vernichtenden Kritik unterzogen. Häckel antwortete mit der Flugschrift: ,Monismus und Naturgesetz'. Darauf repliciert nun Chwolson in der Schrift: ,Zwei Fragen an die Mitglieder des deutschen Monistenbundes' (Braunschweig 1908. VII und 31 SS.) Daß diese Replik erst 1½ Jahre nach Veröffentlichung der Häckelschen Schrift erscheint, hat einen

sehr interessanten, freilich für den Generalsekretär des Monistenbundes nicht gerade rühmlichen Grund. Die Schrift Chwolsons zerfällt in zwei Kapitel.

Das erste Kapitel ist der ersten Frage gewidmet. Chwolson beleuchtet Häckels Art der Polemik und stellt dann an gewisse Anhänger Häckels die Doppelfrage: „Befindet sich in denjenigen Teilen von ‚Hegel, Häckel, Kossuth und das zwölfte Gebot‘, welche physikalischen Betrachtungen gewidmet sind, irgend eine wissenschaftlich unrichtige Behauptung? Und: Ist es dem Autor von ‚Monismus und Naturgesetz‘ gelungen, irgend eine meiner kritischen Bemerkungen zu widerlegen?“ Die Antwort kann natürlich nicht zu Gunsten Häckels ausfallen.

Ebensowenig günstig wird die Antwort auf die zweite Frage lauten können. Davon handelt Chwolson im zweiten Kapitel. Chwolson zeigt uns hier den Generalsekretär des Monistenbundes, H. Dr. H. Schmidt, im Konflikt mit Logik und Anstand. Mit der Logik; Chwolson zergliedert nämlich die Behauptung Schmidts: ‚Die Spektralanalyse wies nach, daß auch im fernsten Winkel des Weltraums, soweit dieser durchforscht werden konnte, kein Stoff sich fand, der nicht auf der Erde vorhanden war. Damit war die kosmische Einheit der Natur begründet.‘ Bei dieser Analyse findet Chwolson in vier Zeilen vier Fehler. Diese vier Fehler sind: 1. Der Autor spreche in souveränem Tone von der Spektralanalyse, deren Aufgaben und Methoden er so wenig verstehe, daß er glaube, man könne mit ihrer Hilfe auf den Gestirnen neue Stoffe finden; 2. er stelle die falsche Behauptung auf, die Spektralanalyse habe bewiesen, daß sich auf den Gestirnen nur Stoffe befinden, die auch auf der Erde vorhanden seien; 3. er mache den Sprung vom durchforschten Kosmosatom zum unendlichen Kosmos; 4. er stütze den zu beweisenden Satz auf ein Fundament, welches für den Satz selbst vollständig gleichgültig und daher auch wertlos sei. Darnach erklärt Chwolson H. Schmidts Behauptung für ein Blendwerk für naive Leute und wundert sich, daß solche Leute an der Spitze einer wichtigen Geistesbewegung stehen und als Verkünder einer neuen Offenbarung, als Apostel einer neuen ‚Religion‘ verehrt werden.

Noch schlimmer als mit der Logik kommt der Generalsekretär des Monistenbundes, Dr. H. Schmidt, mit — dem Anstand in Konflikt. Chwolson fragte nämlich nach Erscheinen von Häckels ‚Monismus und Naturgesetz', ob der Generalsekretär im nächsten Hefte eine sachliche Erwiderung aufnehme, an der jede von Schmidt gewünschte weitere redaktionelle Änderung vorgenommen werden dürfe. Darauf forderte Schmidt Chwolson auf, die Entgegnung einzusenden, er wolle sie der Preßkommission des deutschen Monistenbundes vorlegen. Chwolson sendete die Erwiderung nach Jena, bat um Mitteilung der Entscheidung der Preßkommission und für den Fall der Ablehnung um Zustellung des Manuskripts an eine bestimmte Adresse. Chwolson schrieb mehrmals an Dr. Schmidt, erhielt aber nie eine Antwort. Chwolson war so kunstvoll überlistet. Denn erstens bekam Jena einen Begriff von Chwolsons Erwiderung, zweitens wurde Chwolson gezwungen, zu warten, seine Erwiderung hinauszuschieben, womit den Lesern von ‚Monismus und Naturgesetz' der Beweis geliefert wurde, daß Chwolson endgiltig vernichtet sei, daß ihm nichts übrig blieb, als zu verstummen. Auch mache eine verspätete Antwort weniger Eindruck als eine sofort prompt erscheinende. Chwolson richtet angesichts dieser Tatsachen an alle Mitglieder des deutschen Monistenbundes die zweite Frage: „Wie bezeichnet man in deutscher Sprache die Handlungsweise des Herrn Generalsekretärs Dr. Heinrich Schmidt in Jena?" Chwolson meint, diese Frage könne von jedem beantwortet werden, der da wisse, was sich schicke. So kläglich übrigens im Falle Chwolson-Schmidt der Monistenbund abgeschnitten hat, man wäre im Irrtum, solche Vorgänge höher zu werten denn als bloße Episoden. Die Sache des Monismus leidet darunter nicht weiter. Der Monismus marschiert. Dafür haben wir neue Belege.

4. Soeben beginnt ein neues Unternehmen sich in den Dienst des Monismus zu stellen. Eine Gesellschaft: „Neue Weltanschauung", Stuttgart (Geschäftsstelle: Fritz Lehmann, Verlag, Stuttgart) Redakteur Dr. W. Breitenbach, versendet die Probenummer einer „Monatsschrift für Kulturfortschritt auf naturwissenschaftlicher Grundlage", die — für Mitglieder kostenlos, für Nichtmitglieder 4 ℳ — in jährlich 12 Heften erscheint. Die Gesellschaft hat sich insbesondere den volkstümlichen Ausbau und

die Verbreitung derjenigen Lehren und Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaft zur wichtigsten Aufgabe gemacht, welche in ihrer Gesamtheit und Zusammenfassung zur einheitlichen Weltanschauung des Monismus, zur Religion der reinen Vernunft, führen. Die Mitglieder bezahlen einen Jahresbeitrag von 5 Mark und erhalten dafür a) die illustrierte Monatsschrift ‚Neue Weltanschauung', b) ‚die ordentlichen Veröffentlichungen der Gesellschaft', jährlich 4—5 reich illustrierte Bände. Der Verbreitung des Monismus dient außerdem die Bildung von Ortsgruppen und die Veranstaltung öffentlicher Vorträge. Man darf in der neuen Gründung wohl das Gegenstück zum ‚Keplerbund' sehen.

Es herrscht demnach reges Leben im monistischen Lager. Die Propheten, welche dem Monismus ein baldiges Ende in Aussicht stellten, werden durch die Tatsachen leider Lügen gestraft. Allen Anhängern theistischer Weltanschauung aber erwächst aus der gegebenen Sachlage die ernste Pflicht, dieser Propaganda des Atheismus entgegenzutreten nicht mit Jammern und unwirksamen Gewaltmaßregeln, sondern mit den Waffen der Wissenschaft. Denn mehr als je gilt heute das Wort des Thomas von Aquin: Veritatem manifestare errores eliminando contrarios (S. c. g. I, 2).

Würzburg. Dr. Stölzle.

XV.

Ein wiederaufgefundenes Martyrologium des Kardinals William Allen (1532—1594).[1]

An den berühmten Kardinal William Allen, welchem der Berichterstatter vor dreiundzwanzig Jahren ein ausführliches Lebensbild gewidmet,[2] wird die wissenschaftliche Welt soeben durch einen Fund im weltbekannten britischen Museum zu London erinnert. Der gelehrten Tätigkeit Allens und seiner Schüler im Seminar zu Reims hat der Geschichtschreiber ein volles Kapitel gewidmet. Allens Buch über die hl. Sakramente, welchem einer der namhaftesten Dogmatiker des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts, Professor Scheeben in Köln, eine hohe Bedeutung zuerkannte, empfing ebenso eingehende Würdigung wie die überwiegend durch Tagesfragen und praktische Bedürfnisse hervorgerufenen Leistungen: ‚Schutzschrift für die englischen Seminare‘, ‚Trostschrift für die betrübten englischen Katholiken‘, ‚Wahre, aufrichtige und bescheidene Verteidigung der wie in der Heimat, so im Ausland für den Glauben duldenden Katholiken gegen die unter dem Titel Englische Rechtspflege herausgekommene falsche, aufwiegelnde und verleumderische Schrift‘. Allens Douay-Bibel und ihre hohe Bedeutung wurde nicht bloß in der angezogenen Biographie in helles Licht gestellt, ihr hat auch ein irischer anglikanischer Gelehrter auf Grund umfassender Forschungen, die er mit philologischer Akribie betrieben, ein sehr rühmliches Zeugnis ausgestellt.[3])

1) A Brief Historie of the Glorious Martyrdom of Twelve Reverend Priests, Father Edmund Campion and his Companions. By William Cardinal Allen. Reprinted from the (probably unique) Copy in the British Museum and edited by J. H. Pollen S. J. London, Burns and Oates 1908. 4° (XXI. 139) 4 shill.

2) Wilhelm Kardinal Allen (1532—1594) und die englischen Seminare auf dem Festlande. Wien Dr. Alphons Bellesheim. Mainz 1885.

3) The Part of Rheims in the Making of the English Bible. By James G. Carleton, D.D. Oxford. Clarendon Press. 1902. Vgl. darüber meine Besprechung in der Literarischen Rundschau, Freib. 1903. Sp. 174.

Eine Schrift des Kardinals, dem seine katholischen Landsleute die auszeichnenden Titel „Unser Moses", „Vater des Vaterlandes", „Der Mann, von welchem alles abhängt", neidlos zuerkannten, war im Laufe der Zeit im Dunkel der Büchereien förmlich begraben worden. Seine „Kurze Geschichte des glorreichen Martyriums von zwölf hochwürdigen Priestern, P. Edmund Campion und seinen Genossen" erschien 1582, wurde 1583 zu Macerata ins Italienische und in Rom alsbald ins Lateinische übertragen und als Concertatio ecclesiae anglicanae im Monat September 1583 zu Trier der Öffentlichkeit übergeben. Eine Rückübersetzung aus dem Lateinischen ins Italienische wurde durch den Dominikaner Girolamo Pollini, eine spanische Übertragung durch den Bischof von Taragona Diego Yepez 1599 besorgt. Als Quellenwerk ersten Ranges für die Geschichte der Blutzeugen unter Königin Elisabeth, bei den Zeitgenossen und im nächstfolgenden Jahrhundert sich ungeteilten Ansehens erfreuend, ist Allens Martyrologium dann allmählich dem Bewußtsein der englischen Katholiken entrückt worden. In seinen berühmten und noch heute auch bei uns vielgebrauchten Denkwürdigkeiten der für den katholischen Glauben gemarterten Priester gedenkt der apostolische Vikar Richard Challoner des Martyrologium und auch der Londoner Oratorianer Knox konnte in seiner klassischen Herausgabe der Briefe und Denkwürdigkeiten des Kardinals Allen auf dasselbe nur hinweisen.

Dem englischen Jesuitenpater John Hungerford Pollen, dessen Name als bedeutender Geschichtsschreiber und verständnisvoller Kritiker den Lesern dieser Zeitschrift bekannt ist,[1]) war die Wiederauffindung des eifrig, aber vergebens gesuchten Werkes vorbehalten. Zwar besitzt das riesige Bücherarsenal des Britischen Museums in London ein Exemplar desselben, indes begraben unter der Abteilung ‚Catholic Faith'. Was eine solche allgemeine Bezeichnung besagen will, kann nur derjenige ermessen, der selbst in diesem Museum gearbeitet. Ein Muster von Übersichtlichkeit, Vollständigkeit, Klarheit, mußten die in konzentrischen Kreisen aufgestapelten Kataloge in unserm Falle nur Verwirrung

1) Vergl. meinen Bericht in dieser Zeitschrift Bd. 130 (1902) S. 672–684.

stiften. Pollens Bemühungen der Nachforschung sind heute mit Erfolg gekrönt und mit Recht durfte er die maßvolle Bemerkung ‚probably unique copy‘ auf das Titelblatt setzen.

In Übereinstimmung mit den modernen Editionsgrundsätzen hat Pollen den englischen Originaltext des 16. Jahrhs. gewissenhaft belassen. Einige wenige veraltete Formen abgerechnet (S. 7 Beameland = Böhmen) ist derselbe durchaus sofort verständlich. Die Unterscheidungszeichen dagegen sind in der Neuausgabe modernisiert. Zu einer einschneidenden Änderung erachtete der Herausgeber sich in seiner Eigenschaft als Vertreter der Geschichtswissenschaft, sodann aber nicht minder im Hinblick auf die Stimmung der Geister im zeitgenössischen England vollkommen befugt. Allens Tage fielen in die Periode der Kontroverstheologie und auch er hat seinem Martyrologium eine streittheologische Einleitung vorausgesandt. Weil indes sein vornehmlichster Zweck beim Martyrologium in treuer, wahrer, einfacher Berichterstattung gipfelte, so glaubte Pollen die Einleitung ausschalten zu sollen, wenngleich Allens Kontroverse von unbestrittenem blankem Adel ist. Die klassische Einleitung, welche den bewährten Forscher bekundet, erteilt hierüber genaue Auskunft.

Seinem Inhalt nach erscheint das Martyrologium als Geschichtsquelle ersten Ranges. Von Anfang an besaß es gleichsam einen öffentlich-rechtlichen Charakter bei den zermalmten englischen Katholiken. Nicht aus eigenem Antrieb, sondern allerwärts aus England an ihn gelangten dringenden Aufforderungen entsprechend, hat Allen als Leiter des englischen Kollegs in Douay die Abfassung unternommen. Während diese Bitten in den damaligen entsetzlichen Zeitläuften die Bedeutung eines Weckrufes vom Himmel besaßen und lautes Zeugnis für Allens souveräne Stellung bei seinen katholischen Landsleuten ablegten, wurde durch die auf Zeugenaussagen beruhenden Berichte über die Behandlung der Martyrer und ihren glorreichen Ausgang, die man ihm zusandte, dem Geschichtschreiber der Boden unterbreitet. Die Berichte selbst wirken tief ein auf den Leser zufolge ihrer schlichten Einfachheit und ungetrübten Ruhe. Unermeßlich verstärkt werden sie durch die zahlreichen Briefe, welche die Martyrer in den feierlichsten Augenblicken ihres Lebens und erfüllt

von der unerschütterlichen Überzeugung, daß es sich um das Bekenntnis oder die Verleugnung des katholischen Glaubens und nicht um politische Fragen handle, aus dem Dunkel des Gefängnisses heraus geschrieben haben.

Der Reigen wird eröffnet durch Edmund Campion aus der Gesellschaft Jesu. Dann folgen die zwölf Priester, deren Martyrien dem Titel entsprechend zur Beschreibung gelangen. Gemäß seiner Erklärung hat dann Allen selbst nachträglich ‚auf Wunsch drei andere beigefügt, welche in diesen letzten Jahren aus der nämlichen Ursache gelitten haben‘ (104). Es sind die Priester Cuthbert Maine und John Nelson, samt dem Laien Thomas Sherwod. Außerdem hat der Herausgeber die dichterischen Ergüsse beigefügt, zu welchen der glorreiche Heimgang Campions und das Ansehen, in welchem er bei Katholiken, wie Anglikanern und nicht an letzter Stelle bei Königin Elisabeth selbst stand, Veranlassung geboten. Pollen macht es wahrscheinlich, daß ein anderer nachmaliger Jesuitenpater, der selber die Auszeichnung eines Blutzeugen empfangen hat, diese warm empfundenen Leistungen in gebundener Rede seinem Herzen entströmen ließ. Er ist Henry Walpole, dessen Lebensbild vor fast dreißig Jahren vom Berichterstatter in dieser Zeitschrift niedergelegt wurde.[1])

Recht beachtenswert vom geschichtlichen, wie vom künstlerischen Standpunkte sind die von Pollen beigefügten sechs Holzschnitte der ersten italienischen Übertragung. In geordneter Reihenfolge spenden sie ein Bild des Ganges der gerichtlichen Verhandlungen von der Ergreifung der Priester bis zu ihrer barbarischen Hinrichtung. Jeder Holzschnitt empfängt seine Erklärung durch vier lateinische Hexameter. An der Spitze des Buches prangt das Vollbild des Seligen Edmund Campion. Er ist dargestellt in jener äußern Erscheinung, in welcher P. Parsons nach seinem handschriftlich überkommenen Leben ihn bei seiner

---

[1]) Vgl. meinen Bericht in dieser Zeitschrift: Henry Walpole. Ein Lebensbild aus dem Kulturkampf des 16. Jahrhunderts Bd. 83 (1879) S. 207—218. S. 44 An Campions Aufenthalt in Prag erinnern die Zeilen:

Bohemia land laments the same
Rodulphus' court is sad
With deep regarde they now recorde
What vertues Campion had.

Ankunft (aus Deutschland) im englischen Kolleg zu Rom schildert. „Ich erinnere mich", bemerkt er, „wie sein Äußeres so ehrwürdig erschien, daß es zu Andacht stimmte. Denn er kam in ernstem Priestergewande, mit langem Bart und Haar nach deutscher Sitte". (122)

Aus den Berichten der Martyrien möchten wir nur einige springende Punkte hervorheben. Stets handelte es sich um die Bezeugung des katholischen Glaubens. Die Beweiskraft der Bekenntnisse der Blutzeugen vor allem Volke steht derjenigen der Helden und Heldinnen der altheidnischen Christenverfolgungen um keines Zolles Breite nach. Die sogenannte „Blutfrage" (bloody question): Wie stellt Ihr Euch zu Königin Elisabeth; wurde stets im Sinne uneingeschränkter Königstreue beantwortet (XVI). Erweckt der Gebetseifer der Martyrer auf der Richtstätte unsere Bewunderung, dann erfährt man durch Pollens eifrige Nachforschungen um so dankbarer die liturgischen Bücher, welchen diese entlehnt sind (XVII). Drei Blutzeugen hatten anglikanische Weihen empfangen, die Anschauung der rechtgläubigen Katholiken des sechszehnten Jahrhunderts über diese Zeremonien enthält eine Vorausnahme der dogmatischen Entscheidung Leos XIII. in der Bulle Apostolicae curae vom 13. September 1896.

Eine Hauptquelle des Abfalls vom katholischen Glauben bildete in der ersten Zeit der Königin Elisabeth der, allerdings durch Verhängung drakonischer Geldstrafen erzwungene, Besuch des anglikanischen Gottesdienstes seitens der Katholiken. Erst Allens unausgesetzten Bemühungen war ein Aufgeben dieser unheilvollen Übung zu danken. Mehrfach ist im Martyrologium davon die Rede.

Beim Schluß dieser Berichterstattung möchten wir nicht unterlassen, dem katholischen Leser die auch heute noch bedeutungsvollen Worte auf dem Titelblatt der ersten Ausgabe zu empfehlen. Sie lauten: Occidistis, sed non possedistis that is: You have slain them, but you have not gotten possession.

Aachen. Alfons Bellesheim.

XVI.

Die Ergebnisse der neuesten Forschungen über den Tod Napoleons I.

1. Unter dem Stichworte „Die Missionäre von Sankt Helena" hat Frédéric Masson, dem so viele wertvolle Nachrichten über die Zeit des ersten Kaiserreichs zu danken sind, in diesem Winter einen Vortrag gehalten (er ist seitdem in der Revue Hebdomadaire erschienen), welcher das Lebensende und den Tod Napoleons I. in tragische Beleuchtung rückt.

Seit der Ankunft des Kaisers auf St. Helena bricht das Schweigen über ihn herein. In Frankreich darf keine Zeitung seinen Namen drucken. In England wird dagegen viel von dem Helden geredet. William Wardon, Chirurg an Bord des ‚Northumberland', der den Kaiser nach Helena brachte, hat veröffentlicht, was er an Bord gehört hat. Von seinem Buch erschienen fünf englische, eine amerikanische und eine französische (in Brüssel) Ausgabe. Bedeutendes stand nicht in dem Buch. Da kam auf einmal bei dem Verleger Murray in London ein Buch: „Ein auf unbekannte Weise von Sankt Helena eingetroffenes Manuskript." Es schien von Napoleon selbst eingegeben zu sein. „Wenn das Buch nicht von Napoleon ist, so ist Candide nicht von Voltaire", so urteilte damals ein erfahrener Leser. Obgleich französisch geschrieben, erschienen in London sofort mehrere Auflagen, die sämtlich schnell vergriffen waren. Bald zirkulierte die Schrift in ganz Europa. Die französischen Gerichtshöfe be-

straften den Abdruck „wegen Verbreitung einer Schrift Napoleons". In Belgien wurde das Buch massenhaft nachgedruckt; einige seltene Anzweiflungen erhöhten nur seinen Erfolg. Vielleicht niemals seit Erfindung der Buchdruckerkunst hat bis dahin ein Buch in so kurzer Zeit solchen Erfolg aufzuweisen gehabt. Tausendfältig wurde es mit der Hand abgeschrieben. Große Gelehrte, angesehene Geschichtsschreiber haben sich täuschen lassen. Das Buch wurde in alle Sprachen übersetzt. In Wirklichkeit war es das fantastische Werk des Genfers M. Lullin de Châteauvieux, der es zu seinem Amusement geschrieben und um das Gelingen des ‚Scherzes' zu sichern, die Abschrift anonym an den Verleger Murray in London geschickt hatte. Madame de Staël, Benjamin Constant, Siéyès gelten als Verfasser. Der wirkliche Verfasser, ‚der Erfinder', sah am Ufer des Genfer Sees in aller Gemütsruhe auf das bewegte Meer der Meinungen, die er ‚geschaffen' hatte.

Der Gefangene auf Helena fiel dem englischen Budget schwer zur Last; die Ausgaben für die ferne Insel waren groß. Napoleon wollte gern einen Teil der Kosten bezahlen, aber er weigerte sich, Angaben über sein Vermögen zu machen, weil man dasselbe alsdann konfisziert hätte. So veräußerte er zunächst einen Teil seines zerbrochenen Silberzeugs; alsdann machte er Anleihen bei seiner Umgebung, Las Cases und Bertrand.

Aus Sparsamkeit entschied sich die englische Regierung die Umgebung und die Dienerschaft Napoleons zu vermindern. Zunächst rief man den Polen Pionthowski zurück. Die englische Regierung hatte ihn selbst hingeschickt und Napoleon war er unsympathisch und selbst verdächtig. Napelon gab ihm Instruktionen an den russischen Gesandten in London, Fürsten Lieven, mit; vor allem den Protest des Kaisers vom 18. August 1816 gegen den Vertrag vom 2. August 1815, der ihn zum Gefangenen der fünf Mächte machte und ihn der Bewachung durch England übergab. — Zu gleicher Zeit wurden drei Diener des Kaisers entlassen: der zweite Piqueur Archambault (der jüngere), der Silberbewahrer Rousseau, welcher Aufträge an den in den Vereinigten Staaten von Amerika angelangten König Joseph erhielt, und Giovan-Natale Santini, dem das Portefeuille des

Kaisers anvertraut war. Er hatte unter den korsischen Jägern, dann als Stafettenreiter gedient und war dem Kaiser freiwillig gefolgt. Auf Helena war er oft auf der Jagd, rieb sich an den Engländern, wo er konnte und hätte den englischen Gouverneur am liebsten nach korsischer Sitte erdolcht. Er erhielt einen Auftrag mit auf den Weg, mit sympathischer Tinte auf weißen Atlas geschrieben.

Alle Franzosen, welche den Kaiser verließen, mußten zunächst eine Zeitlang am Kai verbringen. So erging es auch den Dreien. Erst am 12. Februar 1817 trafen sie in Portsmouth ein. Rousseau und Archambault reisten sofort nach den Vereinigten Staaten weiter. Santini ließ sich einen Paß nach Rom geben. Fürst Lieven teilte ihm mit, daß Pionthowski, der in der Londoner Gesellschaft (nachdem er sich den Grafen- und Oberstentitel beigelegt hatte) als Freund des Kaisers gefeiert und sogar beschenkt wurde, ihm den Protest übergeben habe. Von Robert Wilson wurde Santini bei Lord Holland eingeführt. Der Verleger Ridgway schickte ihm einen englischen Schriftsteller; so kam die Schrift zustande: „Appell an die englische Nation, betreffend die dem Kaiser Napoleon auf Sankt Helena widerfahrene Behandlung.“ — Es folgt der bekannte Vorgang im Parlament: Lord Holland interpellierte die Regierung. Lord Bathurst gab manche Unvollkommenheit der Zustände auf Sankt Helena zu und daß der Kaiser sich als krank bezeichne und versprach Erleichterungen.

Ein Brief des Marquis de Montchenu, Kommissär des Königs von Frankreich auf Helena, wurde zu jener Zeit bekannt. Er gab die Öde und Ungesundheit der Insel und die unerschwinglich hohen Preise der Lebensmittel zu.

Sympathie erwachte in England für den Gefangenen; Entrüstung über die Härte der Regierung, die grobe Unfähigkeit des Gouverneurs. In ganz Europa wuchs das Mitgefühl für den Helden, den auch die auf Helena weilenden Vertreter der anderen Regierungen krank meldeten. Briefe, Geld, Lebensmittel, Kleider, Bücher gelangten fortan leichter nach St. Helena.

General Gourgaud traf in London ein. Er hatte Longwood am 13. Februar 1818 verlassen. Von dem englischen Gouverneur und dessen Freunden auf jede Weise ausgezeichnet, nahm Gourgaud eine auffallende Haltung ein. Er schilderte den Kaiser als in bester Gesundheit; der Kaiser habe große Summen zur Verfügung und alles, was über seine Not erzählt wird, sei Erfindung, Heuchelei. Der Kaiser korrespondiere mit wem er wolle. Lord Bathurst, Sir Hudson Lowe, der österreichische Kommissär Sturmer erwähnen die Erzählung Gourgauds und von Bathurst erhielt der russische Gesandte Mitteilung.

Der Eindruck dieses Verhaltens war höchst ungünstig für Napoleon.

Der dem Kaiser treu ergebene Las Cases hatte versucht, Briefe nach Europa zu schaffen, in denen sein trauriges Schicksal geschildert wurde. Die Briefe wurden aufgefangen und Las Cases sowie sein Sohn wurden nach dem Kai geschickt und dort acht Monate festgehalten. In England läßt man ihn nicht landen. Durch Belgien gelangt er nach Frankfurt a. M., wo er am 11. Dezember 1817 krank und fast blind eintrifft. Dort wird er von allen Regierungen überwacht und der Vertreter des Königs von Frankeich, der ehemalige Republikaner und Bonapartist Reinhard, macht sich zu seinem Verfolger. In den ersten Monaten des Jahres 1818 versucht Las Cases alles, um Napoleon Hilfe und wenn möglich die Anweisung eines anderen Aufenthaltes zu verschaffen. Er rechnete auf den Kongreß in Aachen. — Unglücklicherweise war das Publikum mit Nachrichten über Sankt Helena inzwischen übersättigt. O'Mearas Schriften hatten das Maß vollgemacht. Die Mitteilungen Gourgauds lieferten den Gefangenwärtern Napoleons reichlich Waffen zur Verteidigung ihrer Härte. Diesen Standpunkt nahm dann auch der Aachener Kongreß ein, trotz der Fürsprache der Mutter des Kaisers.

Am 16. Mai 1818 schrieb Lord Bathurst an Hudson Lowe, er halte die Nachrichten über Napoleons Krankheit für unwahr. O'Meara, der einzige Arzt, in den Napoleon Vertrauen hat, wird von Sankt Helena abberufen.

Des Kaisers Befinden wurde schlimmer. Am 17. Januar 1819 fordert der Marschall Bertrand vom Gouverneur, daß Mr. Stokoë, Arzt auf dem englischen Kriegsschiff ‚Conqueror‘, den O'Meara als vertrauenswürdig bezeichnet hatte, zu dem Kaiser gelassen wird. Stokoë berichtet, daß Napoleon schwer krank sei — und wird dafür, ebenso wie O'Meara, fortgeschickt nach England, dort vor Gericht gestellt und von den Ärztelisten gestrichen.

Die Berichte der beiden englischen Ärzte ‚hatten chronische Leberentzündung der schwersten Art‘ festgestellt. Aber die Machthaber in London, Wien, Petersburg und Paris wollten, gestützt auf die Äußerungen des Generals Gourgaud, davon nichts wissen; ihnen gelten die ärztlichen Berichte als unglaubwürdig; Napoleon hatte es nur auf Täuschung abgesehen.

Im August 1818 hatte Lord Bathurst dem Kardinal Fesch, der als Beauftragter der Mutter Napoleons erscheint, überlassen, einen Priester und einen Arzt nach Sankt Helena zu schicken; ebenso einen Haushofmeister und einen Koch, als Ersatz der auf Helena gestorbenen. Der frühere Arzt Napoleons, Foureau de Beauregard, wartete in Italien auf den Ruf des Kaisers. Anstatt den bewährten Mann zu Napoleon zu schicken, fiel die Wahl des Kardinals Fesch auf einen jungen und unerfahrenen korsischen Chirurgen oder vielmehr Studenten an der Chirurgenakademie in Florenz, namens Autommarchi. Zum Geistlichen wählte er einen fünfundsechzigjährigen korsischen Priester aus der Umgebung der Mutter Napoleons; dieser Priester hatte schon zwei Schlaganfälle gehabt und ‚konnte oft nicht sprechen;‘ er hieß Buonavita. Zum Überfluß wurde den beiden auch noch eine unverständig lange Reiseroute vorgeschrieben.

Zum Verständnis dieser Dinge gelangt man erst durch einen Brief von Fesch an Las Cases (am 5. Dez. 1818) worin Fesch die Überzeugung ausdrückt, daß der Kaiser bereits auf dem Weg nach einem gesünderen Aufenthaltsort sei. Fesch war zu dieser Meinung gelangt durch — die Versicherungen einer deutschen Wahrsagerin.

Arzt und Priester verließen Rom Ende Februar 1819; am 20. September kamen sie auf Sankt Helena an. Napoleon erkannte sofort ihre Unzulänglichkeit. —

Zwei Monate nachher, am 3. Juli, hatte Madame de Montholon mit ihren Kindern die Insel verlassen. Wahrscheinlich um für die Sache Napoleons in Europa zu wirken. Ein früherer Ordonnanzoffizier, Planat, den man seinerzeit in Plymouth vom Kaiser getrennt hatte, stellte sich Madame de Montholon und den anderen zur Verfügung.

Der Kaiser empfand schwer die zunehmende Verlassenheit und die Krankheit. Der korsische Arzt, der alte kranke Priester und dessen jüngerer Gefährte konnten ihm nicht genügen. Er diktierte am 27. und 30. Januar 1821 Montholon einen Brief an den Gouverneur, worin er um einen Gesellschafter (er stellte zur Wahl: den Herzog von Vicenza, Herzog von Rovigo, die Grafen Ségur, Montesqiou, Douot, Daru, de Turenne, oder Denou und Arnault. Wegen eines Arztes berief er sich auf Desgenettes Perty oder Larrey; einen Priester sollte ihm der schicken, dem es zukam; also der König von Frankreich.

In Frankreich fand Madame de Montholon keine Unterstützung: Ségur, Montesquiou, Daru hatten sich dem Königtum mit Eifer angeschlossen; andere hatten kein Interesse an den Dingen. Madame de Montholon war gezwungen, unter den Schriftstellern zu werben; Casimir Bonjour wollte nach Helena gehen, aber zuvor wollte er sein neues Stück vollenden und aufgeführt sehen. — Die Regierung des Königs zeigte Entgegenkommen. Im Auftrag des Ministers des Auswärtigen bezeichnete der Baron Desgenettes den Doktor Pelletan als den nach Helena zu sendenden Arzt.

Was den Priester betrifft, so bot sich M. de Quélen, Koadjutor des Erzbischofs von Paris und später selbst Erzbischof von Paris, an, nach Sankt Helena zu gehen. Auf die Frage des Ministers hatte er zur Antwort gegeben: ‚Ich werde selbst gehen um diese Seele für Gott zu gewinnen.‘ Die Absicht gelangte nicht zur Ausführung, weil der Erzbischof Kardinal de Périgord bei seinem hohen Alter die Diözese nicht allein

verwalten konnte. Die Wahl fiel auf einen jüngeren Priester, den Abbé Gaspard Deguerry; derselbe, der am 27. Mai 1871, Pfarrer der Sainte Madeleine Kirche, an der Seite des Erzbischofs Darboy von den Kommunisten vor dem Gefängnisse La Roquette in Paris erschossen wurde.

Am 17. März 1821 verläßt der alte Geistliche Buonavita die Insel. Napoleon hat jede Hoffnung auf Hilfe und Genesung aufgegeben. Auf seinen Befehl schreibt Montholon an die Prinzessin Pauline: „Er stirbt ohne Beistand auf diesem entsetzlichen Felsen; sein Todeskampf ist schrecklich."

Bei der Ankunft Buonavitas möchte Pauline sofort nach Sankt Helena reisen; sie schreibt an Lord Liverpool und bittet als eine Gnade um ihre eigene Deportation dahin.

Das war am 11. Juli. Schon zwei Monate vorher hatte der Tod sein Opfer geholt.

Vier Wochen lang, Tag für Tag, vor dem Todestag Napoleons, hatte der Marschall Bertrand, zur Verzweiflung gebracht durch den beständigen Anblick des furchtbaren Leidens des Kaisers, sich entschlossen den einzigen Arzt auf der Insel, den Doktor Arnott, herbeizurufen, obgleich dieser an den Gouverneur berichten mußte. Thomas Reade schreibt an Hudson Lowe darüber: „Er (Arnott) scheint zu glauben, daß der General (das ist: Napoleon!) an keiner ernsten Krankheit leidet und daß sein Leiden eher moralisch als physisch sei. Auf eine Frage des Grafen Bertrand hat er geantwortet, es läge keinerlei Gefahr vor."

Drei Tage vor dem Tode, am 2. Mai, schrieb der Kommissar des Königs von Frankreich und des Kaisers von Österreich, der Marquis de Montchenu, an den Fürsten Metternich: „Ich habe die Ehre gehabt Eurer Durchlaucht in meiner letzten Depesche zu melden, daß Napoleon wieder angefangen hat, sich krank zu sagen. Da wir seit fünf Jahren an diese angeblichen Krankheiten gewohnt sind, so oft er einen neuen Plan verfolgt, so hieß das für uns nur auf unserer Hut sein."

Um die Vertreter der Mächte von seiner Krankheit zu überzeugen hatte Napoleon nur ein Mittel: zu sterben.

Die Sektion ergab einen erschütternden Befund Der ganze obere Teil des Magens hing an der linken Vertiefung der Leber Einen Zoll von der unteren Magenöffnung entfernt hatte ein Geschwür die Wunde durchfressen. Das Loch ließ den Finger durch. Die innere Oberfläche der Eingeweide ist ein einziges Krebsgeschwür in Zersetzung. Auf das chronische Leberleiden hatte sich der Krebs gesetzt. —

Seit wann hatte sich dieser Zustand entwickelt? Zwei, drei Jahre hindurch jedenfalls. Und kein Beistand, keine Linderung war dem Kranken zu teil geworden, kein geeigneter Arzt war zu ihm gelassen worden. —

2. St. Helena. Die letzten Tage des Kaisers. Von Paul Frémeaux. — Verlag Flammerion, Paris.

Man hatte den ungesündesten Teil der Insel zur Wohnstätte Napoleons bestimmt. Bei dem Briars in Montation House wo der Gouverneur Hudson Lowe wohnte, war die Natur mild und freundlich. Auf dem Plateau von Longwood trieben die Winde das ganze Jahr ihr Spiel; alles dort war feucht, öde, unfreundlich. Dort, in einem schlechten, eilig ausgebesserten Landhaus, wo es von Ratten wimmelte und alles feucht war, befand sich der Wohnort des gefangenen Kaisers, den man offiziell den „General Bonaparte“ nannte. Er durfte nur in Begleitung eines Engländers ausgehen und nicht weiter als vier Meilen. Sein Leberleiden machte schnelle Fortschritte. Der Ort scheint dieser Krankheit besonders förderlich zu sein. Madame de Montholon und mehrere Diener des Kaisers zogen sich Leberleiden zu. Cipriani ist dort an einer Entzündung der Eingeweide gestorben. General Gourgaud, die Gräfin Bertrand fast alle Kinder und Diener litten am Durchfall. Unter der Garnison forderten Leberleiden zahlreiche Opfer. Auf der Rhede von Jamestown verlor das Kriegsschiff ‚Conqueror‘ 1817—1818 ein Sechstel seiner Bemannung. Das 2. Bataillon des 66. Regiments verlor 1816—1817 in zwölf Monaten 56 Mann.

Ende 1820 verfiel Napoleon, schon lange krank, rasch. Im November wurden die Magenschmerzen heftig und anhaltend.

Häufige Brechanfälle. Die Wassergeschwulst an den Beinen trat wieder auf. Ein trockener Husten wurde zur beständigen Plage.

Anfang Dezember fiel er, von einer Wagenfahrt zurückkehrend, in Ohnmacht. Die Gesichtsfarbe wurde bläulich; Lippen, Zahnfleisch, die Nägel verloren die Farbe. Seine stets kalten Hände waren wie Wachs und die Beine waren bis obenhin kalt. Es ist ‚kein Oel mehr in der Lampe‘ pflegte er zu sagen.

Am 19. Februar 1821 sprach Graf Montholon mit dem Kaiser und schien zu bemerken, daß derselbe ins Leere redete; sein Gedächtnis verließ ihn oft. In der linken Leistengegend klagte er über stechende Schmerzen, ‚wie von einem Rasiermesser‘, sagte er. Der Magen behielt nichts, außer Fleischgelee.

Am 17. März spukte der Kaiser Blut. Er legte sich zu Bette.

Autommarchi, jener sonderbare Arzt, war fast nie in Longwood und behandelte die Krankheit des Kaisers mit unglaublicher Leichtfertigkeit. Brechmittel war das einzige, was er anwandte. Der Kaiser litt so sehr dabei, daß er sich, vor Schmerz schreiend, auf der Erde wälzte. Eines Tages nannte er Autommarchi einen Mörder; er wolle ihn nicht mehr sehen.

Man ließ den Doktor Arnott, Arzt beim 20. Regiment, kommen.

Napoleon hatte befohlen sein Zimmer dunkel zu lassen. In dieser Dunkelheit besuchte ihn Arnott und bestritt jede Gefahr. Am folgenden Tag sah er den Kaiser bei hellem Tageslicht, blieb bei seiner Erklärung und verordnete ein Abführmittel.

Bertrand und Montholon, deren Unruhe wuchs, riefen Autommarchi wieder herbei. Dieser behandelt den Kaiser gemeinsam mit Arnott. Bis zum 11. April leugnen sie jede Gefahr, Arnott erklärt nach einer Untersuchung, daß die Leber nicht angegriffen sei. — Der 11. und 12. April verlaufen schrecklich. Kein Schlaf, beständiger Schweißausbruch, Erbrechen von Schleim ohne Unterbrechung.

Am 13. April erhebt sich der Kaiser und diktiert Montholon sein Testament. Am 15. April neue Krise. Napoleon will das Testament abschreiben. Mit zitternder Hand schreibt er, durch fünf Stunden zehn bis zwölf Seiten. — Am 17. April konstatiert Arnott eine Verschlimmerung. Der Körper ist eisig. Der Kaiser liegt in schlafsüchtigem Zustand; wenn er erwacht, klagt er über Ersticken. In den folgenden Tagen wechselnder Zustand. Am 25. April wird der Körper von Konvulsionen geschüttelt; aus dem Mund fließt Blut. Mit Überwindung schreibt der Kaiser mehrere Kodizille. Am 27., um 6 Uhr morgens, erwacht der Kaiser, ganz gebrochen und begibt sich mit Marchand daran, Testament und Kodizille zu siegeln; auf neun Blätter, mit grünen und roten Bändern gebunden, drückt er seine Unterschrift und Wappen. Er läßt sich drei Kasseten bringen, in denen sich seine Schmucksachen und Dekorationen befinden; er beginnt das Inventar für seinen Sohn. Häufiges Erbrechen; eine schwärzliche Flüssigkeit, wie Kaffeesatz, berichten die beiden Ärzte. Eines Tages sagt der Kaiser: „Ich bin sehr müde; mir bleibt wenig Zeit. Ich muß schließen.“ Arnott schenkt er eine goldene Tabatiere und zeichnet mühsam mit seinem Taschenmesser ein N darauf. Die Schwäche nimmt zu. „Gib mir Constance Wein“, sagte er zu Marchand. Er trinkt und führt dabei die Hand an die rechte Seite. „Das ist, als ob ein Rasiermesser hier durchginge.“ Am Nachmittag diktiert er zwei Briefe; einen dem Baron Labouillerie und den andern dem Bankier Laffitte. Auf einen Karton gestützt legt er Wertpapiere in die Umschläge und versieht dieselben mit den Inschriften. Jetzt hat er alles geordnet, alles vorgesehen; erschöpft sinkt er in sich zusammen Ein Gedanke noch belebt ihn. Er erhebt sich, geht in sein Arbeitszimmer und diktiert einen Brief an den Gouverneur Hudson Lowe, der sich auf die Ueberführung seiner Leiche nach Europa bezieht. „Sie werden den Brief unterzeichnen“, sagt er zu Montholon.

Am 28. April klagt er über Ersticken und läßt sein Bett in das Arbeitszimmer stellen. — Ein schrecklicher Anfall erschüttert ihn. Erbrechen von schwarzer Masse mit blutigen

Streifen darin. Dabei gab der Kaiser Befehl, seine Leiche zu sezieren und seinen Sohn von dem Befund zu unterrichten, damit dieser für sich vorbeugen könne.

Arnott war jetzt beunruhigt und hatte auch den Gouverneur unruhig gemacht, der jetzt alle Ärzte auf der Insel nach Longwood schickte. Es war zu spät.

In der Nacht zum 30. April hatte der Kaiser den Entwurf einer Militärorganisation Frankreichs diktiert. Am Tage geriet er in solche Erregung, daß er seines Geistes nicht mehr mächtig war. Gegen Mitternacht wird der Körper kalt, das Herz hört beinahe auf zu schlagen, er erstickt. Der Abbé Vignali beginnt die Gebete.

Noch einmal kehrt das Leben zurück; der Kaiser lebt noch fünf Tage, bewußtlos oder im Delirium. Am 1. Mai erkennt er weder Arnott noch Autommarchi. Am 2. ist das Atmen durch beständige Schlukzen gestört; der Puls hat 108 Schläge. Am Abend läßt er Marchand rufen und diktiert ihm: „Ich vermache meinem Sohn mein Haus in Ajaccio und alles Dazugehörige; zwei Häuser bei Salines mit Gärten; alle meine Besitzungen im Gebiet von Ajaccio, die ihm 50,000 Lire Rente geben."

Marchand gibt sich den Anschein zu schreiben; diese Güter waren niemals vorhanden.

Am 3. Mai spricht Napoleon nur mit großer Mühe; die Nacht vom 4. auf den 5. liegt er im Delirium. Um 2 Uhr morgens hört man ihn mühsam die Worte artikulieren: „France . . . Armée . . . . . ."

Das waren seine letzten Worte.

In demselben Augenblick sprang er mit einem Satz vom Bette auf; seine Kraft war verzehnfacht. Er schleudert Montholon, der ihn zurückhalten will, auf den Fußboden und drückt ihm die Kehle mit solcher Gewalt, daß er fast erstickt. Nur mit Mühe kann Archambault ihn aus dieser furchtbaren Klammer befreien.

Man legt den Kaiser wieder auf das Bett. Um 5 Uhr morgens, nach neuem Erbrechen, verliert er die Kraft des Hinunterschluckens. Das Auge wird starr, das Kinn fällt herab, die Spannkraft der Muskeln versagt. Das Röcheln beginnt.

Den ganzen Tag liegt der Kaiser, ohne sich zu bewegen, auf dem Rücken; die rechte Hand hängt herab.

Um 5 Uhr 45 Minuten abends zieht durch den Körper ein langes Zittern, ein leichter Schaum legt sich weiß auf die Lippen, die leicht geschlossenen Augen öffnen sich weit.

Napoleon hatte ausgelitten.

XVII.

Holländische katholische Politik und die Stellung der Katholiken in den Niederlanden.

Im klassischen Lande des Erasmus von Rotterdam war im 16. Jahrhundert die Neigung zur Reformation äußerst stark. Die Religionswirren waren politisch bedingt durch die Herrschaft der Spanier. In jedem Holländer steckt ein Zug fast unbändiger Freiheitsliebe. Der Freiheitsdrang auf politischem ging parallel mit demselben Drang auf religiösem Gebiet. Zwar hatte sofort in Holland eine katholische Gegenreformation eingesetzt, aber sie entwickelte sich in erasmischen Geist und war deshalb, wie der große Humanist selbst, schwach und unsicher. Luther sagte von Erasmus, er sitze zwischen zwei Stühlen. Es steckt viel Wahrheit in dieser Äußerung. Und die Gegenreformation nach dem Plane des Erasmus schwebte deshalb auch zwischen Himmel und Erde. Dazu kam, daß sie viel zu akademisch war und nicht aus der Volksseele geboren. So mußte sie vergehen wie ein Schatten, denn nur was aus dem Volke heraus geboren wird, hat Existenzfähigkeit und Lebenskraft.

Die erdrückende Majorität des Landes blieb in opponierender Stellung gegen Rom; man wird nicht fehlgehen, die größte Ursache für diese Tatsache darin zu finden, daß Lust zu Opposition und kritischer Geist zwei ureigene Eigenschaften des niederländischen Volkscharakters sind.

Von der einmal so blühenden, mittelalterlichen Kultur blieb buchstäblich nichts übrig. Der Protestantismus, der

kalvinistische Puritanismus der strengeren Observanz, schuf seine eigene Kultur und man kann ruhig behaupten, eine großartige.

Durch die Utrechter Union (1579) legten die sieben nördlichen Provinzen Hollands den Grund für ihre Unabhängigkeit. Kalvinisten und Katholiken verteidigten diese Unabhängigkeit siegreich im achtzigjährigen Freiheitskampf gegen die spanische Weltmacht. Während der gloriosen Zeitepoche der Republik waren die Katholiken von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Im Jahre 1573 schon wurde die öffentliche Ausübung des katholischen Kultus verboten. Dieses Verbot blieb nicht nur in Kraft bis zum Frieden von Münster, sondern sogar bis zur französischen Revolution.

Nur auf dem Gebiete des Handels — als Kaufleute — konnten die Katholiken sich betätigen und hier haben sie auch Großes geleistet. Politisch aber hatte die Macht der Katholiken keine Bedeutung bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Öffentliches katholisches Leben bestand einfach nicht.

Im Jahre 1815 fiel die offizielle Staatskirche und alle Konfessionen wurden für gleichberechtigt erklärt vor dem Gesetz. 1827 schloß Wilhelm I. mit Leo XII. ein Konkordat.

Im Parlament verband sich die winzig kleine, katholische Staatspartei mit den Liberalen gegen die orthodoxen, „romfressenden“ Kalvinisten. Unter dem Ministerium Thorbecke drückten Katholiken und Liberale im Jahre 1853 das Gesetz durch, wodurch die bischöfliche Hierarchie in den Niederlanden wiederhergestellt wurde. Vor 1559 war die Kirche in Holland von dem Bischof von Utrecht regiert worden, seit diesem Jahre von apostolischen Vikaren, weil die Neueinteilung der Niederlande in eine Erzdiözese und 5 Suffragane, von Philipp II. von Spanien vorgenommen, kaum realisiert worden ist. Nun (1853) hatte ‚Neerlandia Catholica‘ ihre eigene kirchliche Organisation nach kanonischem Muster wieder.

Man verstand in orthodox-kalvinistischen Kreisen wenig vom Katholizismus. Die Bürger und das Volk wurden auf-

gehetzt vom Hofe, vom Adel und von der kalvinistischen Geistlichkeit. Vom konservativen Utrecht aus wurde eine Petition gegen die Bischöfe in Bewegung gesetzt. Die Adresse lag in allen protestantischen Kirchen zur Unterzeichnung auf, und die unmöglichsten Erzählungen bezüglich der drohenden Gefahr des Ultramontanismus waren im Umlauf. Die Stimmung, die das Volk beherrschte, lernt man am besten kennen aus einem Brief des katholischen Emanzipators, Prof. Dr. J. A. Alberdingk-Thym, an seinen liberalen Freund Dr. van Vlooten. Die Geschichte der Wiederherstellung der Hierarchie in Holland kann man nicht besser skizzieren. Das wunderbare Genrebildchen malt naturgetreu Stimmung und Auffassung der Orthodoxen in dem bewegten und für den Katholizismus so bedeutenden Jahre 1853.

„Es geht" schreibt Alberdingk-Thym, „es geht in Amsterdam ungemein lebhaft zu, mehr oder weniger eine Folge der traurigen Verrücktheit der Hälfte unserer Stadtgenossen. Es ist, als habe ein riesenhaftes Irrenhaus seine Bevölkerung durch die Straßen Amsterdams losgelassen. Zum Beweis eine Tatsache, eine aus Tausend. Brester (ein damaliger Dichter) geht einer Kirche entlang, aus der ein Mann mit freudigem Lächeln um den Mund herauskommt. Brester vermutet, was der Mann da gemacht hat. „Hast Du unterzeichnet", fragt Brester. „Ja, Herr", sagt der Mann, ein bischen verblüfft über die unerwartete Anrede eines Unbekannten. „Warum?" fragt Brester. „Weil ich sonst mit Frau und Kindern auf den Scheiterhaufen muß", ist die Antwort. „Du bist verrückt", erklärt Brester komplimentös und geht weiter. Den Streichhölzerverkäufern und den Schuhwichsern auf dem Dam (dem bekannten Hauptplatze Amsterdams) hat man keine Ruhe gelassen, bis sie unterzeichnet haben. Frauen mit drei, vier Kindern, mit Säuglingen selbst, die Bevölkerung der Waisenhäuser, der Fabriken, welche reformierten Besitzern gehören, — alles strömt, gleichsam fortgepeitscht vom St. Nikolaus, der mit seiner Kette und hohen Mütze den Unglücklichen nachsetzt und sie in den Sack des schwarzen Peters stecken will — alles strömt den protestantischen Kirchen zu. Menschen, die nie in die Kirche kommen, rennen nun mit Weib und Kindern dahin, und

fragt man, warum? — Es handelt sich um triefende Mordschafotte und Scheiterhaufen, sagen die Menschen . . . . Wenn der Papst nach Frankreich kommt um Napoleon III. zu krönen, dann reist er zugleich nach Holland um es in Besitz zu nehmen als Provinz des Kirchenstaates, sagen die Menschen . . . . Die Bischöfe werden in Karossen, die mit vier weißen Pferden bespannt sind, durch das Land fahren, und neben ihnen in der violetten Karosse wird ein Henker sitzen. In allen Häusern werden sie in loco die Nicht-Papisten aufsuchen und umbringen, sagen die Menschen . . . . und zwar mit vor Angst verzogenen Gesichtern. So gibt es doch noch Lust für Poesie in dem Volke! Die Katholiken sind teils erstaunt, teils lachen sie, teils bedauern sie die Vergrößerung der Kluft zwischen Katholiken und Protestanten, die notwendig folgen wird.

Die loyalen Liberalen gehen auch schon mit glühenden Gesichtern durch die Stadt, aus Ärger über die Dummheit des Volkes, das nichts von ihrer Aufklärung gelernt hat. Indessen, die Leute werden sehr enttäuscht sein über ihre Petition. Man glaubt, die neuernannten Bischöfe werden die unbeschreibliche Brutalität haben, in Haarlem und Utrecht ein Haus zu mieten und da zu wohnen. Man täuscht sich. Der Bischof von Haarlem bleibt in Warmond, der Bischof von Utrecht in Tilburg. Das Volk besitzt noch eine große, plastische Phantasie. Es wird nicht fassen können, wie ein Bischof von Haarlem ein gütiger und ernster Gelehrter sein kann, der in Warmond wohnt (einem kleinen Dorf bei Leiden). Après tout — ich bete ein bischen für den Frieden".[1])

Wer das Genrebildchen nicht nur in seiner Darstellung, sondern auch in seinem amsterdamschen Kolorit empfunden hat, wird begreifen, welche Mühe und Schwierigkeit es mit sich brachte, gegen solche Voreingenommenheit und solchen fanatischen Haß anzukämpfen; wird auch einsehen, welch immenses Verdienst jene genialen Männer sich erworben haben, die allmählich die Katholiken und Protestanten in einem festgeschlossenen, politischen Bündnis vereinten.

---

1) Leven van Potgieter door Albert Verwey. S. 282 ff. Amsterdam 1903.

Durch die Wiederherstellung der Hierarchie wurde Holland in fünf Bistümer eingeteilt. Utrecht wurde Erzdiözese mit Haarlem, 's Hertogenbosch, Breda und Roermond als Suffraganbistümern. Im 17. Jahrhundert war die Zahl der Katholiken ungefähr 400.000, 1853 ungefähr eine Million.

Die Katholiken blieben politisch noch immer mit den Liberalen verbunden, obwohl sie seit 1848 eine eigene Partei bildeten. Ihnen gegenüber standen die Orthodox-Kalvinisten, die vor allem dem Grundsatz huldigten, Holland sei ein protestantischer Staat. Man kann jenen Katholiken den Vorwurf nicht ersparen, sich nicht genug verwahrt zu haben gegen die verkehrten, neutralen Prinzipien, welche die Liberalen in die Schulgesetze einführten. Die Bischöfe erließen deshalb am 22. Juli 1868 einen Hirtenbrief, wodurch die katholische Politik gründlich reformiert wurde. Das war das berühmte Rundschreiben über die konfessionellen Schulen. Der Streit um die Schule begann. Die Katholiken schlossen sich nun den Kalvinisten an, die natürlich auch prinzipielle Gegner der neutralen Staatsschulen waren. Allein der christliche Gedanke scheiterte in der Kammer am Widerstand der Liberalen, die nur die Worte „Erziehung zu christlichen Tugenden" im Gesetze zuließen. Interessant ist es, hier zu bemerken, daß das Wörtchen „christlich" in den holländischen Gesetzen weiter nirgendwo vorkommt.

Die Katholiken waren nun gezwungen, eigene Schulen zu gründen. Wenn man bedenkt, daß jedes Dorf seine eigene katholische Schule besitzt und ebenso die Städte fast in jeder Pfarrei (Volks-, Mittelschulen, Gymnasien), so wird man begreifen, welche enormen Kosten die Katholiken für ihre Überzeugung zu tragen haben. Dazu kommt, daß der Staat nichts beiträgt für den Unterhalt des Klerus und der kirchlichen Gebäude — nur 500,000 Gulden jährlich als Ersatz für frühere Säkularisation sehr beträchtlicher Kirchengüter. Wenn man weiter bedenkt, daß es nun nach 50 Jahren seit Wiederherstellung der bischöflichen Hierarchie 1000 Pfarreien, 120 Klöster, 3159 Welt- und Ordens-

priester gibt, die doch alle bestehen, leben und unterhalten werden müssen. Wenn man in Erwägung zieht, daß Holland seine riesenhaften Kolonien mit 40 Millionen Bewohnern selbst und aus eigenen Mitteln missioniert. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß seit 1853 55 Millionen Gulden für neue Kirchen ausgegeben worden sind — dann wird man seine hohe Bewunderung der kleinen Zahl Katholiken — 1'800,000 — nicht verweigern können, die so viel zu Stande bringen konnten und, was noch mehr bedeutet, auch im Stande halten. Und nun habe ich noch nicht einmal die Millionen erwähnt für katholische Krankenhäuser und zahllose andere Stiftungen dieser Art, auch nicht die Millionen, die für politische und soziale Zwecke ausgegeben, auch nicht die Millionen, die während dieser Zeit dem apostolischen Stuhl dargeboten worden sind.

Wie hat sich die politische und soziale Emanzipation der Katholiken vollzogen? Über die gesellschaftliche und literarische Emanzipation, die getragen wurde von großen Männern, als da sind Alberdingk-Thym, Dr. Cramer, Prof. Broere, Le Sage ten Broek u. a. — will ich hier weiter nichts ausführen. Dieses fällt außerhalb der Umrahmung dieses Artikels, der nur die politischen, sozialen und allgemein-religiösen Verhältnisse der holländischen Katholiken behandeln soll.

Die Geschichte des politischen Bündnisses zwischen Katholiken und Protestanten konkretisiert sich in zwei Namen: Kuyper, Schaepman. Beide sind durcheinander bedingt.

Dr. H. J. A. M. Schaepman, den man den holländischen Windthorst nennen könnte, war auch in Deutschland eine bekannte Persönlichkeit; wiederholt redete er auf den Katholikenversammlungen. Dr. Jan ten Brink, ein liberaler Professor an der Universität in Leiden, zeichnet ihn und die Bedeutung seiner Person meisterhaft:

„Ein niederländischer Priester, ein niederländischer Dichter, ein niederländischer Gelehrter; — ein Redner, ein Improvisator, ein Anwalt der ihm anvertrauten Angelegenheiten; — ein Redner

mit Kupfer in der Stimme und mit dem genialen ‚kupfernen Kopf'; — ein Streiter für die alte Mutterkirche, ein moderner Kreuzritter mit dem Schwert Behemondas in der kräftigen Faust, ein herkulischer Flügeladjutant in der römischen Armee; — ein Professor in einem niederländischen Seminarium, ein Literat, begraben unter Büchern der ältesten, späteren und neueren Zeit, ein Gentleman im wahren Sinn; — und schließlich, ein Staatsmann, der als Mitglied des niederländischen Parlaments das Vorurteil überwindet, nach dem kein geniales Mitglied in diesem hohen Hause sich auf der Höhe seines anderswo gewonnenen Ruhmes halten könne, der Leiter und Führer seiner Partei wurde, der seinen Gegnern Ehrfurcht einflößte und die Hochachtung seiner Freunde sich erwarb; der die schwierig zu bewegende zweite Kammer zu lauschen zwang, sodaß von ihm gesagt werden kann, was der junge Disraeli von Sir Robert Peel sagte: „He played upon the House like upon a fiddle."[1])

Der Katholik setzt noch als Motto Athanasius Wort über diese Charakterisierung: „Quicumque vult salvus esse, ante omnia opus est, ut teneat catholicam fidem." Damit ist Schaepmans Porträt gezeichnet. Dieser Mann arbeitete als Jüngling schon an der katholischen Presse und an der politischen Organisation der Katholiken.

Im Jahre 1880 wurde Schaepman als Abgeordneter der zweiten Kammer gewählt. Ein Freund schrieb ihm: „Lieber hätte ich gesehen, daß Du der niederländische Lacordaire und der katholische Da Costa wärest als Mitglied der zweiten Kammer." Das war unter den Katholiken die „opinio publica" über Schaepman. Man bewunderte in ihm den Redner, den Polemiker, aber vor allem den Dichter. Den Staatsmann in ihm sah man nicht. Man meinte vor allem, es sei gefährlich für den Glauben, wenn ein katholischer Priester solche hervorragende Stellung einnehme. Die Gegner würden ihre Angriffe verdoppeln.

1) Dr. H. J. A. M. Schaepman. Een studie door Dr. Ariens. Haarlem 1889.

Schaepman selbst dachte ganz anders. Die große Sache, zu der er sich berufen fühlte, war nicht allein, der Ruhm der Katholiken zu sein durch seine literarische und künstlerische Begabung, war nicht nur, den Katholiken fort zu helfen auf literarisch-journalistischem Gebiet, sondern sein Ziel ging weiter. Er wollte die Emanzipation der Katholiken auf der ganzen Linie, auf literarischem, gesellschaftlichem und politischem Gebiet.

Der Dichter in Schaepman ist in der Politik jämmerlich untergegangen. „Man kann verschiedener Ansicht sein über die Frage, was das höchste ist" — sagt Schaepman — „alles der Kunst zu geben oder wo möglich ein Mann des Tages zu sein. Das erstere kann die Unsterblichkeit verbürgen, das letztere bedeutet das Leben mit aller Arbeit, allem Streit und mit allem Leiden, das das Leben so groß macht." Und er fügt hinzu: „Ich gehöre zu sehr zu den Menschen, um die Poesie zu meiner Lebensaufgabe zu machen." Einerlei, man hat nun einmal mit der Tatsache zu rechnen, daß Schaepman in der Politik, dieser lockenden Sirene für so manchen reifen Geist, seine Bedeutung erst entwickelt hat, daß gerade in der Politik seine erstaunliche Arbeitskraft kulminiert.

Die Wahl Schaepmans war ein Ereignis in unserem Lande, wo Jahrhunderte lang die Katholiken aus der ‚States-General' ausgeschlossen waren, zu denen man noch nie einem katholischen Geistlichen Zugang gewährt hatte. Die Wahl eines katholischen Priesters schien selbst vollkommen im Widerspruch zu stehen mit der alten Verfassung, die im Allgemeinen die protestantische und katholische Geistlichkeit von der Mitgliedschaft der zweiten Kammer ausschloß. Denn — so sagte man — könnte ein katholischer Priester je seinen Charakter qua talis verlieren? Nach langen Debatten aber beschloß die Majorität den Neugewählten zuzulassen.

Welche Mittel wendete Schaepman nun an, um sein Ziel, den Katholiken den Einfluß zu verschaffen, der ihnen als zwei Fünfteln der Bevölkerung zukam, zu erreichen? Es war offenbar, daß von Seiten der Liberalen keine Kon-

zessionen irgendwelcher Art den Forderungen der politischen Minoritäten gegenüber zu erwarten waren. Die Katholiken allein waren machtlos. Es gab nur den einen Ausweg, ein Bündnis zu schließen mit der antirevolutionären (d. h. kalvinistischen) Partei. Allein hier war eine doppelte Barrière. Im antirevolutionären Lager herrschte noch bei vielen eine heftige antipapistische Strömung, gegen die der gute Wille der Führer vielfach nichts ausrichten konnte und die naturnotwendig in dem Streit lähmend wirkte. In den katholischen Kreisen fehlte es an genügender Organisation.

Aber Schaepman war nicht der Mann, durch eine Schwierigkeit sich abschrecken zu lassen, wo die Überwindung der Schwierigkeit Bedingung war, zum Triumph des Rechtes zu kommen. Er hatte übrigens ein großes Glück. An der Spitze der antirevolutionären Partei stand ein Mann, der seine Auffassung teilte und zugleich alle Talente besaß, als Führer seiner Partei aufzutreten: Dr. Abraham Kuyper.

Während dieser mit meisterhafter Taktik die eine Seite der Verbündeten in die angewiesene Richtung leitete, machte Schaepman den anderen Flügel mobil. Es war eine zähe Arbeit, eine Arbeit von Jahren.

In der Kammer war Schaepmans höchstes Ziel die Organisation der katholischen Staatspartei. „Überall", sagt er, „wütet der Streit gegen die Kirche und überall sind die Katholiken in Gruppen, in Persönlichkeiten gespalten und getrennt. Die zukünftige Vereinigung in dem Himmel ist zwar allen höchstes Ziel, aber hier auf Erden genügt es den meisten zu wissen, daß sie alle dasselbe Credo bekennen; es zusammen laut auszusprechen, scheint nicht nötig. Jeder im Katholizismus hat seine eigene Dynastie, seine Meinung, seine Taktik, seine Politik, seine Weise die Verhältnisse zu betrachten, seine Weise zu handeln." Überall waren die Katholiken gespalten, nur in Deutschland nicht. Da fand er, was er suchte, nicht allein Katholiken, sondern auch eine Partei.

„Das Zentrum", sagt Schaepman, „ist eine wahrhaft erhabene Erscheinung. Aufgetreten als eine politische Partei, hat

es von Anfang an in harten und schwierigen Verhältnissen seinen Charakter bewahrt. Seine doppelte Parole: „Justitia fundamentum regnorum“ und „Für Wahrheit, Freiheit, Recht“ hat es überall festgehalten. In seinem Streit für die sittlichen Grundlagen des Staates, für die wahren Prinzipien von Recht und Freiheit dem Staate gegenüber, der die Zentralisation als höchste Ordnung und das „beati possidentes“ als heiligste Gerechtigkeit besitzt, hat es trotz vieler Niederlagen immer standgehalten. Es ist der katholischen Wahrheit treu geblieben, hat jedes Recht, einerlei welches, verteidigt und hat immer den Forderungen der lebenden Verhältnisse Rechnung getragen.“

Solch ein Zentrum wollte Schaepman hinüberpflanzen auf holländischen Boden. Hatte er Erfolg? Man durchbohrt keinen St. Gotthard mit einem Stoß, und Berge versetzen kann wohl noch leichter sein als menschliche Meinungen. Schaepman schrieb 1883 sein Programm für eine katholische, politische Staatspartei. Die führende katholische Presse schwieg das Buch graziös tot. Und ein bekannter Politiker sagte von Schaepman: (Schaepman heißt buchstäblich übersetzt Schafmann) er sei ein Mann in der Poesie, aber ein Schaf in der Politik.

Aber bald war Schaepman ein Führer in der Kammer. Er flößte Respekt ein durch seine rednerischen Talente, durch seine vielseitigen Kenntnisse auf jedem Gebiet, durch seine Arbeitskraft, nicht am wenigsten durch seinen ehrlichen und jovialen Charakter, so daß er selbst bei politischen Gegnern das eingerostete Vorurteil gegen einen katholischen Priester leicht zu überwinden wußte. Es dauerte nicht lange und Dr. Schaepman war einer der meistgefeierten Redner, eines der einflußreichsten Mitglieder, eine der populärsten Figuren des holländischen Parlaments.

Immer energischer steuerte er los auf die Erfüllung seines Ideals. Für ihn galt vor allem die Frage, ob die Katholiken jetzt, da die Gelegenheit zum freien Streit geboten war, an dem Kampf des Jahrhunderts teilnehmen würden. Es handle sich um Christi Königstum auf allem

Gebiet. Die Katholiken seien doch die Erstgeborenen auf vaterländischem Boden — und zugleich die Erstgeborenen, wo es gilt gegen die Revolution den Streit zu führen für Christus. Was können sie also besser tun, als mit den Antirevolutionären gegen den Liberalismus, d. h. gegen die Entchristlichung des Staatsrechtes sich zu wehren?

Die Masse der Katholiken und Protestanten und die aus der Elite fanden erst das Bündnis zwischen der Synode von Dordrecht und Rom ein Ungeheuer. Trotzdem machte Schaepman dafür weiter Propaganda. Im Jahre 1887 trat er mit sechs Katholiken ein für Revision der Verfassung. Diese Revision schien, da durch sie Ausbreitung des Wahlrechtes möglich wurde, den einzig möglichen Ausweg zu bieten, aus der liberalen Versumpfung des Staatslebens herauszukommen. Schaepman wurde als Revolutionär ausgeschrien und der katholische Abgeordnete Dr. Brouwers warf ihm in der Kammer öffentlich den Syllabus nach dem schuldigen Kopf. Für Schaepman aber war „chaque contrariété un affennissement“. Er harrte aus, die Revision gelang und bei den neuen Wahlen eroberten die christlichen Parteien die Majorität.

Das Christliche Kabinett Macquai führte ein neues Schulgesetz ein. Es war ein Gesetz Schaepmans. Nach drei Jahren aber wurde das Kabinett gestürzt. Der Kriegsminister Bergantius hatte persönliche Dienstpflicht beantragt. Und ausschließlich darum wurde das Kabinett „von den Feinden nicht besiegt, doch von den Freunden verlassen“ (Windthorst.) Bei den Neuwahlen wurde Schaepman nicht wieder gewählt, aber der Abgeordnete Dr. Cremers räumte ihm sofort seinen Sessel ein. Nie war Schaepman größer als in seiner Niederlage; an demselben Abend jenes Unglückstages fing er seine Arbeit aufs Neue an. Der Liberalismus regierte nun zehn Jahre hindurch. Die christlichen Parteien unter Führung Schaepmans und Kuypers bildeten „Ihrer Majestät loyale Opposition“. Unfruchtbare „opposition quand même“ ist nie geführt worden.

Holland ist eigentlich eine Republik mit erblicher Präsidentenschaft in der Form eines Königshauses. Der Träger der Krone hat keine absoluten Rechte. Die Gesetzgebung beruht auf der 1. und 2. Kammer. Sie wird für die Dauer von neun Jahren gewählt von den elf Provinzialstaaten, die wieder direkt vom Volke gewählt werden. Die zweite Kammer wird für die Dauer von vier Jahren direkt vom Volke gewählt und besitzt alle Rechte. Da Holland also streng parlamentarisch regiert wird, muß das Ministerium aus der Majorität der zweiten Kammer gewählt werden. Nach den Wahlen beruft die Krone einen Kabinettsbildner, der sich selbst sein Ministerium wählt.

Während der zehnjährigen liberalen Regierung entwickelte Schaepman (und mit ihm die katholische Partei) sich allmählich zum Christlichdemokraten. In seiner früheren Periode wollte er die Staatsfürsorge am liebsten beschränkt wissen auf das Höchstnötige; nach dem Beispiele von Kettlers und Kardinal Mannings, vor allem durch die sozialen Enzykliken Leos XIII. kam er allmählich dazu, die Lösung der gesellschaftlichen Frage, auch durch gesetzliche Bestimmungen, als nötig anzuerkennen. Tiefes Studium und vor allem nähere Bekanntschaft mit den Arbeiterverhältnissen überzeugten ihn mehr und mehr, daß eine richtige, soziale Gesetzgebung unentbehrlich sei. Im Jahre 1896 stellte er diesen Punkt als ersten Satz auf das von ihm entworfene Programm der katholischen Kammerfraktion und vornehmlich um diese Pflicht zu erfüllen verlangte er eine christliche Majorität, die die gute Richtung anweisen und durchführen sollte. Denn die soziale Frage ist nicht rein materiell, sondern in ihr sprechen sich am deutlichsten die großen Prinzipien aus von Sittlichkeit und Recht. Schaepman erklärte, er werde gerne mit demokratischem Öl gesalbt. „Ich bin Demokrat in jedem Tröpfchen meines Blutes, in jedem Atom meiner Knochen. Ich sage mit von Kettler: Für die Kirche und für das Volk". Leo XIII. nannte ihn „le plus fidèle de ses fils".

Im Jahre 1901 errangen die christlichen Parteien zum zweiten Male den Sieg auf politischem Gebiet.

Um die Verhältnisse gut zu verstehen, muß man die Statistik der Bevölkerung und die Geographie des holländischen Landes sich vergegenwärtigen. Holland hat 5'200,000 Einwohner, davon sind 1'800,000 katholisch. Geographisch betrachtet sind die südlichen Provinzen Brabant und Limburg fast ausschließlich katholisch. Der Norden, der bei weitem am größten und reichsten ist, hat im großen und ganzen eine überwiegend nichtkatholische Bevölkerung. Nur in einzelnen großen Städten, Amsterdam, 's Gravenhage, Utrecht, Delft und Leiden, haben die Katholiken einigen Einfluß. Das Verhältnis in der zweiten Kammer war 1901 bis 1905 links 42, rechts 58 (davon 24 Katholiken). Im christlichen Ministerium, dessen Premier Dr. Kuyper war, hatten drei katholische Minister Platz.

Keine der zwei großen Hälften im Parlament ist eine homogene Zusammensetzung. Auf der Linken kommt an erster Stelle in Betracht die Fraktion der gemäßigten Liberalen. Sie sind die Männer der Manchestertheorie und huldigen deshalb dem alten Grundsatz ‚laisser faire, laisser passer'. Die zweite Fraktion bilden die Union-Liberalen, die Radikalen. Sie wollen mitarbeiten an der Lösung der sozialen Frage, ohne sich zur Revision der Verfassung und zum allgemeinen Wahlrecht zu verpflichten. Die dritte Fraktion umfaßt die Freisinnigdemokraten. Ihr Grundsatz ist: allgemeines Wahlrecht zur Lösung der sozialen Frage. Sie wollen soziale Gesetze auf jedem Gebiet. Allein ihr Idealismus beachtet nicht, daß dafür Geld nötig ist. Die vierte Fraktion bilden die Sozialdemokraten. Sie sind vornehmlich gewählt worden in dem nördlichen, protestantischen Teil des Königreichs, wo man die Religion schon lange zur Seite geschoben hat und der Materialismus auf der Tagesordnung steht. Sie benehmen sich in der Kammer nicht revolutionär, sondern parlamentarisch.

Auch die rechte Seite zeigt viel Ähnlichkeit mit der Arche Noahs. Hauptsächlich gibt es zwei große Parteien, Katholiken und Protestanten. Die letztere Partei hat drei Fraktionen. Erstens die Kalvinisten, die sich antirevolutionär nennen und infolgedessen den essentiellen Charakter tragen, sich zu verwehren gegen jede Revolution und gegen ‚les droits de l'homme'. Sie sehen ein, und zwar vor allem ihre Führer, daß ihre Kirche nicht ist und nicht sein kann die souveräne Staatskirche. Sie wollen Freiheit für alle und arbeiten loyal zusammen mit den katholischen Ministern. Neben diesen stehen zweitens die Frei-Antirevolutionären; eigentlich sind sie einfach antirevolutionär. Nur einige persönliche Differenzen trennen sie vom Hauptführer Dr. Kuyper. Auf sozialem Gebiet huldigen sie mehr oder weniger der alten Manchestertheorie. An dritter Stelle kommen die Christlich-Historischen. Christen wollen sie vor allem sein, und was die Geschichte angeht, so tun sie, als ob die Welt mit der Entstehung des Protestantismus geschaffen sei, und auch dieses Stück der Geschichte betrachten sie nicht ganz vom historischen Gesichtspunkte, und zwar aus Furcht vor Rom. Politisch sind sie bis jetzt zu klug, sich von den Katholiken zu trennen. Ihre Existenz ist übrigens durch ihre Zusammengehörigkeit mit der rechten Seite bedingt.

(Schluß folgt.)

XVIII.

Was sollte zur Hebung philosophischer Bildung geschehen?

So frägt Rudolf Eucken in dem letzten seiner „Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung“.[1])

Eucken zählt unzweifelhaft zu den philosophischen Charakterköpfen der Gegenwart. Er ist unter den modernen deutschen Denkern ein unermüdlicher Vorkämpfer für ein substantiell Geistiges, für den Wert, den Eigenwert des Geistes, der Geistigkeit als einer selbständigen, in sich lebensfähigen und lebenspendenden Seinsordnung, der Verfechter eines „substantiellen Idealismus“, wie es in seiner Terminologie heißt. Ein Blick auf seine literarische Produktion sagt genug; erst kürzlich erschien u. a. noch sein „Kampf um einen geistigen Lebensinhalt“ in zweiter, neugestalteter Auflage. Zudem ist Eucken ein objektiv abwägender Denker, der nach dem Motto Friedrichs d. Gr. der Wahrheit die Ehre gibt, wo sie sich findet; die ehrlich-sachliche Kritik, mit der E. seinerzeit in eingehender und umfangreicher Erörterung zu O. Willmanns monumentaler Geschichte des Idealismus Stellung nahm,[2]) wird wohl noch nicht vergessen sein, und zumal nicht das gerechte Schlußwort: „Derartiger erweckender und die Geister zum Kampfe aufrufender Werke bedürfen wir eben heute dringend gegenüber der vorherrschenden Trägheit und Stumpfheit in Prinzipienfragen. . . . So müssen wir bei allem, was uns trennt, schließen mit dem Ausdruck höchster Achtung vor diesem Lebenswerk eines ehrlichen und tapferen Mannes, einer lauteren und tief-

---

1) Von ihm 1898 schon behandelt in der Zukunft, Nr. 28. „Inzwischen ist im Verhältnis des modernen Menschen zur Philosophie, wie auch in meinen eigenen Überzeugungen vom philos. Unterricht manches verschoben, so daß diese neue Behandlung völlig selbständig auftritt.“

2) Beilage zur „Allg. Zeitung“ 1898, Nr. 204 u. 205; übrigens in erwähnter Aufsatzsammlung als Nummer 17 wieder abgedruckt, S. 206—228.

gründigen Seele". Wie ganz anders der Berliner Kollege Paulsen.

Das in obiger Frage berührte Problem ist dem Zeitempfinden durchaus nicht fremd oder für die Diskussion weit hergeholt. Denn wenn jemals zu einer Zeit hoher kultureller Arbeitsleistung, so liegt in unseren Tagen die philosophische Durchbildung, die formale Schulung des Geistes arg danieder. Ästhetisierende Wort- und Begriffsdichtung, blendendes, hypnotisierendes Phrasenspiel gebieten heute in weiter Ausdehnung, reichen selbst bis in die Behandlung höchster politischer Lebensfragen hinein — und wo philosophisches Leben noch sein Dasein fristet, spielt es gar häufig die Rolle eines intellektuellen Sports oder Luxusartikels. Die Folgen sind vielgestaltig; die schlimmste unter ihnen ist die unheilvolle Rückwirkung auf die Behandlung des Weltanschauungsproblems, eine fortschreitende Verflachung in der geistigen Verarbeitung von Prinzipienfragen. Entnervt, zur kritischen Scheidung und Gegenwehr unfähig, verfällt der erschlaffte Denkgeist einer dumpfen Indifferenz gegenüber tiefgehender Gedankenarbeit; seine Vorliebe und sein event. Interesse geht nur noch auf äußerlich prickelnde Form, geistreiche, „genial hüpfende" Aphorismen, Essays u. s. w. Nur geistige Narkotika vermögen noch die intellektuelle Lebenstätigkeit aufzustacheln: Hierauf beruht zum guten Teil der „geheimnißvolle" Einfluß von Philosophen à la Nietzsche — und hier ist auch der verborgene Keim für die „Welträtselei" und andere Blüten am Lebensbaum modernster Kultur zu suchen. Man kann nicht in Verlegenheit geraten, wollte man zur Bestätigung solcher allgemeinen Erwägungen auf Aussprüche ernster Denker und Zeitbeobachter verweisen. Paulsen macht kein Hehl aus der „bestehenden Anarchie" in der Philosophie, der „Zersplitterung in Fraktiönchen und Individualismen"; oft genug zitiert ist ja auch sein hartes Verwerfungsurteil über Häckels Monistenbibel, die er „mit Scham über den Stand der Allgemeinbildung und der philosophischen Bildung unseres Volkes" gelesen habe. „Daß

ein solches Buch möglich war, daß es geschrieben, gedruckt, gekauft, gelesen, bewundert, geglaubt werden konnte bei dem Volk, das einen Kant, einen Goethe, einen Schopenhauer besitzt, das ist schmerzlich." Und richtig, Häckel selbst sagt ja in „seinem" Buch S. 439: „Aber freilich, konsequentes Denken bleibt eine seltene Naturerscheinung" — aber freilich, er ahnte die Selbstironie nicht. Und der scharf eindringende Külpe (Phil. d. Gegenwart, 2 f.):

„Die bequeme, anstrengendes Mit- und Nachdenken unnötig machende Ausdrucksweise, die blendenden Einfälle, die geistreichen Paradoxien, das künstlerische Kleid der Gedanken und etwa noch die Anlehnung an naturwissenschaftliche Erkenntnisse und Annahmen, das sind die Faktoren, die gegenwärtig einem Philosophen den Zugang zum lesenden Publikum eröffnen. Nur in flüchtigen Mußestunden, die ein erholendes Spiel der Vorstellungen nach der Arbeit gestatten und fordern, will man sich mit solchen Dingen abgeben. Nicht der Wert der Ideen oder der auf ihre Erarbeitung verwendeten Methode .. pflegt in unseren Tagen die Auswahl der philosophischen Lektüre zu bestimmen."

Zu diesen Mahnern tritt Euckens gewichtige Stimme hinzu; seine Forderung zielt gleich praktisch darauf hin, dem philosophischen Unterricht in der Jugendbildung höhere Bedeutung, bezw. überhaupt eine Stelle anzuweisen. Denn nach seinem unbarmherzigen, aber durchaus nicht unberechtigten Urteil schwindet unserer Zeit mehr und mehr die Kraft der Synthese und droht damit das unerläßliche Gegengewicht gegen die wachsende Spezialisierung der wissenschaftlichen Arbeit verloren zu gehen. Auf dem Gebiete der grundlegenden Überzeugungen, der Weltanschauungsfragen, ertötet die alleinherrschende Empirie die „Universalität, weil jene Arbeit an den Dingen [die den heutigen wissenschaftlichen Betrieb charakterisiert] immer nur einen besonderen Kreis umfaßt und mit seiner Erfahrung nur einen Teil der Wirklichkeit erreicht; leicht verschwindet hier der Mensch hinter dem Naturforscher, dem Historiker u. s. w., die partikularen Lebensanschauungen dieser aber mögen bis zu schroffem

Konflikt auseinandergehen, die wachsende Differenzierung der Arbeit wird zu einer immer größeren Gefahr für die innere Gemeinschaft der Menschheit" (230). Ebenso mangelt der formalen Bildung, der Denktechnik, ohne die Mitwirkung der Philosophie die nötige Präzision, Beweglichkeit und Tragweite, „wie wenig vermögen oft in den einzelnen Gebieten unbestreitbar tüchtige Männer ihre Methode klar darzustellen und überzeugend zu rechtfertigen, wie leicht wird das intellektuelle Vermögen einseitig entwickelt, wie unsicher und unbehilflich erscheinen die Arbeitenden oft jenseits ihres Spezialgebietes!" (230). — Weit zwingender aber als die Bedürfnisse des eigentlichen wissenschaftlichen Lebens gebieten für E. die Interessen zur Allgemeinheit und der Allgemeinbildung eine Wendung der Philosophie. Einer Gesinnung mit Paulsen, Külpe u. a. widmet hier E. der Moderne bittere Kritik.

„Immer deutlicher wird es jeder nicht allzu flüchtigen Beobachtung der Zeit, daß wir uns in einer schweren geistigen Krise befinden: Überzeugungen und Einrichtungen, die sonst unserem Denken und Handeln eine sichere Richtung gaben, sind bis zum Grunde erschüttert; was an Neuem aufsteigt, dringt noch lange nicht genug ins Innere, und es hat sich selbst bei weitem nicht genug zur Einheit zusammengefunden, um den Verlust ersetzen zu können; im Leben, Handeln, künstlerischen Schaffen widerstreiten einander schroffe Gegensätze und reißen den Menschen auseinander. Inzwischen dringt eine seichte Aufklärung, die auf der Höhe geistiger Arbeit längst überwunden schien, in immer weitere Volkskreise, und die demokratische Gestaltung des modernen Lebens gibt solcher Meinung der Vielen ein nicht zu unterschätzendes Gewicht. Das alles muß mit besonderer Stärke auf den in der Bildung begriffenen jugendlichen Geist wirken. Wie viel Irrendes und Verwirrendes strömt heute auf ihn ein, wie sehr umschmeicheln und umwerben ihn niedere, leicht verständliche Gedankenmassen, (a. a. O. „roheste Gestaltungen der Gedankenwelt"), wie schwer wird es ihm, einen inneren Halt zu finden! Früher gab ihm einen solchen Halt die Religion; wie sehr jetzt die aufstrebende Jugend auch hier

vom Zweifel ergriffen ist. . . . das ist männiglich bekannt außer etwa hohen Behörden, deren Erlasse oft ein ungestörtes Fortwirken der Religion, einen ungebrochenen Glauben so ruhig voraussetzen, als ob die Verfasser weniger dem 20. als dem 17. Jahrhundert angehörten. Für jeden, der in der Zeit und mit der Zeit lebt, ist die ungeheure Erschütterung und mit ihr ein geistiger Notstand klar und unwidersprechlich" (231 f.).

Ohne nun einer religiösen Erneuerung jegliche rettende Kraft absprechen zu wollen, dringt E. auf eindringliche Pflege des philosophischen Unterrichts; er ist für ihn ein Mittel geistiger Gymnastik gegenüber Phrasenherrschaft und „populärwissenschaftlicher" Afterbildung. Und zweierlei verspricht sich E. von der philosophischen Propädeutik: sie soll „einen Grundstock von Überzeugungen gewähren zur Zusammenhaltung und auch Befestigung des geistigen Lebens; sie soll weiter zur formalen Schulung des Denkens, zur sicheren Handhabung der logischen Gesetze wirken" (229). Die Schwierigkeiten bei der Verwirklichung der Idee hält E., und mit Recht, nicht für unüberwindlich, und zweifellos erscheinen sie für ein ernstes Wollen als Lappalien im Verhältnis zu dem Segen, den die Neuerung im Gefolge haben kann und wird. Diese Schwierigkeiten bewegen sich in der Hauptsache um die drei Fragen: werden sich geeignete Lehrer finden; wird die Fülle der modernen Unterrichtszweige irgendwelche Zeit für Philosophie lassen; wird eine Verständigung über die Art des philosophischen Unterrichts möglich sein? (232.)

Dem ersten Bedenken mißt der Jenenser Philosoph am wenigsten Bedeutung bei; dieselbe Frage gilt schließlich für alle Lehrfächer, und große, erstklassige Philosophen verlangt E. selbst nicht, zumal die formalbildende Aufgabe der philosophischen Propädeutik Hauptforderung bleiben wird.

Beim zweiten Bedenken liegt die Sache schon schwieriger, aber zu groß sind E.'s Ansprüche auch hier nicht; zwei Wochenstunden zwei Jahre hindurch sind ihm das Höchste der Forderung, im übrigen bedingt die Energie, die an die Aufgabe gesetzt wird, den Erfolg: Erwartet man von der

Philosophie in Wahrheit eine Vertiefung des Denkens und eine Befestigung der Gesinnung . . ., so muß und wird die Zeit schon aufzutreiben sein (233).

Wohl aber wird die inhaltliche Seite des Unterrichts der Kern der Frage bleiben; E. gesteht selbst, daß „die Wiederaufnahme des philosophischen Unterrichts" gehemmt wird „durch die arge Zersplitterung der Meinungen über die nähere Gestaltung dieses Unterrichts". Und diese Meinungsverschiedenheit ist „nur der Ausdruck der mannigfachen, einander widerstreitenden Strömungen in der Philosophie selber". (233.) Dieser Mißstand ist allerdings nicht hinweg zu disputieren und bildet für den Denkenden eine der beklagenswertesten, unheilvollsten Erscheinungen im Geistesleben unserer Nation. Aber E. sieht auch hier, ohne die Schwierigkeit der Sachlage zu verkennen, einen Weg zur Verständigung offen und gibt selbst einige nicht zu verachtende Vorschläge, um „dem Streit der Meinungen gewisse philosophische Materien zu entwinden oder doch einen Kompromiß zu finden, den die Freunde der Philosophie jedenfalls einer völligen Verneinung vorziehen würden" (234 ff.) Vorbereitend und den Weg zur Lösung anbahnend wäre nämlich zuerst die Erledigung der Stoffrage. Indem E. die „Weckung geistiger Kraft, die Steigerung des intellektuellen Vermögens" und dadurch die kritische Selbstzucht und Verselbständigung des Geistes gewissermaßen als Hauptzweck ins Auge faßt, hebt er selbst den gesonderten Unterricht in Ethik und auch in der Psychologie aus dem Rahmen der Materien einer phil. Propädeutik heraus: „Was davon zur Allgemeinbildung gehört, muß beim übrigen philosophischen Unterricht zur Sprache kommen, in eigne Tätigkeit lassen sich diese Fächer auch auf der Höhe des Schulunterrichts noch nicht verwandeln" (234.) Eine sehr zu unterstreichende Bemerkung und der Beherzigung wert für moderne Bildungsschwärmer, die am liebsten schon einem hohen Gerichtshof von Primanern ein Dutzend „überwundener" Weltanschauungen und Menschheitsfragen zur gnädigen Begutachtung und gestrengen Ver-

urteilung überantworten möchten. — So verbleibt dem philosophischen Unterricht nach E. „was von altersher den Grundstock des philosophischen Unterrichts bildete: logische Schulung und Einführung in eine philosophische Weltanschauung". (235.) Für den logischen Unterricht warnt E. (ob zu Recht oder Unrecht, sei dahingestellt) davor, Überflüssiges oder doch Nebensächliches zu breit auszuspinnen und fordert als positives Gegenstück zu dieser Abstoßung des Überflüssigen aus dem überkommenen Bestande eine engere Verknüpfung der Logik mit der lebendigen Arbeit der Wissenschaft.

„Für die Schule besagt das namentlich eine richtige Auswahl der Beispiele"; nicht trivial und von ernüchternder Selbstverständlichkeit, sondern der tatsächlichen wissenschaftlichen Arbeit entnommen, sollen diese Beispiele „wirkliche Probleme enthalten, die auch dem Lernenden Aufgaben stellen und ihn in die (Denk-) Bewegung hineinziehen. Wird deutlich erkannt, wieviel sich an die scheinbar einfachen Funktionen knüpft, wieviel große Denker auf Definitionen, Arbeit, Einteilungen usw. verwandt.., werden Schlußketten zur Auflösung vorgelegt, in denen sich ein bedeutender Gedankenlauf entfaltet, so wird die Logik bald aufhören, für ein leeres Spiel zu gelten. Wir bedürfen demnach geschickter Sammlungen logischer Beispiele für die besonderen Zwecke der Schule; vereinte Arbeit und Erfahrung wird diese Aufgabe schon gelingen lassen" (235).[1])

Weit schwieriger ist die 2. Aufgabe der philosophischen Propädeutik, die Einführung der Jugend in die Probleme der Weltanschauung. E. betont späterhin ausdrücklich Einführung, nicht Darbietung eines fertigen Systems, und redet hier das Wort einer ehrlichen, wissenschaftlich tiefen, denkenden Erfassung der Weltfragen; schon sein Name verbietet hier auch nur den Gedanken etwa an eine heimliche Begünstigung der faden Aufklärungsbestrebungen gewisser moderner Kulturpropheten aufkommen zu lassen.

1) Hier darf beiläufig auf Euckens Geschichte der philos. Terminologie verwiesen werden, die bei geschickter Durcharbeitung und verständiger Verwertung überaus lohnende Dienste dem Lehrenden tun wird.

„Hier vornehmlich gilt es nicht eine bloße Mitteilung, sondern eine Weckung der Kraft, eine Versetzung in eigne Bewegung; es gilt zunächst eine Befreiung von der Selbstzufriedenheit der alltäglichen Meinung, die Verwandlung des Selbstverständlichen in ein Problem, dann aber eine möglichste Hebung des eigenen Denkens und geistigen Strebens. Das aber wird am ehesten geschehen durch ein Vertrautwerden mit den großen Helden des Denkens, namentlich mit solchen, die von starker innerer Bewegung erfüllt sind" (235 f.).[1])

Die Idee ist aller Beachtung wert; nur müßte man meines Erachtens ergänzend damit verbinden einen leider so vielfach übersehenen Gedanken unseres großen Pädagogen und Philosophen O. Willmann: die Continuität der Gedankenarbeit der Menschheit aufzuzeigen, der auch die größten Denker unterworfen sind, den inneren causalen Fortgang der Denkbewegung herauszuarbeiten. Das historische Gewissen erhielte so schon früh die sehr benötigte Schärfung, ein gesunder, objektiv kritischer Sinn würde herangebildet, und es könnte rechtzeitig die Gefahr vermieden oder gemindert werden, ganze Kulturepochen gering zu achten oder in einer allem historischen Empfinden hohnsprechenden Weise direkt zu ignorieren und mit Schlagwörtern etwa vom „finstern Mittelalter" spielend abzutun. Trifft dann eine gediegene philosophische Propädeutik noch mit einem wissenschaftlich auf der Höhe stehenden Religionsunterricht zusammen, so könnte ein geistig diszipliniertes und sturmfestes Geschlecht heranerzogen werden.

Was E. beispielsweise noch näher ausführt über die Behandlung von Denkern, wie Plato, Kant, sowie über das Philosophiestudium auf den Hochschulen, wäre Gegenstand einer spezielleren Diskussion und überschreitet den Bereich

1) Auch hierzu hat E. selbst schon einen bedeutsamen Beitrag geboten in den „Lebensanschauungen großer Denker", 1904 in 5. Auflage erschienen; lohnend ist auch Gomperz, griech. Denker, 1903 in 2. Auflage, abgesehen von der ansehnlichen Zahl trefflicher philosophiegeschichtlicher Monographien.

vorliegender Besprechung; die vornehmen Ausführungen zeigen immerhin, daß auch bei Differenzen hinsichtlich der letzten Prinzipien eine ersprießliche Behandlung der philosophischen Probleme und Grundgedanken, die die Menschheit bewegten und immer bewegen werden, sehr leicht zu ermöglichen ist, zumal bei (doch immerhin vorauszusetzendem) persönlichem Takt der Lehrenden. — Es bleibt wahr, was E. behauptet: „Wer einmal von den (beispielsweise) in Plato und Kant eröffneten Problemen berührt wird, der ist über gewisse Arten der Behandlung der Welt- und Lebensfragen (Phänomen Häckel) sicher hinausgehoben, der mag im übrigen seinen eigenen Weg gehen, unter ein gewisses Niveau wird er nicht so leicht herabsinken“. (236.) Daher darf die Forderung, in dem modernen Bildungsganzen auch der Philosophie die gebührende Wertung nicht zu versagen, volle Zustimmung finden; andernfalls „wird die Vernachlässigung des philosophischen Unterrichts mehr und mehr zu einem Unrecht gegen die einzelnen Seelen wie gegen das gemeinsame Leben“.

XIX.

Henrik Ibsen, der Prophet des Realismus.

Von Johannes Mayrhofer.

(Schluß.)

XII.

John Gabriel Borkman.

Ein stolzer, vornehmer Herrenmensch, ‚jenseits von Gut und Böse‘, ist Borkman gewesen. Die Liebe zu Ella Rentheim, die ihn auch aufs innigste liebte, hat er hintangesetzt und preisgegeben, weil er nur so den gewünschten Posten des Bankdirektors erlangen konnte; denn der, welcher allein ihn zu dieser Stellung bringen konnte, liebte Ella gleichfalls und forderte den Verzicht als condicio, sine qua non.

Borkman hat den Posten bekleidet, aber seine Pläne standen damit erst am Anfang ihrer Wege. Er wollte Erstaunliches ins Werk setzen. ‚Die Bergwerke alle, die ich mir erschlossen hätte! Neue Minen ins Unendliche! Die Wasserfälle! Die Steinbrüche! Handelsstraßen und Schiffahrtsverbindungen über die ganze weite Welt. Alles, alles hätt' ich allein ins Leben gerufen!‘ Um das alles anbahnen zu können, hat er die ihm anvertrauten Gelder angegriffen, er war überzeugt, daß es gelingen würde und daß keiner zu Schaden käme. ‚Ich stand knapp vor dem Ziel. Nur acht Tage Frist, um mich zu rangieren, und alle Depositen wären wieder eingelöst worden. Alle Wertpapiere, die ich mit kühner Hand angegriffen, die hätten wieder auf dem alten Platze gelegen. Um ein Haar wären die riesigen Aktiengesellschaften damals zustande gekommen. Kein einziger Mensch hätte einen Pfennig verloren.‘ Aber er wurde angezeigt, bevor er die Sachen geordnet. Ruin, Schande, Gefängnis. Sein Freund, für den er Ella geopfert, die ihn aber trotzdem nicht geheiratet, hat ihn angezeigt. Er selbst hatte Ellas Schwester gewählt.

Und als dann seine Gefängnisstrafe verbüßt, lebt er einsam und verlassen in dem alten Hause, das ihm nicht mehr gehört, getrennt auch von seiner Frau, die unten im Parterre wohnt, aber ihn niemals mehr spricht. Sie hört ihn, wie er oben auf und abgeht — ‚Hin und her. Vom Morgen bis zum Abend. Tagaus tagein.‘ Aber sie zürnt ihm und erbarmt sich nicht. Ihre Sorge ist es nur, daß Erhard, ihr Sohn, durch den Glanz seines Namens dereinst die alte Schmach von dem Namen Borkman abwasche. Das ist die ‚Mission‘, für die sie ihn bestimmt hat. Aber es sind auch andere Kräfte am Werke Ihre Schwester Ella, die jahrelang für seine Erziehung gesorgt, weil sie in ihm den Sohn des John Gabriel liebte, will ihn für kurze Zeit wieder ungeteilt besitzen — nur für kurze Zeit, denn sie leidet an einer tötlichen Krankheit — und dann soll er ihr Erbe sein und ihren Namen tragen, der sonst ausstirbt.

Der Vater andererseits macht gleichfalls seine Pläne mit Erhard. Er entschließt sich wieder zu arbeiten, es abermals zu etwas zu bringen, und Erhard soll ihm zur Seite stehen dabei und mit ihm schaffen.

Aber der junge Mensch kümmert sich nicht um Vater, nicht um Mutter und Tante. Er lebt das Leben nach eigenen Plänen. Er will keine Mission, auch keine Arbeit, auch keine ‚Stubenluft‘, die ‚nach Rosen und Lavendel riecht‘. ‚Denn ich bin jung. Bis heute habe ich nicht gewußt, daß ich's bin. Jetzt aber fühl' ich, wie's mich warm durchströmt! Ich will nicht arbeiten! Nur leben, leben, leben!‘

Und so fährt er denn mit der Frau Wilton, einer Geschiedenen, sehr vergnügt in die Welt hinaus, daheim alles seinem Schicksal überlassend. Und ein junges Mädchen, Frida Foldal, fährt auch noch mit. ‚Die Männer sind so unbeständig‘, meint die weise Frau Wilton. ‚Und die Frauen ebenfalls. Ist Erhard mit mir fertig, — und bin ich's mit ihm, — dann wird es für beide Teile gut sein, wenn der arme Junge etwas in der Reserve hat!‘ —

Der alte Borkman aber irrt in der Nacht mit fiebernder Phantasie hinaus ins Freie und Ella begleitet ihn, da er nicht ins Haus zurück will. Er zeigt ihr die großen Dampfschiffe auf dem Fjord, die mächtigen Fabriken und sein ganzes ungeheures Reich, — alles, was er nicht hat ins Leben rufen können. Jetzt ist es zu spät. Es ist leicht für Ella, ihm, dem einsamen, sterbenden Wanderer in der Winternacht zu ‚prophezeien‘, daß er sein Ideal nicht verwirklichen wird. Nur zu bald bricht er kraftlos zusammen. ‚Eine Hand von Eis griff mir ans Herz . . . Nein. Keine Eishand — eine Hand von Erz war es.‘ Ella will Hilfe herbeiholen, dann besinnt sie sich und meint: ‚Nein. Besser so, John Borkman. Für Dich besser so.‘ Über der Leiche reichen sich die beiden feindlichen Schwestern die Hand. ‚Ein Toter und zwei Schatten — das hat die Kälte getan. Ja, die Herzenskälte.‘

Diese Herzenskälte, die Borkman einst bewegte, auf Ella zu verzichten, ist es auch, die der Verlassenen, Vereinsamten den seltsamen, irrigen Ausspruch in den Mund legt: ‚Du hast das Liebesleben in mir gemordet. Verstehst Du, was das heißt? Die Bibel redet von einer geheimnisvollen Sünde, für die es keine Vergebung gibt. Ich habe früher nie verstehen können, was damit gemeint war. Jetzt versteh' ich es. Die große, un-

verzeihliche Sünde, — das ist die Sünde, die man begeht, wenn man das Liebesleben mordet in einem Menschen.' — Wäre Borkman nicht so gierig nach Macht gewesen, die er freilich für das Wohl vieler benützen wollte, so wäre das große Unheil nicht gekommen.

John Gabriel Borkman ist eine Tragödie des ‚Willens zur Macht'.

Im Gewande des Realismus bietet sich ein tiefer Gehalt. Freilich könnte die Frage nach dem Werte des ‚Liebeslebens' leicht schief gefaßt werden, besonders infolge der abscheulichen Irrfahrt Erhards, die im Drama nicht gebührend abgelehnt wird. Die gute Tante Ella nimmt die Sache gar nicht so tragisch und tröstet sich, daß Erhard vielleicht ‚für ein kleines Weilchen wenigstens' an der Seite der Frau Wilton das ‚Glück und das Leben findet,' und das würde sie ihm auch in dieser Form schon wünschen: ‚von ganzem Herzen und von ganzer Seele würd' ich das!' Da können wir nicht mittun. Ibsen hoffentlich auch nicht. Aber bei seiner Art des Realismus finden wir nicht immer die gewünschte moralische Wertung mit der rechten Klarheit ausgedrückt. Der alte Foldal, der über das Schicksal seiner Tochter Frida so naiv glücklich ist, wirkt freilich wie eine Kritik im Kleide der Ironie, aber es könnte doch besser, mit gleichfalls realistischen Mitteln, eine durchaus richtige Beleuchtung hergestellt werden.

XIII.

Wenn wir Toten erwachen.

Professor Rubek, der gefeierte Bildhauer, ist mit seiner jungen Frau Maja in die nordische Heimat zurückgekehrt und hält sich in einem Badeorte auf. Recht glücklich sind sie beide bei all ihrem Reichtum nicht. Maja beginnt bei der nächsten besten Gelegenheit, sich für einen Bärenjäger Ulfheim zu interessieren, der mit seiner peinlichen Roheit eher geeignet scheinen könnte, einen direkt abstoßenden Eindruck zu machen. Und Rubek hat nach der Vollendung seines berühmten Werkes, des ‚Auf-

erstehungstages', nichts Bedeutendes mehr geleistet, nur eine Anzahl Porträtbüsten gemacht, die man bei ihm bestellt.

Da taucht in diesem Badeorte, in Begleitung einer Diakonissin, eine Gestalt auf, die er schon früher gesehen. Er erkennt in ihr Irene, die ihm vor mehreren Jahren bei seinem Werke als Modell gedient. Sie hat eine traurige Vergangenheit hinter sich, voll Verirrung und Geistesgestörtheit. Die Art und Weise, wie sie in Variétés Geld verdient hat, und die mit echt realistischer Offenheit ausgesprochen wird, ist schon nicht mehr schön. Aber nicht moralische Erwägungen sind es, die sie zu der Behauptung führen, sie sei schon lange tot und Rubek sei es, der die Schuld daran trage, denn er habe sie nur als Modell gebraucht und sei dann fertig gewesen mit ihr. ‚Mich erfüllte jener Aberglaube', sagt er jetzt, ‚wenn ich Dich berührte, wenn ich Dich in Sinnlichkeit begehrte, so würden meine Gedanken unheilig werden, und ich würde nicht zu Ende schaffen können, was ich so sehnsüchtig schaffen wollte.' Einen ‚Aberglauben' nennt er es jetzt, doch fügt er bei: ‚Und ich glaube noch heut, es lag etwas Wahres darin.' So hat er denn sein Kunstwerk geschaffen, etwas eigenartig allerdings in der Auffassung. ‚Das reine Weib sollte aus meiner Schöpferhand hervorgehen, wie es mir bei seinem Erwachen am Auferstehungstage vor Augen stand. Ohne Verwunderung über irgend etwas Neues oder Unbekanntes oder Ungeahntes. Aber voll einer heiligen Freude darüber, sich selbst unverändert wieder zu finden, — sich, das Weib der Erde, — in den höheren, freieren, froheren Regionen, — nach dem langen, traumlosen Schlummer des Todes.'

So war es denn aus zwischen ihnen. Jetzt aber haben sie sich wiedergefunden und Rubek soll ihr folgen, hinauf ins Gebirge, wohin auch Frau Maja mit ihrem Bärentöter wandert. In den Bergen kommt es dann auch zu einer Aussprache zwischen dem Professor und seiner Frau. Sie verstehen sich nicht mehr. Rubek denkt mit Schmerz daran zurück, daß er nach dem ‚Auferstehungstag' nichts Bedeutendes mehr geleistet, nur seine Porträtbüsten, mit ‚Tierfratzen hinter den Masken', und wie er dann seine Freude am Künstlerberufe selbst verloren. ‚Dieser ganze Künstlerberuf und diese ganze künstlerische Tätigkeit — und alles, was

damit zusammenhängt, — fing mir an, so von Grund aus leer und hohl und nichtig vorzukommen.' ‚Leben' wollte er statt dessen, aber es gelang nicht. ‚Menschen wie ich, finden kein Glück in mäßigem Genuß; das hab' ich allmählich einsehen gelernt. So einfach liegt das Leben nicht für mich und meinesgleichen. Ich muß ununterbrochen arbeiten — Werk schaffen auf Werk — bis zu meinem letzten Tag.' Und deshalb ist er der Frau Maja ‚unaussprechlich müd' und überdrüssig'. ‚Siehst du, hier drinnen, — hier hab' ich einen winzig kleinen, verschlossenen Schrein. Und in diesem Schrein liegen alle meine Bildnerträume verwahrt. Als sie [Irene] nun aber spurlos verschwand, da fiel der Deckel ins Schloß. Und sie hatte den Schlüssel — und nahm ihn mit. — Du, meine kleine Maja, hattest keinen Schlüssel. Deshalb liegt alles unbenützt darin. — Und die Jahre vergehen! Und ich komme und komme nicht zu dem Schatz.'

Frau Maja ihrerseits ist nicht anspruchsvoll. Sie meint, es lasse sich ‚bei einigem guten Willen' ja schon Platz für drei schaffen, und wenn das nicht gehe, so könnten sie einander ja aus dem Wege gehen. ‚Ich finde immer noch meinen Platz in der Welt. Wo ich frei bin, frei, frei!' Eine gewiß nicht unmoderne Dame! Sie selbst führt Irene mit Rubek zu einer weiteren Unterredung zusammen. Zu einer seltsamen Unterredung, die aufs neue zeigt, wie sehr Irene in ihrem anormalen Geisteszustande ihres ‚Schattens', der überwachenden Diakonissin, bedarf.

Unter anderm erklärt sie dem Bildhauer, wie sie damals, da sie nackt als Modell vor ihm stand, seine ‚unerträgliche Selbstbeherrschung' gehaßt habe, und daß er Künstler war, ‚nur Künstler, — nicht Mann', daß er sie nicht begehrt. Das Bild aber, das hat sie geliebt, ‚denn das war *unser* Geschöpf, *unser* Kind. Meins und deins.'

Nun aber hat Rubek das Bild schließlich doch nicht so belassen, wie es ursprünglich geplant war. Er hat noch eine ganze Anzahl anderer Gestalten auf dem erweiterten Sockel angebracht, die Gestalt der Irene mehr in den Hintergrund geschoben und und sich selbst als einen ‚schuldbeladenen Mann' in die Gruppe hineingestellt. ‚Ich nenne ihn die Reue über ein verwirktes Leben. Er taucht und taucht seine Finger in das rieselnde Wasser — um

sie rein zu spülen — und krümmt sich und leidet bei dem Gedanken, daß es ihm nie, nie gelingen wird. In alle Ewigkeit wird er nicht frei werden, leben und auferstehen. Immer und ewig bleibt er sitzen in seiner Hölle.'

Irene nennt Rubek einen Dichter und erklärt dies dahin: ,Weil du ohne Kraft bist und ohne Willen und voll Absolution für all deine Handlungen und für all deine Gedanken. Du hast meine Seele gemordet, — und dann modellierst du dich selber in Reue und Buße und Selbstanklage . . und damit meinst du dann sei deine Rechnung beglichen.'

Sie hätte sich ein anderes Leben gewünscht für jene Zeit die sie dem Künstler diente. ,Ich hätte Kinder zur Welt bringen sollen. Viele Kinder. Richtige Kinder. Nicht solche, wie man sie in Totengrüften [d. i. Museen] aufbewahrt.'

Jetzt sind sie von einander getrennt. ,Unserem Zusammenleben folgt keine Auferstehung mehr!'

Frau Maja ihrerseits scheint allerdings ,auferstanden' oder wenigstens ,erwacht', wie sie selber es nennt. Sie will auch ,leben', in Freiheit leben. Sie geht mit dem Gutsbesitzer auf die Jagd, ,auf Abenteuer'. Einen Vers hat sie sogar gemacht, um ihr neues Glück hinauszujubeln:

„Ich bin frei! Ich bin frei! Ich bin frei!
Der Gefangenschaft Zeit ist vorbei!
Ich bin frei wie ein Vogel! Bin frei!"

Kein Wunder, daß auch Rubek und Irene Appetit bekommen, eine ,Sommernacht auf Bergeshöhen' zu verleben. Die Vergangenheit läßt sich ja freilich nicht mehr umgestalten.

Im dritten Akt finden wir Ulfheim und Frau Maja im Hochgebirge. Der Bärentöter ist bedenklich aufdringlich geworden, und sie hat Mühe, sich seiner zu erwehren, aber schließlich wollen sie doch miteinander weiter wandern auf den Wegen ihres Lebens. Zunächst aber müssen sie den gefährlichen Bergpfad hinab, des heranziehenden Unwetters wegen. Rubek und Irene gehen den umgekehrten Weg und steigen nach oben. Die alte Leidenschaft ist aufs neue emporgelodert. ,So wollen wir beiden Toten', sagt Rubek, ,ein einzigstes Mal das Leben bis auf die

Neige kosten — bevor wir in unsere Gräber zurückkehren.' Und das soll hoch droben über den ziehenden, häßlichen Wolken geschehen. ‚Dadroben wollen wir unser Hochzeitsfest feiern. Irene. — Geliebte!' Und sie steigen hinauf, höher und höher, aber eine Lawine reißt sie mit sich in die Tiefe und begräbt sie unter ihren Schneemassen.

Das Drama ist in gewissem Sinne realistischer als viele der vorhergehenden, ‚realistisch' insbesondere in seinem Verhältnis zu Dingen, die man lieber mit ‚Nacht und Grauen' bedeckt sehen möchte. Das Anormale, Psychopathische und Geschlechtliche spielt eine große Rolle. Und die sittlichen Begriffe der handelnden Personen sind nicht immer sehr einwandfrei.

Was dem Drama aber einen ganz spezifischen Charakter verleiht, ist sein symbolischer Gehalt. ‚Ein dramatischer Epilog' hat Ibsen es bezeichnet, es ist das Werk, in dem er von seinen modernen Schöpfungen und von seiner dramatischen Dichtung überhaupt Abschied nimmt. Aber wer will die Hieroglyphen deuten?

Wie passen nicht einzelne Wendungen des Professors, des Bildhauer-Dichters in den Mund unseres großen Realisten selbst? „Es liegt etwas Verdächtiges, etwas Verstecktes in und hinter diesen Büsten — etwas Heimliches, was die Menschen nicht sehen können. — . . Nur ich kann es sehen. Und dabei amüsiere ich mich so köstlich. — Von außen zeigen sie jene ‚frappante Ähnlichkeit', wie man es nennt, und wovor die Leute mit offenem Munde dastehen und staunen, — . . aber in ihrem tiefstem Grund sind es ehrenwerte, rechtschaffene Pferdefratzen und störrische Eselsschnuten und hängohrige, niedrigstirnige Hundeschädel und gemästete Schweinsköpfe — und blöde, brutale Ochsenkonterfeis sind auch drunter. . . . Und diese hinterlistigen Kunstwerke bestellen nun die biederen, zahlungsfähigen Leute bei mir. Und kaufen sie in gutem Glauben — und zu hohen Preisen. Wiegen sie schier mit Gold auf, wie man zu sagen pflegt". Wie hat nicht Ibsen diese Künste selbst geübt in seinen mo-

dernen Dramen und wie hat er nicht mit Vorliebe seine Studien gemacht im ‚großen Bedlam [Irrenhaus] dieser Welt'!

Und wie manches Mal mag der einsame Norweger ähnlich wie Rubek gedacht haben: „Der ‚Auferstehungstag' ging in die Welt und brachte mir Ruhm — und all die anderen Herrlichkeiten. Aber ich liebte mein eigenes Werk nicht mehr. Und vor der Menschen Weihrauch und Kränzen wär' ich am liebsten, verzweifelnd und angewidert in die finstersten Wälder geflohen."

Und wie manches Mal mag er auch Idealen nachgeträumt haben, die früher einmal vor seinen geistigen Augen gestanden und die er doch in seiner Kunst nicht festgebannt und verwirklicht! Wird dies als Grundgedanke des ‚dramatischen Epilogs' gefaßt, daß Ibsen sich über all die seltsamen Porträtbüsten seiner letzten Werke hinaus zurücksehnt nach dem großen, in vieler Beziehung so glänzenden poetischen Schaffen seiner früheren Jahre, dem er sich jetzt unmöglich aufs neue weihen kann, jetzt, da schon die Lawine des Todes im Begriffe ist, ihn und seine Kunst zu begraben, das wäre ein traurig ernstes, aber höchst bedeutsames Bekenntnis des greisen Realisten, der mit seinem Werke abrechnet. Aber dies Bekenntnis ist doch wieder selbst ein gewaltig realistisches Drama. Und somit scheint mir diese Auffassung gewagt. Freilich schreibt Ibsen am 5. März 1900 an Prozor: „Ob ich ein neues Drama schreiben werde, weiß ich noch nicht, — doch wenn ich weiter die geistige und körperliche Kraft behalte, deren ich mich jetzt noch erfreue, so würde ich mich wohl auf die Dauer nicht von den alten Schlachtfeldern fernhalten können. Aber in diesem Fall würde ich mich dann wohl mit neuen Waffen und in neuer Rüstung einfinden." Mit neuen Waffen und in neuer Rüstung! Sollte jetzt am Ende eine Periode im Zeichen des Positiven, Gesunden, Erfreulichen anbrechen? Sollten die Wege des wahren Glückes und der wahren Schönheit verkündet werden? Es war zu spät.

Doch es ist schwer, Ibsens Drama in diesem Sinne zu deuten. Wir sind hier an der Grenze angelangt, wo — um ein Bild aus der Szenerie des dritten Aktes zu entlehnen — die schweren, verschleiernden Nebel über die Landschaft sich lagern, wo die Gefahr lauert, willkürliche Interpretationen an die Stelle des wirklich Gegebenen zu setzen. Ibsen will gar nicht so Satz für Satz seziert und analysiert werden, er liebt die Frage mehr als die Antwort.

Der Schlußeindruck, den Ibsens großes realistisches Werk in der stattlichen Reihe der dreizehn modernen Dramen hier bietet, ist ein sehr ernster. Der Prophet des Realismus zeigt nicht den Weg, der aus den Irrungen der Menschenseele treu und sicher zu den Höhen des Ideals hinaufführt. Es sind ja Anläufe gemacht, z. B. am Schlusse von ‚Klein Eyolf', aber alles in allem hat Ibsen doch mehr ‚gefragt' und ‚photographiert', als geantwortet und zuverlässige Wege gewiesen.

Wege gewiesen hat er freilich in der Technik, in der Konstruktion einer reichen, durchdachten Vorfabel, die jetzt ihre Konsequenzen zieht bis zu der erschütternden Katastrophe. Wege gewiesen in feiner Psychologie und kunstvoller Führung des Dialogs, aber im Reiche der Ideen und Ideale muß ein anderer den Weg zeigen, er, der trotz allen Wankens und Schwankens in der komplizierten modernen Menschenseele auch heute noch in diese Welt hineinleuchtet mit der unverminderten Schönheit seiner Wahrheit und Gnade.

XX.

Eine Wanderung in Südetrurien.

Noch einen Blick auf die riesenhaft hoch und mächtig sich ins wolkenlose Blau wölbende Peterskuppel, noch einmal jenes Gefühl ehrfürchtiger Bewunderung und feierlichen Ernstes, das Michelangelo's Meisterwerk stets in mir weckt, wenn ich es das Häusermeer Roms beherrschen sehe, dann verschwand der Zug in dem Tunnel, welcher auf der Strecke Rom—Viterbo gleich nach der kleinen, unmittelbar hinter der Peterskirche gelegenen Station San Pietro den vatikanischen Hügel durchbohrt. Unsere Reise — wir waren nämlich fünf wanderlustige Deutsche, darunter vier, deren Wiege einst im Schwabenlande gestanden hatte — ging zunächst nach dem südetrurischen Bracciano. Von dort aus wollten wir in längerem Fußmarsche über Cerveteri das Meer gewinnen, um von dessen Küste mit einem Abendzug der Linie Civitavecchia—Rom wieder nach der ewigen Stadt zurückzukehren. Die Bahn durchschnitt zunächst einen üppigen Gartengürtel; Blumen- und Gemüsefelder, Weinberge und lichte, silbergrüne Ölbaumhaine mit smaragdenen Wiesengründen labten das Auge. Allmählich wurde die Vegetation spärlicher, zuletzt sank sie zur bescheidenen Kampagna-Haide herab. Nach etwa einstündiger Fahrt erblickten wir ein Hügelstädtchen, das in ein hohes, finsteres Schloß gipfelte, und zu seinen Füßen einen weithin in der Morgensonne aufschimmernden See. Das war Bracciano mit Castello und Lago di Bracciano. Gleich hinter seinem kleinen, rosarot getünchten Bahnhof bot sich uns ein guter Ausblick dar: Zu den Füßen des Schlosses, eines riesigen, wuchtigen Steinblockes mit glatten, auf mehreren Seiten fast fensterlosen Wänden und dicken, runden Ecktürmen breiten sich die braunen flachen Ziegeldächer des Ortes, deren Gleichförmigkeit nur das hohe Kirchdach und der daneben stehende Glockenturm unterbrechen. In der Tiefe ruht der See, eine große, durch ihren zarten weißen Dunstschleier perlmutterartig glänzende

Wasserfläche, welche waldige Hügelketten weit umkreisen und auf der Ostseite blau beschatten. Kein Windhauch wellt das Wasser, kein Boot gleitet über seinen mattsilbernen Spiegel, still und regungslos träumt die gewaltige Masse in ihrem schön ovalen Becken, das ein erloschener Krater ist. Aus der Menge der unauffällig geformten Uferberge tritt die Rocca Romana, ein hoher spitzer Kegel, stolz hervor; sie ist wie das ganze Gebiet hier herum vulkanischen Ursprunges und durch ihre markante Gestalt ebenso das weithin sichtbare Wahrzeichen des uralten Etruskerlandes, wie der höchste Gipfel des Albaner-Gebirges, der Monte Cavo, das des latinischen Gaues.

Bracciano hat rund 3000 Einwohner und zeigt in seinem Innern ein weit freundlicheres Aussehen als seine Feste. Nur das den Schloßhügel hinansteigende ältere Viertel ist mittelalterlich düster und eng. Nach Gregorovius entstand der Ort in unbekannter Zeit und wird zum ersten Male in einer Urkunde des Jahres 1234 erwähnt. In Deutschland hieße er also wohl alt, hierzulande aber legt man dieses Prädikat nur solchen Siedelungen bei, die mindestens anderthalb Jahrtausend auf dem Buckel haben. Meyers Reisehandbuch nennt Bracciano schlankweg eine kleine moderne Stadt. Was von ihr die Aufmerksamkeit des Fremden immer wieder fesselt, ist die schon erwähnte Burg, neben der die an der Erde kauernden Wohnhäuser der gewöhnlichen Sterblichen fast verschwinden. Der trotzige Bau wurde im Jahre 1490 von Napoleon Orsini errichtet und ging, nachdem er 200 Jahre diesem kraftvollen Geschlechte gehört hatte, in den Besitz des Fürstenhauses Odescalchi über, das heute noch sein Wappen über Tür und Tor geheftet hat. Die stolze Lage auf einer Anhöhe und die wahrhaft gigantische Größe versinnbildlichen treffend das Verhältnis des Erbauers zu seinen Mitmenschen. Wenn jener Napoleon Orsini vom Gipfel seiner Macht auf die ihm untergebenen Bürger und Bauern herabsah, so mußten sie ihm klein vorkommen wie die Menschlein, die man von der

Peterskuppel aus auf dem Petersplatz herumwimmeln sieht. Selbst ein moderner Milliardär ist in mancher Beziehung ein Zwerg gegen einen hohen Herrn dieses Orsini-Schlages, denn er kann vom Geringsten seiner Knechte mit Erfolg verklagt werden. Solcher Unbill war der Schloßherr von Bracciano nicht ausgesetzt, für ihn gab es nur dann Klage und Strafe, wenn ein viel, viel Mächtigerer als er Richter war, der aber war zu seinem Glücke meistens schwer zu finden. Dafür, daß die Orsini von Bracciano ihrer Zeit, in der unter den Großen Italiens das furchtbarste Faustrecht galt, gewachsen waren, folgende Episode aus ihrer Geschichte als Beweis:

Im Jahre 1560 war Herzog von Bracciano ein Paul Jordan Orsini. Er hat mit Auszeichnung bei Lepanto gefochten und die Freude erlebt, daß Pius IV. Bracciano zum Dukat erhob. Seine Gemahlin war Isabella, Tochter Kosimos I. von Toskana. Glücklich war die Ehe nicht, die beiden Gatten lebten meistens getrennt, bis eines Tages (1578) ihre Verbindung ein Ende mit Schrecken nahm. Paul Jordan, nicht ohne Grund eifersüchtig geworden, erwürgte nämlich in einem Anfall tigerartiger Wildheit Isabella mit eigenen Händen. Von einer Strafe berichtet Gregorovius, die Quelle zu dieser traurigen Geschichte, nichts. Nach dieser Untat warf der Schreckliche ein Auge auf Vittoria Accoramboni, eine berühmte Schönheit, welche in Rom lebte. Sie war zwar mit einem Neffen Sixtus V., der damals noch den Kardinalspurpur trug, verheiratet, doch das bildete für den Orsini kein Hindernis. Wozu gab es Meuchelmörder! Er ließ Peretti, so hieß nämlich der unglückliche Gatte Vittorias, ermorden und nahm dessen junge Witwe drei Tage nachher in seinen römischen Palast auf. Wiederum ist bei Gregorovius von Vergeltung und Sühne nichts zu lesen. Nur die jedenfalls mitschuldige Vittoria ließ Gregor XIII. unter strengem Verbote der Vermählung mit ihrem Geliebten in die Engelsburg werfen. Gegen den grausen Herzog von Bracciano selbst getraute man sich

offenbar nichts zu unternehmen, ja, als Gregor XIII. im Jahre 1585 starb, konnte jener es sogar wagen, sofort Vittoria Accoramboni zu heiraten. Zum Nachfolger des verstorbenen Papstes wurde der schon erwähnte Oheim des ermordeten Peretti erwählt; er nannte sich Sixtus V. und rächte seinen armen Neffen dadurch, daß er dessen Mörder in die Verbannung schickte, wo dieser bald darauf seine schwarze Seele aushauchte. Nun waren Vittorias Tage auch gezählt. Sie hatte ein Pulverfaß unter sich — den glühenden Haß der Familie des Verstorbenen — und zu ihrem Unglück warf sie selbst den zündenden Funken hinein, indem sie Erbschaftsansprüche stellte. Lodovico Orsini, einer der Haupterben, war nicht geneigt, mit Vittoria zu teilen, und um sich ihrer Ansprüche zu entledigen, beschloß er, sie ermorden zu lassen. Eines Tages, es war im Dezember 1585, drangen maskierte Männer in ihr Gemach und erdolchten sie. So sühnte die Witwe des Herzogs von Bracciano mit ihrem Blute, was sie an ihrem ersten Manne mitverbrochen hatte. Welch gräßliches Drama! Solch unglaublich klingender Frevel war aber im Italien der Renaissance gar nicht selten, ja er ist es auch heute im niederen Volke noch nicht. Wildlodernde Leidenschaft vergießt hierzulande immer noch Ströme von Blut, die alljährliche Mord- und Totschlagstatistik weist viermal so viel Fälle auf wie die deutsche und dabei zählt Italien nur 33 Millionen Einwohner, also nur 3 Millionen mehr als die Hälfte der Bevölkerung Deutschlands!

Wie ich mir diese Erinnerungen angesichts der finsteren Zwingburg durch den Geist ziehen ließ, fiel mir ein Bauwerk ein, das ich einst im herrlichen Land Tirol auch eine Höhe krönen sah. Es war ein wunderbar schöner Tag, der erste nach vielen traurigen Regentagen, an seinem Morgen hatte ich auf einem der höchsten Schneegipfel Europas gestanden und das Erhabenste gesehen, was die Erde zeigen kann — ein endloses weißes Gipfelmeer in der silbernen Morgensonne und unter einem Himmel, lichtblau und rein, wie von geschliffenem Stahl. Das noch nie geschaute Bild

hatte alle Kälte und Alltäglichkeit meines Gemütes überwältigt, voll unaussprechlicher Freude und süßer wunschloser Seligkeit war ich von ihm geschieden und aus den weiten totenstillen Gefilden des ewigen Schnees zum wald- und wiesengrünen Hochtal hinabgestiegen. Stundenlang hatte mich schon das brausende Bergwasser auf meiner Wanderung durch diese tiefe Erdfalte begleitet, da erblickte ich um eine Ecke biegend mit einem Male einen mächtigen Felsberg, der aus dem engen waldigen Grunde aufsteigend keine Raubritterburg, nein eine — Kirche zwischen den himmelhohen Talwänden emporhob. Wie dieses ferne Gotteshaus, das in unsäglicher Bergeinsamkeit trostreiches Zeugnis ablegt von dem reinen überirdischen Geiste, der im Menschen wohnt, klar und deutlich vor meinem geistigen Auge stand, da konnte ich das furchtbare Orsinischloß, die fluchbeladene Schöpfung erbarmungsloser Herrschsucht und gefühlloser Grausamkeit, nicht mehr sehen. Ich wandte mich mit Widerwillen von ihm ab und ging mit meinen Landsleuten zum Tor hinaus, den geplanten Marsch an die Meeresküste anzutreten.

Das Gebiet, das wir jetzt auf breiter, gepflegter Landstraße durchwanderten, hat entschiedene Ähnlichkeit mit der Hochfläche der schwäbischen Alb. In großen langgezogenen Bergwellen wogt das Land, auf fernen Kämmen ruht der hoch- und weitgespannte Himmelsbogen, die Bäume, die dort einsam stehen, zeichnen sich in voller Größe in sein blasses Blau, fahlgrüne Heide überzieht den Boden, da und dort bekleiden auch junge Buchenhaine die sanften Lehnen, selbst frischgrüne Saatfelder, die der Wind streichelt, fehlen nicht ganz. Nur die Pinie erinnert immer wieder an Italien. Der Anblick ihrer tiefgrünen, eine riesige Dolde bildenden Baumkrone, die ein hoher rotbrauner Stamm ins Blaue taucht, entzückte uns. Dem edlen Baume ist derselbe feierliche Ernst, dieselbe erhabene Größe eigen, die Italiens schönste Landschaften und seines Volkes höchste Kunstwerke auszeichnet. Mit Recht gilt er im Vereine mit der schlanken, himmel-

träumenden Zypresse als der klassische Repräsentant südländischer Vegetation.

Unsere Unterhaltung, anfangs rege und heiter, stockte allmählich. Nicht nur die flimmernde Sonnenglut, auch die feierliche, geheimnisvolle Stille und schwermutsvolle Einsamkeit der meilenweiten, sonnüberfluteten Landschaft machte einsilbig. Um uns zu beleben, fingen wir an, die alten Soldatenlieder zu singen, die uns einst an manch heißem Manövertag wieder aufgerichtet hatten. Ob diese schlichten langgezogenen Weisen hier schon einmal verklungen sind? Alles lebendige war ein Ereignis und beschäftigte uns. Zweimal begegneten wir Schafherden, nicht weidend, sondern im Schatten einer Baumgruppe zusammengeballt, ihre Hirten starrten uns Fremdlinge mit großen dunklen Augen an, einmal sahen wir in der Ferne Landvolk bei der Feldarbeit und lange verfolgten wir einen mächtigen Raubvogel, der in langsam majestätischem Fluge hoch in den reinen Lüften kreiste.

Wohl schon vier Stunden mochten wir nun unterwegs sein und das Landschaftsbild war immer noch dasselbe, so großzügig ist die tuskische Kampagna. Nur einem kleinen Waldgebirge, das bei Bracciano noch den fernen Horizont mit weichen, ruhigen Linien abgeschlossen hatte, waren wir nähergekommen. Auf Vorschlag eines der Gegend etwas kundigen Gefährten beschlossen wir endlich, die weißstaubige Landstraße zu verlassen und querfeldein zu gehen. Bald rauschte die Haide unter unseren Tritten und leuchtete uns das feurige Hochrot des wilden Mohnes entgegen, dieser prachtvollen Blüte, welche die Natur den schwarzhaarigen Töchtern Italiens als Haarschmuck darreicht. In der nordischen Sonne erlangt die Blume nie solche Lebhaftigkeit und Glut der Farbe. Nach einer halben Stunde standen wir plötzlich wie gebannt still. Als hätte es sich eben erst geöffnet, so auf einmal lag unter uns ein tiefes, waldiges Felsental, aus dessen Grunde Wasserrauschen und der balsamische Odem einer grünen Wildnis drang, die durch den Wechsel von Licht und Schatten, hell- und dunkelgrünem Laub-

werk nur noch reizvoller wurde. Eine Kletterpartie am steinigen Steilhang hinab, ein harter Kampf mit dem fast undurchdringlichen Dickicht und wir standen auf der Talsohle unten. Wer die italienische Sonne nicht kennt, kann uns die Freude nicht nachfühlen, mit der wir dort Felsenquell und Baumschatten begrüßten. Die Buchen und Kastanien, unter denen das klare Flüßchen hineilt, sind alte stämmige Bäume, die in stattlicher Höhe ein dichtes, von der Sonne durchschimmertes Laubdach wölben, goldgrüne Dämmerung, wonnige Kühle und ein süßer Duft nach Pfeffermünz und Lorbeer, die ringsum in Menge wachsen, erfüllen die friedvollen, weltverlorenen Hallen.

Wir folgten dem Bachlauf. Allmählich lichtete sich der Wald und überließ den schmalen Talgrund fast mannshohen Wiesen. Die Erde zeigte wieder Spuren von Bebauung und endlich erschienen auf dem rechten Talrande oben die Häuser von Cerveteri. Als wir ihre Höhe erstiegen hatten und den ersten Blick in die wieder sich öffnende Weite warfen, entfuhr uns allen fast gemeinsam der Ruf: „Das Meer!“ Ja dies unermeßlich weite, sonnige Hellblau in der Ferne, das am Horizont ganz sachte und unmerklich in das noch hellere des Himmels überging und zu dem sich das Land von uns aus sanft hinabsenkte, das war das Meer, dort draußen begann sein allumfassendes Reich.

Cerveteri ist ein kleiner, etwa 900 Seelen zählender Flecken, der auf einem Bergvorsprung liegt und außer diesem natürlichen Schutze auch noch den künstlichen hoher Mauern genießt. In seinem Innern ist alles aus massivem, kühlem Stein, Holzbauten kennt man hier nicht. Die Menschen, welche in den engen und niedrigen Häusern wohnen, sind durch harte Arbeit, magere Kost und erbarmungslose Sonnenhitze verwittert, verkümmert und verdorrt. Nichts läßt den fremden Wanderer ahnen, daß er hier die freilich kläglichen Überreste einer der ältesten Städte Europas vor sich hat und auf einer sagenhaft alten Bühne menschlicher Tragödie steht.

Einstmals vor mehreren Jahrtausenden in jener Zeit Mittelitaliens, welche trotz aller Aufhellungsversuche der Wissenschaft immer noch im Dämmerlicht der Halbverschollenheit liegt, landeten an der Meeresküste draußen phönizische Schiffe. Das große orientalische Handelsvolk, dessen Feld in Wahrheit die Welt war, wollte auch hier Tauschgeschäfte machen. Der Versuch glückte, denn die fremden Ankömmlinge fanden Eingeborene vor, die bereits einige Stufen der Kultur erklommen und deshalb Bedürfnisse hatten, und man gründete eine feste Handelsniederlassung, doch nicht unmittelbar am Meer, wo Seeräuber ein zu leichtes Spiel gehabt hätten, sondern hier oben am Berghang. Die junge Siedelung wirkte wie ein Magnet, sie zog Menschen an und hielt sie fest. Eine Stadt wuchs heran, wurde mit Mauern umgeben und ihrer rundlichen Form wegen „Agylla" d. h. Kreisstadt genannt. Dieses phönizische Agylla war es, das wir jetzt durchschritten. Vergil gedenkt einmal seiner: „Uralt, auf Felsen gegründet dehnt Agylla sich aus, die Stadt, die lydisches Volk einst, tüchtig, im Kriege erprobt, auf etruskischen Höhen erbaute". Die Phönizier blieben aber nicht die einzigen, die an der etrurischen Küste hinstrichen, es kamen auch Griechen und Karthager, ebenfalls handeltreibend und dabei nolens volens ihre Kultur mitteilend. Zu diesen drei Seemächten gesellte sich etwa im zweiten Jahrhundert Roms eine Landmacht, die Etrusker. Ihr Einfluß ward ausschlaggebend, Agylla oder, wie es von jetzt an hieß, Caere wurde etrurische Handelsstadt. —

Wenn man an die prachtvollen, oft an griechische oder orientalische Muster erinnernden Gold- und Silberarbeiten denkt, die hier gefunden wurden, und wie so viele, ebenfalls von hier stammende Kunsterzeugnisse jetzt im etruskischen Museum im Vatikan ruhen, Arbeiten, von denen ein Benvenuto Cellini gestand, er könne sie nicht einmal nachahmen, so glaubt man gerne an einen einstigen geistigen und wirtschaftlichen Aufschwung der Stadt. Und dieser Glaube wird durch die feststehende Tatsache, daß das antike Caere einmal

gegen 6 Kilometer im Umfang maß, noch gestärkt. Doch der Glanz verblaßte bald, etwa im Jahre 350 v. Chr. verschwand die Stadt im Rachen des nahen ländergierigen Rom, Caere wurde als „civitas sine suffragio“ als „Gemeinde ohne Wahlrecht“ dem römischen Staate einverleibt und sank fortan unaufhörlich, zu Augustus' Zeiten lag seine Blüte welk am Boden. Der heutige Namen Cerveteri entstand durch die im 13. Jahrhundert erfolgte Gründung eines etwa eine Stunde entfernten Cerenuovo.

Wie grundverschieden auch die Lose der Städte sind! Caere und Rom sind ungefähr zu gleicher Zeit gegründet worden und standen ursprünglich auf dem gleichen Machtniveau. Keine der beiden jungen Gemeinden hatte von Haus aus viel vor der anderen voraus. Während es aber die eine knapp zur Provinzstadt brachte und dann verfiel, erstieg die andere die schwindelnde Höhe der Weltherrschaft. Diese Machtgröße Roms ist wunderbar, kaum zu fassen. Man muß schon an eine besondere göttliche Sendung des von unerbittlichem Willen zum Herrschen beseelten Wolfsgeschlechtes am Tiber glauben, an die Sendung, Nord und Süd, Ost und West durch Zusammenfassen in ein Reich, durch Durchtränken mit einem Kulturelement und durch Verbreitung einer Sprache als Staatssprache einander nahezubringen und zu erschließen.

Solche und ähnliche Gedanken drängten sich mir auf, als ich nach eingenommenem Mittagsmahle mit meinen Landsleuten zu der großen Totenstadt hinauszog, die auf einem entfernten Hügel liegt und Cerveteri wenigstens in den Kreisen der Archäologen bekannt macht. Die Gräber dort sind teils unterirdisch, dann sind sie aus dem Tuffboden herausgehauen, teils oberirdisch, dann bilden sie kleine kegelförmige Hügel. Man zählt dreizehn größere Grabkammern und viele kleinere; wir mußten uns infolge Zeitmangels mit dem Besuch einer, der Grabstätte der Familie Tarchna, begnügen. Als unser Führer in der dortigen Hauptgruft die Fackel hob, um die schwarze Grabesnacht zu erhellen, gähnten uns

von allen Seiten des hohen, quadratischen Raumes rechteckförmige finstere Löcher an, die erbrochenen Sargkammern. Die kleinen Wandflächen, welche zwischen ihnen einst stehen geblieben waren, trugen etruskische Inschriften und oft ägyptisch anmutende Tier-, Pflanzen- und Waffenornamente. Was haben diese Wände erlebt! Wenn sie sprechen und uns etwas von dem Leben eines mythisch gebliebenen Urvolkes erzählen könnten! Die Gräber, welche man heute kennt, sind natürlich nicht die einzig vorhandenen. Ringsherum müssen Tausende und aber Tausende den ewigen Schlaf schlafen. Wer hat sie gekannt, wer hat sie geliebt?

Den Weg von Cerveteri nach dem kleinen Seebad Ladispoli legten wir vollends zu Wagen zurück, denn die weiße Landstraße, die wir durch den baum- und schattenlosen Küstenstrich zum Meer hinabführen sahen, lud wirklich nicht zum Gehen ein. Dabei fuhren wir nochmals an Hirtenbehausungen vorbei; so wie diese hohen kegelförmigen Strohhäuser müssen wohl die Hütten der Wilden Innerafrikas aussehen. Zu ihrem Glücke verbringen die Hirten nur ihre Nächte in ihnen, tagsüber umkreisen sie mit langer Stachellanze bewaffnet auf kleinen zottigen Pferden ihre Büffel- und Rinderherden. Endlich hielt der Wagen. Noch ein paar Schritte und vor uns lag das offene brausende Meer. Mein Blick flog in die Ferne, bis er auf eine schöne reine Wagrechte, die Himmel und Meer scheidende Horizontlinie, traf, und wanderte dann langsam wieder zum Lande zurück. Grenzenloses Wasser, tiefblau und heftig wogend, von der aus stolzer Mittagshöhe schon nach Westen hinabgesunkenen Sonne mit einer breiten blendenden Lichtflut quer übergossen! Ein Element auf unendliche Weiten hin und wie unbeschreiblich schön! Es ist klar und durchsichtig wie Kristall, ein Spiegel des blauen Himmels und der südlichen, weißglühenden Sonne, es ist unendlich beweglich und gehorsam schon dem leisen Winke des Lufthauches, Tag für Tag seit ewiger Zeit spielen die Winde mit ihm, Milliarden und aber Milliarden von Wellen aufwühlend und vor sich

herjagend. Hier gibt es keine Zeit, das Heute ist wie das Gestern und das Morgen wird wie das Heute sein, solange Gott die Welt erhält.

Ehrfürchtiges Staunen ergriff mich zuerst, dann schoß ein Strahl feuriger Begeisterung in mir auf. Ich wünschte mich stundenlang mit dem Meer zu unterhalten, um es zum Schlusse immer noch gleich unfaßbar groß und herrlich zu finden. Wie fesselt allein schon die Brandung. Von der hohen See kommt die Welle hereingezogen, ihr Wandern über die Meeresfläche ist ein ewiges Aufspringen und Sich-schäumendüberschlagen, Gott allein weiß, wie lange sie schon unterwegs ist, wie viel Meilen sie schon zurückgelegt hat, da stellt sich ihr, die noch kein Hindernis kennt, plötzlich das feste Land entgegen. Ein schwerer dumpfrauschender Anprall, ein Zerschellen, Aufspritzen, Niederklatschen, dann noch ein Hinauflecken am flachen, schwarzsandigen Strand mit langer, weißer Gischtzunge, und sie ist zurückgeworfen. Nach einer kleinen Pause kommt eine andere, dann wieder eine andere und wieder und wieder eine andere, aber allen ergeht es so. — Nur wenige Schiffe waren zu sehen. Im ganzen gewaltigen Gesichtskreise zählten wir ein paar hohe Segel und einen rauchenden Dampferschlot weit draußen, kein Fahrzeug näherte sich der Küste. Das tyrrhenische Meer ist heute ebenso vereinsamt wie sein kahler, städtearmer Strand und die Kampagna, die sich von ihm aus tief ins Innere Italiens hineinzieht. Überaus rührend war die Verlassenheit eines alten Strandturmes, der auf einer Landzunge draußen stand — und zu jener langen Kette von Wartetürmen gehörte, mit der die Päpste einst die Küste ihres Staates gegen die türkischen Seeräuber schützten. Die kühnen Bösewichte sind schon längst verschwunden, der gegen sie errichtete Turm aber schaut noch alt und traurig auf das ewig junge Meer hinaus, das ein von jahrtausendjähriger Kultur todmüdes Land bespült.

Bevor wir den Strand verließen und uns nach der benachbarten Station Palo begaben, erquickte uns noch ein

kurzes Seebad. Nach einem so heißen Wandertage tat es wunderbar wohl, wir jubelten jedesmal laut auf, wenn die salzige Flut rauschend über unsere schweiß- und staubbedeckten Körper hereinbrach. Endlich in Palo angelangt bestiegen wir den von Civitavecchia herkommenden Zug, um in nahezu zweistündiger Fahrt durch die unabsehbaren, schwermütigen Maremmen von Maccarese und Ostia, welche eben die Abendsonne noch golden überschimmerte, nach Rom zurückzukehren, der Stadt, die allein dem tiefen Verfalle der nach des großen Römerreiches Sturz über alles hier hereinbrach, entging, ja die zum zweiten Male Weltherrscherin wurde, weil — sie ein armer alter Fischer vom See Genesareth im fernen Judäa zu seinem und seiner Nachfolger Wohnsitz erkoren hatte. —

XXI.

Lord Cromer, der Urheber der Räumung Khartums und des tragischen Todes des Generals Gordon.

Die stets zu Übertreibungen geneigte ‚Times' behauptet, „seit Cäsar seine Commentarii de Bello Gallico geschrieben, habe kein großer Kapitän des Staates so vollständig und rückhaltlos, mit solcher Klarheit und Aufrichtigkeit eine Geschichte der jüngsten Ereignisse, quorum pars maxima fuit, abgefaßt als Lord Cromer. Cäsars Aufgabe war in mancher Hinsicht leichter". Ganz anders urteilt Stead in seinem Artikel ‚Lord Cromer and Government by Journalism', Contemporary Review 1908, p. 436—49, der die gegen die ‚Pall Mall Gazette' und gegen General Gordon erhobenen Anklagen einer scharfen Kritik unterwirft. Wir haben allen Grund, Lord Cromer für seine ausführliche Darstellung und die Aufdeckung der geheimen Triebfedern der führenden Persönlichkeiten Ägyptens, auf denen ein tiefes Dunkel lag, dankbar zu sein, wenn wir

auch gestehen müssen, daß Lord Cromer für seinen Ruf besser gesorgt hätte, wenn er die Frage betreffs des Sudan nur flüchtig berührt hätte, denn er hat es seinem Gegner leicht gemacht, ihn aus seinem eigenen Munde zu verurteilen.

Sir Evelyn Baring, der spätere Lord Cromer, wurde am 11. September 1883 zum britischen Agenten und Generalkonsul bestellt. Er war ein im indischen Zivildienst geschulter, bureaukratisch angehauchter Autokrat, der schon frühe selbständige Charaktere neben sich nicht dulden konnte. Die Lage Ägyptens war infolge der von dem Mahdi inaugurierten religiösen Bewegung äußerst schwierig und wurde noch bedenklicher, nachdem es dem Mahdi gelungen war, den General Hicks mit seinem aus Ägyptern bestehenden Heer in einen Hinterhalt zu locken und aufzureiben (5. Nov. 1883). Die Nachricht der Niederlage kam erst am 22. November in Kairo und London an und hatte die Resignation des Cherif Pascha zur Folge, der in Nubar Pascha einen Nachfolger erhielt. Statt sich eingehend mit der Sudanfrage zu beschäftigen und Erkundigungen einzuziehen, statt sich zu fragen, welche verhängnisvolle Folgen die Räumung des Sudan haben würde, ließ Cromer den Dingen ihren Lauf und nahm sich Zeit für weitere Überlegung, während die englische Presse, vor allem die Pall Mall Gazette, die Sendung Gordons oder irgend eines anderen Generals mit unbeschränkten Vollmachten verlangte. Graf Granville und das liberale Ministerium, das sehr gegen seinen Willen den Khedive aufrecht halten mußte und nicht gestatten konnte, daß das Land ein Spielball der Parteien werde, ließ sich von seinem Bevollmächtigten Cromer anfangs bestimmen, in die auswärtige Politik nicht einzugreifen, fragte aber doch an, ob die Dienste Gordons der Regierung willkommen seien und in welcher Eigenschaft. Der Generalkonsul gab eine abschlägige Antwort und verschanzte sich hinter Cherif Pascha, der einen Europäer für ungeeignet halte und besorge, die noch treu gebliebenen Stämme möchten, wenn ein Christ

mit dem Kommando betraut würde, abdanken (cf. Cromer I, 424). Was Letzterer der ägyptischen Regierung zum Vorwurf machte, daß sie, statt zu handeln und sofort die Besatzungen zurückzuziehen, bevor der Abfall weiterer mohammedanischer Stämme den Rückzug versperrte, zögerte, fällt ihm selbst zur Last, denn er war seit Januar 1884 der unverantwortliche Diktator, dem sich Nubar Pascha unterordnete. Die Lage wurde immer bedenklicher, die englische Presse, welche die Absendung Gordons verlangte, immer heftiger. Granville ließ am 10. Januar 1884 noch einmal anfragen, ob Gordon oder Sir Charles Wilson in Ägypten willkommen wären. Der Generalkonsul hüllte sich in Schweigen ein; auch, nachdem Abdul Kader Pascha die ihm angebotene Mission nach dem Sudan ausgeschlagen hatte. Granville hatte schon am 13. Dezember 1883 die Vollmacht erteilt, die nötigen Gelder behufs Zurückziehung der Garnisonen zu erheben. Cromer regte sich nicht, erst als die Regierung dem Drängen ihrer besten Generale Wolseley und Wood nachgab und Gordon nach Cairo schickte, machte Cromer gute Miene zum bösen Spiel und glaubte, „da er der einzige sei, der Bedenken gegen die Verwendung Gordons gehegt habe, müsse er sich im Irrtum befinden, da jedermann von ihm abwich“. Cromer scheint vergessen zu haben, daß er am 16. Februar ein Telegramm an Granville geschickt und gesagt hatte: „Gordon wäre der allerbeste Mann, wenn er sich verpflichten würde, die Besatzungen möglichst schnell aus dem Sudan, soweit es tunlich sei, zurückzuziehen. Geht er darauf ein, so ziehe ich ihn jedem andern vor.“ Die dem Telegramm beigefügte Klausel: „Gordon muß daran erinnert werden, daß er seine Instruktionen von dem britischen Agenten zu empfangen und ihm Bericht zu erstatten hat“, machte Gordon die Erfüllung seiner Versprechen unmöglich. „Der Grund, weshalb ich darauf bestand“, fügt Cromer erläuternd hinzu, „war meine Kenntnis seines irrlichtelierenden Charakters, deswegen appellierte ich an die militärische Disziplin.“

Gordon mußte, um sein Ziel zu erreichen, frei sein, Cromer legte ihn in Ketten. Der Bureaukrat war entschlossen, die Fäden in der Hand zu behalten, über Dinge, von denen er damals noch nichts verstand, zu urteilen und sich über die Ratschläge der Sachkundigen hinwegzusetzen, vor allem aber die Pläne Gordons zu durchkreuzen. Es ist wohl möglich, daß diese Pläne abenteuerlich waren, daß sie nicht zum Ziele geführt hätten; jedenfalls wäre dem Staat daraus kein Schaden erwachsen. Der Mann, dem in China, im Basutoland, in Abessinien, im Sudan das Unerhörte und Wunderbare gelungen, dem sein großer Ruf als wahrhafter Ritter ohne Tadel vorausgegangen, hätte es wagen können, zum Mahdi zu gehen und ihn zu einem Waffenstillstand zu vermögen. Seine Freunde in Europa, zu denen Samuel Baker, der frühere Gouverneur vom Sudan, gehörte, waren überzeugt, daß er seine Pläne durchführen werde, ebenso der Khedive und dessen vornehmste Beamten. Gordon hatte seine Absicht Clifford Lloyd im Vertrauen mitgeteilt. Cromer hat leider Wind von dieser Sache erhalten und Gordon, ohne nach dessen Gründen zu fragen, den gemessenen Befehl geschickt, den Besuch zu unterlassen. Gordon gehorchte, obgleich er recht wohl wußte, daß Cromer Blutvergießen zu vermeiden und Frieden herzustellen suchte, ohne die nötigen Mittel zu benutzen. In London hatte man den Besuch des Mahdi gebilligt und jede Beschränkung der Aktionsfreiheit des Generals, der nur dem englischen Ministerium verantwortlich sei, getadelt. Cromer hat sich in seinem Buch zu derselben Ansicht bekehrt, denn er schreibt: „Nach meiner Ansicht war es ein Fehler, Gordon nach Ägypten zu schicken. Aber nachdem er einmal da war, war der einzige Weg, der zum Erfolg führte, die Adoption der von der ‚Pall Mall Gazette‘ vorgeschlagenen Politik, Gordon ‚carte blanche‘ zu geben. Ich sah das von Anfang an ein.“ Nicht doch. Cromer setzte allen Vorschlägen des Generals den zähesten Widerstand entgegen, er verweigerte die flehentliche Bitte, Zobeir Pascha mit ihm nach Khartum ziehen zu lassen,

von dessen Einfluß auf die rebellischen Stämme er sich Großes versprach. Gordon wurde lange in Kairo infolge der Weigerung, Zobeir nach Khartum gehen zu lassen, zurückgehalten und kam erst am 18. Februar in Khartum an. Von da schickte er eine Deputation an den Mahdi, bot ihm das Sultanat von West-Darfur an, wenn er die Gefangenen freilasse und ihm erlaube, 10 Monat im Sudan zu bleiben, behufs Regelung der Angelegenheiten und Zurückziehung der Garnisonen. Der Mahdi wies diese Bedingungen erst nach zwanzigtägiger Debatte in seinem Rate zurück. Als es zu spät war, ließ sich Cromer herbei, Zobeir nach Khartum gehen zu lassen, machte aber die Erlaubnis von der Zustimmung der Regierung in London abhängig. Diese beschied ihn abschlägig, wohl weil er es gewünscht hatte.

Die Erklärung bei Cromer (I, 529) ist sehr gewunden. „Ich glaube", heißt es, „„die Ereignisse im Sudan würden eine ganz andere Wendung genommen haben, wenn die Regierung Zobeir nach Khartum geschickt hätte. Nachdem Gordon am Oberst Stewart eine Stütze gefunden, gab ich dem Drängen nach. Zobeirs Gegenwart würde den Abfall der Stämme um Khartum herum, die mit dem Anschluß an den Mhadi zögerten, verhindert haben." Jeder andere würde, nachdem er so viele Fehler begangen, bereitwillig auf die Vorschläge derer, welche die kommenden Ereignisse vorausgesehen hatten, eingegangen sein; nicht der Generalkonsul, der sich alle günstigen Gelegenheiten, geordnete Zustände in dem Sudan herzustellen, hatte entgehen lassen.

Gordon wollte noch retten, was zu retten war, und bat um Instruktionen behufs Konzentrierung der Garnisonen in Khartum und um Absendung einer indischen oder britischen Truppe von Suakin nach Berber. Cromer mißbilligte dies und erreichte durch seine Vorstellungen, daß das Ministerium in London ihm beipflichtete. Am 16. März änderte er seine Meinung, entdeckte aber, daß der Abfall des Scheik el Obeid und die Revolution der Stämme von Berber und Schendy (12. März) eine Entsetzung Khartums erschwert

habe. Gordon war entschlossen, sich durchzuschlagen; aber er erhielt den gemessenen Befehl, in Khartum zu bleiben, und wurde nachher des Ungehorsams beschuldigt, weil er die Stadt nicht geräumt habe.

Im Interesse der Bewohner des Sudans und des von ihm regierten Ägyptens hätten von Cromer sofort Maßnahmen behufs Bekämpfung des Mahdi und Beschützung der friedlichen Einwohner getroffen werden müssen. Der Generalkonsul machte jedoch keinen Versuch, verschuldete vielmehr das Schwanken und die Zögerung des Ministeriums. Als eine Expedition unter General Wolseley beschlossen ward (Sept. 1884), stritt man sich, welchen Weg man wählen solle. Eine Abteilung erreichte Metemma, wo sie einige gepanzerte Dampfschiffe Gordons fand. Hätte Sir Charles Wilson sogleich mit einem Teil der Truppen sich eingeschifft, so hätte er Gordon am Leben gefunden, denn die Stadt Khartum war erst am 26. Januar 1885 gefallen.

Die Bewunderer Cromers wollen freilich nicht zugeben, daß ihr Abgott einer so auffallenden Kurzsichtigkeit und Halsstarrigkeit sich schuldig gemacht und wälzen die Hauptschuld auf die liberale Regierung und die demokratischen Institutionen ab, welche der Ausführung großer Unternehmungen hinderlich seien. Die Hauptschuld trifft den höchsten mit allen Vollmachten ausgerüsteten Beamten, dem die Regierung nur zu großes Vertrauen geschenkt hat.

XXII.

Die Parteiströmungen im Reichslande im Lichte der Gemeinderatswahlen.

Straßburg, im Juli 1908.

Während in der Regel mit dem Beginn der heißen Jahreszeit verhältnismäßig Ruhe auf dem Gebiete der Politik einzutreten pflegt, befanden sich die Reichslande vor kurzem mitten in einem tiefgehenden Wahlkampfe. Am 28. Juni und am 5. Juli fanden hier die sogenannten Gemeinderatswahlen statt, in denen sich unsere Parteiverhältnisse besonders scharf wiederspiegeln, so daß ein näheres Eingehen auf diese Wahlen zum besseren Verständnis des Parteiwesens in den Reichslanden nicht unangebracht sein wird.

Zur Orientierung für Fernstehende wird es zunächst nicht unnütz sein, den Begriff der Gemeinderatswahlen zu klären. Die Gemeinderäte sind in Elsaß-Lothringen, wie in Frankreich, von wo wir diese Einrichtung haben, die Verwaltungskollegien der Einzelgemeinwesen, Städte und Dörfer des Landes. Sie haben sich mit den Angelegenheiten zu befassen, die der Staat der Verwaltung der Städte und Dörfer überläßt und ihre Amtszeit beträgt sechs Jahre. Daß in diesem durch den Staat geschaffenen Rahmen die Bedeutung der einzelnen Gemeinderatskollegien, von dem kleinsten Dorfe bis zu den größten Städten, unendlich verschieden ist, liegt auf der Hand. An der Spitze steht der Bürgermeister, der ausführendes Organ ist. Die Zahl der Gemeinderäte wächst mit der Bevölkerungszahl des Gemeinwesens. Kleinere Ortschaften haben 8, 10, 12 Gemeinderäte, während die großen Städte wie Straßburg und Mülhausen deren 36 aufweisen. Alle auf die Gemeinderäte sich beziehenden Fragen, Ausdehnung und Grenze der Befugnisse, Befugnisse und Ernennung der Bürgermeister, Geschäftsordnung und Bestimmungen über das Wahlgeschäft, sind geregelt durch die „Gemeindeordnung“ vom Jahre 1894 bis 1896.

Aber man würde nur eine unvollständige Kenntnis in diesem Punkte aufweisen, wenn man die Seite übersehen wollte, mit welcher die Gemeinderatsfrage die Politik berührt. Die Gemeinderäte sind nämlich in Elsaß-Lothringen durch die deutsche Verwaltung mit politischen Befugnissen ausgestattet und dadurch in das Getriebe der Politik hineingezogen worden: eine Seite, die gerade unter den heutigen Verhältnissen von Bedeutung ist. Der Berührungspunkt, den der Organismus der Gemeinderäte mit der Politik aufweist, besteht in dem Anteil der Gemeinderäte an der Wahl der Mitglieder des Landesausschusses, der für Elsaß-Lothringen die allerdings in ihren Rechten noch sehr dürftig ausgestattete gesetzgebende Versammlung darstellt. Der Landesausschuß besteht aus 58 Mitgliedern, von welchen 34 durch die Bezirkstage ernannt werden. Die übrigen 24 fallen den Gemeinderäten zu. Elsaß-Lothringen zerfällt in 26 Kreise, auf die je ein Vertreter im Landesausschuß kommt. Diese werden in zweistufiger Wahl in der Weise gewählt, daß jedes Gemeinderatskollegium, je nach seiner zahlenmäßigen Stärke, einen oder mehrere Wahlmänner bezeichnet, die dann ihrerseits den Abgeordneten für den Landesausschuß wählen. Diese politischen Befugnisse treten aber noch weit schärfer auf für die Gemeinderäte der vier größten Städte Straßburg, Colmar, Mülhausen und Metz. Die Gemeinderäte dieser vier Städte bezeichnen direkt ein Mitglied aus ihrer Mitte zum Abgeordneten für den Landesausschuß. Daraus ergibt sich, daß in Elsaß-Lothringen die Gemeinderäte durch das Gesetz den Charakter von Organen für ausschließliche Verwaltung von Munizipalangelegenheiten verloren haben und unmittelbar in das politische Getriebe hineingefügt sind. Daraus folgt von selbst der Charakter der Gemeinderatswahlen. So wie die Dinge bei uns liegen, ist im Prinzip in den Gemeinderatswahlen zugleich die Wahl von 24 Abgeordneten des Landesausschusses entschieden. Die Gemeinderatswahlen haben also bei uns einen ausgeprägten politischen Charakter und weitgehende Tragweite auf politischem Gebiet. Dieser Punkt

darf nicht übersehen werden, wenn man sich ein einigermaßen richtiges Urteil über die Lage bilden will. Man versteht deshalb auch das Interesse, das die sämtlichen politischen Parteien an diesen Wahlen bekundeten. Je nach dem Ausfall dieser Wahlen konnte jede Partei sich in ihrem Besitzstand im Landesausschuß bedroht sehen und damit selbstverständlich in dem den Abgeordneten zustehenden Einfluß auf die Gesetzgebung des Landes.

Aber eine hervorragende Stelle nahmen in den diesjährigen Gemeinderatswahlen die finanziellen Fragen der Kommunalpolitik ein. Wir hatten im Reichsland ein Gemeinderatskollegium, in welchem seit 1902 die Sozialdemokraten die Mehrheit besaßen: es war in Mülhausen. Nun ist es gewissermaßen ein soziales Gesetz, daß überall, wo die „Genossen" in den Verwaltungsorganismen der Gemeinwesen den Ausschlag geben, ganz heillos in den Finanzen gewirtschaftet wird und Schulden auf Schulden gehäuft werden. Auf jeden Fall trifft dies zu für die Wirtschaft der Genossen in Mülhausen. Bei der Rolle, die gerade die finanzielle Lage der Stadt Mülhausen in dem Wahlkampfe gespielt hat, empfiehlt es sich diesen Punkt genau festzulegen. Als im Jahre 1902 die jetzige Mehrheit an das Ruder kam, hatte Mülhausen bei etwa 95,000 Einwohnern eine Schuld von 5½ Millionen Mark. Was noch an festen Verpflichtungen vorhanden war, war reichlich gedeckt durch einen Reservefonds von 2½ Millionen Mark. Das war vor sechs Jahren. Wie hat sich nun die Lage unter der Herrschaft der Sozialdemokraten gestaltet? Die Antwort ist eine niederschmetternde für die Sozialdemokratie. Heute hat Mülhausen zunächst eine bereits festgelegte Schuld von sage und schreibe 18 Millionen Mark. Aber dazu kommen feste Verpflichtungen vielfacher Art, welche die Stadt eingegangen ist und die als Schuld auf der Stadt lasten. Diese Verpflichtungen belaufen sich ihrerseits wieder auf rund 10 Millionen Mark. So daß die Stadt Mülhausen nach einer sechsjährigen Wirtschaft einer sozialdemokratischen Mehrheit ihre Schuldenlast von

5 Millionen Mark auf 28 Millionen, also um rund 23 Millionen steigen sieht. Wie blind darauf los gehaust wurde, ist zu ersehen an der Ausführung der Arbeiten für ein städtisches Spital. Ursprünglich waren dafür 806,000 Mk. vorgesehen und schließlich wird die Gesamtausgabe auf 5 Millionen 200,000 Mk. zu stehen kommen. Daß es in dem Tempo nicht weiter gehen konnte, war auch für den harmlosesten Philister klar. Die unbestimmten Regungen verdichteten sich allmählich zu der festen Auffassung, daß die Sozialdemokratie um keinen Preis mehr die Herrschaft in dem Gemeinderat behalten durfte und daß ihrem kopflosen Verschwenden in den Finanzen der Stadt ein Ende gemacht werden müßte. Nicht ganz unähnlich lagen die Verhältnisse in Straßburg, wo die Sozialdemokraten eine so starke Minderheit hatten, daß sie auch hier in der Lage waren, die Ausgaben unverhältnismäßig zu steigern. So daß auch hier auf bürgerlicher Seite die Hauptsorge darin bestand, eine Vorherrschaft der Sozialdemokraten in dem neuen Gemeinderat abzuwehren. Aus allen diesen Erwägungen wuchs allmählich in den Hauptstädten des Landes der Gedanke heran, eine Verständigung zwischen den bürgerlichen Parteirichtungen zu versuchen, um so dem Vordringen der Sozialdemokraten in die Gemeinderäte Halt zu gebieten. Wesentlich hat anderseits zur Verwirklichung dieses Wunsches die Tatsache beigetragen, daß in den bürgerlichen Kreisen die ausschlaggebende Stellung der Sozialdemokraten in den Gemeinderäten nur schwer ertragen wurde. Und daran waren allerdings die Sozialdemokraten selbst in hohem Maße schuld. Die Natur der Sache bringt es schon mit sich, daß die Klassen von Besitz und Bildung es unangenehm empfinden, in der Verwaltung der Kommunalangelegenheiten von den Schichten bevormundet zu werden, denen diese Merkmale abgehen. Dazu hatten aber die berufsmäßig politisierenden Elemente bei den Sozialdemokraten ihr Mögliches getan, um dieses Gefühl des Unbehagens in den bürgerlichen Kreisen auf das Maximum zu steigern. Das Gebahren dieser Elemente wies eine derartige Arroganz und

eine derartige Brutalisierung der Gegner auf, daß auch die ruhigsten bürgerlichen Elemente allmählig daran satt bekamen und so von selbst für eine Verständigung unter den bürgerlichen Parteien vorbereitet waren, wie ja überhaupt dieser Gedanke durch die Erörterungen über die proportionelle Vertretung den Massen schon näher gekommen war.

Aber von dem Gedanken bis zur Tatsache schien noch ein weiter Weg zu sein. Wenn die Vereinbarung zustande kommen sollte, mußte sich das Zentrum mit den Liberalen und den Demokraten verständigen und sich auf ihre Kandidaten verpflichten und umgekehrt. Nun haben aber gerade bei uns die Liberalen und die Demokraten Tendenzen betätigt, die dem Zentrum ein Entgegenkommen so schwer als möglich machen mußten. Seit Jahren haben Liberale und Demokraten bei den Wahlen fast durchweg nach dem Motto gehandelt: Lieber rot als schwarz. Einer ihrer Führer hatte laut verkündigt, daß die Liberalen mit ihrer Weltanschauung den Sozialdemokraten näher stünden als dem Zentrum. Anderseits haben sie alles aufgeboten, um die Katholiken in ihren heiligsten Interessen zu verletzen. Alle Anträge, die hierzulande gegen den konfessionellen Charakter der Volksschule gestellt wurden, gingen zum großen Teil von den Demokraten aus, und es war nur allzuklar, daß die Katholiken im Ernstfalle durchaus nicht auf die Liberalen zählen können würden, um sich gegen diese Vorstöße zu sichern. Dazu kam der Umstand, daß man auf katholischer Seite durchaus kein Vertrauen in die Bündnistreue der linksstehenden Parteien hatte. Schon so und so vielmal hatte man Kompromisse mit den anderen abgeschlossen, hieß es, und das Resultat war jedes Mal, daß die Katholiken ihr Wort hielten und den Kandidaten der anderen Parteien zum Erfolg verhalfen, während die Liberalen und die Demokraten unter der Hand die katholischen Kandidaten strichen und sie so zum Fallen brachten.

Allein trotz dieser Schwierigkeiten gewann der Gedanke einer Verständigung der bürgerlichen Parteien allmählich an

Boden. Es wurde rührig hinter den Kulissen gearbeitet, wobei selbstverständlich jeder Schritt und jedes Wort vorsichtig abgewogen wurde. Bald wurde die Sache in den Zeitungen besprochen und nach und nach wurden feste Umrisse bemerkbar. In Straßburg und in Mülhausen verständigten sich das Zentrum, die Liberalen und die Demokraten. Und zwar in Straßburg auf vollen Ausschluß der Sozialdemokraten. In Mülhausen hingegen vereinbarten sich die bürgerlichen Parteien dahin, daß sie für sich 31 von 36 Kandidaten in Anspruch nahmen und fünf Sitze freiließen. Anders gestaltete sich die Lage in Colmar, wo bekanntlich Blumenthal Bürgermeister ist. Die Liberalen hatten sich hier in den Gedanken verbissen, Blumenthal, der mehr demokratisch gefärbt ist, auf dem Bürgermeisteramt durch einen waschechten Liberalen zu ersetzen und sie waren unklug genung, schon sehr früh in ihr Spiel blicken zu lassen. Man kann dem Abgeordneten und Bürgermeister Blumenthal manche Eigenschaft absprechen, aber er besitzt in hohem Maße den Instinkt der Selbsterhaltung. Das Manöver der Liberalen hatte deshalb die ganz natürlche Folge, daß sich Blumenthal sofort merklich dem Zentrum näherte und so kam zu Colmar der Kompromiß zustande zwischen Demokraten und Zentrum gegen die Sozialdemokraten und die Liberalen. In Metz endlich gelang ein Kompromiß der bürgerlichen Parteien gerade noch zur Not. Demgegenüber hatten auch die Sozialdemokraten Stellung genommen. Daß sie sich mit ihrer ganzen Wucht an diesen Wahlen beteiligen würden, stand fest. Und sie waren durch ihre Erfolge in der Vergangenheit so ziemlich überzeugt, daß sie ganz bedeutende Siege erfechten würden. Sie bauten hierin auf die Uneinigkeit zwischen den bürgerlichen Parteien, die ihnen schon so oft gestattet hatte, die angenehme Rolle des tertius gaudens zu spielen. Sie faßten deshalb den Parteibeschluß, für den ersten Wahlgang auf jeden Fall selbständig zu bleiben und jeden Kompromißversuch abzulehnen. Sie gingen dabei von der Annahme aus, daß in dem ersten Wahlgange nur wenig Resultate erzielt

werden würden und daß sie dann bei den Stichwahlen entweder ihre Bedingungen stellen, oder mit ihren Massen zahlreiche Erfolge erreichen könnten.

Dies war der Aufmarsch der Parteien und man wartete mit Spannung auf das Resultat. Die Entscheidung fiel am 28. Juni und in den Stichwahlen vom 5. Juli. Schon gleich der erste Gang brachte überraschende Nachrichten. In Straßburg, Colmar und Mülhausen war die Kompromißliste der bürgerlichen Parteien voll und ganz durchgedrungen. Für Straßburg und Colmar waren die sämtlichen Gemeinderäte definitiv gewählt worden und es war keine Stichwahl mehr erforderlich. In diesen Städten war also die Sozialdemokratie aus dem Gemeinderat entfernt. In Mülhausen waren die 31 Kandidaten der bürgerlichen Parteien mit erdrückender Mehrheit gegen die Sozialdemokraten gewählt und so war für diese nur noch die Möglichkeit, in den Stichwahlen die von den bürgerlichen Parteien freigelassenen Sitze zu erobern. In Metz war das Resultat nur unklar in Bezug auf Liberale, Einheimische und Zentrumsmitglieder, weil dort eine völlige Disziplinlosigkeit herrschte und unzählige Quertreibereien stattgefunden hatten, aber auch dort gelang es den Sozialdemokraten nicht, auch nur einen einzigen Kandidaten durchzubringen. Auch in den Städten zweiten Ranges ging es nicht besser: nur ganz spärlich gelang es ihnen in dem einen oder dem anderen Städtchen einige Sitze zu erlangen. Der zweite Wahlgang war nicht günstiger für sie. Er vollendete die Niederlage in Mülhausen. Die bürgerlichen Parteien scheinen zuerst die Absicht gehabt zu haben, den Sozialdemokraten die fünf freigelassenen Sitze nicht allzu ernstlich streitig zu machen. Aber im letzten Augenblick erschien eine bürgerliche Liste von fünf Namen und auf bürgerlicher Seite ging man mit einer solchen Disziplin vor, daß auch die fünf Sitze sämtlich gewonnen wurden. Und was bedenklich erscheint für die Sozialdemokratie in Mülhausen: die Führer der Partei, die auf der Liste standen, vereinigten durchschnittlich jeder 1300 Stimmen weniger auf ihre Namen, als sie im

ersten Wahlgange erhalten hatten. Und doch wurden alle Minen gesprengt und Versammlungen um Versammlungen abgehalten. Mülhausen, das von 1902—1908 von einer sozialdemokratischen Mehrheit beherrscht war, wird also keinen einzigen Sozialdemokraten in dem Gemeinderat haben, ebenso wie Straßburg, Colmar und auch Metz. Denn auch hier wurde kein Genosse gewählt. In den übrigen Kreis- und Kantonhauptorten war die Lage derart, daß nur in wenigen eine Mehrheit von Sozialdemokraten zu fürchten war. Dieser Fall ist nirgendwo eingetreten. Nur in einigen kleineren Städtchen ist es ihnen gelungen etwa 9 oder 10 Genossen in Gemeinderatskollegien von 24 Mitgliedern zu bringen, und zwar mit Hilfe der Liberalen. Darunter befindet sich das Industriestädtchen Gebweiler mit etwa 13000 Einwohnern. Die Liberalen stehen hier unter der Führung des kaiserlichen Amtsrichters Freysseng. Dieser Herr hatte sich schon bei den Bezirkstagswahlen im Jahre 1906 trotz seiner amtlichen Stellung in die bedenklichste politische Agitation gestürzt und damals in einer öffentlichen Versammlung den Spruch getan, daß „die Wähler wohl für einen liberalen Katholiken oder für einen Sozialdemokraten stimmen dürften, aber in keinem Falle für einen Klerikalen.“ Unterdessen scheint er sich noch entwickelt zu haben, denn bei den Gemeinderatswahlen verband er sich resolut mit den Sozialdemokraten, die es dadurch auch auf 9 Sitze gebracht haben.

Überblickt man nun das Ganze, so wird zunächst klar, daß diese Wahlen eine vollendete Niederlage der Sozialdemokraten bedeuten. Damit soll nicht gesagt sein, daß jetzt alles getan sei, aber man darf ruhig sagen, daß viel von dem Nimbus verloren gegangen ist, der ihr bisher so viele Mitläufer einbrachte, welche die Illusion hervorriefen, daß die Sozialdemokratie zweifellos über das Gros des Volkes verfüge. Eine Partei, die in dem Maße wie die sozialdemokratische auf den Erfolg angewiesen ist, um ihre Mannen zusammenzuhalten, muß unter einer Niederlage wie die vom 28. Juni und vom 5. Juli besonders schwer leiden. Der

Schlag wirkt noch um so wuchtiger, weil die Gemeinderatswahlen in Elsaß-Lothringen sich auf Grund des allgemeinen Wahlrechts vollziehen. Zieht man dann noch die Tatsache in Betracht, daß eine ähnliche Niederlage für die Sozialdemokratie bei den deutschen Reichstagswahlen von 1907 zu stande kam und daß auch die im Mai dieses Jahres vollzogenen Gemeinderatswahlen in Frankreich zweifellos ein Niederringen der sozialdemokratischen Parteiströmung bedeuteten, so scheint die Annahme berechtigt, daß der sozialistische Gedanke erheblich an Werbekraft eingebüßt und seinen Höhepunkt überschritten hat. Dabei will es wieder einmal die Ironie der Geschichte, daß diese Niederlagen der Sozialdemokratie auf Grund des allgemeinen Wahlrechts erfochten wurden, von dem Jedermann den Sieg der Sozialdemokraten fürchtete, während in der nämlichen Zeit das preußische Wahlrecht, das mit allen Raffiniertheiten ausgestattet ist, um eine Wahl von sozialistischen Abgeordneten sicher zu verhindern, 7 Sozialdemokraten in den Landtag brachte. Als spezieller Grund kommt wohl in Elsaß-Lothringen für diese Niederlage der Sozialdemokraten noch die Schroffheit in Betracht, mit welcher sie in ihren Aufrufen sich gegen alle und jede Ausgabe für den Kultus ausgesprochen haben. Damit haben sie all den Mitläufern, die einmal sozialdemokratisch wählten, um etwa ihre Unzufriedenheit zu bekunden und die Regierung zu ärgern, zu klar gezeigt, wohin die Reise im sozialdemokratischen Zug eigentlich ging, und da wollte man nicht mitmachen.

Auf katholischer Seite wird man jedoch gut daran tun nicht nur diese Seite der Gemeinderatswahlen in Betracht zu ziehen und sich nicht in Illusionen einlullen zu lassen. Daß den Sozialdemokraten eine jener Lektionen erteilt wurde, die ungezogenen politischen Elementen ebenso gebühren wie den Rangen dieser nämlichen Gattung, ist ja nur zu begrüßen. Aber es müßte als durchaus verfehlt bezeichnet werden, wenn die Katholiken bei diesem Resultate stehen bleiben wollten. Die Gemeinderatswahlen haben nun einmal in Elsaß-Loth-

ringen einschneidende politische Tragweite und deshalb müssen sich die Katholiken unter allen Umständen mit dieser Seite der Wahlen befassen. Und hier heißt es die Augen offen halten. Straßburg, Colmar und Mülhausen hatten bis jetzt liberaldemokratische Vertreter in den Landesausschuß gesandt. Für Mülhausen bleibt dies auf jeden Fall. In Colmar wird es wohl tatsächlich so bleiben, obschon dort die Mehrheit dem Zentrum gehört. In Straßburg stehen 11 Zentrumsmitglieder gegen 25 liberaldemokratische — der Ausfall der Wahl für den Landesausschuß kann also nicht zweifelhaft sein. Und zwar steht es nun ungünstiger zu Straßburg für das Zentrum wie früher. Bei einer genügend starken sozialdemokratischen Gruppe im Straßburger Gemeinderat wäre es möglich in Bezug auf die Wahl für zwei Landesausschußabgeordnete aus Straßburg-Stadt und aus Straßburg-Land zwei Kompensationsobjekte zu schaffen, bei welchen das Zentrum in der Lage gewesen wäre, die Wagschale nach der einen oder nach der anderen Seite niedergehen zu machen. Bei der jetzigen Zusammensetzung des Gemeinderats ist diese Politik unmöglich. Es kann sich aber noch eine weitere Schwierigkeit ergeben, die vorläufig nur angedeutet werden soll. Es ist offenes Geheimnis, daß mit aller Gewalt darauf hingearbeitet wird, die Wahl des Abgeordneten Böhle ungültig erklären zu lassen. Sollte dies geschehen, so würde Straßburg wieder vor einer neuen Reichstagswahl stehen und damit würde für die Katholiken auch eine heikle Frage auf den Plan gerufen. Nun sind auch noch die kleineren Städte in Betracht zu ziehen. In sieben oder acht derselben haben die Katholiken nicht den nötigen Erfolg gehabt. In zweien davon haben die Liberalen den Sieg aus eigener Kraft errungen. In den übrigen teilen sie die Herrschaft mit den Sozialdemokraten, mit denen sie, zum Teil schon beim ersten Wahlgange, Bündnisse abgeschlossen hatten. Auch dadurch ist eine entsprechende Schwierigkeit in Bezug auf den Landesausschuß geschaffen. Also nur nicht auf den Lorbeeren ausruhen! Hier ist ein weites Gebiet, das noch

zu bearbeiten ist. Die durch nichts zu ersetzende Kleinarbeit muß noch viel intensiver einsetzen.

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, daß, trotz der in den großen Städten abgeschlossenen Kompromisse, auf dem Lande im großen und ganzen der Kampf ebenso sehr gegen den Liberalismus als gegen die Sozialdemokratie geführt wurde. Und mit Recht. Denn der Liberalismus — und darunter verstehen wir alle Schattierungen desselben: Liberale und Demokraten — weist namentlich in den Reichslanden einen ausgeprägt katholikenfeindlichen Charakter auf. Besonders in den letzten fünf oder sechs Jahren ist diese Seite der liberalen Tendenzen scharf zum Ausdruck gekommen. In der allgemeinen Gesetzgebung des Landes haben sie freilich nicht viel in diesem Sinne durchzudringen vermocht. Aber wer immer die Reden ihrer Führer im Landesausschuß und sonst wo hörte, mußte zu der Auffassung gelangen, daß man da nur allzuleicht für alle möglichen freiheitswidrigen Gesetze gegen die Katholiken zu haben wäre. Wenn keine greifbaren Vorstöße in der Landesgesetzgebung zu verzeichnen sind, so hat es jedenfalls unseren Liberaldemokraten nicht an gutem Willen gefehlt. Aber sie sind im ganzen nur 7 Mann auf 58 Abgeordnete und damit ließ sich auch beim besten Willen nicht viel machen. Allein was sie in der Landesgesetzgebung unterlassen mußten, haben sie nach Möglichkeit in der Kommunalpolitik zu erreichen gesucht. Wo sie die Mehrheit in der Hand hatten, haben sie sich auch sofort kulturkämpferische Heldentaten geleistet. In Colmar und Straßburg wurde die Konfessionalität der Kleinkinderschulen durch die Gemeinderäte aufgehoben. In Straßburg wurde sogar von dem Gemeinderat an den Landesausschuß am 16. November 1906 das Ersuchen gerichtet „die Scheidung der Lehrer und der Schüler nach konfessionellen Gesichtspunkten zu beseitigen“. Es wird sich also fragen, ob sich unsere Liberaldemokraten auch nach den Kompromissen diesen Sport weiter leisten werden. Unter den großen Städten ist zunächst Colmar gesichert, weil da die Katholiken über

die Mehrheit in dem Gemeinderat verfügen. In Straßburg und in Mülhausen hingegen hängen die Katholiken von der liberaldemokratischen Mehrheit ab. Nun ist wohl zu hoffen, daß man gerade durch die Kompromißarbeit auch auf jener Seite zur Einsicht gelangt sein wird, daß es doch eine elementare Klugheit ist, jene nicht zu verletzen, auf die man angewiesen ist, um zu siegen. Aber anderseits muß freilich gesagt werden, daß die ganze Vergangenheit der Liberaldemokraten nicht zu allzugroßen Hoffnungen in dieser Hinsicht berechtigt. Eine gewisse Skepsis ist hier um so mehr geboten, als die Sozialdemokraten gleich nach der Wahl stark in das antiklerikale Horn geblasen, offenbar um bei den Liberalen diese Saite in Schwingung zu versetzen. Die Taktik geht dahin auf dem Boden des Antiklerikalismus eine Vereinigung aller katholikenfeindlichen Elemente zu stande zu bringen wie in Frankreich. Sollten die Liberaldemokraten auf diesen Gedanken eingehen, dann hätten sich die Katholiken allerdings bei den Kompromissen über den Löffel barbieren lassen. Einstweilen heißt es in dieser Hinsicht abwarten. Aber das kann man wohl behaupten, wenn die Liberaldemokraten auch dieses Mal wieder das alte Spiel wiederholen und sich in antiklerikalen Maßregeln versuchen wollten, dann ist die Ära der Kompromisse endgültig vorbei und man wird auf katholischer Seite kalt und rücksichtslos die gebotenen Konsequenzen ziehen. Das mag man sich allerdings auf liberaler Seite gesagt sein lassen.

Die Gemeinderatswahlen von Metz verdienen für sich besprochen zu werden. Hier standen sich nicht nur Liberaldemokraten, Sozialisten und Zentrum einander gegenüber, es kam dazu noch die Partei der Einheimischen, die mehr oder weniger in Fühlung stand mit der „Lothringer Gruppe" des Landesausschusses. Das Beispiel von Straßburg, Colmar und Mülhausen wirkte auch auf Metz ein. Auch hier faßte der Gedanke einer Verständigung der bürgerlichen Parteien festen Fuß und es kam tatsächlich ein Kompromiß zwischen denselben vor dem ersten Wahlgange zustande. Aber während

in den elsässischen Städten außerordentlich stramme Disziplin gehalten wurde, fand gerade das Gegenteil zu Metz statt. Im letzten Augenblick wurden eine Menge wilder Listen in Zirkulation gesetzt; die Wähler, die überhaupt weniger an diszipliniertes Aufmarschieren gewöhnt sind als in den elsässischen Städten, ließen sich verwirren und so geschah es, daß während in Straßburg, Colmar und Mülhausen die durch den Kompromiß vorgeschlagenen Kandidaten ausnahmslos durchdrangen, in Metz nur sechzehn derselben im ersten Wahlgang gewählt wurden. Es war also eine Nachwahl erforderlich. Daß die verschiedenen Parteien bei der Nachwahl in Bezug auf die jeder aus ihnen zustehenden Kandidatenzahl bei der auf der Kompromißliste für den ersten Gang festgesetzten Zahl zu verbleiben hatten, ist zu selbstverständlich, als daß es weiter erörtert zu werden brauchte. Aber hier sollte sich nun zeigen, welche Wandlungsfähigkeit man bei den Metzer Liberaldemokraten voraussetzen mußte. Als die Unterredungen für den zweiten Wahlgang begannen, erklärten die Liberaldemokraten plötzlich am zweiten oder am dritten Tage vor der Entscheidung, daß sie für sich zwei Kandidaten mehr forderten, als ihnen auf der ersten Kompromißliste zugegeben worden waren, und sie brachten dann überdies für diese beiden Sitze zwei Männer in Vorschlag, die in Metz als ganz ausgeprägte Antiklerikale bekannt sind. Dies schlug dem Faß den Boden aus. Vor einer solchen Dreistigkeit blieb dem Zentrum und den „Einheimischen“ keine andere Wahl als sich zu vereinigen und den Kampf mit aller Schärfe zu führen. Dies geschah denn auch und zwar mit vollem Erfolg. Zentrum und einheimische Lothringer erlangten 13 auf 15 Sitze, während die Liberalen in Verbindung mit den Sozialdemokraten nur zwei Mann durchbrachten, so daß im Gemeinderat zu Metz das christliche Element — Zentrum und Einheimische — die Oberhand hat, ein Resultat, das aus mehr als aus einem Grunde mit ungeteilter Freude begrüßt werden darf.

Zunächst wird es interessant sein, zu konstatieren, unter welchem Gesichtswinkel die liberale Presse diesen Ausgang betrachtet hat. Da ist zuerst die „Lothringer Zeitung“, die schreibt: „Liberalismus und Deutschtum sind gestern in den Staub gesunken vor dem Bündnis klerikaler und grollender Geister, denen die deutsche Zentrumspartei rund 1000 Mann Hilfstruppen gestellt.“ Es wird nicht unangebracht sein, hier hervorzuheben, daß die „Lothringer Zeitung“ bei uns zur amtlichen Presse gehört. Der Gedanke, den sie prinzipiell angedeutet hat, wird in seiner ganzen Schärfe in der „Frankfurter Zeitung“ ausgesprochen: „Der klerikale Sieg, heißt es da, wurde durch den nationalen Verrat des Zentrums erfochten, das unter Verzicht auf eigene Sitze eine einheitliche Majorität im Gemeinderat des jetzt zu zwei Dritteln altdeutschen Metz geschaffen hat.“ Um diese Auffassung voll und ganz würdigen zu können, muß man sich das Gebahren der Liberaldemokraten von Metz bei den Reichstagswahlen von 1907 vergegenwärtigen, bei welchen die Liberalen mit den Einheimischen vereinigt den Zentrumskandidaten niederstimmten und den liberaldemokratischen Dr. Grégoire wählten. Damals schien also das Bündnis mit den Einheimischen durchaus kein „Verrat an dem Deutschtum“ zu sein. Ja, die „Lothringer Zeitung“ tat damals noch ein übriges. Nicht nur arbeitete sie mit allen Kräften auf das Bündnis mit den Einheimischen hin, in ihrem Eifer die lothringischen Elemente von dem Zentrum abzusprengen ging sie soweit, daß sie das Zentrum als „fremde“, d. h. als „deutsche“ Partei verschrie und so ausdrücklich auf eine etwa vorhandene antideutsche Stimmung spekulierte, um altdeutsche Gegner zu bekämpfen. Und dabei ist sie eine amtliche, von Altdeutschen redigierte Zeitung! Wenn also Liberaldemokraten sich mit einheimischen Sozialdemokraten oder mit Eingeborenen von der Farbe der Lothringer Gruppe verbinden, so ist dies unter allen Umständen eine nationale Tat; wenn aber das Zentrum etwa das Gleiche tut, dann ist dies ebenso unter allen Um-

ständen ein nationaler Verrat. Eine derartige Auffassung richtet sich selbst.

Aber von Bedeutung sind diese Metzer Vorgänge besonders durch die Annäherung, die zwischen dem Zentrum und der Gruppe der „Einheimischen" bei diesem Anlaß stattgefunden hat. Dies ist seit einigen Jahren das erstemal, daß zwischen dem Zentrum und der Partei der ‚Lothringer Gruppe' wieder Fühlung genommen wurde. Wäre es nicht im Interesse der Sache, daß diese erste Annäherung nicht vereinzelnt bliebe, sondern sich weiter auswüchse? Weder das Zentrum noch die „Lothringer Gruppe" können sich Vorteil von der Fortdauer des seit etwa zwei Jahren geführten Kampfes versprechen. Das Zentrum hat den Nachteil gegen eine Gruppe kämpfen zu müssen, die ein Programm führt, das nahezu voll und ganz für Katholiken annehmbar ist und das namentlich Beibehaltung des konfessionellen Charakters der Volksschule fordert. Dazu kommt, daß die „Lothringer Gruppe" noch fest im Sattel sitzt in ganz gut katholischen Gegenden. Und wenn sich die Nachricht bewahrheiten sollte, die vor einigen Wochen in den Zeitungen auftauchte, daß die „Lothringer Gruppe" eine katholische deutsche Zeitung gründen wolle, um ihre Politik in den deutschredenden Teilen Lothringens zu fördern, so würde sich die Lage selbstverständlich noch schwieriger gestalten für das Zentrum. Man kann deshalb der Ansicht sein, daß es gerade für das Zentrum in Lothringen kein Ideal ist, sich der „Lothringischen Gruppe" gegenüber in einer Kampfsituation zu befinden.

Aber anderseits hat auch die „Lothringer Gruppe" kein Interesse daran, diesen Kampf zu verewigen. Gewiß, die „Lothringer Gruppe" hat noch eine zahlreiche Wählerschaft hinter sich. Aber man wird in der „Gruppe" gut daran tun, nicht zu vergessen, daß in Lothringen der Prozentsatz der Protestanten nur ein ganz geringer ist. Die Wählerschaft, auf welche sich die „Lothringer Gruppe" stützt, ist also durchweg eine katholische. Und wenn die „Lothringer Gruppe"

fort und fort den Kampf führt gegen das Zentrum, das, wenn auch keine konfessionelle Partei, doch bekannt ist für die konsequente Schärfe, mit der es stets die katholischen Interessen zu verteidigen wußte, so ist anzunehmen, daß die katholischen Wähler auf die Dauer nicht bei der „Lothringer Gruppe" gegen das Zentrum bleiben werden, sondern sich auf die Seite des Zentrums schlagen. Unter Umständen könnte dieser Prozeß erheblich beschleunigt werden. Bei einer solchen Lage kann jeder Fehler schlimme Folgen haben. Die „Lothringer Gruppe" hat sich bei den Reichstagswahlen 1907 scharf ins Zeug gelegt zugunsten des liberaldemokratischen Dr. Grégoire. Aber kein Mensch wird glauben, daß die Haltung dieses Abgeordneten in der polnischen Enteignungsfrage in einem für den „Lothringer Block" günstigen Sinne in Lothringen nachgewirkt hat. Noch einschneidender ist der Streich, den der Notar Ditsch der „Lothringer Gruppe" gespielt hat. Notar Ditsch ist Vorsitzender der Gruppe. In einer der letzten Sitzungen des Landesausschusses in diesem Jahre ging dem temperamentvollen Herrn der Gaul durch in einer Rede über das Wahlrecht, und Ditsch sprach sich mit ungeschminkter Schärfe und Deutlichkeit gegen das allgemeine Wahlrecht für den Landesausschuß aus. Nun ist aber die Forderung des allgemeinen Wahlrechtes für den Landesausschuß ein wesentlicher Punkt des Programms der „Lothringer Gruppe", so daß man das Schauspiel erlebt, daß der Vorsitzende der Gruppe eine Forderung verwarf, welche die Gruppe in ihrem Programm führt: Glaubt man vielleicht in der „Lothringer Gruppe", daß sich eine politische Organisation solche, sagen wir einmal Absonderlichkeiten ungestraft leisten darf und daß sie keinen gefährlichen Rückschlag auf die Wählerschaft ausüben?

Beide Teile also, sowohl Zentrum als „Lothringische Gruppe", hätten Vorteil davon sich zu verständigen. Dadurch käme auch neues Leben in den Landesausschuß. Es wäre eine Organisation geschaffen, die wirksam für die elsaß-lothringischen Interessen einzutreten in der Lage wäre. Wodurch

sollte diese Verständigung verhindert werden. Die Programme sind ja auf beiden Seiten fast die gleichen. Es können also nur Mißverständnisse im Wege stehen oder persönliche Fragen. Dies sind aber keine unüberwindlichen Hindernisse, wenn eine Tat zu vollziehen ist wie diese. Es handelt sich hier in Wahrheit um eine vaterländische Tat. Man lasse also die Vergangenheit Vergangenheit sein, und suche die Mittel und Wege zu einer Verständigung. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Man hat sich gefunden bei den Gemeinderatswahlen zu Metz, warum nicht für andere Gebiete? Wenn die diesjährigen Gemeinderatswahlen diese Folge hätten und außerdem noch überall zu regerer Kleinarbeit anspornten, um immer mehr auf die Sicherung der Landesausschußwahlen hinzuwirken, dann wollten wir uns voll und ganz freuen über die heuer in den Reichslanden errungenen Erfolge.

XXIII.

Zum M.-Gladbacher Verzeichnis sozialer Literatur.

Die Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland in M.-Gladbach schreibt uns:

„Im ersten Hefte des laufenden Bandes der ‚Histor.-polit. Blätter' S. 51 ff. wird das von der Zentralstelle des Volksvereins jüngst in 7. vollständig umgearbeiteter und erweiterter Auflage herausgegebene Verzeichnis sozialer Literatur von einem ungenannten Kritiker grundsätzlich beanstandet wegen mangelnder katholischer Gesinnungstüchtigkeit. Dieser Einwand kehrt in den verschiedensten Wendungen wieder.

1. Der Kritiker bezeichnet als befremdend, daß der Volksverein für das katholische Deutschland, der gewiß an erster Stelle für die katholischen Interessen eintreten soll, in dem Verzeichnisse die katholische Literatur ängstlich in den Hintergrund schiebe oder ignoriere. — Leider versagt der Kritiker es sich, übergangene katholische Literatur zu nennen,

die nach seiner Ansicht in ein Verzeichnis gehört, das in seinem Untertitel sich einführt als: ‚systematische Zusammenstellung und Beurteilung der wichtigsten sozialwissenschaftlichen und sozialpolitischen Schriften‘. Allgemein kennzeichnet er die von ihm vermißten Schriften als diejenigen, welche den gebildeten Katholiken ‚eine klare prinzipielle Orientierung bieten über die Stellung, die sie in den großen Tagesfragen einzunehmen haben‘. So suche man vergebens ein größeres Werk mit prinzipiellen Darlegungen über das Wesen der Kirche, über das Verhältnis von Kirche und Staat, über die Stellung der Kirche zum Schulwesen, zum wirtschaftlichen Leben usw. Der Kritiker hat dabei übersehen, daß das Verzeichnis sozialer Literatur ein fachwissenschaftliches Verzeichnis sein will. Außer dem Untertitel und den Vorbemerkungen hätten ihn über diesen fachliterarischen Charakter schon die einzelnen Kapitelüberschriften überzeugen können. Dieselben lauten: ‚Allgemeine Nachschlagewerke. Staatswesen. Politik. Gemeindeverfassung und -Politik. Volkswirtschaft. Landwirtschaft. Bergbau und Industrie. Unternehmerorganisationen. Handwerk. Handel und Kaufmannstand. Privatbeamtenfragen. Arbeiterfrage. Frauenfrage und Frauenbewegung. Wohlfahrtspflege und Charitas. Kinderschutz und Jugendfürsorge. Volksbildungswesen. Soziale Hygiene. Wohnungswesen. Zeitschriften.‘ Kirchenrechtliche, moraltheologische, moralphilosophische oder apologetische Schriften zu bieten war nicht die Absicht dieses Verzeichnisses, das nicht Aufklärung bringen will über die großen Fragen der Weltanschauung und Lebensauffassung. Solche Schriften bietet der von der Zentralstelle des Volksvereins herausgegebene Katalog der Apologetischen Ausleihbibliothek. Wer Nationalökonomie studiert hat, weiß solche Dinge auseinanderzuhalten.

Wenn aber in dem Rahmen, den das Verzeichnis sich gezogen hat, also unter den obengenannten Titelüberschriften, die empfohlenen Werke überwiegend von Nichtkatholiken herrühren, so liegt der Grund dafür einfach in der Tatsache, daß die umfangreiche soziale Literatur überhaupt nur zu einem geringen Teil katholische Verfasser aufweist, daß überdies der Prozentsatz katholischer Verfasser bei den wichtigsten sozialwissenschaftlichen

und sozialpolitischen Schriften noch geringer ist. Die Katholiken Deutschlands können eine Reihe populärer meist kleiner Schriften aufweisen, die sich mit einzelnen sozialen Tagesfragen beschäftigen, daneben manche moralphilosophische und moraltheologische Abhandlungen zumeist älteren Datums, die von ihrem Standpunkte auch das soziale Problem berühren. An eigentlichen staatswissenschaftlichen und solchen sozialpolitischen Schriften, die eine Frage fachwissenschaftlich erörtern, ist die katholische Literatur noch arm. Zwar glaubt der Kritiker seine Ausstellung damit begründen zu können, daß die älteren Auflagen des Verzeichnisses sozialer Literatur weitaus mehr katholische Verfasser anführen; aber er übersieht, daß dieses Verzeichnis zuerst 1892 in der Zeitschrift ‚Arbeiterwohl' S. 175 ff. erschien, — die folgenden Auflagen waren nur geringfügig verändert — und sich einführte als eine Auswahl ‚für Geistliche, welche in der praktischen Seelsorge stehen und bezüglich der Zeit, wie der Geldmittel beschränkt sind. Unter spezieller Berücksichtigung der praktischen Bedürfnisse dieser ist das Verzeichnis entworfen, und da es diesen unmöglich ist, alle Schriften anzuschaffen, so sind nach bestem Wissen und Willen diejenigen wieder besonders mit mehreren oder einem Sternchen bezeichnet, welche z. B. für Präsides von Arbeitervereinen in 1., 2. und 3. Linie sich unter Berücksichtigung der Kosten zur Anschaffung empfehlen.' Dementsprechend brachte damals das Verzeichnis auch eine Aufstellung sämtlicher Flugschriften gegen die Sozialdemokratie, soziale Predigten, billige Volksschriften, welche sich zur Verbreitung in den Vereinen oder zur Benutzung von Vorträgen empfehlen. Wegen dieses Sonderzweckes waren auch moralphilosophische Werke angeführt. Die neue vollständig umgearbeitete Auflage des Verzeichnisses steckt sich weitere Ziele und höhere Anforderungen. Es will allen Gebildeten eine ‚zuverlässige Übersicht und Auskunft über die wichtigste empfehlenswerte Literatur der Sozialwissenschaft, Politik, Wohlfahrtspflege und Charitas' darbieten. Übrigens ist ein sehr großer Teil der in den früheren Auflagen empfohlenen katholischen Schriften heute veraltet. Die Verfasser des Verzeichnisses sind gerne bereit, mit dem Kritiker über die Richtigkeit dieser Beurteilung der übergangenen Schriften, selbstverständlich

im Rahmen des Verzeichnisses, sich in eine fachwissenschaftliche Diskussion einzulassen. Bei der überwiegenden Mehrzahl der oben genannten Kapitel wird er aber von vornherein schon den Versuch aufgeben, eine ‚reichliche katholische Literatur', selbst wenn er sich nicht auf die wichtigsten Fachschriften beschränkt, zusammenzustellen. Hier sind die Katholiken nur spärlich vertreten.

2. Der Kritiker bezeichnet als auffallend, ‚daß wiederholt Schriften, die als sozialdemokratisch oder liberal bezeichnet werden, hohes Lob erhalten, während bei katholischen Werken, soweit sie nicht von einer gewissen Provenienz sind, mit kritischen Bemerkungen nicht gespart wird.' — Für diese allgemeine Behauptung bringt er nur als Beweis vor, daß „im Abschnitt ‚Frauenfrage und Frauenbewegung' protestantische, sozialdemokratische und radikalliberale Schriften sehr gepriesen werden, während das bekannte Werk von P. Rösler wegen ‚mancher Einseitigkeiten' getadelt wird." Deshalb werde neben ihm die Schrift von Gnauck-Kühne zur Ergänzung und Berichtigung empfohlen. Ob letztere ‚ein zuverlässigerer Führer in den katholischen Ansichten über die Frauenfrage sei als P. Rösler'? Daß die Katholiken mit der Erörterung der Frauenfrage sich erst vor einiger Zeit und weit später als nichtkatholische Kreise befaßt haben, ist bekannt. Daher auch deren Vorsprung in der Literatur. Daß an dieser die Katholiken nicht achtlos vorbeigehen können, haben katholische Männer und Frauen anerkannt, deren Gesinnungstüchtigkeit unantastbar ist. Uebrigens wird zum Buch von P. Rösler im Verzeichnis bemerkt, daß es ‚auf katholischer Seite in gleicher Zusammenfassung, Reichhaltigkeit und prinzipieller Geschlossenheit nicht seinesgleichen hat'; bemängelt wird nur ‚manche Einseitigkeit in der geschichtlichen Darstellung' und ‚geringe Berücksichtigung der wirtschaftlichen Ursachen der Frauenfrage'. Hierüber biete die Schrift von Gnauck-Kühne Ergänzung und Berichtigung. Was haben diese Bemängelungen mit ‚katholischen Ansichten über die Frauenfrage' zu schaffen? In diesen Kapiteln sind ferner die Katholiken nicht ängstlich in den Hintergrund geschoben. Von 18 empfohlenen Schriften über allgemeines in der Frauenfrage, stammen 9 von Katholiken. In

den Abschnitten über Frauenberufsfrage und Frauenbildungsfragen sind 8 katholische Verfasser neben 19 nichtkatholischen aufgeführt. Der Abschnitt über Schulpolitik weist 5 katholische und 4 nichtkatholische Verfasser auf. Unter letzteren einen Liberalen ‚zur Orientierung über die liberale Schulpolitik' und zwei Sozialdemokraten mit der Beifügung: ‚sozialdemokratische Beleuchtung der Schulfrage'. Der Kritiker findet es sonderbar, daß letztere, seines Erachtens verbotene Bücher, Aufnahme gefunden haben. An anderer Stelle wundert er sich darüber, daß so manche sozialdemokratische Schriften empfohlen seien. Darauf darf man wohl mit der Frage antworten, ob den Interessen der Katholiken damit gedient ist, daß man ihnen Klarheit darüber vorenthält, was die Gegner sind und wollen. Unklarheit darüber ist im Kampfe jedenfalls die folgenschwerste Schwäche.

Zum Abschnitt ‚Staatswesen' bemängelt der Kritiker, daß außer dem Staatslexikon und neben einer Schrift von Hertlings nur Rehms allgemeine Staatslehre aus der Göschenschen Sammlung empfohlen sei, trotzdem das Verzeichnis daran Ausstellungen mache. Möge uns der Kritiker zunächst einige weitere katholische systematisch erschöpfende Schriften über allgemeines Staatsrecht nennen.

3. Der Kritiker sagt zum Schlusse, worauf seine überaus mangelhaft im einzelnen begründeten grundsätzlichen Einwendungen hinauswollen. Nachdem er Macht und Einfluß der Zentralstelle des Volksvereins in M. Gladbach sehr stark hervorgehoben hat, schließt er mit der Warnung: ‚Wir Katholiken haben deshalb das Recht, ja die Pflicht, darauf zu achten, daß die Zentralstelle in M. Gladbach nicht etwa in interkonfessionelle Bahnen lenke, welche schließlich den deutschen Katholiken zum Nachteil, um nicht zu sagen zum Verderben gereichen'. — Wer nicht beachtet, daß der ungenannte Kritiker, der schon früher anderswo den Volksverein mit ähnlichen Unterstellungen bedacht hat, den Kreisen der Berlin-Trierer Arbeitervereins- bzw. katholischen Fachabteilungsbewegung angehört, könnte über diese leichtfertige Verdächtigung des Volksvereins erstaunt sein. Oder wie soll die, wie wir darlegten, in den Tatsachen begründete Empfehlung

überwiegend von nichtkatholischen Verfassern stammender, sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Schriften in einem fachwissenschaftlichen Verzeichnis die Anklage begründen, die Zentralstelle des Volksvereins lenke den, bis in die neueste Zeit immer wieder von Katholikenversammlungen, Bischöfen, Päpsten, zuletzt noch am 17 Mai dieses Jahres von Papst Pius X. durch eine eigenhändige längere Widmung seines Bildes dem katholischen Volke uneingeschränkt empfohlenen, Volksverein für das katholische Deutschland in Bahnen, ‚welche schließlich den deutschen Katholiken zum Nachteil, um nicht zu sagen zum Verderben gereichen können'? Übrigens hätten schon die Namen der hervorragenden Katholiken, welche im Vorstande des Volksvereins über die Tätigkeit der Zentralstelle wachen, abhalten sollen, eine solche leichtfertige Verdächtigung in eine angesehene katholische Zeitschrift zu tragen, aus welcher die der Berlin-Trierer Richtung nahestehende Presse unter Berufung auf jene Zeitschrift die Verdächtigung in die weitesten Volkskreise mit größter Eilfertigkeit gebracht hat. Der Volksverein ist gemäß seiner Satzung ein katholischer, ausgesprochen konfessioneller Verein. Nur Katholiken können Mitglieder werden. Niemand im Volksverein hat bis heute auch nur an die Möglichkeit gedacht, im Volksverein, ‚alles spezifisch katholische möglichst in den Hintergrund zu drängen, um sich mit den Anhängern anderer Konfessionen auf den gemeinsamen allgemein christlichen Boden zu stellen, wobei es unbestimmt bleibt, was sich jeder unter „christlich" zu denken habe'. Ist dem Kritiker unbekannt, daß der Volksverein eine katholische apologetische Volksbibliothek von bis jetzt 30 Heften, 6 Hefte apologetische Tagesfragen, 5 apologetische Flugblätter, 2 Bände apologetische Vorträge herausgegeben, eine apologetische Ausleihbibliothek gegründet hat und wöchentlich eine apologetische Korrespondenz an sämtliche katholische Zeitungen versendet? Weiß er nicht, daß in eigenen sozialen Tagesfragen und Flugblättern wie in der ausschließlich für die geistlichen Präsides der katholischen Standesvereine bestimmten Präsides-Korrespondenz die katholischen Arbeitervereine, Jugendvereine, Dienstbotenvereine, Arbeiterinnenvereine auf das ausgiebigste erörtert und empfohlen werden, ebenso wie katholische Kolportagen, soziale Konferenzen

und Studienzirkel, Mäßigkeitsvereine, Fürsorge für die Abwanderer vom Lande? Diese spezifisch katholische eifrige und erfolgreiche Propagandaarbeit wird doch dadurch nicht aus der Welt geschafft oder verdächtigt, daß der Volksverein neben den katholischen Standesvereinen und sonstigen katholischen Einrichtungen, die religiös-sittliche und bildende Zwecke verfolgen, auch interkonfessionelle wirtschaftliche Vereinigungen empfiehlt, für welche Empfehlung er sich auch auf kirchliche Autoritäten berufen kann. Und dient er nicht katholischen Interessen, wenn er den in der sozialen Arbeit tätigen Katholiken das beste wissenschaftliche Rüstzeug bietet, auch das aus nicht katholischen Kreisen stammende, zumal dann, wenn die katholische Literatur solches nicht oder nicht in genügendem Maße bietet?"

* * *

Indem wir vorstehender, manchem vielleicht etwas zu weitläufig scheinender Erwiderung Raum geben, bemerken wir Folgendes:

1. Die Replik beginnt mit einer nicht ganz ehrlichen Unterschiebung. Sie behauptet, das Gladbacher „Verzeichnis sozialer Literatur" (7. Aufl.) werde von dem ungenannten Kritiker „beanstandet wegen mangelnder katholischer Gesinnungstüchtigkeit. Dieser Einwand kehrt in den verschiedensten Wendungen wieder". Da es absurd ist, von der „Gesinnungstüchtigkeit" eines Buches zu reden, so kann die Behauptung nur den Sinn haben, es sei dem Verfasser des Verzeichnisses mangelnde katholische Gesinnungstüchtigkeit vorgeworfen worden. Das ist eine Unwahrheit. Wir haben uns nur mit dem Verzeichnis, so wie es vorliegt, beschäftigt und von den Gesinnungen des Verfassers auch nicht mit einer Silbe gesprochen. Seit wann hat denn der Verfasser einer Schrift das Recht, jede Kritik derselben als einen Angriff auf seine „Gesinnungstüchtigkeit" anzusehen?

2. Es wurde nur behauptet, das Gladbacher Verzeichnis bevorzuge über Gebühr interkonfessionelle und akatholische Literatur zu Ungunsten der entschieden katholischen. Die Replik kann diese Behauptung nicht widerlegen, sie gibt vielmehr ausdrücklich zu, daß die vom Verzeichnis empfohlenen Werke „über-

wiegend von Nichtkatholiken herrühren". Das ist es gerade, was am Literaturverzeichnis des Volksvereins für das katholische Deutschland beanstandet war.

3. Gegen diese Beanstandung sucht sich die Replik des „Verzeichnis" durch die Behauptung zu rechtfertigen, daß es an der betreffenden katholischen Literatur mangele. Aber in den früheren Auflagen des Verzeichnisses bis zur sechsten einschließlich waren noch sehr viele katholische Schriften aufgeführt, die jetzt ausgemerzt sind. Warum das? Ja, antwortet die Replik, diese katholischen Werke seien heute zu einem sehr großen Teil (also doch nicht alle!) „veraltet"! Sonderbar! Bis vor vier oder fünf Jahren waren diese Werke noch nicht veraltet, und jetzt sind sie auf einmal veraltet. Das ist um so merkwürdiger, als es sich besonders um Werke handelt, welche vom katholischen Standpunkt eine prinzipielle Orientierung über die Grundlagen und Grundfragen der Sozialpolitik bieten. Haben sich die katholischen Grundsätze inzwischen geändert? Soll man da nicht vielmehr vermuten, daß sich in dem Verfasser oder in den Verfassern des Verzeichnisses eine Umwandlung vollzogen habe? Wer sich übrigens überzeugen will, daß wir noch sehr viele katholische sozialpolitische Werke besitzen, die keineswegs „veraltet" sind und doch vom „Verzeichnis" ignoriert werden, der braucht nur die verschiedenen Kataloge der Herderschen Verlagshandlung aus den letzten 6 bis 7 Jahren zu durchblättern.

4. Die Replik sucht ferner die Übergehung der katholischen Literatur damit zu entschuldigen, daß das Verzeichnis ein fachwissenschaftliches sei. Kirchenrechtliche, moraltheologische, moralphilosophische und apologetische Schriften zu bieten, sei nicht beabsichtigt gewesen. „Fachwissenschaftlich" kann hier offenbar nicht bedeuten, das Verzeichnis sei nur für Fachmänner bestimmt. Denn laut der Einleitung ist dasselbe gedacht „als ein Hilfsmittel für weitere Kreise der Gebildeten, die ... dahin geführt werden, staatswissenschaftliche, volkswirtschaftliche, politisch-soziale und charitative Fragen zu studieren". Geistliche, Lehrer, Beamte, Führer der Organisationen der Arbeiter, Handwerker, Kaufleute usw. „empfinden das Bedürfnis nach einer zuverlässigen Übersicht und Auskunft über die wichtigste,

empfehlenswerte Literatur" in den genannten Fragen. Ihnen soll das Verzeichnis dienen, ebenso den sozialen Studienzirkeln der Studenten, den Unterrichtskursen in Arbeiter-, Gesellen- und Jugendvereinen, sogar den Volks- und Vereinsbibliotheken.

Oder soll „fachwissenschaftlich" bedeuten, das Verzeichnis befasse sich nur mit der Literatur des Faches der Sozialwissenschaft und Sozialpolitik? Aber gehören denn zu dieser Literatur nicht an erster Stelle Werke, welche vom katholischen Standpunkt über Grundlagen, Wesen und Bedeutung des Rechtes, des Staates, der Familie, des Privateigentums, der Kirche, des Verhältnisses von Kirche und Staat, der Schule usw. gründlich orientieren? Bedürfen denn nicht gerade die weiten Kreise der Gebildeten, welche sich in die Sozialwissenschaft hineinstudieren wollen, dringend korrekter, katholischer Werke, damit sie nicht prinzipienlos im Dunkeln herumtappen und durch Lesung akatholischer Schriften in die Irre geführt werden?

5. Ist es aber nicht notwendig, daß man auch gegnerische Schriften studiere? Für diejenigen Katholiken, die genügend vorgebildet sind und sich in der Sozialpolitik ordentlich umgesehen, ist das oft notwendig, keineswegs aber für diejenigen, die sich erst in die Sozialpolitik hineinarbeiten wollen und vielleicht keine höhere Bildung besitzen. Anfänger, die unterschiedslos katholische und akatholische Schriften lesen, werden nur verwirrt und vielleicht in die Irre geführt. Gerade für sie ist es besonders notwendig, vor allem gute katholische Werke zu studieren, wenn sie katholische Sozialpolitik treiben wollen.

6. Die Replik betont dann noch, daß die Zentralstelle des Volksvereins auch apologetische und andere Schriften und Literaturverzeichnisse herausgebe, sie weist auf die großen Verdienste des Volksvereins hin, auf die Anerkennung von seiten der Bischöfe und des Papstes. Aber was hat das alles mit unserer Frage zu tun? Gern und dankbar werden die großen Verdienste, die sich der Volksverein für das katholische Deutschland erworben hat, anerkannt. Nichts liegt uns ferner, als diese Verdienste schmälern zu wollen. Aber es handelt sich hier nicht um den Volksverein, sondern einzig und allein um die 7. Auflage des „Verzeichnis sozialer Lite-

ratur", wie es jetzt vorliegt. Hat etwa der Papst oder haben die Bischöfe dieses Verzeichnis in seiner jetzigen Gestalt gebilligt und gelobt? Oder kann man etwa den ganzen Volksverein für alles verantwortlich machen, was in M.-Gladbach veröffentlicht wird? Wir kennen noch andere Mitglieder des Volksvereins, die sich wie wir über das Gladbacher „Verzeichnis sozialer Literatur" nicht wenig gewundert haben. Anstatt die katholische Literatur nach Möglichkeit durch Empfehlung zu befördern, ignoriert man sie, sobald sie nicht einer gewissen Richtung entspricht, und klagt dann über katholische Inferiorität.

Wir schließen hiemit vorläufig die Diskussion und werden uns aufrichtig freuen, wenn die 8. Auflage des „Verzeichnisses" uns Gelegenheit bietet, unsere ungeteilte Zustimmung zum Ausdruck zu bringen.

XXIV.

Kürzere Besprechungen.

1. Österreich von 1848 bis 1860.[1])

Wer diesen ersten Band gelesen hat, wird gern und mit Ungeduld dem zweiten Band entgegensehen, der (nach Mitteilung des Verfassers an den Unterzeichneten) bereits mehr als zur Hälfte ausgearbeitet ist, dessen Vollendung aber bei der Mannigfaltigkeit der österreichischen Verhältnisse noch einige Zeit erfordert.

Der vorliegende Band bringt über manche Punkte Aufklärung und wird zur Berichtigung manchen Urteils führen. Auch wer nicht über alles mit dem Verfasser einverstanden ist, wird nicht umhin können, in dem schön geschriebenen und auf schätzbaren Quellen gestützten Buch eine wertvolle und nützlich wirkende Bereicherung der Geschichtsliteratur zu erblicken.

1) Von Heinrich Friedjung. In zwei Bänden. Erster Band. Die Jahre der Revolution und der Reform 1848 bis 1851. Zweite Auflage. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Vergl. die Besprechung der 1. Auflage B. 119, S. 860 ff. und 121 S. 477 ff. dieser Blätter.

Die Mähr von der „Rückständigkeit" Österreichs gegenüber Preußen wird hier vollständig beseitigt. Das gilt besonders von den ländlichen Verhältnissen. „Als Freiherr von Stein 1812 nach Böhmen kam, stellte er fest, daß der Zustand der Bauern in der österreichischen Monarchie mit Ausnahme Ungarns glücklicher sei als in Preußen und der französische Nationalökonom Sismondi bemerkt, die österreichische Regierung habe viele ihrer Sünden durch die Fürsorge für das Landvolk gut gemacht."

Die schwierige Stellung und die Kämpfe der Österreicher im Frankfurter Parlament erfahren eingehende Darstellung, und es ist sicherlich zeitgemäß, heute diese Kapitel des Buches hervorzuheben: „So fruchtbar auch die Gründung des Deutschen Reiches für die Nation geworden ist, es ist mit Bezug auf die Deutschen Österreichs doch Kleindeutschland geblieben, genau so, wie es die Gegner der erbkaiserlichen Partei 1848 vorausgesagt haben ..... Die demokratische Linke .... stand hierbei mit manchen konservativen Elementen zusammen, denn die monarchisch gesinnte Gruppe der Großdeutschen setzte sich zum großen Teil aus Katholiken zusammen, unter denen die Ultramontanen aus Bayern, die Rheinländer und Westfalen stark hervortreten. Auf der anderen Seite bestand die erbkaiserliche Partei größtenteils aus Protestanten; nur die sächsischen und hannoverischen Partikularisten durchbrachen die Regel und schlugen sich zu den Großdeutschen. So brach im ganzen und großen der alte konfessionelle Gegensatz hervor; die Demokraten allerdings hatten ihn in ihrem Schoße überwunden und stritten ohne Unterschied des Glaubens für eine republikanische Ordnung des freien Deutschland. Damals wurde der konfessionelle Grund der großen Parteiung nicht deutlich empfunden und wirkte nur unbewußt fort. Doch brach er ein oder das anderemal jäh durch; so als der Greifswalder Professor Georg Beseler losfuhr und sagte, ein protestantisches Kaiserreich müsse gegründet werden, und wenn die Welt voll Teufel wäre," worauf ein katholischer Priester aus Tirol, Beda Weber, erwiderte: „Und wenn die ganze Welt voll Protestanten wäre, ein einiges, ein großes, ein ganzes Deuschland muß es sein."

Der Verfasser ist sicherlich kein „Ultramontaner". Er zeichnet aber hier vortrefflich das Zelotentum, das sich auf preußischer

Seite nach den Schlachten bei Königgrätz und Sedan in die Führerschaft des neuen Reiches gedrängt hat. Es war freilich nicht schwer, das vorauszusehen, und heute ist es noch leichter, neue und schärfere Bekämpfung der Katholiken vorauszusehen, wenn die Weltgeschichte sich auf den bei Königgrätz eingeschlagenen Bahnen weiter entwickelt. Darüber kann der Schein materieller Entwicklung nicht täuschen. Es ist Pflicht, das auszusprechen.

Von Bedeutung, ist was der Verfasser an folgender Stelle (p. 493) sagt und weiterhin aktenmäßig belegt: „H. von Sybel über die Politik des Fürsten F. Schwarzenberg. Die Akten des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs zeigen die Verhandlungen Schwarzenbergs mit dem Berliner Kabinet in einem anderen Lichte als sie in Sybel's ‚Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.' (I. Band) erscheinen. Dieser Geschichtsschreiber möchte die unerquicklichen Vorgänge in Berlin, die er übrigens nicht verschleierte, dadurch begreiflich machen, daß er das Vorgehen des österreichischen Ministers als herrisch und herausfordernd schilderte. Nun ließ es Schwarzenberg sonst an Maßregeln dieser Art nicht fehlen; es ist aber ganz unrichtig, daß er gleich bei seiner ersten Verhandlung die preußische Regierung verletzte und so Ursache war ihres Abspringens von dem Programm des Königs."

Die eigentlich führende Gruppe in Preußen war stets entschlossen, Österreich aus dem Reich zu drängen und ein protestantisches Kaisertum zu errichten. Die Sybel'sche Darstellung ist ihr „auf den Leib geschnitten". Übrigens scheint auch Friedjung die Version gelten zu lassen, nach welcher Friedrich Wilhelm IV. nicht von einer Schein-Krone, sondern von einer „Schweren Krone" gesprochen hat. Der Streit ist müssig. Mit der Gewohnheit, königliche Äußerungen „zu schmücken" ist heutzutage alle Welt vertraut.

Von hohem Interesse ist das Charakterbild Schwarzenbergs, von dem, was man auch sagen mag, Bismarck unendlich viel gelernt hat. Wäre Schwarzenberg am Leben geblieben — wie anders wäre heute die Stellung Österreichs. Die Beobachtung der Schwarzenberg'schen auswärtigen Politik, Anschluß an Rußland, ein gutes Verhältnis zu Frankreich, sind auch heute wieder die arcana einer zielbewußten österreichischen Politik, so daß man

sagen könnte: wenn Österreich heute einen Schwarzenberg fände, würde es bald seine Stellung in der Welt wieder gewinnen.

M..

2. W. v. Brünneck, Zur Geschichte und Dogmatik der Gnadenzeit. (Kirchenrechtliche Abhandlungen herausg. v. U. Stutz. 21. H.) Enke, Stuttgart 1905. 116 S. 4,40 M.

Das Institut der Gnadenzeit, welches im katholischen partikulären Kirchenrecht Deutschlands gegenüber dem evangelischen nur von geringerer Bedeutung ist, unterzieht der durch seine Studien über brandenburgische und preußische Kirchenrechtsgeschichte bekannte Verfasser in vorliegender Arbeit einer gründlichen Untersuchung. Die älteste Nachricht vom Bestehen des Gnadenjahres an einer deutschen Stiftskirche reicht bis in das 11. Jahrhundert zurück. Den Kanonikern des in Brüssel errichteten Kollegiatstiftes gesteht der Gründer 1047 das Recht zu, daß ein jeder von ihnen die ihm gehörige Präbende „post vitae suae spatium per annum integrum cuicunque sibi placuerit relinquat." Diese dann bald zahlreicher auftretende Vergünstigung wurde aus zwei Gründen gewährt: einmal sollte den Kanonikern die Möglichkeit gegeben werden, die Pfründeeinkünfte zur Bezahlung ihrer Schulden zu verwenden, sodann aber auch Gelegenheit geboten werden, durch fromme Stiftungen für ihr eigenes Seelenheil zu sorgen. Dagegen ist das Gnadenjahr nicht als eine Vergütung aufzufassen für eine Karenz, welche die Kanoniker nach dem Eintritt in das Stift zu Gunsten der Kirchenfabrik, des Papstes oder Bischofs während eines oder mehrerer Jahre erleiden mußten. Es läßt sich vielmehr behaupten, daß erst die Einführung des Gnadenjahres zur statutarischen Bestimmung einer Karenz der neuen Mitglieder zu Gunsten der verstorbenen älteren führte, wenn auch in einzelnen Stiften dies Verhältnis umgekehrt war, wie ja auch das Gnadenjahr mit der oben angegebenen Zweckbestimmung nicht überall klar zutage tritt. Nicht selten wird das als bloße Vergünstigung bewilligte Gnadenjahr nach Einführung der Karenz in eine Vergünstigung umgedeutet. Für Emolumente, die den Kanonikern eigentlich schon zu Lebzeiten hätten zuteil werden müssen, deren Verabfolgung aber wegen der beim Eintritt erlittenen Karenz bis zu ihrem Tode ausgesetzt blieb. Begünstigt wurde eine solche

Umdeutung durch das kanonische Recht und namentlich die Konstitution Johannes' XXII. „Suscepti regiminis". Bei den niederen Kirchenämtern, Pfarreien usw. bildete sich wohl auch gelegentlich durch Gewohnheitsrecht das Institut des Gnadenjahres heraus, indem man die Besetzung oder wenigstens die Institution auf eine bestimmte Zeit hinausschob. Meist aber beruhte es, zumal nach Aufhebung des Spolienrechtes, auf Privileg seitens des Bischofs und Landesherrn. Wo die Pfarrer, Benefiziaten usw. korporativ organisiert waren, konnte das Gnadenjahr auch durch Statut, wie in den Christianitäten am Niederrhein, eingeführt werden. Entsprachen derartige Statuten anfänglich auch den Bestimmungen des kanonischen Rechtes, zumal der erwähnten Konstitution Johannes' XXII., so schwindet langsam dieser Einfluß, bis im 17/18. Jahrhundert manche Statuten hierzu in direktem Widerspruch stehen. Erhalten hat sich die Gnadenzeit in der Diözese Paderborn und den rechtsrheinischen Teilen der Diözesen Münster, Köln und Trier infolge einer Verordnung Friedrich Wilhelms IV. vom 3. Juli 1843, nach welcher den Erben eine Gnadenzeit von drei Monaten zusteht, wofür sie die Verwaltungskosten für die erledigte Kuratstelle in dieser Zeit zu tragen haben. Der Begriff der Gnadenzeit hat hier aber keine Umdeutung erhalten, wie im evangelischen Kirchenrecht.

Weit größere Bedeutung erlangte die Gnadenzeit in den evangelischen Landeskirchen, allerdings neben Kürzung der Frist unter wesentlicher Umgestaltung nach Inhalt und Zweck: die Versorgung von Witwen und Waisen des evangelischen Pfarrers. Wie nach Nov. 53 es Frau und Kindern, nicht als Erben, sondern kraft kaiserlichen Privilegs, gestattet sei, die militia, die vom Vater oder Ehemann käuflich erworbene Dienststelle, weiter zu veräußern, so stehe, führten die Vertreter der Wissenschaft aus, auch die Gnadenzeit nach dem Willen des Gesetzgebers nur der Witwe und ihren Kindern zu, unabhängig von der etwaigen Erbschaft und unzugänglich dem Zugriff der Gläubiger. Und dieser Anschauung folgte die Gesetzgebung: die Gnadenzeit ist ein von der Erbschaft unabhängiges Recht. Anders das ältere „Sterbequartal" der brandenburgisch-preußischen Kirchenverfassung. Hier gehören die Einkünfte des Sterbe- und des nachfolgenden Quartals zur Erbschaftsmasse, Witwen und Waisen werden ihrer nur

teilhaftig, wenn und soweit sie die Erbschaft antreten, andererseits sind sie auch dem Zugriff der Gläubiger zugänglich. Die juristische Grundlage aber ist, wie bei dem annus deservitus der katholischen Kirche die Fiktion, daß der Pfarrer noch diese Zeit erlebt habe, womit seine Testierfreiheit auch über diese Einkünfte zusammenhängt. Später verschwindet die scharfe Grenze zwischen den beiden Einrichtungen und das Sterbequartal geht in die Gnadenzeit über.

Im A. L. R. fand die Entwicklung der Gnadenzeit einen gewissen Abschluß. Das neue Gesetzbuch hielt die Gnadenzeit als lokale Gewohnheit oder kirchliches Recht fest, sieht sie als eine den Genußberechtigten, für ihre Person und unabhängig von ihrer Stellung als Erben gewährte Wohltat an und spricht sie der Witwe und den Waisen zu, sofern sie nicht sonst versorgt werden. Ohne Rücksicht auf die Frage der Versorgung wird ihnen andererseits das Sterbequartal gewährt, das bald gemäß jener juristischen Fiktion behandelt, bald als Gnadenerweisung angesehen wird. Erst die Einführung der gemischten Synodal- und Konsistorialverfassung in den deutschen Landeskirchen gab mit dem Rechte der Autonomie auch die Freiheit die Gnadenzeit selbständig zu regeln. Der Erfolg war eine Vereinheitlichung der Bestimmungen in den einzelnen Kirchen. Die Angehörigen des Pfarrers, die Hinterbliebenen, womit prägnant der Unterschied zwischen Erben und Gnadenberechtigten bezeichnet wird, erhalten zu gleichen Teilen die Wohltat der Gnadenzeit. Sie wird aufgefaßt als die Fortsetzung des Nutzungsrechtes, welches der Pfarrer erlangt und erwirbt, nachdem er auf Grund der Verleihung in das geistliche Amt und den Besitz des Einkommens eingeführt und angewiesen ist. Er erwirbt diese Vergünstigung als ein beneficium in favorum tertii, der Hinterbliebenen. Die Zeit ist meistens auf 6 Monate begrenzt, doch schieben sehr viele Kirchengesetze noch zwischen den Todestag und den Beginn der Gnadenzeit eine sogenannte Todeszeit ein. Mit einer kritischen Würdigung dieser neuen Gesetzgebung und mit einem Vergleich der Gnadenzeit mit dem Weiterbezug des Ruhegehaltes des verstorbenen emeritiert gewesenen Pfarrers durch seine Witwe und Kinder schließt die Arbeit. E.

XXV.

Betty Paoli.[1])

Von Universitätsprofessor Hofrat Dr. A. Schönbach.

Es war im Anfang der Siebziger Jahre, als ich im Hause des Künstlerpaares Ludwig und Zerline Gabillon zu Wien Betty Paoli kennen lernte, die weltberühmte Dichterin, die hier in einem Bande gesammelter Prosa vor die Nachwelt tritt. Schon längere Zeit war ich der Lehrer des jungen Mädchens gewesen, das jetzt mit der Herausgabe dieses Buches einen Akt tiefempfundener Pietät vollbringt, und doch war mir nur der wunderliche Kose- und Versteckname ans Ohr geklungen, der im Familienkreise Gabillon für die Hausfreundin oder vielmehr den freundlichen Hausgeist scherzend gebraucht ward; endlich traf ich mit ihr selbst am Mittagstische zusammen. Heute darf ich gestehen, daß Betty Paoli damals für mich ein bloßer Name war, der mir zwar einigen Respekt einflößte, weil sie meinem künftigen Fach, der Literarhistorie angehörte, mit dem ich aber keine bestimmte Vorstellung verband. Von den Schicksalen seiner Trägerin, von ihren weitverflochtenen persönlichen Beziehungen, von ihrem Wirken, ihrer Poesie, wußte ich schlechtweg nichts. Da es mir solchergestalt an den Voraussetzungen fehlte, die seltene Frau richtig einzuschätzen, und die familiär-trauliche Art ihres Ver-

1) Betty Paoli's gesammelte Aufsätze. Eingeleitet und herausgegeben von Helene Bettelheim-Gabillon. Wien 1908. Neunter Band der Schriften des Literarischen Vereins in Wien.

kehrs mich auf ein falsches Geleise schob, blieben auch meine Eindrücke von ihr äußerlich und durchaus unzureichend. Nur der mit leisem Grauen gemischten Verwunderung weiß ich mich zu entsinnen, als ich sie schwere Zigarren rauchen sah, die sie völlig zu erschöpfen pflegte, indem sie mit einem besonderen Instrumente die letzten glühenden Stümpfchen zwischen den Lippen hielt, was immer die Furcht wachhielt, sie werde sich den Mund verbrennen. Und so bin ich gar nicht dazu gelangt, über solchen Lappalien Kern und Wert der bedeutenden Persönlichkeit zu erfassen; lange Jahre später habe ich in genauerer Beschäftigung mit ihren Gedichten ein wenig das Versäumte nachzuholen versucht. Da hat sich denn auch das Bild gewendet, und nachträglich wußte ich die energischen Züge des brünetten Antlitzes, die Tiefe der schwarzen Augen der damals sechzigjährigen Dame besser zu deuten und zu würdigen, mit der anfangs vorsichtig stockenden, dann plötzlich rasch herausbrechenden Sprache mich besser auszutauschen.

Betty Paoli war eine Frau von ganz ungewöhnlicher Bildung, insbesondere von einer Kenntnis fremder Sprachen, die sie aber nicht bloß im oberflächlichen Gespräch zu brauchen wußte, vielmehr hatte sie ihren besonderen Geist erfaßt und ebenso das Charakteristische ihrer Literaturen. Verbunden mit natürlicher Lebhaftigkeit und Witz befähigte dieses Wissen sie vornehmlich zur Konversation, und diese Qualität war es dann, die der vielfach vom Geschick umhergeworfenen einen festen Halt im Leben darbot. Sie war durch längere Jahre der Fürstin Schwarzenberg, der Witwe des Feldmarschalls von der Leipziger Schlacht, dessen Denkmal in Wien sich erhebt, als Gesellschafterin attachiert, hat dann ähnliche Stellungen bei Damen des hohen Adels eingenommen und endlich in der reichen Frau Ida von Fleischl eine Lebensfreundin gewonnen, die sie vor den Sorgen des Alters schützte, bis sie 1894 achtzigjährig starb. Sie hat sich viel auf den Höhen der Wiener Gesellschaft bewegt, wenngleich am liebsten und häufigsten innerhalb einer engeren Elite, zu der auch

Frau Marie von Ebner-Eschenbach gehörte. Neben den intensiven Interessen für die Kunst im weitesten Sinne des Wortes — in der Malerei war sie gediegene Kennerin — war es ihr ein Bedürfnis des Herzens, mit ernsten und wertvollen Menschen zu verkehren, bei deren Wahl eine ihren Charakter dominierende Eigenschaft sie bestimmte, die rückhaltslose Wahrheitsliebe. In der Einleitung des vorliegenden Buches führt die Herausgeberin sie in solchem Umgange vor und kennzeichnet ihre Virtuosität in der Beherrschung ihrer ausgebreiteten Korrespondenz durch den Abdruck ihrer Briefe an den Fürsten Friedrich Schwarzenberg, den Landsknecht aus dem österreichischen Vormärz. Überhaupt legt sie dort eine Menge der Fäden bloß, welche Betty Paoli mit den Größen der Gesellschaft und der Literatur (z. B. Otto Ludwig) verknüpften; ihre Mitteilungen erwecken den lebhaften Wunsch, sie möchte der Dichterin, deren Bedeutung nicht dem Vergessen anheimfallen darf, eine abschließende Biographie widmen: wüßte doch kaum Jemand sonst Person und Wirksamkeit so sympathisch und doch gerecht zugleich zu würdigen.

Hier kann ich es nicht versuchen, die Lyrik Betty Paolis zu analysieren, die doch jedenfalls den Mittelpunkt eines ihr zu widmenden Buches bilden müßte (R. M. Werner hat sie schon einmal charakterisiert) und in der außer einem starken Einschlag der Kunsttradition des alten Österreich die heftige Subjektivität zu beachten ist, welche das Wehen der neuen Zeit ankündigt. Die Dichterin hat selbst gewünscht, eine Anzahl von Aufsätzen aus ihrem durch lange Jahrzehnte berufsmäßig geübten Amte des literarischen Richtertums in einen Band versammelt zu sehen, und hat auch die Auswahl bestimmt, die Herausgeberin hat Anmerkungen beigefügt und S. 299 f. noch die Reiseerinnerungen und Essays verzeichnet, welche später zusammen gedruckt werden sollen.

Die Gesichtspunkte, nach denen Betty Paoli aus dem riesigen Vorrat ihrer prosaischen Hinterlassenschaft gewählt hat, sind unschwer zu erkennen. Die wichtigsten beziehen

sich auf Dichter und Werke, die ihr durch ihre Bedeutung aufgefallen sind, ins große Lesepublikum jedoch schwer Eingang fanden, so Annette von Droste-Hülshoff, Marie von Ebner-Eschenbach, Louise Ackermann, Ferdinand von Saar, Konrad Ferdinand Meyer. Die übrigen Stücke betreffen Persönlichkeiten, über welche die Verfasserin aus eigener Kenntnis so gut unterrichtet war, daß sie dem öffentlichen Urteil die Bahn zu weisen oder es zu berichtigen vermochte, also die Rahel, Gentz, George Sand, Ernst von Feuchtersleben, Heinrich Stieglitz, Otto Ludwig. Mit Betty Paolis Pflege der Kritik bildender Kunst hängt auch der Essay über Friedrich Pechts Bücher von den deutschen Malern und Bildhauern des 19. Jahrhunderts zusammen. Der ganze Band gewährt keine Überschau deutscher Dichtung, kennzeichnet aber doch eine Anzahl von Höhepunkten, die weiten Ausblick gewähren. Der Verfasserin hat es sicherlich und mit recht Genugtuung bereitet, daß ihre Vorhersagungen des Ruhmes verkannter großer Talente sich in wichtigen Fällen erwahrt haben, und als Zeugnisse der Treffsicherheit ihres Urteils, wie die Herausgeberin es nennt, besitzen diese Aufsätze auch literarhistorischen Wert. Überdies sind sie so klar, angenehm und in einem noch unverbrauchten, fließenden, nur schwach österreichisch parfümierten Deutsch geschrieben, daß ihre Lektüre mit vergnüglichem Behagen erfüllt, allerdings eine ganz altmodische Beschaffenheit, da die moderne Kritik den Leser aufregen, nicht beruhigen will und durch alle Gewaltmittel in einen Wirbel von Stimmungen reißen, über dem sich das besprochene Buch aus den Augen verliert.

Unmodern ist ferner der Standpunkt von Betty Paolis literarischer Betrachtung überhaupt. Sie wird nicht müde (S. 1, 202 f., 244 ff.), mit aller Schärfe zu betonen, die Kritik dürfe sich nur mit dem Hervorragendsten befassen, müsse die Bagatellen klanglos zum Orkus hinabsteigen lassen und ihre Aufgabe darin erkennen, daß sie als Dolmetsch zwischen dem Genius und den Massen vermittele. Der Mittelmäßigkeit solle man nicht die Ehre erweisen, sich mit ihr zu

beschäftigen; sie sei ja ohnedies unbesiegbar, da die große Menge sich eben zu ihr verwandtschaftlich hingezogen fühle. Wie antiquiert sind heute solche Grundsätze! Die Kritik hat gegenwärtig kein Amt mehr, sie ist ein Geschäft, das mit der Produktion in engstem Wechselbezuge steht, sie dient den Assoziationen der Autoren und fördert deren kaufmännische Interessen. Ein kleinliches, läppisches Koterienwesen macht sich allenthalben breit, die dürftigen Leistungen werden mit Geschrei als Meisterwerke ausgeboten und sollen die gute deutsche Leserschaft darüber hinwegtäuschen, daß Werke von selbständigem Wert und innerem Gewicht kaum noch geschaffen werden.

Vor zwanzig Jahren durfte man Broschüren schreiben mit dem Titel: ‚Haben wir noch eine Literatur?‘ Und darauf hoffnungsvoll eine bejahende Antwort geben; heute möchte sich die zaghafte Frage wohl schwerlich tröstend beantworten lassen. Denn die Kämpfe um den neuen Stil von damals haben ausgetobt, aber die Schöpfungen, die daraus emporwachsen sollten, sind in dem charakterlosen Stilgemisch unserer Tage verkümmert, die Unreife der Kraft hat sich in die Unkraft der Überreife umgesetzt oder ist durch den Kitzel der Lüsternheit vergiftet worden. Merkwürdig, wie geringe Dauer den Erfolgen unserer Dichtergrößen beschieden ist, wie rasch sie in das Gebiet der Massenschreiberei herabgleiten, das sie unweigerlich den Tiefen der Kolportageromane zuführt. Wo sind die Gaben von Gustav Frenssen hingeraten, in dem die Kritik eine ganze Weile hin den Messias des deutschen Romanes anpries? Hat nicht Jakob Heer, der verheißungsvoll begann, schon die breite Straße betreten, auf der die Kunst nicht mehr gedeiht? Nicht mit stolzer, sondern mit wehmütiger Befriedigung stelle ich fest, daß ich diesen glänzend aufgegangenen Gestirnen ein schnelles Verbleichen vorhergekündet habe: die Merkmale der inneren Schwäche waren eben schon den Anfängen zu deutlich aufgeprägt.

Und der Geschmack des Publikums, wie findet er sich unter der Leitung der modernen Kritik zurecht, die Betty Paoli so nachdrücklich verlangt hatte? Vor mir liegt eine

Statistik der Entlehnungen einer bedeutenden Bibliothek in einer großen deutschen Stadt, deren Verfasser die Schriftsteller nach der Stärke ihrer Popularität geordnet hat. Da gibt es zwei Reihen, die schreibenden Frauen gehen mit Recht voran, denn sie bestreiten heute beinahe schon die Mehrheit des Bedarfs. An ihrer Spitze befindet sich — Nataly v. Eschstruth, ihr folgt Klara Viebig, der wenigstens noch ein gewisses Vermögen des Anschauens und Darstellens zugeschrieben werden darf, dann Edith Salburg (!), erst an 6. Stelle begegnet man Frau von Ebner-Eschenbach, der Riccarda Huch sofort nachtritt, und weiters Selma Lagerlöf, Ossip Schubin, die Unermüdliche, Gabriele Reuter und endlich in gemischter Reihe Ellen Key, Malvida von Meysenbug, Isolde Kurz, Bertha von Suttner. Ganz genau entspricht dieser Art des Einschätzens die Liste der Männer, die durch Ganghofer feierlich eröffnet wird, Ebers und Dahn erscheinen zunächst, ihnen folgen Rudolf Stratz (!) und Felix Hollaender, die Herren von Ompteda und Torresani, an 8. Stelle Detlev von Liliencron, an 9. Heer und Zahn, Stilgebauer nimmt — ach! — den 10. Platz ein, am 12. findet sich Gottfried Keller, am 14. Achleitner und der gewesene Dichter der Zukunft Hugo von Hofmannsthal muß mit dem 21., dem letzten, vorliebnehmen. Hier waltet kein törichter und boshafter Zufall, sondern es wird in der Tat etwas von den geistigen Qualitäten des Publikums erkennbar, das zeigt sich sofort, wenn man sieht, daß die Liste der französischen Autoren durch Maupassant, Zola und Ohnet eröffnet wird, denen erst in einigem Abstande Anatole France nachfolgt; die ersten Plätze der Engländer behaupten Rudyard Kipling, Stevenson und Meredith, unter den Italienern stellt sich Gabriel d'Annunzio natürlich voran, d'Amicis und Fogazzaro kommen später; etwas besser schneiden die Slaven ab, als deren gelesenste Autoren Sienkiwicz, Tolstoi und erst darnach Gorki auftreten. — Solche Früchte zeitigen die Lehren der deutschen Kritik der Gegenwart in den weiteren Kreisen zumeist bürgerlicher Leserschaft.

Kehren wir zu Betty Paoli zurück, die wahrscheinlich mit feuervollem Erstaunen solche Listen zur Kenntnis genommen hätte. Denn sie hat allezeit, indeß sie um des Brotes willen ungezählte Bücher in den Journalen Österreichs rezensierte, nur dem Genius und der Wahrheit dienen wollen. Jenem schreibt sie eine schrankenlose Unbedingtheit zu, die keiner besonderen Hut und Pflege zu ihrem Entfalten bedarf, wie sie denn wiederholt und mit der größten Bestimmtheit sich dagegen erklärt, daß die Blüte der Literatur und Kunst an begünstigende Umstände und Zeitkräfte gebunden sei: dabei weist sich, wie sie auch aus dem Trödel vergangener Jahrhunderte das Allerbeste mit sicherem Blick auszulesen wußte; Fleming war ihr Liebling, und sie griff der jüngsten Gegenwart vor, indem sie andachtsvoll sich in Angelus Silesius versenkte. Die Prägung ihrer Persönlichkeit, die vorurteilsfreie unbestechliche Wahrheitsliebe, bringt sich auch in diesen Essays zur Geltung, denn sie verbirgt die Schwächen und Mängel der Dichtungen nicht, die sie so oft als hohe Kunstgebilde den Lesern anrühmt. So schweigt sie nicht über die Härte der Versbildung, die Dunkelheit und Rauheit der Sprache bei Annette von Droste-Hülshoff, sie weist Defekte in der Gruppierung bei Marie von Ebner nach und setzt sich mit Konrad Ferdinand Mayers Konstruktionen auseinander. Gerade in Bezug auf diesen Dichter freilich kann ich ihrem Urteil am wenigsten folgen, sie überschätzt die wunderbare Technik seines Erzählens, die bis ins kleinste berechnete Komposition und hält mehrmals für Kraft und Intuition, was mir das Erzeugnis eines hohen Kunstverstandes scheint. Vielleicht hat sie, auf deren Novellen das eigene Schicksal zu stark abfärbte, deshalb das Vermögen objektiv historischer Erzählung überhoch eingeschätzt. Dagegen hat sie den Genius Otto Ludwigs voll erfaßt und für die Tragik seines Lebens Worte tiefster Empfindung gefunden. So weiß sie auch die Kraft realistischen Details in Jahrzehnten zu rühmen, die sonst dem Verständnis dieses Wandels in der Kunst noch verschlossen war.

Schwer entgehe ich der Versuchung, einzelne Sätze und Worte anzuführen, in welche Österreichs Lyrikerin das Eigentümliche ihres weichen und doch machtvollen Wesens ausgegossen hat. Sie findet Ausdrücke, die man sich unwillkürlich merkt und fortträgt, so die Definition des Humors (S. 24) als das von unendlichem Wohlwohlen durchdrungene allseitige Verständnis der Welt. Sie stellt ihre Thesen mit solcher fester Schlichtheit vor, daß es dem Leser nicht immer zum Bewußtsein gelangt, es seien diese Worte zum ersten Male gesprochen worden, z. B. über Schicksal (S. 31), Charakter (S. 58 f.), die beachtenswerten Äußerungen über den Glauben (S. 33 f.), die Bestimmung der Lyrik (S. 135). Bezeichnend für die ideale Auffassung Betty Paolis, vornehmlich sobald man sie mit der Freude der Modernen an der Schmutzkruste des Lebens vergleicht, scheint mir, wie sie über Defregger sich äußert (S. 264): „Ein edler Sinn im Verein mit einer seltenen Feinheit des Geschmackes lassen ihn allem moralisch Anwidernden wie einer Verunreinigung aus dem Wege gehen“. Welche Schriftsteller, auch wenn sie sich für Künstler halten, meiden heute das Unreine? Keiner; sie suchen es alle und beanspruchen als Moralisten zu gelten, sofern sie nur das Widerwärtigste aus ihrer Darstellung verbannen.

Und so ließen sich noch weiter aus dem Buche Stellen vorbringen, die uns berechtigen, Betty Paoli als eine Patronin wirklich fördernder Kritik bei unserer literarischen Versumpfung zu Hilfe zu rufen: möge diese Sammlung ihrer Aufsätze auch in solchem Sinne sich wirksam erweisen! Das darf man hoffen, wenngleich nicht erwarten.

XXVI.

Aus Montecassino.

Von P. Ansgar Poellmann O. S. B., Beuron.

I. Im Zenith.

Ganz Europa war in Aufregung. Wie ein tiefes Aufatmen nach langem, lastendem Schlafe ging ein Hauch des Frühlings über diese Welt. Man vermeinte Jahrhunderte durchträumt zu haben, und siehe, es war nur die Nacht von ein oder zwei Generationen. Deutsche Künstler hatten die Kunst des Fresko wiederentdeckt — Cornelius, Overbeck, Veit und Schadow — und standen eben vor den frisch gekalkten Wänden der Casa Bartholdy, um Leben und Leiden des Patriarchen Joseph in gewaltigen Zügen zum Probestück ihres neuen Könnens zu machen. Es war natürlich in Rom, das dem Erdball die Religion und mit der Religion die Kunst und die Kultur diktiert hat.

Was bedeutete denn diese Entdeckung Großes? Es mußte in Deutschland doch noch Menschen geben, die das Fresko in ihrer Jugend in praktischer Verwendung gesehen hatten; in Italien wenigstens lebten solche Zeugen zur Zeit der nazarenischen Anfänge noch. Das ist es eben: nicht das einfache Wiederaufgreifen einer verschollenen Technik war das Imposante an der neuen Bewegung, sondern das Erstehen der Monumentalmalerei im alten Geiste, im überirdischen Geiste altchristlicher, echt katholischer Intuition.

Und das war etwas, was tief ins Leben eingriff, eine Konsequenz von unerbittlichster Schärfe, ein Schwert zwischen Leib und Seele. Die Kirchenmaler der Zopfzeit, der es nicht an genialen Kräften mangelte, wofür der einzige Martin Knoller schon Zeuge wäre, hatten das Fresko vielfach zum kindlichen Spiele himmlischer Lausbuben entwürdigt und es in den kleinlichen, gepuderten Geist eines armseligen, tänzelnden Philisteriums, eines seichten religiösen Sentiments herabgezogen. Unter solch schreiendem Mißverhältnis und

innerstem Zwiespalte mußte mit dem Inhalte auch die edle Form der Monumentalmalerei zerbrechen. Die leichten Köpfe und Hände suchten zudem leichte, schnellfertige Malmanieren. Zwischen Lebensführung und Kunstweise, zwischen Charakter und Empfindung bestand kein Zusammenhang mehr. Und nun? Sollte das nur eine rein zufällige Begleiterscheinung, kein wesentlichstes Symptom gewesen sein, daß die Wiedererwecker der Freskomalerei den katholischen Glauben als den Baum aller ihrer Erkenntnisse so fest umklammerten? Dieser „Proselytenkatholizismus“, wie ihn Niebuhr an den Nazarenern peinlich empfunden hat? Die religiöse Bewegung unter diesen Künstlern war zu spontan, zu gewaltig, als daß sie eine zufällige sein könnte. Und wenn die zahlreichen Konversionen auch eine Art Nachklang und Parallele zur Romantik waren, mit der die neue Kunst unzweifelhaft in Verbindung stand, so sind sie doch alle — wenn auf ihren Lebensnerv geprüft — aus dem Fache heraus geschehen; welch eine Gallerie von Männern, förmlich ein fortlaufendes Programm ist es, was uns die Kunstgeschichte zeigt: Veit, Overbeck und Schadow sowie der Kunstkritiker Karl Friedrich von Rumohr haben die Richtung angegeben und ihre Spuren wandeln Rudolf Schadow (der Bildhauer), Ludwig Schnorr von Karolsfeld, Ernst Plattner, Julie Mihes, Joseph Dániel Böhm, Friedrich Müller, Rudolf Friedrich Waßmann, Wilhelm Ahlborn, Andreas Achenbach, Emilie Linder, August Gustav Lasinsky, Karl Steinhäuser. Eine heilige Atmosphäre wallte durch die Ateliers, die Kunst war eine sichtbare Gottesgnade geworden. Und dann begann das fröhliche Schaffen: Cornelius in der Ludwigskirche, Deger, Ittenbach und die beiden Müller als Schüler Schadows auf dem Apollinarisberge bei Remagen, Steinle in der Burg Reineck, Deger auf Stolzenfels, Veit im Dome zu Mainz, Schraudolph in Speyer, Führich in der Altlerchenfelder Kirche zu Wien, Heß zu St. Bonifaz in München, Kaulbach im Berliner Museum usw. Aber da waren noch Steinle im Städel'schen Museum zu Frankfurt, Rethel im Aachener Kaisersaale, Cornelius in

der Glyptothek, Julius Schnorr von Karolsfeld in der Villa des Marchese Massimi zu Rom (Ariost) und im Residenzschlosse der Könige von Bayern (Nibelungen): mit der Religion gehen im Gefolge Mythus und Geschichte, das alte Gebiet der sakralen Formen, wie uns die indischen, ägyptischen, griechischen nnd mexikanisch-peruanischen Traditionen lehren.

Ein halbes Jahrhundert hatte diese Bewegung in Anspruch genommen. Die Freskomalerei war zum sicheren Besitze der Künstlerwelt geworden, wie sie z. B. Guffens und Swerts von den Nazarenern und den Düsseldorfern weg nach Belgien geführt haben. Ein Stillstand war um so mehr die notwendige Folge, als eine wichtige Frage die Tafelmalerei zu beschäftigen begonnen hatte, die Frage der Luft und des Lichtes. Al fresco wurde immer noch gearbeitet, aber nur so quasi gelegentlich.

Mit der Geschichte Josephs hatte also das neue Evangelium der Kunst sich eingeführt. Eine merkwürdige Stoffwahl! „Es kann sein“, meint Hermann Riegel,[1]) „daß Cornelius zehn Jahre später sich für einen mythologischen Stoff entschieden hätte, allein dies Gebiet lag ihm damals noch zu fern, und auch dies müssen wir als ein Glück in mehrfacher Hinsicht betrachten. Jedenfalls war die Wahl des Gegenstandes eine äußerst günstige. Strenge historische Wahrheit konnte sich mit dem edelsten Stil in der innerlichsten Auffassung verbinden, ohne Gefahr zu laufen, auf der einen Seite in übernatürliche Symbolik, oder nach der andern in sinnliche Heiterkeit zu verfallen: wahrhafte und echte Geschichtsbilder konnten so entstehen“ (S. 56). Für Riegel war die Wahl dieses Gegenstandes ein „Glücksfall“, und während er sich auf der einen Seite gegen die Unterstellung, Cornelius habe die Geschichte Josephs mit Rücksicht auf Bartholdys Judentum ausgesucht, durch Hinweis auf

1) „Cornelius, der Meister der deutschen Malerei“. 2. Ausgabe. Hannover, Karl Rümpler 1870. 436 S.

dessen früheren Eintritt in die protestantische Kirche wehrt, scheint ihm andererseits „die Erwägung nicht ohne Einfluß gewesen zu sein, daß man zumal in Rom einen Saal, wo voraussichtlich zahlreiche profane Gesellschaften sich versammeln würden, mit Gegenständen aus der evangelischen Geschichte unmöglich schmücken konnte“ (S. 56). Dieses „es kann sein“ dünkt uns ein sehr schwachfüßiges Argument. Man hätte „zumal“ in Rom, wenn man sich einmal für einen heiligen Stoff entschied, im Evangelium keinen entsprechenden Gegenstand für Bartholdys Saal finden können? War denn die Geschichte Josephs vielleicht passender und weniger anstößig für die „voraussichtlich“ sich dort versammelnden „profanen Gesellschaften“? Nein, nein, der Grund dieser Wahl liegt tiefer, viel, viel tiefer. Abgesehen von den Nebenerwägungen des in sich abgeschlossenen Stoffes, des logischen Gedankens, der gewaltigen Historie mit ihren himmelweiten Gegensätzen von Erniedrigung und Erhöhung, den sieben fetten und den sieben mageren Jahren, der hier knapp zusammengedrängten Charaktere der zwei ältesten und bedeutendsten Kulturvölker, abgesehen von all diesen für Monumentalmaler schwer ins Gewicht fallenden Erwägungen, ist es vor allem die Symbolik der Patriarchengeschichte gewesen, die so gedankenvolle Männer in dem großen Augenblicke des Beginnes einer neuen Kunstepoche anziehen mußte. Joseph bedeutet die gesunkene, die von ihren eigenen Jüngern verkaufte Kunst, die zu einer vorbildlichen Herrlichkeit auferstehen sollte. Aber noch tiefer geht das Mysterium. Joseph stellt die packendste und greifbarste persönliche Prophetie, den reinsten „Erzieher auf Christus“ dar. Darum durften die vier Nazarener, die vier Evangelisten der neuen katholischen Kunst, beim ersten Probegang noch keine Stoffe aus dem neuen Testamente nehmen, sie brauchten erst ein Probeevangelium — innerlich wie äußerlich. Später sind sie dazu reichlich gekommen, aber der symbolisch-prophetische Zug lag noch im Blute ihrer Jünger. Die Erlösungsgeschichte mit all ihren Ausläufern der Mariologie und Hagiologie fand eine neue,

ungeahnte künstlerische Gloriole. Sollte die Kunst aber bei den heiligen äußeren Geschehnissen stehen bleiben? Wer führt sie in die innersten Schauer des Allerheiligsten, in das Herz der göttlichen Gedanken, wo im Lichte des heiligen Geistes Schöpfung und Erlösung, alter und neuer Bund in einen einzigen gewaltigen Kosmos der Offenbarung der nach außen wesenseins wirkenden Dreifaltigkeit zusammenzittern? Wer zieht die letzten theologisch-künstlerischen Konsequenzen in der Apokalypse, im verschmolzenen Vor- und Nachschauen?

Die vier Evangelisten der Casa Bartholdy kannten sich und verkündeten jeder in seiner Weise das Heil der neuen Lehre und, wie gesagt, fünfzig Jahre dauerte die Blüte dieses Gottesreiches. Danach wurde also nur noch gelegentlich al fresco gemalt. Und doch! Fern vom lauten Markte der modernen Kunst, fern der hastigen Sucht nach dem Niedagewesenen, setzte ein Jünger jener großen Cornelianischen Zeit, von der Metropole Ludwigs des Ersten in eine stille Klause geflüchtet, das ganze reiche Leben und Streben der Nazarener fort und führte deren Traditionen vom ersten halben Jahrhundert in das zweite, indem er festhielt, was jene gewonnen, und weiterbaute, was jene nur angeschürft. Unter ihm gelangte die Freskotechnik äußerlich wie innerlich zur höchsten Entfaltung. Dieser Jünger ist kein anderer als der lange Zeit, wiederum ein Joseph, unter dem Spotte seiner Brüder still wirkende, heute aber auf der ersten Staffel seiner Erhebung stehende Begründer der Beuroner Kunstschule: P. Desiderius Lenz O. S. B. Es war nicht der Ruf von Mäzenen, von Großen dieser Welt wie Ludwig I., Friedrich Wilhelm IV., Graf Fürstenberg, Bethman-Hollweg, Massimi, Bartholdy, der ihn geräuschvoll an Monumente der offenen Heerstraße bannte, sein erstes bedeutendes Objekt war eine stille Waldkapelle im kaum gekannten, jedenfalls dem Fremdenstrome noch nicht eröffneten oberen Donautale, Sankt Maurus im Felde. Von dort aus gings hinaus in die Welt: die Abteikirche von Emaus-Prag, die Marien-

kirche in Stuttgart und vor allem die heiligen Räume des Erzklosters Montecassino und die Kirche der Benediktinerinnen in Smichow bei Prag boten ihre Flächen den schöpferischen Händen des Beuroner Meisters zur Entfaltung seiner wie eine neue Schöpfung aufquellenden Anschauungen dar. Hatte Cornelius, der kraftgewaltige Paulus, in Overbeck einen Johannes der Milde zum Ausgleich gefunden, so auch Lenz in dem sanften, weichen, fast weiblichen P. Gabriel Wüger. Wir wollen uns hier ein näheres Eingehen auf alle diese Denkmäler der Beuroner Schule versagen, da wir sie alle noch einzeln behandeln müssen. Jetzt kommt es uns nur darauf an, den roten Faden aufzuzeigen, der sich von dem Punkte an, wo die Nazarener und ihre Schüler aufhörten, fortspinnt bis zur ureigensten monumentalen, hieratischen Kunst. Immer folgerichtiger ging P. Lenz in die Tiefe, bis er auf einmal mit seinen Wandbildern von Sankt Gabriel mitten in der Apokalypse stand. Die Offenbarung war über ihn gekommen. Und da tat er den letzten Schritt, den nur der Größte zu tun sich unterfangen darf: den Schritt zur Mosaik.

Die zahlreichen Kammern des unter dem Erzabte Bonifaz Krug wieder ausgegrabenen Urklosters des hl. Benediktus zu Montecassino, die sogenannte „Torretta“, waren schon — in mehreren Epochen — von der Beuroner Schule mit Fresken bedeckt worden: hier entsprach die Technik dem sakralhistorischen Stoffe. Es galt das Leben des Patriarchen der abendländischen Mönche in seinen Ausflußbeziehungen zum Begründer der christlichen Kirche darzustellen, um so mehr, als die hl. Regel nicht etwas Besonderes, sondern nur ein zielbewußtes Glaubensleben nach den göttlichen Räten begründen wollte. Aber nun erhob sich die Frage, welche Weise für das sogenannte „Soccorpo“, die Gruft der Abteikirche, wo der hlst. Vater Benediktus mit seiner taubengleichen Schwester Scholastika der glorreichen Auferstehung entgegenharrt, die richtige wäre. Äußere wie innere Gründe drängten zur Mosaik, und der kühne Erzabt griff das un-

geheure Wagnis auf. In diesen verhältnismäßig niedrigen und wenig belichteten Räumen, wo zumal für eine gute Ventilation nur mangelhaft gesorgt werden kann, ließ sich, sollte ein reicher Schmuck zur Entfaltung kommen, nur das allersolideste Material denken. Aber davon ganz abgesehen, die Klosterkirche von Sankt Gabriel hatte schon zu deutlich gezeigt, wohin die sehnenden Wünsche des Altmeisters zielten. Da, wo die Jungfrauen am Throne des Lammes ihr Lied singen, kam die apokalyptische Richtung der Beuroner Schule zur vollen Entfaltung; die Lotosknospe erschloß sich, aber es erging ihr wie der Offenbarung des hl. Johannes: nur Auserlesenen war ihr Verständnis gegeben, und die höchste Blüte der christlichen Theologie schien vielen nur die Ausgeburt ketzerischer Phantasien. Was würde ein Joseph Kopf, der schon in der „Torretta“ am Kunstgehalt der Beuroner Fresken zweifelte, zu diesen Mosaiken sagen? Das aber sind wir überzeugt, Cornelius und seine Genossen würden freudig staunen über die letzte Auswirkung ihrer Gedanken.

Können wir die Freskentechnik als sakrale Form für Mythus und Geschichte neben der Religion noch in Anspruch nehmen, die musivische Technik ist rein altchristlichen Geistes voll, ist eine rein religiöse, rein katholische Form. Wir meinen nicht jene glatte Art der pompejanischen Zeit oder der Tafelbilder von St. Peter, sondern die kraftgeschwellte von Ravenna, von San Marko und die der sizilianischen Normannen: Monreale, Messina, Kefalù, Palermo. Musivische Form ist apokalyptische Form. Und sei die fabrikale Technik der Venetianer von heute (Salviati) und der Rixdorfer noch so glänzend, wenn sie dem rechten Geiste nicht dient, wie in Schapers Verunglimpfungen des Aachener Münsters und in den leichten Erfindungen Stummels in St. Aposteln zu Köln, so ergibt sich als Resultat der künstlerischen Betrachtung für den tiefer Blickenden nichts als ein peinlicher Zwiespalt. Dem Golde, das als Licht aus dem siebenten Himmel der Dreifaltigkeit brechen soll, glaubt man da nicht: es ist theologisch nicht echt, es ist Schaumgold. An Mosaik darf sich nur

wagen, wer zugleich Theologe und Künstler sein kann, denn Mosaik ist die Form der höchsten Kunst, jener Kunst, die zugleich wirkliche Religion ist, rein objektive Anbetung, absolute Darstellung des Opfergedankens. Mosaik ist die Form des Allerheiligsten, in dessen schattenstille, weihrauchumduftete Räume keiner sich getraue, es triefe denn das Salböl des Priesters vom Saum seines Mantels.

In meiner Broschüre „Vom Wesen der hieratischen Kunst" [Beuron, Verlag der Kunstschule 1905[1])] habe ich auf die verschiedenen Wandlungen innerhalb der Beuroner Schulgeschichte hingewiesen:

„Zwei Perioden kann man füglich im Großen und Ganzen feststellen, denen wir in umgekehrter Reihe die Epitheta der Gotik geben können: die erste ist der schöne, weiche Stil (St. Maurus, zum Teil Emaus in Prag und die erste Malepoche von Montecassino), die andere umfaßt den strengen Stil (St. Gabriel in Prag und die zweite Cassinesische Malepoche). Daneben gehen Arbeiten wie der Kreuzweg in der Marienkirche zu Stuttgart, der so seine eigenen Eigenheiten hat. Wir bezeichnen diese beiden Perioden deshalb so, weil die erste mehr Unbewußtes, Naives an sich trägt, die zweite mehr pointiert Lehrhaftes, Nur-Hieratisches. Wenn wir der einen das Merkmal ‚schön' zuerkennen, so müssen wir hier betonen, daß ihr die zweite nicht nachsteht." (S. 27 f.)

Heute bin ich zu der Ansicht gelangt, daß wir drei völlig für sich bestehende Abteilungen des Beuroner Stiles unterscheiden müssen: 1. der weiche Stil (St. Maurus, die erste Freskenepoche von Montecassino und Stücke von Emaus), 2. der statuarische, zum Teil konzessionistische Stil (das Marienleben von Emaus, der Stuttgarter Kreuzweg und zum Teil die zweite Freskenepoche von Montecassino), 3. der konsequente Stil (St. Gabriel in Prag und die musivische Epoche von Montecassino). Daneben laufen eine Reihe kleinerer Arbeiten und einzelner Bilder. Einen eigenen Kreis

1) Vgl. Band 137. S. 215 dieser Blätter.

hat sich P. Paul Krebs geschaffen, der auf starker Betonung des Dekorativen beruht, aber sich im großen ganzen in den konsequenten Stil, die dritte Periode eingliedert (Frauenkloster Tübach in der Schweiz und die Beuroner Gnadenkapelle).

Diese Einteilung wollen wir natürlich cum grano salis verstanden wissen: denn „weich“, „statuarisch“ und „konsequent“ sind drei Eigenschaftswörter, die mit gutem Gewissen jedem der drei Zeitabschnitte gegeben werden können; es kommt nur jeweils ein Charakter zur stärkeren Ausprägung. Formal kommt der konsequente Stil wieder vielfach auf den weichen Stil zurück, während sich in der zweiten Periode einige Schwankungen auf Grund von Versuchen bemerklich machen, die im teilweisen Eingehen auf die Vorwürfe der Kritik basieren. Aber trotz alledem geht der Beuroner Stil auch in dieser Zeit bewußt und machtvoll auf der ganzen Linie vorwärts.

Schadow hat am Ende seines Lebens der Natur seines Leibes weichen müssen: Blindheit machte ihn zum Schriftsteller. Veit ward früh ein mißmutiger Greis und verlor die künstlerische Zeugungskraft. So oder so, nur bei wenigen Künstlern — Göthe und Dürer immer ausgenommen — decken sich das leibliche und das seelische Leben in ihrer Dauer. Und wie schnell sind oft schon große und bedeutende Malschulen versandet. Wir aber fragen, ob jemand einen stärkeren Wertbeweis einer Schule und ihres Hauptes zu finden vermag, als wie er in der Tatsache ruht, daß diese Schule am Ende ihrer Entwicklung, daß ihr Meister am Ende seines Lebens mit steter unverdrossener Aufwärtsbewegung zum Zenith der Geistesentwicklung gelangt ist? Pater Lenz hat seine Mitarbeiter nicht in Kurven auf und ab, sondern in gerader Linie nur aufwärts geführt, und heute, wo das Abendrot sein verehrungswürdiges Haupt mild umleuchtet, steht er im Höhepunkte seines Schaffens. Er hat sein Selbst ganz ausentwickeln dürfen; seine Sonne steht hoch, noch neigt sie sich nicht zum Niedergange, steht so hoch, daß

sie nun endlich nicht mehr übersehen werden kann. Und doch, wem das Organ fehlt, der kann auch die Sonne nicht sehen. Die Beuroner Kunst, zumal die letzte Phase, ist eine rein theologische; ihr Verständnis erfordert daher ein doppeltes Vermögen.

Ich habe vorhin das Bild gebraucht, der Beuroner Altmeister stehe auf der ersten Staffel seiner Erhöhung; auf die oberste wird man wohl seine Mumie hinauftragen müssen. Denn was seit der viel beschrieenen Ausstellung der Beuroner Kunst in der Wiener Sezession (1905) an Einsichtsfortschritten in der Kritikerwelt gewonnen wurde, läßt nicht auf ein baldiges Allgemeinverständnis schließen. Die Auslassungen Joseph Popps zum Beispiel (Hochland) müssen trotz verschiedener feiner Beobachtungen und trefflicher Gedanken ohne weiteres als unzutreffend bezeichnet werden. Abgesehen davon, daß über eine so umfangreiche Schule sich nicht zum Richter aufwerfen darf, wer davon nur eine Kollektivausstellung und ein einziges Gesamtwerk mit eigenen Augen geprüft hat, ist ein Urteil, das von falschen Sachangaben strotzt, doch eine ziemlich verdächtige Sache. Der Künstler schaut, aber der Kritiker muß in erster Linie sehen, seine Beschreibung als Untergrund der Verständnisvermittlung muß zu allererst unantastbar sein. Die Beuroner Kunst versteht niemand völlig an einem Tage und auch nicht an einem Werke; man muß von ihr vieles und dieses viele lang und gründlich betrachtet haben — habet primos, secundos et tertios haustus. Auch Kralik hat m. E. die Beuroner Kunst offenbar nicht voll durchdrungen. Er hat des P. Lenz Broschüre „Zur Ästhetik der Beuroner Schule" mit einem Vorwort versehen und hat ein solches auch dem Wiener Ausstellungskataloge beigegeben. Seine Begeisterung für Beuron ist zweifellos echt. Aber daß sein Enthusiasmus für Beurons Kunst noch nicht auf dem rechten Sockel steht, zeigt wohl gerade seine Ausstellungsrede (Dezember 1905). In dieser Rede wies er auf eine riesig Dreifaltigkeit, von Ferdinand Andri, dem Präsidenten der Rumpfsezession, oben

an die Stirnwand des Hauptsaales gemalt, von der er angesichts der Schöpfungen Beurons behauptete, sie sei so hieratisch, wie die Werke des Paters Lenz. Diese Dreifaltigkeit war eine in fliegendster Hast auf die Fläche geworfene Karrikatur. Wir können das Bild hier nicht vorführen und müssen deshalb mit Kongruenzgründen unseren Vorwurf zu erhärten suchen. Erste Frage: ist wohl wahre Hieratik denkbar bei einem Künstler, dem es gänzlich am praktischen Christentum gebricht? Zweite Frage: genügen vier Wochen zur Schaffung eines neuen hieratischen Stiles? P. Lenz hat eine Lebensdauer dazu gebraucht. Dritte Frage: darf ein ad hoc-Einfall, eine Ausmünzung der Ausstellungsidee ernst genommen werden und als prinzipielles Moment gewürdigt werden, wo dessen Urheber sich bislang im geraden Gegenteil bewegt hat? Andri ist der Schöpfer von einigen Hähnen, Hühnern und Enten, die durch den Adel ihrer Zeichnung und den Glanz ihrer Farbe unter Federviehkennern berechtigtes Aufsehen erregen können, ferner von einigen biederen Landwirtschaftsbildern („Pflügender Bauer", „Kornschneiden", „Heuernte" usw.) und, Spaß beiseite, Andri hat in diesem Genre nichts schlechtes geleistet. Da sind z. B. seine „Butterbäuerinnen", sein „Markt in St. Pölten" und sein „Alter Knecht" in der „Modernen Gallerie" in Wien, allein jeder sieht, wie weit alle diese Stoffe von denen des Altars entfernt sind: der Unterschied ist eben der von Himmel und Erde. Andri hat sich ganz ohne Zweifel an seine heilige Aufgabe mit derselben künstlerischen „Stimmung" gemacht, wie an seine sechs burlesken Holzhermen, denen er den Sammelnamen „Grotesken" verliehen hat, und die heute das Sitzungszimmer der Wiener Sezession schmücken. Diese Maler von heute, ohne feste philosophische Bildung, haben sich ein sehr bequemes Kunstgesetz zurechtgemacht, dessen Kautschuk sich auch aufs religiöse Gebiet hinüberziehen läßt. Den Geist dieses Kunstgesetzes hat Ludwig Heresi, der Interpret der Wiener Sezession im Toropheft des „Ver sacrum" (1902, IV) wie folgt zum mystischen Ausdruck gebracht:

„Die Wiederentdeckung der Seele ist die Tat der neuen Kunst. Die Entdeckung, daß es etwas ewig Unentdeckbares gibt, nach dem zu suchen und zu fragen, zu streben und zu weinen der letzte Sinn des Lebens ist. Dieses fieberische Ahnen rings um das Rätsel herum, dieses ängstliche Wittern ins Innerste und Nächste hinein, das immer das Fernste und Äußerste bleibt. Dieses unwillkürliche Umhertasten, kühn und zag zugleich, im Lebengeflimmer silberner Lichtnebel, in der Grabesstille schweigender Finsternisse, ein Tasten mit langen, immer längeren Fühlfäden einer unartikulierten Sehnsucht. Mit zitternden Nervenfasern, die umherzucken gleich X-Strahlen, die festen Körper mühelos durchleuchtend, vor unfesten Phantomen aber Halt machend, an ihnen umbiegend wie an geschliffenen Granitsäulen, die ihnen ewig undurchdringlich sind, sie umrankend mit Ranken unmittelbarer Empfindung, sie umwuchernd mit vibrierendem Nervengeflecht, in dem unablässig Kraft nach Form ringt, ein Trieb, ein Schuß, ein Grünen, ein Glühen, ein Wollen ...." (S. 65 f.)

Ein unverfälschter Monismus! Monismus ist's, aus dem diese Künstler die Berechtigung zum Heiligsten mit unheiligen Mitteln herausnehmen, oder ists gar ein wenig Apologie der Kunst wider die Unkunst? Louis Korinth hat sich an eine große „Pietà" gewagt und dazu dieselben Mittel verwendet, mit denen er sein Hetärenbild „das Strumpfband" gemalt hat, das bedauerlicherweise die Kunstausstellung der Kölner Flora 1907 verunzierte. Was dabei aus einer Pietà werden muß, ist klar: eine schauerliche Blasphemie. Rudolf Jettmar hat sich ebenfalls an heiligsten Gegenständen versucht, die Resultate vermag sich jeder zu denken, der dieses Künstlers Holzschnitte kennt. Die Wiener Sezession von 1905 hat überhaupt gezeigt, aus welcher Quelle hieratische Kunst hervorgehen muß: sie sind alle am Felsen des Glaubens schmählich gescheitert, die damals das Sentiment ihres Ateliers in die Kirche tragen wollten. Engelhart war so ehrlich, einen Kindermord von Bethlehem nur als anatomische Studie ohne Anmaßung der Kirchlichkeit zu malen. Mehoffers leichte und seichte Erfindung „Europa jubilans" deutete auch nicht

auf allzutiefe hieratische Qualitäten. Die Gegenüberstellung solcher Künstler mit frommen Meistern vom Schlage eines Kunz, Fugel, Busch, Feuerstein zeigt die ganze Überhebung jener Sezessionisten. Und gar an Desiderius Lenz gemessen, der nie etwas anderes in seinem Leben gemacht hat als Heiliges, der mit zitternder Ehrfurcht an seine Stoffe geht, der die Eingebungen seiner frommen Phantasie wie Gottesgnaden dankbar festhält, und der aus Gebet und Kunst ein einziges Weihrauchopfer seines Lebens vor der unermeßlichen Ausflußquelle aller Schönheit gemacht hat!

Und nun Meier-Gräfe! In seiner dreibändigen „Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst“ spricht er auch von Beuron, dem „späten San Marco“. Man weiß, daß das Herz dieses Kunstkritikers nur für das Abnorme schlägt, zumal wenn es aus Frankreich kommt. Und so hat er denn einen Zusammenhang Beurons mit Frankreich gefunden, da ein Freund von Sérusier, Gaupin und Denis im Jahre 1894 im Donautal die Regel des hl. Vaters Benediktus als Richtschnur für sein ferneres Leben sich erwählte. Ich muß hier um der Sache willen feststellen, daß Meier-Gräfe sich sehr irrt, wenn er (S. 364) von dem Freunde Denis' sagt, daß er sich in die Stille des Klosters zurückgezogen habe, „um mit der Inbrunst der Frömmigkeit diese mönchische Kunstschule zu befruchten“. 1894 wäre es keinem Talente mehr möglich gewesen, auf die längst geschlossene Schule von Beuron irgend einen neuen Einfluß auszuüben, und es muß mit aller Bestimmtheit gesagt werden, daß der genannte Künstler im Kunstschaffen der Scola artistica Beuronensis bis heute wenigstens noch gar keine bedeutende Stellung erlangt hat, am wenigsten aber gar eine führende Rolle, die ihm Meier-Gräfe, völlig unbekannt in der Geschichte und Ästhetik der Beuroner Kunst, gern zuerteilen möchte. Was Meier-Gräfe sonst noch (S. 389 f.) von der benediktinischen Kunst zu berichten weiß, ist durchaus unzulänglich.[1])

1) P. Desiderius Lenz muß sich hier mit Konsequenz seinen Namen im „Lang“ verdrehen lassen.

Darin stimmen diese Kritiker alle überein, daß sie eine Belebung der „erstarrten" Schule durch neue Elemente fordern, aber leider stimmen sie auch alle darin überein, daß sie Ziel und Zweck dieser Schule mißkennen, weil sie deren Werke nicht studiert haben. Den Ausgangspunkt der guten Ratschläge bildet meist nur ein oder das andere flüchtig geschaute Stück. Wir müssen das auch von Professor Dr. M. Schmid behaupten, der im Anschluß an die Beuroner Kollektivausstellung zu Aachen 1907 (wenn man die in letzter Stunde zusammengeraffte und nur ganz vereinzelte Seiten bietende Sammlung so nennen darf) behauptet: „Starke Hoffnungen dürfen wir hierbei auf die Beuroner Schule setzen, wenn es gelingt, eine neue Generation heranzubilden, die nicht unbedingt an den bisherigen Formen, umso mehr aber an den alten Prinzipien festhält." [1])

Das „Seccorpo" zu Montecassino, die jüngste Schöpfung der Beuroner, straft diese Behauptung Lügen. Versuche, die bisher vereinzelt in der von Schmid gezeichneten Richtung gemacht worden sind, haben — innerhalb der Schule wenigstens — Fiasko gemacht. Beurons prinzipieller Formenschatz ist ein so reicher, so geschwellter Keim, daß er ungezählte Möglichkeiten in sich birgt. Was P. Lenz geschaffen, dünkt uns eigentlich nur ein ungeheures Programm, an dem Jahrhunderte sich erproben müssen. Was ist Prinzip ohne Form? Wenn die Beuroner ihre Formen verlassen, dann haben sie das Prinzip schon aufgegeben. Noch gilt es, so viele künstlerische Folgerungen zu ziehen, daß wohl die nächsten Generationen sich nicht vermessen dürfen, besseres leisten zu wollen. Zum Teil hat man mit diesen Folgerungen schon begonnen. Fritz Kunz und sein Freund, der bekannte Illustrator Aegidius Reder in Tivoli, zum Beispiel haben sich manche Lehre des Beuroner Altmeisters zu Herzen genommen, und was der geniale Joseph Gundermann Bestes geschaffen hat, vor allem seine majestätische Münchener

1) Kölnische Volkszeitung vom 10. September 1907, Nr. 783.

Friedhofkuppel, ist ihm von der Zeit seiner Mitarbeit an den Fresken von Emaus im Stift geblieben. Wir leugnen also nicht, daß nicht parallele, gleichberechtigte Kunstgattungen hieratischer Art möglich wären, sondern bestreiten nur, daß eine Reform innerhalb der Schule selbst aus ihren eigenen Prinzipien heraus an dem Schatze ihrer Formen notwendig ist. Dabei besteht aber doch durchaus kein intolerantes Schwursystem in den Reihen der Beuroner Künstler. So schließt sich P. Andreas Göser bei der Ausgestaltung der Laacher Abteikirche selbstverständlich dem gegebenen Stile an, worin er, nebenbei bemerkt, sowohl als Maler wie als Bildhauer ganz Hervorragendes leistet. Seine Bonifazius-Retabel, in der Mappe der Gesellschaft für christliche Kunst wiedergegeben, hat auf der Aachener Ausstellung (1907) durch die wunderbare Empfindung ihrer Linienführung, durch das vornehme Maß ihrer Gliederung und vor allem durch ihre meisterhafte Materialgerechtigkeit ungewöhnliches Aufsehen hervorgerufen, und es ist nur zu wünschen, daß ihm die Vollendung seines Riesenwerkes gelingen möge.

Die Beuroner Schule ist noch jugendfrisch, und wenn man darauf aufmerksam macht, daß zwei wichtigste Mitglieder — P. Gabriel Wüger und P. Lukas Steiner — das Diesseits bereits gesegnet haben, daß P. Desiderius Lenz, auf dem doch die gesamte Direktive ruht und der jedes größere Werk mit Ausnahme der Schöpfungen des P. Paul Krebs in Tübach und in der Beuroner Gnadenkapelle ganz und gar selbst in Händen hielt, am Ende seines Lebens steht, so müssen wir dem folgende Betrachtung entgegenstellen: Eine Kunstschule kann nicht ewig dauern, das hätte man auf dem Berge Athos beizeiten einsehen müssen, aber was ewig dauert, das ist das Werk des großen Lenz und auf das prinzipielle, sonnenhafte, entwicklungsfähige dieses Werkes haben wir bereits hingewiesen. Es wird uns noch segenbringender durch das Testament seines Schöpfers und hoffentlich hinterbleibt uns der vielumstrittene „Canon", eine mathematische Darlegung der Schönheitsanschauungen des

Beuroner Altmeisters. Aber es bleiben uns trotz alledem noch sehr bedeutende Kräfte, die zunächst auf dem Gebiete des Dekorativen (P. Paul Krebs) und dem der Bildhauerei Achtunggebietendes zu zeigen vermögen. Dann vor allem bleibt uns ein blühendes, eben herrlich aufstrebendes Kunstgewerbe, sei es nun direkt desiderianisch geführt (Kelche, Monstranz von Emaus) oder bewußt mit altchristlichen, zumal byzantinischen Elementen durchsetzt, wie es P. Andreas Göser, vielleicht der feinfühligste Schüler des Paters Desiderius, an einer Reihe von Kirchengeräten ausgebildet hat.

Diese Zwischengedanken gehören eigentlich als ein Ausblick in die Zukunft an den Schluß einer gesamten Veröffentlichung. Aber wir reden ja vom Schluß, vom letzten d. h. jüngsten Werk der Beuroner Schule und zwar noch nicht so sehr, weil über die andern schon viel, wenn auch nicht genügend, geschrieben worden ist, einzelne sogar wie der Kreuzweg zu Stuttgart und das Emautiner Marienleben durch sehr gute Sammelreproduktionen bekannt geworden sind, sondern aus apologetischen Gründen. Viele Kritiker, die weniger tief schauen, haben mit der St. Mauruskapelle gegen das spätere Schaffen Beurons operiert und so versucht, einen Zwiespalt von Einst und Jetzt zu konstruieren, ein seltsames Manöver, das jeder Geistesarbeiter an sich selbst schon erproben mußte. Unsere Meinung aber ist, daß die musivischen Arbeiten im Sokkorpo nicht nur ebenbürtig und gleich wertvoll sind, sondern in vielen Punkten einen inneren und äußeren Fortschritt darstellen. Ein wirklicher Begriff, eine schöpferische Idee vermag sich im Kosmos immer neu aus sich selbst zu gebären, und jede neue Geburt wird ein Fortschritt sein. Am Sokkorpo wollen wir zeigen, daß Beurons Kunst nicht gealtert hat und vor allem wollen wir dartun, daß die drei Stilepochen seiner Schule kein Schwanken, sondern ein geschlossenes folgerichtiges Vordringen bedeuten, so zwar, daß hier das letzte Werk an allen ästhetischen Elementen des ersten Werkes teilnimmt. Seltsam, oder sagen wir besser: eine überraschende Probe ist's, wenn das Grab des heiligen

Vaters Benediktus wieder alle Eigenheiten der Kapelle aufweist, die dem Beginne des Benediktinerordens geweiht ist, dort das Erstlingswerk des Fresko, hier das Erstlingswerk der musivischen Technik. Anfang und Ende sind sich gleich geblieben, der Ring hat sich geschlossen, mit einem kostbaren Edelstein geschlossen, der freilich nur im Lichte eines reinen Auges alle seine Strahlen spielen läßt. Aus reinstem Herzen sind alle diese künstlerischen Offenbarungen geflossen. Beati mundo corde, quoniam ipsi Deum videbunt. Der volle und tiefste Kosmos der Schönheit liegt nur der Keuschheit offen.

In meiner Broschüre über „das Wesen der hieratischen Kunst" habe ich St. Maurus das „reiffte" Werk der Beuroner Schule genannt; heute füge ich hinzu, es ist auch das anmutendste Werk. Der Beweis für diese Behauptung wird für die Beurteilung der Cassinensischen Mosaiken von Aufschluß sein.

St. Maurus ist zunächst das einzige Werk, das ganz — in Architektur, Plastik und Malerei — aus Beuroner Hand hervorgegangen, also eine wirkliche Konzeption, ein geschlossener Guß ist. Sonst hat sich P. Lenz bei seinen Gestaltungen stets mit vorgefundenen, oft nicht einmal glücklichen Räumen abfinden müssen, wie in Emaus, St. Gabriel und Montecassino, die er aber mit künstlerischer Allmacht bewältigt und sich zu eigen gemacht hat. Diese Raumgestaltung, ein Echtheitsbeweis originellster Persönlichkeit, erscheint als eine der bedeutendsten Gaben im Talente des P. Desiderius und steht in Verbindung mit seinem überraschenden Kompositionsvermögen. Doch davon später einmal. Zu dieser Einheitlichkeit der Maruskapelle kommt der Ausdruck jungfräulichsten, frühlingfrohesten, sonnenhaftesten Hoffens, das kindlichselige Schauen mit großen Augen, das Vertrauen auf eine verheißungsvolle Zukunft. Das Ensemble hält sich in den hellsten Tönen, ja geradezu in Weiß, das uns den Begriff der Blüte vermittelt. Und wie dort in Rom den Nazarenern der Patriarch Joseph zum symbolischen Programme wurde,

so steht hier eine mädchenhafte Madonna am Anfang einer gewaltigen Künstlerlaufbahn, eine Madonna, deren Mädchenhaftigkeit im ganzen Beuroner Wirkungskreis sich nicht mehr verliert, auch nicht in den Darstellungen der schmerzhaften Mutter-Witwe. So zeigt sich denn an der Mauruskapelle voll und ganz ein prächtiges Können, mehr aber noch ein kraftvolles Wollen; sie wäre für sich selbst schon Glanz genug gewesen, aber man sah ihr an, daß sie verheißungsvolles Versprechen für die Zukunft sei. Mit einem Schlage stand sie da vor der nichts ahnenden Kunstwelt und nötigte zur Zeit der hin- und hertreibenden Velleitäten durch ihre Bestimmtheit Respekt ab. „Was wird aus diesem Kinde werden?" frugen sich erstaunt die Leute, wie damals, als Johannes der Vorläufer noch in Windeln seine ersten Wunder wirkte. Der ganzen Erstlingsschöpfung ist das Werden aufgeprägt, und das Fieri ergreift unter Menschen mehr als das Esse, das Ringen mehr als der Vollbesitz. Von diesem Gedanken aus nimmt in gleicher Weise auch das Soccorpo als Erstlingswerk unsere ganze Sympathie gefangen, denn der Stein, der den Ring geschlossen hat, ist hier wiederum zum Ansatz für einen neuen Ring geworden. Beurons Kunst steht auf musivischem Boden am Beginn einer neuen Laufbahn, ein wehender Frühling brach wieder über sie herein.

Eine Reihe nicht unwesentlicher Momente fördert aber außerdem noch den Liebreiz der Mauruskapelle. Für das betrachtende Auge und den auf einsamen Gängen nach Klarheit und Gedankenruhe sich sehnenden Geist muß ihre Kleinheit und Feinheit, ihre ungeschminkte Wahrheit und Übersichtlichkeit, die Einfachheit und unaufdringliche Schlichtheit ihrer Gliederung, ihre Naivetät und Intimität ganz ohne Zweifel, rein psychologisch genommen, schon als starke captatio benevolentiae wirken. Dazu kommt ihre Verbindung mit der Gründungsgeschichte der Beuroner Kongregation, die sie den Mönchen so lieb macht, eine Liebe, die durch Werke wie P. Odilo Wolffs „Beuron" auf ungezählte Klosterfreunde übergegangen ist. Die Votivkapelle der Fürstin

Katharina von Hohenzollern, der Gründerin von Beuron, stellt ja aus diesem Grunde Bilder aus den poesievollen Erstlingszeiten des benediktischen Monachismus dar.

Für weitaus die meisten Beschauer profitiert aber St. Maurus durch seine wunderbare Lage: an einer vorspringenden Halde des Hochwaldes, von Felsen umsäumt, dort wo die steilen Höhen des mäandrischen Donautales nur eine schmale Talsohle übriglassen, scheint sie der künstlerische Abschluß und Ausklang der sich zusammendrängenden Natur zu sein. Um sie her klingen die Herdenglocken von der Weide, und hoch über ihr, auf dem vorspringenden Gipfel jenseits der Donau trotzt der beutegierige Wildenstein talauf und -ab. Die Buchen rauschen in geheimnisvoller Stille, und das Lüftchen, das von ihnen her zur Straße weht, bringt würzigen Tannenduft im Sommerscheine mit sich. St. Maurus ist ein Idyll, ein Idyll der jungen Donau, und ein Idyll spricht zum Herzen mehr als Kraft und Kraftgenialität, die fast nur zum Verstande sprechen. Cornelius meinte einmal: „Overbeck malt nur Engel, ich kann auch Teufel malen.“ Schön, aber diese Teufel werden wir nicht lieben: St. Maurus steht da unberührt von jeder Leidenschaft, und seine unschuldsvolle Grazie im Rahmen einer unberührten Einsamkeit wirkt wie ein Zauber auf die dem Lärm und Staub des Alltags entflohenen Herzen. Was von der Landschaft auf die Kapelle einfließt, das gibt diese der Landschaft wieder zurück: Beurons Kunst ist eine Kunst nach dem innersten Wesensbegriff der Kunst, eine Rehabilitation der paradiesischen Sündelosigkeit, sie ist gewaschen im Blute des Lammes. Das ist der tiefste Sinn dieser Waldidylle, die noch in ihrem Eindruck gesteigert wird durch das hell die Kapelle umflutende Licht. St. Maurus steht auch insofern unter den Beuroner Schöpfungen einzig da, weil auch ihre Außenwände mit Fresken geziert sind (die mißglückte Façade der Beuroner Klosterkirche zählt als Schülerarbeit nicht mit), und zumal das wonnesame Madonnenbild in Weiß über der Eingangstüre macht das ganze Tal

zu einem Heiligtum. Die Fresken der Seitenwände enthalten Stücke des köstlichen religiösen Genre, auf die ich in der bereits erwähnten Broschüre schon hingewiesen habe. Sie stehen also der strengen Dogmatik als reine Erzählungen fern, und Dogmatik mit ihrem apodiktischen „So und nicht anders“ und ihren moralischen Gesetzfolgerungen engt, wenn ich so sagen darf, das Menschenherz ein, an das die Legende mild und wärmend klopft. Kurz und gut: die St. Mauruskapelle kann mitten aus der Natur heraus übersehen und genossen werden, ihr Grundcharakter ist heiter. Dem gegenüber tragen die Fresken der Torretta zu Montecassino, vorweg die Zelle des hlst. Vaters Benediktus mit ihrem dämmernden Lichte und ihren Broncen ein ernstes Gepräge, während die Mosaiken des Soccorpo feierlich stimmen. So könnten wir also auch eine andere Stilteilung walten lassen: 1) der heitere Stil (weich), 2) der ernste Stil (statuarisch) und aus beiden vereinigt 3) der feierliche Stil (konsequent).

Feierlichkeit ist heiterer Ernst und ernste Heiterkeit, und so sehen wir, wie P. Lenz unbewußt bewußt durch bloße Auswirkung seines Prinzips auf eine Höhe der Anschauung und des Ausdrucks gelangt ist, die sich auf den beiden ersten Stufen aufbaut oder vielmehr sie mit genialer Gewalt in Eines zusammenschließt. Man nenne mir einen christlichen Künstler von heute, der sich einer solchen Logik rühmen kann!

In St. Maurus kommen also glückliche Umstände für die genießende Beschaulichkeit zusammen, die in gleichem Maße anderen Beuroner Werken nicht zustehen; der Tiefblick ist aber von solchen Gunstfällen gar nicht abhängig. Nun müssen wir aber von einer ausschlaggebenden Unterscheidung der drei Stilepochen sprechen.

St. Maurus im Felde ist eine Kapelle, keine Kirche im populären Sinne und dient also mehr der privaten Andacht, weniger dem offiziellen Gottesdienste. Hier kommt demnach keine absolute Hieratik in Betracht: es ist dem subjektiven Empfinden Raum gelassen. Diese Subjektivität verstehen wir im Sinne einer pindarischen Ode oder eines Hymnus

von Fulgentius, nicht im Sinne moderner Individualistik. Was erzählend ist auf den Wänden innen und außen, haben wir schon bemerkt, steht im Zeichen der Idylle, also persönlichster Verarbeitung. So gewinnen wir, obwohl dem Gesamtschaffen der Beuroner die Eigenschaft der Objektivität beizumessen ist, an St. Maurus d. h. an der ersten Periode den Ausdruck der Empfindung, eine wahrhafte Lyrik. Der Opferbegriff, der in dem ganzen Bauwerke (echt hieratisch nach dieser Seite) zur Darstellung kommt, wird als innerster Kern und Trieb jeglichen Monachismus gefaßt. Daher rechts und links vom Kreuze die Inschriften: „Dilexit me et tradidit semetipsum pro me“ (Gal. 2. 20) und „Vota mea Domino reddam coram omni populo ejus“ (Ps. 115, 5). Das Kreuzesopfer, der Schnittpunkt aller Linien des gesamten Kosmos, der Sinn der gesamten Offenbarung, spiegelt sich hier im einzelnen Menschenherzen, und wie jedes Atom mit denselben unendlichen Beziehungen ins Weltgroße eingegliedert ist, so kann auch an der einzelnen Menschenseele das Opfer Christi zur Darstellung gebracht werden. Die Aszeten drücken das so aus: Die ganze Erlösung ist nach all ihren Bezügen für jede einzelne Seele geschehen und wäre ohne Abzug geschehen, wenn sie auch nur ein einziger Gefallener notwendig gehabt hätte. Die Kreuzigung spiegelt sich auf dem Hauptbilde zunächst in Maria und Joseph, dann abstufend in den beiden Johannes und in den Heiligen Katharina und Cäcilia: also Patriarchalzeit, apostolische Zeit und Martyrerzeit. Dann leitet sich die Beziehung auf den hl. Maurus, den Vertreter der späteren Hagiologie, über: die Rückwand zeigt seinen Tod als vertrauensvolles Opfer im Anschluß an Christi Kreuzestod. Der Fries an den Außenwänden stellt die zwei großen Gehorsamsopfer des hl. Maurus dar. Damit wir uns aber nicht im Subjektiven verlieren, keine monistischen Anwandlungen erleiden, tronen oben die erschauernden Engel als Vertreter der absoluten Gottesgedanken, die uns bei aller Lyrik das Bewußtsein ver-

mitteln, daß wir es in St. Maurus mit einem Spiegelbilde des geistigen Makrokosmus zu tun haben.

Anders verhält sich die zweite Epoche. Hier wird der Stift des Künstlers zum Plektron des Rhapsoden, der uns die Großtaten Gottes und seiner Getreuen in ernster Getragenheit verkündet. Da geht die Leidensgeschichte des Herrn und das Leben der Gottesmutter an uns vorüber. Epik ist der Grundcharakter dieser Epoche. Im Rhytmus gedankenvollen Glaubens schreiten die hohen, ausgemeißelten, strichartig gezeichneten Gestalten dahin, Lehre und Belehrung in ihrem erzählten Tun und Lassen mit sich tragend, wahrer und lebendiger als homerische Götter und Helden.

Lyrik ist Empfindung, Epik ist Geschehnis, und aus beiden in ihren primitivsten Begriffen setzt sich die Dramatik zusammen, wie wir oben das Feierliche aus den Elementen des Heiteren und Ernsten zusammenfließen sahen. Und diese Dramatik ist der Grundzug der dritten Beuroner Stilepoche. Mit diesem Satze drücken wir schon den Fortschritt, ja den Höhepunkt des Beuroner Kunstschaffens in St. Gabriel, wo der Wunsch nach Mosaik sich noch Genüge tun mußte, und im Soccorpo von Montecassino aus. Aber nicht eine Dramatik im Sinne des Realismus oder gar des Naturalismus von heute — nicht Hebbel und nicht Hauptmann — ist damit vermeint, sondern eine erhabene, urgedankenvolle, in den alten Menschheitstraditionen schreitende eines Sophokles. Im Soccorpo schauen wir die Handlung der Benediktinergeschichte, die zu St. Maurus in Empfindung und Idylle umgesetzt war. Dieselben Stoffe sind hier: der hl. Vater Benediktus, die Erstlingsgeschichte seiner Jünger Plazidus und Maurus, überragt vom Erlöser und bestrahlt vom Bilde der Madonna. Aber alles das faßt sich anders auf, alles spricht und handelt im Tonfall und im Gestus der sakralen Überlieferung, im weihevollen Lichte des Mysteriums. Diese Gestalten all sind uns nicht subjektiv vermenschlicht, sondern sie wandeln feierlich auf dem Kothurn der Übermenschlichkeit. In Stein gehauen ringsumher stimmen das Chorlied des Proszeniums

an all die heiligen Ordenstifter vom Geiste Benedikts, und die Treppen herab schreiten zur ergreifenden Handlung, vom Finger Gottes schon stimmungsvoll berührt, auf der einen die geweihten Jungfrauen auf der anderen die Mönche.

Demgemäß erhalten wir nun eine dritte Stilteilung der Beuroner Schule: 1. der lyrische Stil (weich—heiter), 2. der epische Stil (statuarisch—ernst), 3. der dramatische Stil (konsequent—feierlich). Die erste Teilung bezieht sich auf die äußere Haltung, die zweite auf die dadurch ausgedrückte Stimmung und die dritte auf den darin ruhenden Gedanken. Das ist die Tabelle der inneren Entwicklung der benediktinischen Kunst, der kraftvollen Selbstentfaltung einer Idee. Die zarte Knospe hat sich zur lichten Blume erschlossen, und die Frucht, die aus ihr reifte, ist zugleich Zweck und Mittel wieder für neue Zwecke; keimhaft ruhen in ihr wieder neue Studien, kommende Knospen, Blumen und Früchte, ein Beweis, daß diese Blüte keine künstliche war, deren Frucht taub und samenlos, sondern eine natürliche, auf unentwegte Fortzeugung gestellte. Daß eine solche fortstrebende Entwicklung im Gange an ihren Ufern auch mancherlei Seltsamkeiten, Schwachheiten, totgeborene Versuche, Verkümmerungen ansetzt oder vielmehr ausscheidet, kann keinen Wundernehmen, der die bunte Zusammensetzung einer Schule wie die Beuroner bedenkt und selbst einmal auf der Suche nach Lösung ein Problem nach allen Seiten hin durchdacht hat. Doch das bischen Geröll, das den Schritten eines kräftig Aufwärtssteigenden entkollert, spielt keine Rolle angesichts des Errungenen. Pater Lenz ist auf der Höhe seines Gedankens angelangt; sein Problem liegt gelöst vor ihm.

Apokalyptisch haben wir oben genannt, was wir hier als dramatische Epoche feststellen. Die Mosaiken des Soccorpo sind zugleich Offenbarungen und Geheimnisse, ganz wie es für den Altar geziemt, wo Gott sich hingibt unter sichtbarer Gestalt, dem blöden Auge aber doch verborgen. Daß Apokalypse sich symbolisch äußert, liegt in der Natur der Sache; Pater Lenz arbeitet aber nicht schematisch mit

dem vorhandenen Vorrat von Bezeichnungen, sondern frei und persönlich mit den inneren Beziehungen. Seine Symbolik ist eine dramatische Bewegung, keine tote Sache. Sophokleische Dramen verstehen sich nur als göttliche Mysterien, als schwungvolle Gestaltungen der Urtraditionen, die weit hinaus liegen über die gesunkene Götterwelt Homers. Sind doch die Tragödien die Prophezien des klassischen Heidentums, die Sehnsucht nach einem Opfer für die in Sünde und Blindheit lebende Welt, hervorgewachsen aus den orgiastischen Tänzen um den Brandopferaltar. Und was sich im Christentum aus der Liturgie herausgebildet hat an festlichem Gepränge, waren wiederum Mysterien. Hier nun kommt das Begriffliche, das wahrhaft Kosmische der Beuroner Richtung am reinsten zum unverfälschten Ausdruck. Wenn wir vor diesen Reliefs oder diesen Mosaiken stehen, dann mag Moderne der Anblick befremden, ja beängstigen, es legt sich der Druck vergangener Jahrtausende auf unser Herz, aber das eine fühlen wir in dem keuschen Hauche, der diesen reinen Maßen ausströmt, daß wir es mit einer Kunst zu tun haben, die der Kunst des Weltalls und dem Sternenorganismus verwandt ist, die untergegangenen Völkern eine Kultur gegeben, einer solchen wir uns bei aller Kunsttechnik heute nicht zu rühmen vermögen, einer ars perennis. Unser verweichlichtes und verbildetes Auge findet diese Kunst hart, hat man doch in unseren Tagen einem Dante die Kunst absprechen wollen, und unser Herz krampft sich vor der geheimnisvollen Konsequenz zusammen, aber unser Verstand vermag diese Kunst nicht zu leugnen: sie ist unter Menschen fast zu subtil, fast zu gewaltig. Um diese apokalyptische Kunst des P. Desiderius müßte man sich eigentlich Menschen vom Schlage jener denken, die den Blick ins visionäre Auge der Sphinx als eine alltägliche Sache gewohnt waren. Ach, wie wenig Gedanke, wie wenig maßvoller Gedanke und gedankenvolles Maß steckt in der Kunst von heute! Die moderne Kunst hat keine Musik mehr, keinen Zusammenklang der Maße, keinen Sphärenklang mehr, der den tiefsten Sinn

fortschreitend zum Jenseits vermittelte; sie hat überhaupt kein Jenseits mehr, sie hat die Salbung der Apokalypse verloren. Aber die Apokryphe wuchert in ihr und droht schon ins Maßlose auszuwachsen wie in jenen auch pantheistischen Zeiten der Gnosis. In dieser traurigen Zeit steht Lenz da, auf dem Höhepunkte seines Könnens und Wissens, und läßt seine Täuferpredigt in Form und Farbe weithin vernehmen. Ihn kümmert es nicht, daß viele schon riefen: „Deine Rede ist hart, wer kann sie hören?“ Er geht ungestört seinen Prophetengang und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Sinn seiner Apokalypse sich erst den kommenden Jahrhunderten erschließt.

(Schluß folgt.)

XXVII.

Die pananglikanische Synode in London 1908.[1])

Die pananglikanische Synode, welche im Monat Juni 1908 in der englischen Hauptstadt tagte, hat sowohl in der Tagespresse, wie in der periodischen Literatur derart reiche Spuren zurückgelassen, daß auch das Ausland nicht umhin kann, derselben zu gedenken. Dem ersten pananglikanischen Konzil von Jahre 1878 ist in dieser Zeitschrift eine eingehende Beschreibung gewidmet worden.[2]) Mit seiner bekannten feinen Feder hat der berühmte Konvertit T. W. Allies das zweite pananglikanische Konzil im Oktoberheft der Dublin Review 1887 einer scharfen Prüfung unterworfen. Auf die Fragen, wer hat und wer konnte eine solche Synode einberufen, könne der Anglikanismus eine ausreichende Frage

1) Mit Benützung der beiden Artikel des Londoner Tablet 1908 II, 81. 123.

2) Bd. 82 (1878) S. 265—278.

nicht erteilen.[1]) Seitdem sind zwanzig Jahre verflossen, innerhalb deren das charitative und religiöse Leben in der Staatskirche vertieft, die Einheit im Gebiete der Glaubenslehre noch schärfer als zuvor gefährdet, die katholisierende Richtung durch Annahme einer langen Reihe katholischer Gebräuche verstärkt und die Gegner der gesetzlich errichteten Staatskirche in ihrer Waffentüchtigkeit zur Entstaatlichung derselben ermutigt wurden.

Im Verhältnis der Anglikaner zu den Katholiken glänzen als denkwürdige Merksteine das herrliche Schreiben Leos XIII. vom Ostersonntage 1895 an die christusgläubigen Engländer[2]) und die dogmatische Bulle Apostolicae curae des nämlichen Papstes über die Ungültigkeit der anglikanischen Weihen vom 13. September 1896.[3]) Noch näher sind beide Bekenntnisse sich begegnet in dem bis zum heutigen Tage wogenden Kampfe um den konfessionellen Charakter der Volksschule[4]) und in den ebenso heftigen, wie betrübenden Erörterungen über den das katholische Glaubensbewußtsein beleidigenden Krönungseid des englischen Königs.[5])

Unter solchen Zeitumständen hat sich die dritte pananglikanische Synode versammelt. Berücksichtigt man, daß dieselbe nur alle zehn Jahre zusammentritt und daß ihre Mitglieder in kirchlicher Hinsicht zu den vornehmlichsten Männern aus dem über alle Teile der Welt ausgedehnten

---

1) Vgl. meine Übersicht der katholischen Literatur Englands im Jahre 1888 in der Literarischen Rundschau 1889 Sp. 102.

2) Vgl. darüber meinen Artikel in dieser Zeitschrift Bd. 115 (1895) S. 894—905.

3) Über diese Bulle vgl. meinen Artikel in dieser Zeitschrift Bd. 119 (1897) S. 428—444.

4) Vgl. meine Artikel über das englische Elementarschulgesetz in dieser Zeitschrift Bd. 131 (1903) S. 161—180. Bd. 137 (1906) S. 850—861. Bd. 138 (1906) S. 468—479. Bd. 139 (1907) S. 121—134.

5) Ueber den englischen Krönungseid vgl. meine Artikel in dieser Zeitschrift Bd. 127 (1901) S. 465—485. Bd. 128 (1901) S. 516—535.

englischen Weltreich gehören, so begreift man die innere Bedeutung dieses Konzils und das lebendige Interesse, welches zunächst alle anglikanischen Kreise ihm entgegenbrachten. Auf den alljährlich im Monat Mai tagenden Kongressen der verschiedenen schottischen Kirchen werden lebhafte Erörterungen gepflogen. Die englischen Kirchenkongresse, welche regelmäßig im Herbste zusammentreten, entwickeln ein Bild vornehmer Ruhe. An die pananglikanische Synode knüpft sich eine weltgeschichtliche Bedeutung, weil alle Kulturländer, in denen anglikanische Christen sich niedergelassen, hier zur Erörterung ihrer religiösen Interessen energische und wissenschaftlich gebildete Vertreter entboten haben.

Wir würden unserer Aufgabe nur mangelhaft entsprechen, wollten wir den Leser mit den Kundgebungen der Tagespresse über die endlos sich dahinziehenden Besprechungen der Synodalen hier bekannt machen. Nur gewiße springende Punkte, welche die Aufmerksamkeit des Katholiken zu fesseln vermögen, können hier vorgelegt werden. Im Allgemeinen aber läßt sich behaupten, daß die Verhandlungen die Licht- und die Schattenseiten des Anglikanismus in seiner heutigen Entwicklung kundmachen.

Schon der Name „Pananglikanisch" regt an zu ernsten Betrachtungen. Vor der Lostrennung Englands vom heiligen Stuhl bedeutete die Ecclesia Anglicana jenen Teil der allgemeinen Kirche, welcher, innerhalb der Grenzen des englischen Reiches liegend, im Papst sein geistliches Oberhaupt erkannte. Nach der Glaubensspaltung ging diese Bezeichnung in die liturgischen Bücher der neu errichteten Staatskirche über, welche, das äußere Gerippe der alten Kirche in ihren Verwaltungsorganen mit gleichzeitiger Verwerfung des Papstes bewahrend, ein kalvinisches Glaubensbekenntnis sich schuf. Dem Kolonialtriebe Englands ist die Sprengung dieser Insularkirche zu verdanken. Die über die ganze Welt zerstreuten Ansiedelungen der neuen Vikinger führten zur Schöpfung eines Welt- oder Pananglikanismus, welcher die außerhalb des Mutterlandes errichteten Gebilde mit staats-

kirchlichem Charakter zu umfassen die Bestimmung in sich trug. Allerdings befinden sich diese versprengten Anglikaner anderen Bekenntnissen gegenüber in einer recht bedeutenden Minderheit. Aber ihr Gefühl der Gemeinsamkeit hat dadurch eine Minderung nicht erfahren. In der Bezeichnung panaglikanisch empfing es mit Bezug auf die Wahrung religiöser Interessen seinen entsprechenden Ausdruck. Dem für das Missionswesen begeisterten Bischof Montgomery, vormaligem Sekretär der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens, hat England die Einrichtung der panaglikanischen Synode zu verdanken. Alle zehn Jahre habe sie in London zu tagen. Vertreter aller anglikanischen Sprengel des In- und Auslandes sollten hier zu gemeinsamer Beratung sich vereinigen, während den Bischöfen derselben Diözesen der Lambeth-Palast der Erzbischöfe von Canterbury zur Besprechung vorbehalten blieb. Als Ziel schwebte Montgomery vor die Ausgleichung der im Anglikanismus klaffenden Gegensätze dogmatischer Natur, die Einheit in der Verwaltung der über Staatengebilde der manigfachsten Art zerstreuten anglikanischen Kirchenwesen, der Austausch reicher und belangvoller praktischer Erfahrungen, wie sie Männer von Amt, Würde und Einfluß regelmäßig zu sammeln verstehen, endlich die Verstärkung des gemeinsamen Geistes der Solidarität und auch der Einheit, wenn von Einheit im althergebrachten Sinne der katholischen Philosophie und Theologie hier überhaupt die Rede sein könnte.

Für den althergebrachten Anglikanismus und seinen erstickenden Insularstolz wirkte die panaglikanische Idee wie ein erfrischendes Bad. Bleibt sie auch weit zurück hinter dem Universalgedanken der katholischen Kirche, dann steht sie unendlich höher als das verknöcherte System der durch den Willen des englischen Staatsoberhauptes und des Parlamentes errichteten Landeskirche. Prüft man die in der Synode gehaltenen Reden und die zur Verlesung gelangten Abhandlungen, so erinnern sie uns allzu lebhaft an ähnliche Leistungen, wie die anglikanischen Kongresse sie jedes Jahr zeitigen. Aber

was den letzteren fehlt, das empfiehlt die Leistungen der pananglikanischen Synode, nämlich: ein Zug erquickender Frische, ein weiter Blick, ein inniges Verständnis für die Erscheinungen des modernen Lebens und deren Beeinflussung durch die Macht der Religion, endlich was einem alten Insular-anglikaner die Haare zu berge treibt, ein freundliches Verhalten zum Katholizismus. Bürger der nordamerikanischen Union oder der übrigen Kolonialstaaten ermangeln des Verständnisses für den beklemmenden Stolz alter Anglikaner. In dieser Beziehung berührt sich der Kirchenkongreß mit den Bestrebungen einiger hohen anglikanischen Kreise, der Geistlichkeit fremdländischer Bekenntnisse ohne Unterschied freundlich zu begegnen, wie das im Monat Mai 1908 beim Besuche deutscher Geistlichen in England und Schottland rühmlich geschehen ist.

Auch dem neuesten anglikanischen Gesamtkirchenkongreß sollen nicht alle Vorzüge abgesprochen werden. Es wird ihm weiter nachgerühmt eine sämtliche Teile umfassende feine Organisation, allseitige Freiheit in den Debatten, männlicher Mut in der Kundgebung persönlicher Meinungen, Zulassung von Frauen bei der Besprechung moderner, gesellschaftlicher Fragen. Was seine Mitglieder insbesondere auszeichnete, das war tiefer, sittlicher und religiöser Ernst und das aufrichtige Bemühen, Gott und dem Nächsten zu dienen. Fragen der Verbesserung gesellschaftlicher Verhältnisse, ärztliche Missionen, Gesundheitspflege, Bekämpfung der Trunksucht und des Opiumgenusses und anderer Schäden, welche am Mark der zeitgenössischen Nationen nagen, haben die Tätigkeit der pananglikanischen Synode eingehend beschäftigt. Mit Recht, denn wenn auch in erster Linie das Heil der unsterblichen Seelen anstrebend, ergießt die christliche Religion ihre Segnungen zugleich oder vielmehr eben deshalb auf alle äußeren Verhältnisse des Menschen.

Von einem Konzil erwartet man aber unendlich mehr als Leistungen solcher Art. Um ein Bild von den hohen Verpflichtungen der Väter einer echten und rechten Kirchen-

versammlung und einen Begriff von den segensreichen Leistungen derselben zu gewinnen, greife man zum siebenten und letzten Bande der von den Vätern der Gesellschaft Jesu der deutschen Ordensprovinz besorgten Sammlung der neueren Konzilien.[1]) Vom Papste als dem Stellvertreter Christi und Nachfolger des Apostelfürsten Petrus berufen und unter seiner Oberleitung beratend, sind die katholischen Bischöfe von dem Glaubensbewußtsein erfüllt, daß der heilige Geist, den der Sohn Gottes seiner Kirche verheißen, ihre Beratungen lenkt und dem Ergebnis derselben das Siegel unanfechtbarer Wahrheit aufprägt. Daher stammt die Einfachheit, Klarheit und Majestät ihrer Entscheidungen. Diese anzunehmen wird allen Mitgliedern der Kirche nicht etwa bloß anheimgegeben, oder, wenn auch noch so dringend, empfohlen. Im Gegenteil besitzt die Unterwerfung unter dieselben den Charakter einer unabweisbaren Pflicht, deren Erfüllung die Gewinnung des Seelenheils bedingt.

In der Tat: die Reinerhaltung und Sicherstellung des katholischen Glaubens hat, wie im Vatikanischen Konzil, so auf allen voraufgegangenen allgemeinen Kirchenversammlungen den vornehmlichsten Gegenstand aller Beratungen gebildet. Die Stürme, welche voraufgingen, die Aufregungen während der Debatten, die Berge gedruckter Literatur, welche entstanden, besaßen als Ziel den Schutz des katholischen Glaubens. Und mittelbar berührte dieser Schutz zugleich die erhabensten Lehren der Philosophie, welche ihrerseits die Grundlagen aller übrigen Einzelwissenschaften umschließen. Daher auch das lebendige Interesse, welches die ganze ge-

1) Über den siebenten und letzten Band der Collectio Lacensis mit den Akten des vatikanischen Konzils vergl. meine Besprechung in dieser Zeitschrift Bd. 107 (1891) S. 356—372, wo auf meine Besprechungen der früheren Bände hingewiesen ist. Über die dreibändige Geschichte des Vatikanischen Konzils von Granderath-Kirch (Freiburg. Herder 1903—1906) vergl. meine Aufsätze in dieser Zeitschrift Bd. 132 (1903) S. 812, 889 und Bd. 138 (1906) S. 716—726.

bildete Welt auch in nichtkatholischen Kreisen am Vatikanischen Konzil genommen. Geht man vielleicht irre, wenn man den Grundakkord dieser weltumspannenden Bewegung der Geister in dem Spruche findet: Tua res agitur?

Wünschte die pananglikanische Synode der Welt die Überzeugung beizubringen, daß sie die rechtmäßige Vertreterin der echten und rechten Kirche oder wenn auch nur eines Zweiges der letzteren sei, dann war ihr die Aufgabe nach Ausweis der Forderungen der Geschichte vorgezeichnet. Sie lautet: Heilung der Wunden, welche dem Glauben der Staatskirche beigebracht sind und noch täglich geschlagen werden. Deren Zahl ist unübersehbar. Denn „es gibt keinen, wenn auch noch so fundamentalen Glaubensartikel, in dem gewissenhafte Anglikaner nicht hin- uud hergeworfen und schmerzlich bewegt würden, indem sie die Geistlichkeit Ja und Nein sagen hören".[1] Zum Erweise dessen, daß wir nicht übertreiben, legen wir Berufung ein an das mit ebensoviel feiner Maßhaltung, wie dogmatischer und kirchengeschichtlicher Gelehrsamkeit abgefaßte Werk des katholischen Domherrn an der neuen Kathedrale von Westminster in London, Msgr. Moyes, welches die Darlegung des dogmatischen Babel bezweckt.[2])

Als Lehren, hinsichtlich deren der zeitgenössische Pananglikanismus auf seinem allgemeinen Konzil Entscheidungen zu treffen die dringendste Veranlassung gehabt, möchten wir bezeichnen diejenigen von der wirklichen Gegenwart Christi im Altarsakrament, der Sündenvergebung, der Einheit und Ausschließlichkeit der Kirche, ihrem Verhältnis zu anderen Bekenntnissen, dem Gebete für die Abgeschiedenen, der Ewigkeit der Höllenstrafen u. a. Der Gipfel aller Verwirrung wird erreicht bei der Frage nach der Lehrgewalt

1) Tablet 1908. II 82.

2) Aspects of Anglicanism or some Comments on certain Events in the 'Nineties. By Mgr. Moyes, D. D. Canon of Westminster Cathedral. London, Longmans 1906. Vergl. meine Besprechung im Katholik 1906. II 232.

der Bischöfe. Wie ist es möglich, daß sie dogmatische Zweifel der Gläubigen zum Austrag bringen, da sie selbst ein in sich geteiltes Haus darstellen. Man lese bei Moyes die Schilderung der heillosen Verwirrung der Prälaten, welche der Feder des Bischofs Alford entstammt, und man begreift, daß Männer, welche den alten allgemeinen Konzilien bindende Gewalt absprechen, unmöglich von einer pananglikanischen Synode Heilung erwarten können, oder auch nur die Geneigtheit empfinden, sich deren Beschlüssen zu unterwerfen.[1]) Würden die Bischöfe den katholisierenden Lord Halifax ausscheiden, so würde dieser ihnen die „katholische Übereinstimmung" entgegenhalten. Wollten sie die liberalisierende Partei mit Lord Kinaird an der Spitze ächten, so würde Berufung an die Bibel eingelegt. Den auf Leben und Tod sich bekämpfenden Parteien mit verschränkten Armen zuschauen zu müssen, ist der Bischöfe unabwendbares Schicksal. Es ist besiegelt durch die allen theologischen Anschauungen Aufnahme gewährende Duldsamkeit der Kirche (Comprehensiveness). Die Proteusnatur derselben hat Moyes mit kräftigen Strichen gezeichnet.[2])

Ein ebenso kühnes, wie verhängnisvolles Wort hat der anglikanische Erzbischof Dr. Davidson von Canterbury über die anglikanische Einheit kundgegeben. „Ohne Gleichen", bemerkte er, „steht die Synode da in der Geschichte der Welt und der Kirche".[3]) In der Tat. Wo hätte es ein allgemeines Konzil gegeben, von dem eine Synode stärker abwiche als diese pananglikanische vom Jahre 1908. Und mögen auch diese zweihundertfünfzig Bischöfe am Strande der Themse durch Bildung, Frömmigkeit, Eifer wie immer glänzen, was ihre eigentliche Natur und Wesenheit bilden sollte, das mangelt ihnen. Jedweder Auktorität zur Schlichtung der Glaubensstreitigkeiten, die im Schoße ihres Bekenntnisses brennen, bar und ledig, sind sie unfähig, auch nur ein einziges dogmatisches Dekret oder einen einzigen Kanon

1) Moyes 322. 2) Moyes 485. 3) Tablet 1908. II 83.

zu erlassen, welcher mit seiner scharf geformten Sprache die Widersacher aus dem Bereiche der anglikanischen Kirche ausschlöße. Hülflosigkeit, gepaart mit Hoffnungslosigkeit bildet das traurige Merkmal dieser Synode, mag man auf die Verhandlungen der letzteren oder auf die Beratungen der Bischöfe im Lambeth-Palast des Erzbischofs von Canterbury blicken.

Beratungen über Fragen, welche das Gebiet charitativer oder gesellschaftlicher Natur überragen, wurden sogar mit berechneter Absicht beiseite gelassen. Nur ein Mitglied bezeugte den sittlichen Mut, den auf der Versammlung lastenden Bann zu durchbrechen. Es war der durch seine Bemühungen zur Vereinigung der Anglikaner mit den Katholiken, insbesondere durch seine Arbeiten zur Anerkennung der anglikanischen Weihen durch Leo XIII. vorteilhaft bekannte Lord Halifax. Kaum hatte er die Frage der Vereinigung mit Rom vorzulegen sich vermessen, als sein Antrag abgelehnt wurde. „Ein Feuer", bemerkte die Times, „welches sofort gelöscht wurde", und zwar durch die Führer der Versammlung.[1]) Dem edlen, hochgesinnten Lord, welcher dem Träger der englischen Krone die Befugnis bestreitet, über Lehre, Disziplin und Zeremonien Bestimmungen endgültig zu treffen, möge das doch wohl ein neuer Hinweis auf die Notwendigkeit der Unterwerfung unter die allgemeine Kirche und deren Oberhaupt, den Papst, sein.[2])

Es dürfte sich der Mühe lohnen, Umschau zu halten über die Stimmung, welche die Kreise der Uranglikaner im Mutterlande angesichts des pananglikanischen Konzils erfaßt hat. Abgesehen von den übertriebenen Lobsprüchen, womit einige Blätter angesichts jener 250 Bischöfe, die in St. Paul zu London prozessionsweise einherschritten, die Synode bedachten, hat derselbe eine ziemlich nüchterne

1) Tablet 1908. II 125.

2) Vergl. meine Übersicht der katholischen Literatur Englands im Jahre 1899 in der Literarischen Rundschau. Freiburg 1900 Sp. 138.

Beurteilung erfahren. Aus niederkirchlichen und latitudinarischen Kreisen hat man ihr die Absicht unterschoben, sich die Bedeutung eines allgemeinen Konzils zuzuschreiben. Die Versammlung war indes weder ein Konzil, noch ein allgemeines Konzil, sondern lediglich eine aus Vertretern der anglikanischen Gemeinschaften im Bereiche der englischen Sprache berufene Synode. Örtliche, völkliche und sprachliche Besonderheit bildete ihren Charakter. Was ihr mangelte, das war das Zeichen der katholischen Allgemeinheit. Weit richtiger lautet die Beurteilung der Synode durch den als lateinischen Bibelforscher berühmten Bischof Wordsworth von Salisbury. Von der Kanzel seiner Domkirche den Eindruck schildernd, welchen der pananglikanische Kongreß bei ihm als Teilnehmer hinterlassen, bemerkte er, „es sei eher ein Gefühl der Kleinheit als der Größe des anglikanischen Bekenntnisses“.[1])

Zur Mäßigung in der Würdigung der Synode ermunterte ferner in ernster Sprache einer der angesehensten Geistlichen der englischen Hauptstadt, der anglikanische Domherr Newbolt von der St. Paulskathedrale.[2]) Die 250 Bischöfe der pananglikanischen Synode riefen in ihm die Erinnerung wach an Synoden der altafrikanischen Kirche mit sechshundert Bischöfen. Der hl. Augustinus erwähnt eine donatistische Synode mit mehr denn zweihundert Bischöfen. Welche Spuren haben sie hinterlassen?[3]) Ferner ist zu erwägen, daß die Zahl aller Mitglieder des anglikanischen Bekenntnisses in der ganzen Welt sich auf nur 25 Millionen beläuft, während die der Katholiken allein 240 Millionen beträgt. Auf die 83 Bischöfe anglikanischen Bekenntnisses

1) Tablet 1908. II 123.

2) Newbolt ist der Herausgeber des vierten Bandes der Biographie Edward Bouverie Pusey's. Vgl. über dieselbe meine Artikel in dieser Zeitschrift Bd. 113 (1894) 385–503. 482–49. Bd. 123 (1899) 777–787. 874–891.

3) Tablet 1908. II 123.

in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist um so weniger Gewicht zu legen, als sie nur ca. 900,000 Bekenner vertreten. Die Zahlen der Bischöfe der Synode schwellen sie an, wägen aber wenig. Mangel an Katholizität bekundet die Synode allerseits.

Den Modernismus, der sich vermaß in die katholische Kirche einzudringen, hat der oberste und unfehlbare Schirmherr des Glaubens am 8. September 1907 im Lehrschreiben Pascendi entlarvt und zurückgewiesen. Auch am Anglikanismus nagt der Modernismus, nur besitzt jener keine Heilmittel, um die drohende Krisis zu bewältigen. Während aber der uns drohende Modernismus die idealen Gebiete der Offenbarung bedrohte, wendet sich der anglikanische Modernismus gegen das bischöfliche Kirchenregiment. Der Episkopat soll latitudinarischen Kirchenverfassungen zum Opfer fallen. Nonkonformistische Prediger sind ihm gleichzustellen. Mag sein, so predigte der Dechant der Westminsterabtei vor den versammelten Bischöfen, daß eine frühere Lambeth-Konferenz auf dem Festungsviereck: Bibel, drei Glaubensbekenntnisse allgemeiner Konzilien, zwei Sakramente und Episkopat — seinen Stand genommen. Heute gelte es, die charismata auch nicht bischöflich geweihter Diener am Wort anzuerkennen. Als nachahmungswürdig empfahl er das Verfahren des anglikanischen Episkopates in Nordamerika, der seinen Mangel an dogmatischer Lehrautorität offen und ehrlich durch einen Erlaß eines Kanon bekundet, gemäß welchem der Austausch der Kanzel mit nonkonformistischen Predigern künftig gestattet sei.[1])

Bei Erscheinungen solcher Art ergreift den Katholiken namenloser Schmerz, denn sie bahnen dem Unglauben die

1) Der gegenwärtige Dechant der Abtei tritt damit in die Fußstapfen seines hochliberalen Amtsvorgängers Stanley, welcher die Abteikanzel Predigern aller möglichen christlichen Bekenntnisse geöffnet hat. Über Arthur Stanley vergl. meine Artikel in dieser Zeitschrift Bd. 114 (1894) 397—417. 496—512.

Wege. Von seiner Kirche weiß er mit übernatürlicher Glaubensgewißheit, daß sie den Charakter der Allgemeinheit, der Einheit und der Einigkeit besitzt. Treffend hat daher Klemens Bannwart S. J., der verdienstvolle Herausgeber der zehnten Auflage des weltberühmten Enchiridion von Denzinger, das Schreiben des S. Uffizio an die englischen Bischöfe vom 16. September 1864 über die damals im Schwange gehenden Einigungsversuche mit der Überschrift versehen: De uni(ci)tate Ecclesiae.[1]) Aber auch aufrichtig nach Wahrheit dürstende Anglikaner werden inmitten jener tausenden von Stimmen, welche die tiefsten Fragen der Religion zu lösen nicht vermögen, jenen Ruf gerne vernehmen, der, vom Stuhle Petri ausgehend, die irrende Menschheit in alle Wahrheit einführt.

Aachen. Alfons Bellesheim.

1) Enchiridion symbolorum definitionum et declarationum de rebus fidei et morum auctore Henrico Denzinger. Editio decima, emendata et aucta, quam paravit Clemens Bannwart S. J. Friburgi Herder. pag 457. Unter Berücksichtigung der anglikanischen Kirchentheorien handelt über die Einzigkeit der katholischen Kirche Christian Pesch S. J. Praelectiones dogmaticae vol. I (Friburgi 1894) 229. Signoriello, Lexicon peripateticum philosophico-theologicum Neapoli 1906. pag. 372: Unicum dicitur id praeter quod aliud similis essentiae non datur.

XXVIII.

Holländische katholische Politik und die Stellung der Katholiken in den Niederlanden.

(Schluß.)

Das Ministerium Kuyper wurde in der Kammer und in der Presse mit maßlosem Hohn von den Liberalen empfangen. Wie könnte Holland auch je selig werden ohne den entschiedenen Liberalismus! Und doch hat das christliche Kabinett vieles zustande gebracht. Es fand bei seinem Auftreten große soziale Gesetze, welche die Kammer schon votiert hatte, zur Einführung vor. Selbst erreichte es die Freimachung der Hochschulen, das Alkoholgesetz, das Arbeitsgesetz, die Versicherungsgesetze u. s. w.

Über die Gesetze ein Wort. Den konfessionellen Schulen gab das Ministerium hohe Staatssubsidien und gewährte den Lehrern der Volksschulen Gleichberechtigung mit den Staatslehrern. Die konfessionellen Gymnasien, die dem Unterrichtsplan des Staates folgen, bekamen das ‚jus promovendi', d. h. das Recht, den Alumnen nach bestandenem Examen Zugang auf die Universität zu verschaffen. Mit den Hochschulen ist es folgendermaßen: Holland hat vier Staatsuniversitäten (Leiden, Groningen, Utrecht, Delft). Amsterdam hat seine eigene Gemeindeuniversität; dort haben auch die Kalvinisten ihre eigene Hochschule. Und die Katholiken sammeln ebenfalls Kapitalien für eine eigene Hochschule.

Das Ministerium Kuyper verschaffte nun auch diesen Privathochschulen Gleichberechtigung mit den Staatsuniversitäten, natürlich unter schweren Bedingungen für die Gediegenheit des Unterrichts. Und das mit Recht. Denn in dieser Bestrebung, überall separate Universitäten zu gründen, kann in der Tat eine gewisse Gefahr für die ernste Wissenschaft liegen. Vielleicht wird man schließlich zu der Erkenntnis kommen, daß man klüger handelt und damit viel weiter kommt, katholische Professoren und Privatdozenten heranzubilden, als sich abzuschließen. Denn in diesem Fall wird

die katholische Idee für immer von den Staatsuniversitäten verdrängt. Dazu kommt, daß jede Konfession das Recht hat, eigene Privatdozenten zu berufen. In Amsterdam ist ein Dominikaner Professor der thomistischen Philosophie in der philosophischen Fakultät.

Eigentliche theologische Fakultäten bestehen in Holland nicht; die Radikalprotestanten haben an jeder Universität ihre Fakultäten für vergleichende Religionswissenschaft. Die Katholiken besitzen in jedem Bistum ihr Knaben- und Priesterseminar. Leider Gottes wird wohl nicht ganz mit Unrecht darüber geklagt, daß der Lehrplan der Knabenseminarien, mit Ausnahme des Seminars für Roermond, rückständig sei und nicht in Einklang mit dem Unterrichtsplan des Staates ist. Infolgedessen kann kein katholischer Theologe an der Staatsuniversität immatrikuliert werden. Abgesehen von dem Schein der Minderwertigkeit, der dadurch entsteht und der schwer auf dem holländischen Klerus lastet, ist diese Tatsache besonders verhängnisvoll für Theologen, die umzusatteln wünschen. Diese sind gezwungen, ihr Abiturientenexamen nachzuholen, wenn sie immatrikuliert zu werden wünschen.

Dr. Schaepman stand unter dem christlichen Ministerium im Zenith seines Ruhmes. Er war Minister ohne Portefeuille, Vorsitzender der katholischen Kammerfraktion, der anerkannte Führer der katholischen Partei, der siegreiche Emanzipator der holländischen Katholiken. Doch herrschte noch viel Uneinigkeit in der katholischen Partei. Schaepman ging vielfach seinen eigenen Weg. Man darf nicht verschweigen, daß er nicht immer genügenden Takt besaß oder sich die nötige Mühe gab, andere bedeutende Parlamentarier seiner Partei für seine bahnbrechenden Ideen zu gewinnen; daß er nicht immer die nötige Selbstbeherrschung hatte, unter Umständen zu sagen: ‚Je suis leur chef, il faut bien, que je les suive‘; daß er besser das Große in einem Gegner zu schätzen verstand, als das Kleinliche in einem Parteigenossen zu verzeihen; daß mit ihm auf gleicher Stufe zu-

sammenzuarbeiten sowohl durch seine außerordentliche Begabung als durch seine Persönlichkeit meistens ausgeschlossen war. Diese Eigentümlichkeiten, die viele gestoßen und abgestoßen haben, aber die doch schwerlich in einem Mann wie Schaepman zu verurteilen sein dürften, scheinen übrigens allen Herrschertemperamenten eigen zu sein. Klagte nicht auch August Reichensperger über Windthorst, kurz nachdem dieser gestorben war, „daß er eigentlich kein Staatsmann war, daß er niemand neben sich ertragen konnte und alles an sich riß".[1])

Schaepmans Lebensarbeit war nun mit siegreichem Erfolg gekrönt. Da brach der kräftige Mann plötzlich zusammen. In Rom, das er so heiß geliebt, starb er bei den Gräbern der Märtyrer, die er so herrlich besungen, mit dem Segen des Papstes, dessen gloriöser Paladin er gewesen war. Im deutschen „Campo Santo" wurde er begraben. „Quis non fleret", telegraphierte der Ministerpräsident nach Rom.

Im Jahre 1905 fiel das Kabinett Kuyper durch die maßlose Hetze der Liberalen. Aber nicht allein dadurch. Eine weitere große Ursache war das zu schroffe Auftreten des Premierministers, Dr. Kuyper, selbst. Er nannte die Parlamentarier der Rechten Christen, die der Linken Paganisten. Das war entschieden zu übertrieben. Zwar war diese Demarkationslinie zwischen Links und Rechts eine streng logische Konklusion aus der ganzen christlichen Staatsauffassung Kuypers. Sie so schroff zu ziehen, war aber ein taktischer Fehler. Kuyper ist ein genialer Staatsmann, aber vielmals zu viel christlicher Parteimann. Er war auch vielzuviel Premier. Die anderen Minister waren herabgesetzt zu einer Art verantwortlicher Chefs von Ministerialabteilungen, zu einer Art Ressortministern, nach dem Ausdruck Bismarcks.

Bei dem christlichen Volksteil ist dieser gewaltige Mann sehr populär. Er trägt in seiner Person ein Stück Volks-

---

1) Pastor. Lebensbild von A. R. (1899) II 397—98.

geschichte. Und zwar nicht im kleinen Sinn. Nicht in dem Sinn von Konsistorium oder Synode, Partei oder Richtung. Er scheint gerade so sehr ein Mann von Morgen als von Gestern zu sein, und das Allerneueste ist ihm nicht ungewohnt. Er besitzt seine entschiedene, bewußt-gewollte Einseitigkeit, aber das gerade ermöglichte ihm, breite Auffassungen zu haben. Nicht nur als Staatsmann ragt er hervor, sondern auch als Schriftsteller, Universitätsprofessor und Theolog. Seine Arbeitskraft ist unglaublich. Während der kurzen Zeit, da er als Minister fungierte, arbeitete er 150 Gesetznovellen aus. Zu gleicher Zeit schrieb dieser 70jährige noch ein mehrbändiges, theologisches Werk über die Engel. Bei den Neuwahlen vom Jahre 1905 lief alles Sturm gegen ihn; und dem Haß der Gegner ist es gelungen, daß Kuyper als zu markante und herausfordernde Persönlichkeit nicht mehr und nie mehr als Premierminister möglich ist.

Durch diese Neuwahlen veränderte sich die Majorität (58) in eine Minorität (48). Die Linke war eigentlich nicht im Stande, ein Kabinett zu bilden, denn sie hing ab von der Gnade der Sozialdemokraten. Trotzdem versuchte man es drei Jahre. Das Kabinett de Meester wollte die urgent gewordene Wahlrechtsfrage auf die Weise lösen, daß der Artikel in der Verfassung, der vom Wahlrechte handelt, „blanco" bleibe und infolgedessen jede Regierung ihr eigenes Wahlsystem einführen könne.

Ein großes Gesetz brachte das Ministerium mit Hilfe der Rechten zu Stande: den Arbeitskontrakt. Für ihre Pläne betreffend Landesverteidigung konnte die Regierung keine Majorität bekommen. Nach parlamentarischer Gewohnheit demissionierte infolgedessen das liberale Kabinett.

Nachdem die Linke ihre Impotenz, eine neue Regierung zu bilden, selbst eingestanden hatte, formierte die Rechte ein christliches Kabinett. Der Antirevolutionäre Heemskerk ist Premier. Von den übrigen Ministern sind drei katholisch,

der Finanzminister Kolkman, der Justizminister Nelissen, und der Verkehrsminister Beders.[1])

Einstweilen hat die Regierung im eigentlichen Parlament, in der zweiten Kammer, keine Majorität, aber die Liberalen werden nicht versuchen, das Kabinett zu stürzen, nachdem sie sich selbst unfähig zum Regieren erklärt haben. In der ersten Kammer hat die Regierung eine starke Majorität.

Ruhig wartet die rechte Seite die Wahlen von 1909 ab. Bekommt da die Rechte die Majorität, dann wird die soziale Gesetzgebung kräftig weiter geführt werden.

Eine große Gefahr besteht in der Wahlrechtsfrage, die unbedingt gelöst werden muß. Leider sind die christlichen Parteien in dieser Frage uneinig. Und gerade die katholische Partei ist am meisten bedroht, denn in ihr sind die Meinungen über diese Frage sehr geteilt. In dieser Beziehung will ich nur hinweisen auf das Projekt, das von den hervorragendsten Parlamentariern der katholischen Partei beantragt wird. Dieses Projekt ist außerordentlich interessant und wird vielleicht in der Zukunft für Europa von der größten Bedeutung werden, weil es geeignet ist, einen gewaltigen Umschwung zu bringen in dem parlamentarischen System.

Man will zwei Wahlrechte, ein politisches und ein organisches. Der Liberalismus lehrt, daß der Staat rein aus Individuen zusammengesetzt ist, die alle für sich neben einander bestehen. Jeder hat nach dieser Lehre von Natur das Recht zu wählen. Konsequent muß jeder Liberale das allgemeine Wahlrecht annehmen. Die christliche Auffassung vertritt den Standpunkt, daß die menschliche Persönlichkeit nicht nur Individuum ist, sondern auch ein soziales Wesen. Sie macht also Unterschied zwischen Staat und Gesellschaft. Beide sind Organismen, nicht Pluralitäten von Atomen, sie bilden zusammen den höchsten Organismus: die Volksgemeinschaft. Glieder des Staatsorganismus sind die Familien,

1) Verkehrsminister hat Holland eigentlich nicht. Er heißt Minister für Wasserbau (van Waterstaat).

Glieder des Gesellschaftsorganismus sind die publikrechtlichen, gesellschaftlichen Organe: die Berufsstände, die Korporationen, Fachorganisationen. Daher eine doppelte Vertretung, die eine der Familien als Glieder des Staatsorganismus, die andere der Berufsstände als Glieder des gesellschaftlichen Organismus. Daraus ergeben sich zwei vertretende Corpora. Erstens das Parlament — die politische Vertretung, zweitens das Herrenhaus, die erste Kammer, der Senat, wie man es eben nennen will: die soziale Vertretung. Daher ein zweifaches Wahlrecht. Erstens das politische für das Parlament, ausgeübt durch die Häupter der Familien und durch jene Männer, die mit Familienhäuptern gleichgestellt werden können, d. h. alle Männer, die nicht bei ihrem Vater wohnen oder die zwar bei ihrem Vater wohnen, aber doch selbständig sind. Zweitens das soziale Wahlrecht für das Herrenhaus oder Senat — wenn das Kind nur einen Namen hat, es ist einerlei welchen! — ausgeübt durch die Berufsstände, in denen die Glieder als Häupter von Betrieben oder Vertreter der Arbeiter das Wahlrecht besitzen. Daraus ergibt sich wieder eine verschiedene Aufgabe für die beiden Vertretungen. Die politische hat die historische Aufgabe des Parlaments: Kontrolle der Staatsregierung, Bewilligung von Steuerprojekten, Approbieren bezw. Verwerfen des Budgets und alle politischen Gesetze. Hierunter ressortieren die Ministerien des Ausländischen, für Justiz, Krieg, Marine und des Inländischen, inwieweit dieses das politische Leben berührt. Die soziale Vertretung hat das Recht der Approbation bezw. Verwerfung aller sozialen Gesetze. Hierunter ressortieren die Ministerien vom Landbau, Wasserbau, Handel und Verkehrswesen. Die beiden Vertretungen besitzen gegenseitig das Vetorecht über ihre Beschlüsse, oder anders ausgedrückt, sie sind für einander erste Kammer.

Die Freisinnigdemokraten schließen sich im großen und ganzen diesem Projekte an.

Politisch sind die Katholiken vereint in Wahlvereinen, die in jedem Wahldistrikt bestehen. Aus verschiedenen Gründen

ist es bis jetzt nicht gelungen, alle Wahlvereine in einen Bund zusammenzubringen. Ein Versuch ist wohl gemacht, aber der jetzt bestehende „Bund der katholischen Wahlvereine Hollands" umfaßt nur die nördlichen Provinzen. Ein Gesamtausschuß der katholischen Partei besteht also nicht. Daß dieses ein großer Nachteil ist, ist klar. Die katholische Presse besteht aus 16 großen Tagesblättern, 130 Zeitungen, die zwei bis dreimal in der Woche erscheinen, 150 Wochenblättern und 50 Zeitschriften.

Auf sozialem Gebiete sind die holländischen Katholiken seit vier Jahren musterhaft organisiert in der „Katholischen Sozialen Aktion". Diese, das ganze Land umspannende Aktion, ist eingerichtet nach Muster des Volksvereins für das katholische Deutschland. Leiden ist das holländische München-Gladbach. Diese großzügige Organisation umfaßt alle katholischen Vereine, denen sie übrigens ihre souveräne Unabhängigkeit uneingeschränkt läßt. Jedes Jahr wird eine soziale Woche abgehalten, die durchschnittlich von 300 Personen frequentiert wird. Der Organisator und Führer der katholischen sozialen Aktion ist Dr. Aalberse. Er scheint bestimmt zu sein das Erbe Schaepmans anzutreten und Führer der katholischen Staatspartei zu werden; er ist noch ein relativ junger Mann, aber er kennt das große Geheimnis des Lebens — er ist ein Arbeiter, eine gewaltige Arbeitskraft. Aalberse ist der konsequenteste Demokrat der katholischen Politiker.

Die Arbeiter sind organisiert in Volksbünden. Jedes Bistum besitzt seine eigene Organisation. Dazu gibt es 15 Gewerkschaften und Fachsekretariate nach Berliner Richtung. Das Episkopat hat die Bildung christlicher Gewerkschaften strengstens untersagt.

Auf charitativem Gebiet wirken zahllose Vereine, vor allem die musterhaft organisierten und in jeder Stadt bestehenden Vinzenzvereine.

Die katholischen Holländer haben die größtmögliche Freiheit. Man muß aber beachten, daß die holländische

Staatsform und die Verfassung begründet ist auf der modernen Freiheit, das heißt, in sich ist sie weder böse noch gut, geht nicht zur linken noch zur rechten Seite, sie hat nur ein Gesetz: die öffentliche Ordnung und das Heil des Staates. Das ist wohl nicht das christliche Ideal, aber wir haben der Tatsache Rechnung zu tragen.

Die Holländer, christianisiert von den Söhnen des hl. Benedikt, die zur Parole ‚Labor et Pax' haben — sie arbeiten kräftig für den politischen und sozialen Frieden. Sie führen als vaterländische Devise: ‚Je maintiendrai' und sind darin treu in doppeltem Sinn, gegen Kirche und Staat.

XXIX.

Ein kirchliches Handbuch.

Um die kirchliche Statistik in Deutschland ist es im Gegensatz zu den Protestanten bei den Katholiken bis heute schlecht bestellt gewesen. Bereits auf der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Osnabrück im Jahre 1901 wurde ein Antrag auf Einrichtung einer kirchlichen Statistik eingebracht; es hatte infolge der warmen Aufnahme den Anschein, als ob die unhaltbare Lage auf diesem Gebiete sollte gehoben werden. Allein zu einer zielgerecht aufgebauten Organisation einer kirchlichen Statistik von Amts wegen ist es bis heute noch nicht gekommen. Der Wert einer statistischen kirchlichen Zentrale mit einem besonderen Jahrbuch für die Verwaltung und für die Prüfung der Entwicklung der katholischen Kirche in Deutschland steht außer Frage. Die Protestanten besitzen eine ständige statistische Kommission der deutschen evangelischen Kirchenkonferenzen. Ein kirchliches Jahrbuch erscheint bereits zum 35. Male und bietet eine Fülle wertvollen, konfessionsstatistischen und reinkirchlichen Materials. Verwaltung, Politik, Wissenschaft, Wirtschaftsleben können ohne die Hilfe der Statistik heute nicht mehr sein; alle wissenschaftlichen Disziplinen bedienen sich ihrer, unser ganzes

Wirtschafts- und Gesellschaftsleben baut sich auf der Erkenntnis durch die Sprache der Zahl auf. Der Zeitpunkt ist längst gekommen, wo auch die katholische Kirche in Deutschland dieses Hilfsmittel in ihrer Verwaltungs- und Missionstätigkeit nicht mehr länger entraten kann. Es steht zu hoffen, daß die Scheu vor der Statistik oder die Geringschätzung ihrer Bedeutung bald überwunden wird und auch von den bischöflichen Ordinariaten eine amtliche statistische Zentrale für Deutschland errichtet wird.

Diese empfindliche Lücke in der katholischen kirchlichen Literatur wird seit Jahren von dem bekannten Statistiker, dem Jesuitenpater H. A. Krose[1]) durch Herausgabe von Veröffentlichungen aus dem Gebiete der konfessionellen Bevölkerungs- und Moralstatistik einigermassen ausgefüllt. Krose hat nun auch den Wunsch nach einem statistischen Handbuch oder Jahrbuch der katholischen Kirche Deutschlands in Gestalt eines „Kirchlichen Handbuches“ (Freiburg i. Br. Herder 1908. Erster Band 472 S. geb 6 *M*) in Verbindung mit Domvikar P. Weber, Dr. theol. W. Liese und Dr. theol. K. Mayer in erfreulicher Weise erfüllt.

Das „Kirchliche Handbuch“ verfolgt den Zweck, weiteren Kreisen, besonders Geistlichen, Journalisten, Parlamentariern und anderen gebildeten Laien eine kurze, aber zuverlässige Orientierung über die wichtigsten Fragen des kirchlichen Lebens zu bieten. Ist das Handbuch naturgemäß auf den ersten Wurf nicht gleich in vollendeter Weise ausgefallen, so ist der Versuch doch als vorzüglich gelungen zu bezeichnen. Die Verfasser haben aus amtlichen Quellen geschöpft, was nur zu erreichen war; sie haben eine Fülle von statistischem Material über die katholische Kirche Deutschlands zusammengetragen und in klarer, übersichtlicher Form verarbeitet, wie es sich bisher noch in keinem Werk findet. Die Verfasser sind von dem aufrichtigsten Wunsche beseelt, das Handbuch weiter auszubauen und womöglich einen jährlichen Erscheinungstermin einzuhalten. Diese Absicht, welche dem Wunsche breiter Interessentenkreise auf halbem Wege entgegenkommt, läßt sich verwirklichen, wenn der vorliegende erste Band von

1) Vergl. dessen erste Anregung in Bd. 134 S. 830 dieser Blätter.

amtlicher und privater Seite die gebührende Würdigung und Wertschätzung erfährt. Geplant sind dann in den folgenden Bänden Angaben über kirchliche Handlungen, Taufen, Trauungen, Kommunionen, Übertritte usw. Daß der erste Band auf freudige Zustimmung rechnen darf, ist schon deswegen anzunehmen, weil er kühn und in gelungener Weise in die bisher klaffende statistische Bresche springt und ein erkleckliches Stück Rückständigkeit auf diesem Gebiete beseitigt. Machen wir uns mit dem Inhalt des wertvollen Buches näher vertraut!

Die erste Abteilung aus der Feder des Trierer Domvikars P. Weber beschreibt die Organisation der katholischen Kirche. Wir finden die Personalien des Papstes und der Kardinäle, eine hinreichende Orientierung über die römischen Kongregationen, Kommissionen und Behörden nebst ihren Vorsitzenden, die diplomatische Vertretung Roms in Deutschland und Österreich-Ungarn, die Namen der in Rom wohnenden Generaloberen kirchlicher Ordensgesellschaften und Kongregationen, sowie eine kurze Übersicht über die kirchliche Hierarchie. Eingehender beschrieben ist sodann die Organisation der katholischen Kirche in Deutschland. Die kirchlichen Verwaltungsbezirke verzeichnen die Namen der Bischöfe, Weihbischöfe, Mitglieder der Domkapitel, Diözesanbehörden, Ämter, Anstalten, Lyzeal- und Universitätsprofessoren, der Seelsorgestellen und klösterlichen Niederlassungen.

Die zweite Abteilung, welche P. Krose bearbeitet hat, ist der kirchlichen Statistik Deutschlands gewidmet. Krose ist hier in seinem ureigensten Gebiete. Eine große Anzahl von Vorstudien auf dem Gebiete der Konfessions- und Moralstatistik, eine klare Darstellungsgabe, sowie die fleißige und gewissenhafte Heranziehung des amtlichen Quellenmaterials kommen dem Werte dieser Abteilung sehr zu statten. Die Vertiefung in das Zahlenmaterial, welches in weiser Mäßigung auf das notwendigste beschränkt ist, bietet den kirchlichen Verwaltungsorganen die genaue Erkenntnis vom Stande und der Entwicklung der Bevölkerung im katholischen Deutschland. Klarheit über die Lage der Kirche ist der Untergrund aller ersprießlich seinsollenden Tätigkeit. Bis zur Stunde herrscht noch keine Klarheit in den maßgebenden Kreisen über den Umfang und die Bedeutung der Übertritts-

und Austrittsbewegung. Selbst ein Mann wie Peter Reichensperger konnte noch der Ansicht sein, daß die Mischehen in Preußen der katholischen Kirche zum Vorteil gereichen würden. Krose enthüllt in dankenswerter Weise ein Gesamtbild von der Lage der katholischen Kirche in Deutschland, welches in vielen Einzelheiten volle Klarheit, in vielen anderen noch nicht genügend untersuchten Gesichtspunkten den ungefähren Umriß der Sachlage erkennen läßt. Damit ist aber außerordentlich viel gewonnen. Nach Art der Röntgenstrahlen zeigen die Zahlen in ihrer richtigen Behandlung die wunden Punkte im Körper des kirchlichen Lebens, an denen die ärztliche Heiltätigkeit einsetzen kann. Aus diesem Grunde allein verdient das kirchliche Handbuch einen dauernden Platz auf dem Lesepult aller Priester der katholischen Kirche. Mit der Notwendigkeit des Breviergebetes sollte jeder Geistliche das kirchliche Handbuch studieren, denn der Nutzen davon ist sehr groß.

Krose entwirft zunächst eine klare Übersicht über den Stand und die Bewegung der Reichsbevölkerung im allgemeinen. Er bespricht die Gestaltung der Geburten-, Eheschließungs- und Sterbeziffern nebst einem Seitenblick nach Frankreich und sonstigen Ländern, sowie die Säuglingssterblichkeit, die Wanderbewegung u. a. Nachdem sodann die zahlreichen Konfessionen in Deutschland eine kurze Würdigung und eine geeignete Gruppierung erfahren haben, beschreibt Krose den derzeitigen Stand der Konfessionsgemeinschaften im Deutschen Reiche und in den Einzelstaaten unter stetem Hinweis auf die historische Entwicklung. Zahlreiche Einzelmomente finden Berücksichtigung, wie die Gliederung nach Regierungsbezirken, Großstädten. Von größter Wichtigkeit ist die Frage nach dem Grade des Wachstums der Konfessionen, nach der etwaigen Verschiebung ihres prozentualen Anteils und nach den Ursachen der Konfessionsverschiebung. Von 1871—1905 ist der Anteil der Protestanten von 62,31 % auf 62,08 %, also um 0,23 % zurückgegangen, der Anteil der Katholiken von 36,21 % auf 36,46 %, also um 0,25 % gestiegen. Diese Kleinigkeit von $^1/_4$ Prozent macht 151 603 Personen aus. Dieses Wachstum verteilt sich jedoch nicht auf den ganzen Zeitraum der letzten 35 Jahre. In den beiden ersten Jahrzehnten nach der Gründung

des Reiches nahm der Anteil der Katholiken beständig stark ab bei gleichzeitigem Steigen der protestantischen Anteilsziffer. Dann trat ein Umschwung ein. Von 1890 bis 1905 wuchsen die Katholiken um 424 489 Personen. In den letzten fünf Jahren war die Verschiebung am stärksten. Sie belief sich auf 0,40 % zu Gunsten der Katholiken und 0,42 % zu Ungunsten der Protestanten oder in absoluten Zahlen auf 242 565 im ganzen und auf 48 513 im jährlichen Durchschnitt. Die Grundtendenz der konfessionellen Bevölkerungsbewegung geht dahin, daß in allen Staaten mit Ausnahme von Baden die Katholiken in Zunahme begriffen sind, nachdem vorher die Abnahme die Regel war. Für die einzelnen Staaten und Provinzen weist Krose diese Entwicklung besonders nach.

Unter den Ursachen der Verschiebung der Konfessionsbevölkerung spielt die natürliche Vermehrung eine bedeutsame Rolle. Wie statistisch feststeht, ist die eheliche Fruchtbarkeit bei den Katholiken größer als bei den Protestanten und Juden. In Preußen entfielen im Durchschnitt der Jahre 1875—1900 lebendgeborene eheliche Kinder auf eine Eheschließung bei rein evangelischen Paaren 4,0, bei rein katholischen 5,0, bei rein jüdischen 3,7, bei evangelisch-katholischen Mischpaaren 3,1, bei sonstigen Paaren 3,4. Der größere Geburtenreichtum bei den katholischen Ehen ist in allen preußischen Provinzen vorhanden, so daß nicht die bekannte hohe Fruchtbarkeit der slavischen Rasse im Osten Preußens als Grund hiefür bezeichnet werden kann. Gemindert wird dieser Geburtszuwachs durch die etwas größere Sterblichkeit und geringere Heiratsfrequenz bei den Katholiken. Auch Bayern hat eine größere Geburtenhäufigkeit der Katholiken, welche allerdings durch die höhere Sterblichkeit derselben zum größten Teil aufgehoben wird. Die in Preußen und Bayern beobachtete Tatsache einer größeren Geburtenfrequenz und Sterblichkeit der Katholiken kann man wohl ohne Widerspruch für das ganze Reich verallgemeinern. Dieser aus der höheren Fruchtbarkeit sich ergebende Überschuß der katholischen Bevölkerungszahl wird zum Teil durch die etwas höhere Sterblichkeit, zum größeren Teil aber durch die Verluste der Mischehenkinder für die katholische Konfession wieder ausgeglichen. Einen geringfügigen Anteil

an der Minderung der katholischen Bevölkerung im ganzen haben die Austritte aus der Kirche, während dagegen die Einwanderung das katholische Element sogar sehr stärkt. Krose widmet namentlich der Frage der Über- und Austritte aus der katholischen Kirche eine eingehende Beachtung, welche beim Klerus volle Aufmerksamkeit finden dürfte. Das gleiche gilt von den Mischehen und dem Religionsbekenntnis der Kinder aus denselben. Die Mischehen mit ihrer dem Protestantismus günstigen Praxis sind die Ursache, warum die Vermehrung der katholischen Bevölkerung in Deutschland nicht viel kräftiger ist, wie sie in Anbetracht des Gewinnes aus der ausländischen Einwanderung und der ehelichen Fruchtbarkeit sein müßte.

Nachdem Krose noch in einem eigenen Kapitel die neuesten Daten der konfessionellen Bevölkerungsbewegung im Jahre 1906 mitgeteilt und damit das reichgegliederte Bild vom Stande und den Entwicklungstendenzen der katholischen Bevölkerung in Deutschland wesentlich ergänzt hat, richtet er unser Augenmerk auf die kirchliche Versorgung der katholischen Bevölkerung und die Kandidaten des Priesteramts. Wir finden, geordnet nach kirchlichen Sprengeln, die Zahl der Seelen, der Welt- und Ordenspriester, sowie die Verhältniszahlen, welche sich aus dem Zusammenhalt zwischen Bevölkerung und Seelsorgsgeistlichkeit ergeben. Die Gesamtzahl der im deutschen Reiche lebenden Weltpriester beträgt einschließlich der Militärgeistlichen gegenwärtig 20,333; hiezu kommen noch 1459 Ordenspriester. Auf einen Seelsorger dürften mindestens 1200 Gläubige entfallen. Bei den Protestanten war dies 1900 bei durchschnittlich 2013 Seelen der Fall. An den theologischen Fakultäten der Universitäten Deutschlands wirken 85 Professoren und 15 Privatdozenten bei 1902 Studierenden der Theologie. Einschließlich der Lyceen und theologischen Lehranstalten beläuft sich die Zahl der Theologiestudierenden auf 3389. Diesen stehen 2619 Studierende der evangelischen Theologie gegenüber. Alsdann folgen eingehende Zahlenangaben über die religiösen Orden und Kongregationen. Hienach besitzt Deutschland eine Gesamtsumme von 5010 Ordensniederlassungen mit 58452 Mitgliedern. Krose gibt ferner eine Verteilung der Konfessionen auf die Reichs-

tagswahlkreise. Die Nachweise über die Beteiligung der Konfessionen an den mittleren Bildungsanstalten ergeben, daß auf den humanistischen Gymnasien der Anteil der Katholiken ihrem Prozentsatz innerhalb der Gesamtbevölkerung ziemlich nahe kommt, während auf den Realanstalten die Katholiken hinter den Protestanten und namentlich hinter den Juden ziemlich zurückstehen.

Sodann wendet sich Krose dem Gebiete der Volkssittlichkeit zu und weist zahlenmäßig die Anteile der Konfessionen an den unehelichen Geburten, an der Kriminalität, an den Selbstmorden und Ehescheidungen nach; Gebiete, welche von dem Verfasser bereits in Spezialstudien sorgfältig untersucht worden sind. Krose hat in gedrängter Kürze und doch völlig zureichend ein Bild vom Katholizismus in Deutschland in quantitativer und qualitativer Hinsicht entworfen, so eindringlich es sich nur immer auf der Grundlage der Statistik darstellen ließ. Wenn die folgenden Jahrgänge des kirchlichen Handbuches die statistischen Materialien fortführen und ergänzen werden, so haben wir einen vortrefflichen Ersatz für die freilich viel notwendigere Herausgabe eines amtlichen kirchlich-statistischen Jahrbuches, für welches Krose und seine übrigen Mitarbeiter eine äußerst brauchbare Vorarbeit geleistet haben.

Das Handbuch schenkt ferner seine Aufmerksamkeit der charitativ-sozialen Tätigkeit der Katholiken Deutschlands, deren Bearbeitung aus der Feder des auf diesem Gebiete vorzüglich eingeweihten Bibliothekars Dr. W. Liese in Paderborn herrührt. Liese zeichnet ein übersichtliches Bild von der Gesamtorganisation der deutschen Katholiken. Mit Freude und Erstaunen stehen wir vor dem gewaltigen Gebäude der charitativ-sozialen Arbeit der deutschen Katholiken. Der Bearbeiter gibt Angaben über den Ausbau der Einzelorganisation, über Alter, Zweck, Gliederung, Erfolge, Mitgliederzahl, Zeitschriften usw. Wir finden behandelt die Diasporamissionsvereine, die Heidenmissionsvereine, die Vereine für Armen- und Krankenfürsorge, für Jugendfürsorge, die charitativen Anstalten für Kinder- und Jugendschutz, Rettungshäuser, Mädchenheime, Fürsorge für Kranke, Blinde, Taubstumme, Idioten, Krüppel. Daran schließt sich ein Überblick über das Pflegepersonal an. Staunenswert ist der

Aufschwung der Standesvereinigungen im katholischen Deutschland in den letzten 30—40 Jahren. Dieselben sind eingehend gegliedert (Marianische Kongregationen, Dienstboten-, Arbeiterinnen-, Gehilfinnen-, Patronagen-, Gesellenvereine, kaufmännischer Verband, Arbeitervereine, Schiffer, Lehrer, studierende Jugend, Priestervereine). Unter den Organisationen zur „Kultur- und Volkspflege“ faßt Liese zusammen die Görresgesellschaft, die deutsche Gesellschaft für christliche Kunst, die Gesellschaft für Naturwissenschaften und Psychologie, den Verein für christliche Erziehungswissenschaft, die Calderongesellschaft, den Albertus-Magnusverein, die verschiedenen Büchervereine, Augustinusverein, Abstinenzvereine, Arbeiterkolonien, Trinkerheilanstalten, Raphaelsverein, Verband Arbeiterwohl. Dann kommen die charitativ-sozialen Zentralvereine, der Volksverein für das katholische Deutschland, der katholische Frauenbund, der Charitasverband. Alles in allem eine so gut wie lückenfreie Zusammenstellung der katholischen Organisationen.

Eine weitere vierte Abteilung behandelt die Lage der katholischen Kirche im Auslande, bearbeitet von Dr. theol. Karl Mayer in Preßbaum bei Wien. Ausführlich verweilt der Verfasser bei den Verhältnissen in Österreich. Er schildert die Tätigkeit des katholischen Zentralkomitees für Österreich, des Piusvereins mit seinen erfolgreichen Bestrebungen, des katholischen Schulvereins; ferner die Eherechtsreformbewegung und die Los von Rom-Bewegung in Österreich. Ferner wird kurz der Kulturkampf in Frankreich geschildert. In der fünften Abteilung beschreibt Krose unter Anführung eines weitschichtigen Zahlenmaterials die Ausdehnung und Einrichtung der katholischen Heidenmission auf dem Erdenrunde.

In der letzten, sechsten Abteilung des Buches ist die kirchliche und kirchenpolitische Gesetzgebung von Domvikar P. Weber in Trier bearbeitet. Es liegt in der Absicht der Herausgeber des kirchlichen Handbuches, über die wichtigsten Akte der kirchlichen und, soweit einschlägig, staatlichen Gesetzgebung regelmäßig übersichtlich zu berichten. Für dieses Mal findet sich eine Übersicht über die Rundschreiben, Motu-proprio-Schreiben und apostolischen Breven aus der Regierungszeit Papst Pius X.;

wir finden ferner die deutsche Übersetzung der beiden wichtigen und weittragenden neueren Ehedekrete, der Bulle Provida und des Dekretes Ne temere. Sodann folgt die Anweisung der deutschen Bischöfe in Köln zu diesem Dekret. Ferner ist die authentische Übersetzung des für die Reinerhaltung der Glaubenslehre so bedeutsamen Dekretes Lamentabili sane des heiligen Offiziums vom 3. 7. 1907 über die zu verwerfenden neueren Lehren (Syllabus) zum Abdruck gebracht. Sodann folgt eine Übersicht über die wichtigsten Verhandlungen und kirchlichen und staatlichen Aktenstücke, die sich auf die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse und die Organisation der Diözesen innerhalb des Gebietes des jetzigen Deutschen Reiches seit dem Beginne des vorigen Jahrhunderts beziehen, und eine Zusammenstellung der auf demselben Gebiete noch in Geltung befindlichen kirchenpolitischen Gesetze. Eine Nachweisung der in den einzelnen Bistümern erscheinenden Amtsblätter, Verordnungssammlungen, sowie der systematischen Handbücher für die geistliche Verwaltung bildet den Schluß. In einem Anhang finden wir endlich noch ein Verzeichnis der in den einzelnen Diözesen und in den sonstigen Jurisdiktionsbezirken im Deutschen Reiche vorhandenen Seelsorgebezirke.

Eine reichhaltige Fülle des wertvollsten Materials offenbart sich in dem kirchlichen Handbuch. Seine außerordentliche Wichtigkeit beruht darin, daß es nach Möglichkeit die Zahl zur Grundlage der Erkenntnis der Lage der katholischen Kirche macht. Wie notwendig ist nicht die Kenntnis z. B. des Umfangs der Mischehen, der Los von Rombewegung in Österreich, der katholischen charitativsozialen Organisation! Das kirchliche Handbuch ist ein sicheres Fundament für die ganze Tätigkeit der Kirche. Es zeigt an diesem Punkt klaffende inferiore Zustände, an einem anderen erfreuliche Momente, namentlich charitativer und sozialer Art Das Handbuch ist in hohem Grade geeignet, für die nähere Zukunft der katholischen Kirche namentlich in Deutschland brauchbare Anhaltspunkte zur weiteren Verbesserung der Lage zu geben. Daß es daher jedem Geistlichen und allen gebildeten katholischen Laien unentbehrlich sein dürfte, braucht nicht weiter betont zu werden.

XXX.

Die Entwicklungstheorie und der Mensch.

Die Fragen der Weltanschauung werden heute nicht mehr bloß im Hörsaal und in gelehrten Büchern erörtert, die Philosophie, soweit sie metaphysische Probleme behandelt, ist längst „Weisheit auf der Gasse" geworden, freilich vorwiegend vonseiten der antitheistischen Weltanschauungen. Ihnen entgegenzuarbeiten hat sich auch die „Gesellschaft für Naturwissenschaften und Psychologie" zur Aufgabe gesetzt, — ein höchst zeitgemäßes Beginnen, das auf katholischer Seite ein Seitenstück bildet zu dem jüngst gegründeten „Keplerbund". Die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft für Naturwissenschaften und Psychologie ist beträchtlich angewachsen, die von der Gesellschaft herausgegebene Zeitschrift „Natur und Kultur"[1]) stellt sich unter der Redaktion des unermüdlichen Herausgebers Dr. Völler anderen ähnlichen Unternehmungen durchaus ebenbürtig an die Seite. Naturphilosophische und rein naturwissenschaftliche Beiträge, dazu treffliche Illustrationen machen die Zeitschrift zu einem wertvollen Organ für Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, aber auch zu einem wirksamen Verteidigungsmittel theistischer Weltanschauung. Dazu kommt, daß die Gesellschaft auch Vorträge und Veröffentlichungen von Vorträgen veranstaltet. So erschien als solche Vereinsschrift der von Prof. Reinke gehaltene Vortrag: „Naturwissenschaft und Religion". Ihm schließt sich eine zweite Vereinsschrift an in Dr. Bumüllers Schrift: „Die Entwicklungstheorie und der Mensch".[2]) Die Wichtigkeit der darin behandelten Frage, das wissenschaftliche Ansehen, das der Verfasser als Anthropologe genießt, rechtfertigen es, daß wir auf den Inhalt der Schrift näher eingehen.

Bumüller will zwei Fragen beantworten: Gehört der Mensch anatomisch wirklich zur Ordnung der Affen oder nimmt

1) Behufs Beitritt hat man sich zu wenden an H. Dr. Völler, München, Viktoriastr. 4/0 r.

2) Mit 7 Abbildungen. Preis 1 M. Verlag der Zeitschrift „Natur und Kultur" München 23. 1907. 79 S.

er in der Tierwelt eine selbständigere Stellung ein? Und zweitens: Wieweit ist auf dem Wege paläontologischer Erfahrung die Annahme der Entwicklung des Menschen aus tierischen Vorfahren wissenschaftlich zu rechtfertigen oder wenigstens als wissenschaftliche Hypothese hinzustellen?

1. Gewöhnlich wird der Mensch in der Zoologie, die den Menschen seinem Körper nach als Tier betrachtet, mit den Affen und Halbaffen in der Ordnung der Primaten zusammengestellt. Bumüller hält diese Zusammenstellung für einseitig und will es als mindestens ebenso berechtigt dartun, dem menschlichen Körper eine eigenartige Stellung innerhalb der Säugetierwelt zuzuweisen. Zu diesem Zwecke hebt Bumüller neben anderen Unterschieden besonders die Unterschiede des Affen- und Menschenhirns hervor. Zuerst fällt der Unterschied in der Gehirngröße in die Augen. Einen sicheren Maßstab der Berechnung bot hier die Vergleichung von Gehirn und Rückenmark. Diese zeigt, daß z. B. das Gehirngewicht beim Menschen 50mal, beim Gorilla dagegen nur 20—17 mal so schwer ist als das Rückenmark. Daraus ergibt sich, daß der Mensch in dieser relativen Schwere seines Gehirns aufs schärfste von den Tieren getrennt ist, und daß sein Gehirn auch das schwerste der tierischen Gehirne, das des Gorillas, um mehr als das doppelte, vielleicht das dreifache übertrifft.[1]) Dieses Resultat findet Bestätigung durch die Messungen des Innenraums des Schädels und der Rückenmarkshöhle. Diese ergeben, daß die Schädelhöhle beim Europäer 11—12 mal, beim Orang-Utan nur 5—4,5 mal größer ist als die Rückenmarkshöhle. Also auch in der relativen Größe der Schädelhöhle übertrifft der Mensch die angeführten Vertreter der menschenähnlichen Affen um mehr als das Doppelte. Auch die Bestimmung des Verhältnisses des

1) Daß übrigens der Unterschied des menschlichen vom tierischen Gehirn nach dem Verhältnis vom Gehirn zum Rückenmark zu bestimmen ist, hat schon K. E. von Baer in dem 1851 erschienenen russischen Buche: „Der Mensch" und dann in seinen russisch-geschriebenen Artikeln über „die Stellung des Menschen in der Natur" im „Naturalist" 1865 nr. 5 ausgesprochen. (Vgl. mein Buch: K. E. v. Baer und seine Weltanschauung (1897) p. 320.)

Gehirngewichtes zu dem beider Augen ergibt einen durchgreifenden Unterschied zwischen Mensch und Affe. Beim Menschen ist der Rauminhalt der Schädelhöhle ca. 21,9—26 mal, bei Orang-Utan, Gorilla, Schimpanse, Gibbon ca. 5—9 mal größer als die Augenhöhlen. „Demnach übersteigt beim Menschen die relative Größe der Gehirnhöhle im Vergleich zu den Augenhöhlen die Gehirnhöhle der menschenähnlichen Affen um mehr als das Doppelte bis zum Vierfachen." Darin sieht der Verfasser wesentliche und durchgreifende Unterschiede zwischen Mensch und Affe. Wesentlich seien dieselben in systematischer Hinsicht aus dem Grunde, weil eine durch keine Übergänge überbrückte breite Kluft bestehe, während die einzelnen Gruppen der Affen ineinander übergehende Zahlenwerte aufweisen und so ein einheitliches Ganze darstellen. Zu diesen Unterschieden kommt noch ein weiterer bedeutsamer, das ist, daß eben durch die Gehirngröße beim Tier der vierfüßige, beim Menschen der zweifüßige und aufrechte Gang bedingt wird.

Nicht die Gehirnentwicklung sei eine Folge des aufrechten Ganges, sondern der aufrechte Gang eine Folge der menschlichen Gehirnentwicklung.[1]) Ferner hebt der Verfasser den Unterschied von Hirnschädel und Gesichtsteil bei Mensch und Affe hervor. Der Hirnschädel sei beim Menschen der riesigen Gehirnentwicklung entsprechend enorm groß, beim Tiere dagegen und auch bei den Affen viel kleiner, dagegen sei der Gesichtsteil bei den Affen schnauzenartig lang und mächtig entwickelt. „Dieses absolute Übergewicht des Gehirnteils des Schädels über den Gesichtsteil, welcher nur einen vegetativen Charakter hat als Sitz für die Geruchs-, Gesichts- und Freßwerkzeuge, ist nun selbst schon ein ganz hervorragender und durchgreifender Unterschied zwischen dem Menschen einerseits und den Affen und allen

1) Wenn Bumüller Ranke das Verdienst zuschreibt, den Schlüssel zum aufrechten Gang des Menschen in der Gehirnentwicklung gefunden zu haben, so muß auch hier die Priorität dieses Gedankens K. E. v. Baer gewahrt werden, der diesen Gedanken schon 1851 in dem Buche „Der Mensch" und 1874/75 in der Schrift: Über Darwins Lehre" ausgesprochen hat. Vergl. mein Buch: K. E. v. Baer ꝛc. p. 321/22.

übrigen Tieren anderseits." Außerdem weist der Verfasser noch darauf hin, daß kein Affe auch nur vorübergehend aufrecht d. h. menschlich gehen und stehen kann, was aus der Lage von Ober- und Unterschenkel und Fuß zu einander näher begründet wird.[1]) Darin sieht Bumüller einen sehr wichtigen Unterschied gegenüber jedem Affen.

Endlich wird der Unterschied von Affen- und Menschenfuß betont, beide werden als die extremsten Gegensätze bezeichnet. Der Fuß des Affen sei ein Greiforgan, zwar nicht anatomisch, aber physiologisch zur Hand umgewandelt, diese Fußhand sei ein für die Affen allein charakteristisches Organ.[2])

Bumüller weist nach Vorführung all dieser Unterschiede noch auf die Schwierigkeiten hin, welche für jene, die den Menschen zur Ordnung der Affen resp. Primaten stellen, entstehen, sobald sie dem Menschen die entsprechende systematische Stellung unter den Primaten auf Grund anatomischer Merkmale geben wollen. Eine bestimmte systematische Einreihung lasse sich gar nicht erzielen, was am Oberschenkelknochen, einem der wichtigsten Skelettknochen näher nachgewiesen wird. Der Mensch passe eben nicht in die systematische Reihenfolge der Affen.

Das beweise auch ein Blick auf Verstand und Sprache des Menschen, die dem Tiere fehlen. Verfasser erblickt in dem über das sinnliche Wahrnehmbare hinausgehende Denken einen, wenn auch nicht anatomischen, so doch der Vollständigkeit halber zu berücksichtigenden wesentlichen Unterschied zwischen Mensch und Tier. Im Hinblick auf die vorgeführten Unterschiede von Mensch und Affe: den Verstand und die Sprache des Menschen, die Vorherrschaft des Gehirns über das vegetative Rückenmark, das Übergewicht des Gehirnschädels und den durch die mächtige Gehirnentwicklung bedingten aufrechten Gang kommt Bumüller zum Schluß: „Man wird im ganzen Tierreich keine zweite Ordnung finden, welche einer anderen gegenüber so viele und zugleich so

1) Vgl. dieselbe Begründung schon bei K. E. v. Baer 1851 und 1865; siehe mein Buch: a. a. O. p. 322 u. 324.

2) Dieselben Gedanken schon bei Baer a. a. O. p. 324—29.

wichtige Unterscheidungsmerkmale aufweisen kann, wie der Mensch gegenüber den Primaten. Wir sind daher vollständig berechtigt, den Menschen von der Ordnung der Primaten zu trennen." Doch Systematik und Anatomie können diese Frage nicht allein lösen, dazu ist noch ein Blick auf die Paläontologie nötig.

2. Was lehrt die Paläontologie über die Abstammung des Menschen? Der Verfasser drückt sich hierüber sehr vorsichtig und besonnen aus. Wenn wir einmal auf fossile Reste eines ausgestorbenen Wesens stießen, das klipp und klar zum Menschen hinführte, ohne selbst schon Mensch zu sein, dann wäre die Descendenzfrage für den Menschen endgültig gelöst. Davon sei heute noch keine Rede. Damit will aber der Verfasser vorsichtigerweise nicht die Möglichkeit eines solchen Fundes für alle Zukunft ausschließen. Bis jetzt fehlen unzweideutige Funde. Wir sind nur auf Wahrscheinlichkeiten angewiesen. Je länger und extensiver die geologischen Epochen durchforscht sein werden, ohne daß das gesuchte Bindeglied zwischen Mensch und Tier gefunden ist, desto unwahrscheinlicher wird eine tierische Abstammung des Menschen. Freilich, da wir in der geologischen Durchforschung der Erdrinde noch nicht sehr weit sind, ist ein definitives Urteil bis jetzt unmöglich.

Wir müssen daher, wie die Dinge liegen, einen andern Weg einschlagen, um über die angeblich tierische Abstammung des Menschen zu einem Schluß zu kommen. Bumüller schlägt einen fünffachen Weg ein. Er untersucht erstens, ob der Pithecanthropus erectus, zweitens, ob die Neandertalrasse den Übergang vom Tier zum Menschen bilde, er prüft drittens, ob die Entwicklung der Affen, soweit sie aus der Systematik zu eruieren ist, überhaupt zum Menschen hinführe, er fragt viertens, ob die physiologische oder chemische Blutsverwandtschaft Licht auf die Abstammung des Menschen werfe, und legt sich fünftens die Frage vor, ob nicht die Paläontologie und Embryologie mehr für eine polyphyletische als monophyletische Abstammung sprechen. Wir geben nur kurz die Resultate der mit großer Umsicht und kritischer Vorsicht geführten Untersuchungen.

Bezüglich des Pithecanthropus kommt Bumüller nach Berechnung des Schädelinhalts, nach Prüfung des Verhältnisses der Schädelhöhle zur Rückgrathöhlung, des Hirnschädels zum

Gesichtsschädel, nach Prüfung der Form des Oberschenkelknochens zu dem Resultat: „Pithecanthropus war ein Affe, der in mancher Hinsicht die Kluft zwischen dem lebenden Menschen und den früher nur bekannten Affen in anatomischer Beziehung verringert hat. Wie weit diese Verringerung geht, können wir bei den bisherigen dürftigen Kenntnissen dieser Spezies zurzeit nicht entscheiden. Die Verringerung kann für die Frage der Abstammung unbedeutend sein, vielleicht auch durch andere niedere Merkmale (vgl. das verdächtig niedrige Stirnbein) kompensiert werden, sie kann aber auch für die Entwicklungstheorie die größte Bedeutung haben. Theoretisch sind beide Möglichkeiten gegeben. Wir müssen uns aber hüten, auf Grund wenig voraussetzungsloser Theorien und Lieblingsmeinungen die anatomische Lösung dieser Frage erzwingen zu wollen. Solange wir auf dem Boden der exakten Wissenschaft verbleiben, können wir nur abwarten, bis weitere Funde unsere Kenntnis des Pithecanthropus vervollständigen" (36—38).[1])

Welche Bedeutung hat aber die Neandertalrasse für die Entwicklungstheorie? Ist sie die Übergangsstufe zwischen Tier und Mensch? Die Antwort formuliert der Verfasser dahin: „Die Neandertalrasse war nach übereinstimmender Ansicht eine menschliche Rasse im eigentlichen Sinne des Wortes und es fehlt noch viel, daß sie als Übergangsstufe zwischen Mensch und Affe angesprochen werden könnte. Sie beweist aber auch, daß der Mensch anatomisch eine größere Schwankungsbreite besitzt, als man auf Grund des modernen Materials annahm." Bumüller erinnert dann bezüglich der Interpretation der Neandertalrasse an zwei andere Möglichkeiten. Einerseits: die Neandertalrasse müsse nicht gerade die tiefste Stufe gewesen sein, es könne ihr noch eine tiefere vorausgegangen sein; anderseits könne die Neandertalrasse bloß einen mißbildeten Nebenzweig des Hauptstammes darstellen, worauf gewisse Funde in Krapina in Kroatien hinweisen. Die historischen Fakten bieten also vorerst nichts Sicheres über die Frage der menschlichen Descendenz. Wir haben bisher nichts, was als einwandfreies Bindeglied zwischen Mensch und Affe angesehen werden kann.

1) Solche Aufklärungen sind durch neueste Forschungen erfolgt.

Kann aber nicht auf anderem Wege etwas über die Ausdehnung der Descendenz bezüglich des Menschen ausgemacht werden? Führt nicht die Entwicklung des Affen zum Menschen hin? Bumüller vergleicht die Schädel der Affen, deren Körperproportionen, die allgemeine Plumpheit des Anthropoidenkörpers, den Oberschenkelknochen bei Affen und Menschen und gewinnt aus dieser vergleichenden Betrachtung „das wichtige Resultat, daß die höhere Entwicklung des Affentypus im allgemeinen gar nicht dem Menschentypus zustrebt, sondern im Gegenteil sich in geradezu extremer Weise von letzterem immer weiter entfernt. Dies aber verleiht der hypothetischen Affenabstammung des Menschen eine sehr große wissenschaftliche Unwahrscheinlichkeit". Weiter ergebe sich, daß der Mensch niemals weder systematisch noch genetisch an die Anthropoiden angeschlossen werden dürfe. Auch die Zurückführung des Menschen auf einen gibbonartigen Affen biete wegen der niedrigen Stellung des Gibbons in der Ordnung der Affen noch bedeutendere Schwierigkeiten. Es wäre nämlich bei der Konstruktion eines vom Gibbon zum Menschen führenden Stammbaums das Bedürfnis nach Bindegliedern noch viel größer, denn mit der Zunahme der Breite der zu überbrückenden Kluft müsse sich auch die Zahl der Bindeglieder entsprechend vermehren. Die anatomische Vergleichung spreche also nicht für die Abstammung des Menschen vom Affen.

Auch die Physiologie, d. h. die so viel besprochene physiologische oder chemische Blutsverwandtschaft zwischen den Menschen und den menschähnlichen Affen werfe kein Licht auf den Entwicklungsgang, den der Mensch in seiner vormenschlichen Zeit durchgemacht haben soll. Denn gerade die dem anatomischen Befund schroff entgegenstehende Blutsverwandtschaft beweise nur die Unzuverlässigkeit der Schlüsse, die aus letzterer vielfach gezogen werden. Wir haben es nur mit einer chemischen oder physiologischen Blutsverwandtschaft, also mit einer Konvergenzerscheinung zu tun. Chemische Blutsverwandtschaft könne Abstammung anzeigen, aber sie müsse sie nicht anzeigen, sie könne durch ähnliche physiologische Lebensverhältnisse und andere noch unbekannte Bedingungen hervorgerufen werden.

Alle bisherigen Erwägungen ergeben das Resultat, daß der Mensch in anatomischer wie in psychischer Beziehung eine scharf

abgegrenzte, selbständige Stellung einnimmt. Er erweist sich als eine gesonderte Gruppe, wie es deren viele in der organischen Welt gibt. Dieses Resultat erhält eine weitere Stütze und Bekräftigung durch den Nachweis, daß Paläontologie und Embryologie nicht für eine monophyletische, sondern für eine polyphyletische Abstammung sprechen. An der Hand von Zittel, Koken und Neumayr tut Bumüller dar, daß auf Grund der Paläontologie nur eine gesonderte Entstehung der verschiedenen Stämme angenommen werden kann. Zwischen keinem Stamm bestehe auch nur eine einzige Zwischenform und sie treten fast alle zu gleicher Zeit hoch differenziert und mit fertigem Typus versehen auf. Die allgemeine Abstammung sei nichts anderes als eine theoretisierende Verallgemeinerung der nur für eine relativ eng begrenzte Abstammung sprechenden Tatsachen ohne alle historisch-paläontologische also empirische Grundlage. Es ist interessant zu konstatieren, daß schon seit 1834 K. E. von Baer [1]) ähnliche Anschauungen vertrat. Wie bei dieser Hypothese einer Descendenz innerhalb beschränkter Grenzen Entstehung und Descendenz der animalen Welt zu denken sei, darüber entwickelt Bumüller eine Ansicht, für die er natürlich nur Wahrscheinlichkeit in Anspruch nimmt.

Was die Paläontologie nahelegt, die polyphyletische Abstammung der organischen Welt, das vertritt auch neuerdings ein so bedeutender Embryologe wie Oskar Hertwig, dessen Worte hier Erwähnung verdienen: „A priori hat vor der monophyletischen Hypothese die polyphyletische eine viel größere Wahrscheinlichkeit für sich: Somit würden die genealogischen Ketten der heute lebenden Organismen, wenn wir sie in die Vorzeit zurück verfolgen, von einer zwar nicht näher zu bestimmenden, wahrscheinlich aber großen Zahl von verschieden organisierten Urzellen ausgehen, die in irgend einer Weise während einer Erdperiode oder auch zu ganz verschiedenen Erdperioden zu wiederholten Malen auf natürlichem Wege entstanden sind."

In all dem sieht Bumüller eine Bestätigung seiner Ansicht: Das menschliche Geschlecht sei als eine selbständige Gruppe

1) Vgl. mein Buch: a. a. O. p. p. 219: Gründe für die Transmutation innerhalb beschränkter Grenzen und 251 ff.

— besonders in physischer Hinsicht — zu betrachten. Nicht als naturwissenschaftlich bereits bewiesene Tatsache, wohl aber als berechtigte Hypothese will er sie allen heißspornigen Angreifern gegenüber aufrecht erhalten. Er sieht darin auch eine Konsequenz der polyphyletischen Abstammung. Bumüller kehrt mit dieser Auffassung des Menschen zu den Anschauungen eines Aeby, eines Fraas zurück. Seine Schrift, deren Quintessenz wir hier der Bedeutung der Frage halber eingehender dargelegt haben, ist ein Beweis der wissenschaftlichen Besonnenheit des Verfassers und gleichzeitig ein Beweis der Rührigkeit der „Gesellschaft für Naturwissenschaften und Psychologie".

Würzburg. Dr. Remigius Stölzle.

XXXI.
Studentische Erklärungen.

Die Affaire der beiden katholischen Studentenkorporationen in Halle a. S. hat in der Behandlung durch die katholische Presse zwei verschiedene Stadien durchgemacht, die sich als ziemlich gegensätzlich bezeichnen lassen. Gerade diese Gegensätzlichkeit macht meines Erachtens eine ruhig abwägende Schlußbesprechung notwendig, auf die die Tagespresse verzichtet hat, vielleicht im Gefühl einer gewissen Unbehaglichkeit, die sie auch nicht los geworden sein mag, als sie im zweiten Stadium mit einer bei einem immerhin wichtigen Anlaß auffälligen Knappheit die Sache als erledigt hinstellte. Man hat sich offenbar beide Male, sowohl im ersten wie im zweiten Stadium, etwas überstürzt. Kaum hatten die Saalezeitung und die Vossische Zeitung die Nachricht in die Welt gesetzt, die katholischen Korporationen in Halle hätten im Verlauf von Einigungsverhandlungen unter der Haller Studentenschaft einen „Revers" unterschrieben, der eine in drei „Thesen" ausgesprochene Absage an den „Ultramontanismus" enthalte, so erschienen die katholischen Blätter schon auf dem Plane mit kurzen tadelnden Kommentaren.

Hier wurde „mehr Charakter" verlangt, dort wurde gesprochen von der Verwirrung, die liberale Phrasen in den Köpfen der katholischen Studenten angerichtet hätten, und wieder an

anderer Stelle wurde die Ansicht ausgesprochen, die katholischen Studenten hätten es überhaupt ablehnen sollen, „sich in Verhandlungen über derartige Forderungen einzulassen, die man den protestantischen, wenn auch offiziell diesen Charakter ableugnenden, und den jüdischen Studenten-Vereinigungen nicht abverlangt“ habe. Es wurde als eine „gewisse Schwäche“ bezeichnet, „wenn auf eine Anerkennung Wert gelegt werden soll, die etwas Demütigendes an sich hat und die, als von den heftigsten Gegnern ausgehend, zum mindesten mißtraurisch machen sollte“.

Alle diese und ähnliche Bemerkungen, die gewiß sehr richtig waren, wenn die Meldung, an die sie anknüpften, auf Wahrheit beruhte, wurden durchweg bedingungsweise gemacht, für den Fall, daß der „Revers“ wirklich unterschrieben worden war. Besser wäre es freilich gewesen, mit der Kritik zu warten, bis man sich an zuständiger Stelle erkundigt hatte, denn auch bedingter Tadel kann unangenehm berühren, und dann hätte ein Abwarten nicht den auffälligen Gegensatz zwischen dem ersten und zweiten Stadium geschaffen, wie er jetzt besteht und noch der Beseitigung harrt.

Unmittelbar nach der erwähnten Kritik kamen die Darstellungen des Sachverhalts, die auf die beteiligten katholischen Korporationen zurückgingen oder doch von ihnen bestätigt waren. Und wie man früher mit der Kritik vielleicht etwas zu schnell bei der Hand war, so gab man sich jetzt allzu leicht zufrieden und tat so, als sei alles in bester Ordnung. Ich brenne durchaus nicht darauf, daß junge Studenten wegen eines Fehlers, der im einzelnen Falle ja noch immer zu reparieren ist, möglichst hart angefaßt werden, aber von der katholischen Presse muß man verlangen, daß sie vor allem eigene Angelegenheiten in einer Weise behandelt, die volle Klarheit schafft, Klarheit unter allen Umständen. Wer aber genau zusieht, wird auch beim besten Willen nicht zugeben können, daß das in diesem Falle geschehen sei. Man hat die Sache vielleicht mit Rücksicht auf die zunächst nur lokale Bedeutung etwas gar zu leicht genommen, ohne anscheinend daran zu denken, daß dadurch ein unliebsamer Präzedenzfall geschaffen werden kann.

Wie liegt denn in Wirklichkeit die Sache? Der „Revers“, der unterschrieben sein sollte, hatte angeblich folgenden Wortlaut:

1. Die katholischen Verbindungen sind frei von jedem ultramontanen parteipolitischen Bestreben und sie verurteilen einseitige Parteipolitik studentischer Korporationen, wo und wie sie immer vorkommt.

2. Zum Ausdruck dessen verzichten die katholischen Korporationen darauf, sich als solche an den Katholikentagen zu beteiligen; denn diese Tagungen, auf denen religiöse und politische Tendenzen verschmolzen werden, sind lediglich eine Verkörperung des ultramontanen Gedankens.

3. Die katholischen Korporationen verurteilen auf das schärfste das Eingreifen kirchlicher Behörden in die freie, wissenschaftliche Forschung und in die Lehr- und Lernfreiheit.

Dieser „Revers" ist, wie alsbald festgestellt wurde, nicht unterschrieben worden. Damit war die diesbezügliche Meldung formell als falsch hingestellt, sie war aber noch keineswegs ganz als „plumper Schwindel" gerichtet, wie man behaupten zu sollen glaubte. Wichtiger als die formelle war die sachliche Seite der Angelegenheit, und die wurde durch das Dementi doch nur zum Teil getroffen, in seinem positiven Anhang sogar in nicht unwesentlichen Teilen bestätigt. Denn die obigen drei Thesen haben den katholischen Korporationen tatsächlich vorgelegen, und diese haben „Erklärungen" dazu abgegeben. Ob man solche Thesen schriftlich anerkennt oder mündliche Erklärungen dazu abgibt, ist an sich ja wohl genau dasselbe. Es kommt einzig und allein darauf an, inwieweit die Erklärungen zustimmend oder ablehnend lauten. Nur das ist hier zu prüfen. Die zu den einzelnen Thesen abgegebenen Erklärungen haben nach der „Germania" (Nr. 174 vom 31. Juli) folgenden Wortlaut:

ad 1. „Unsere Stellung dazu ist bereits durch unsere Statuten fixiert, durch eine weitere Erklärung würden wir das Vertrauen in unsere Satzungen erschüttern".

ad 2. „Auf These 2 geben sie die Antwort, daß die beiden katholischen Korporationen als solche sich an den Verhandlungen des Katholikentages nicht beteiligen".

ad 3. „Zu These 3 geben wir zu Protokoll: Wir mißbilligen einen Eingriff der kirchlichen Behörde in die Lernfreiheit der Studenten. In Streitigkeiten zwischen akademischen Lehrern und ihren Behörden mischen wir uns grundsätzlich nicht ein.

Auf Wunsch der Vertretersitzung definieren wir den Begriff Lernfreiheit dahin, daß den Studierenden alle Resultate der wissenschaftlichen Forschung zugänglich sind."

Wenn angesichts dieser Erklärungen einfach behauptet wurde: „Die katholischen Korporationen haben also danach lediglich in einer Aussprache die Gemeinschaft mit einem ‚Ultramontanismus' abgelehnt, wie er in den Köpfen von Liberalen und Rittern des Evangelischen Bundes spukt," so entspricht das doch nicht ganz den Tatsachen. Die Erklärung zu These 1 freilich ist, wenn man sie überhaupt geben wollte, korrekt. Vielleicht hätte man sich aber auch auf den Standpunkt stellen können: Wer über die katholischen Korporationen richten will, sollte mindestens ihre Statuten kennen und sie dann entsprechend respektieren, anstatt auf Grund vager Vermutungen und böswilliger Ausstreuungen Erklärungen zu fordern. Die Art, wie die katholischen Korporationen diese „These" behandelten, sichert ihnen ohne weiteres das Zugeständnis, daß sie mehr als andere der Einigkeit der Studenten dienen wollten, sonst hätten sie entweder die Antwort überhaupt abgelehnt oder sich wenigstens die Frage erlaubt: Weshalb genügt denn die prinzipielle allgemeine Verurteilung „einseitiger Parteipolitik studentischer Korporationen" nicht, weshalb mußte das „ultramontane parteipolitische Bestreben" noch eigens erwähnt werden? Diese etwas gehässige besondere Erwähnung legt auf alle Fälle den Verdacht nahe, daß vor allem eben das „ultramontane parteipolitische Bestreben" getroffen werden sollte. Tatsächlich stehen ja auch die nichtkatholischen Korporationen, speziell die alldeutsch-evangelibündlerischen Burschenschaften parteipolitischen Bestrebungen keineswegs so fern, wie sie es von den katholischen Korporationen verlangen.

Besonders anmaßend von den nichtkatholischen Herrschaften ist die Art und Weise, wie sie einen inneren Zusammenhang der zweiten mit der ersten These konstruieren: Zum Zeichen, daß die katholischen Korporationen frei sind „von jedem ultramontanen parteipolitischen Bestreben", dürfen sie sich nicht an den Katholikentagen beteiligen. Damit sind die Katholikentage als parteipolitisch und „ultramontan" gestempelt. Der „Ultramontanismus", den die Herren meinen, ist also ganz und gar nicht ein Wahngebilde von „Liberalen und Rittern des Evangelischen Bundes",

sondern es ist der „Ultramontanismus", wie er sich angeblich in den der breitesten Öffentlichkeit zugänglichen Tagungen der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands „verkörpert". Und deshalb bedeutet die Erklärung zu diesem Punkte unter allen Umständen eine Schwäche, trotz der Verwahrung, die erläuternd hinzugefügt wurde, daß damit nicht anerkannt werden solle, die Katholikentage dienten „ultramontanen" Bestrebungen. Trotz dieser Verwahrung bleibt die Tatsache bestehen, daß die katholischen Korporationen eine Erklärung abgegeben haben, die höchstens dann von ihnen verlangt werden könnte, wenn sie selbst der Ansicht wären, die Katholikentage seien „ultramontan"-parteipolitisch. Diese Konzession wird von anderer Seite auch aus der Erklärung herausgelesen werden. Und sie kann herausgelesen werden. Denn wenn man die Katholikentage nicht als „ultramontan"-parteipolitisch ansieht, dann mußte eine Erklärung dieses Inhalts genügen, dann durfte der Verzicht auf die Teilnahme an den Verhandlungen nicht ausgesprochen werden, weil er überflüssig war und an der Sache vorbeiging. Jetzt sieht der Standpunkt der katholischen Korporationen doch ungefähr so aus: Wir geben zwar nicht zu, daß die Katholikentage „ultramontanen" Bestrebungen dienen, wir wollen euch aber eure gegenteilige Ansicht nicht verkümmern, wir wollen ihr sogar Rechnung tragen und sprechen deshalb den von euch geforderten Verzicht auf die Teilnahme an den Verhandlungen des Katholikentages aus. Formell handelt es sich ja nicht um einen Verzicht, sondern um eine einfache Feststellung, aber diese Feststellung ist erfolgt auf die Forderung des Verzichts, und man wird kaum verhindern können, daß sie von vielen sachlich als Erfüllung dieser Forderung aufgefaßt wird, um so weniger, als gerade diese These wegen ihrer Anmaßung und Ungezogenheit nicht das geringste Entgegenkommen verdient hätte, auch nicht in der Form.

Die Erklärung zu These 3 wird auch in der „Germania" (Nr. 174), wenn auch in äußerst vorsichtiger Form bemängelt. Ich will an dieser Stelle auf dieses Kapitel, über das sich ganze Bände schreiben lassen, das aber mit Erklärungen von einigen Zeilen nicht zu erschöpfen ist, nicht näher eingehen. Es mag auch zugegeben werden, daß man von jungen Studenten nicht verlangen kann, daß sie in „theoretischen Distinktionen und theo-

logischen Spitzfindigkeiten" Meister seien, aber deshalb braucht man ihre Schnitzer doch nicht gar so leicht zu nehmen oder sie ganz zu übersehen. Den Studenten in Halle sollen die Köpfe nicht abgerissen werden, aber es darf doch gesagt werden, daß ihre Erklärungen zu den Thesen 2 und 3 mindestens ziemlich mißverständlich sind. Das darf und muß umsomehr betont werden, als man kaum wünschen wird, daß diese Erklärungen nach und nach überall abgegeben werden.

Es ist ja auch etwas anderes, ob man von katholischen Studentenkorporationen keine parteipolitische Betätigung verlangt, oder ob sie immer und immer wieder erklären sollen, sie hätten mit dem Zentrum und seinen Bestrebungen nichts zu tun, sie nähmen nicht einmal offiziell an den Verhandlungen der Katholikentage teil. Die Beteiligung an der Zentrumspolitik, die wir von den Studenten nicht verlangen, wünschen wir doch von den jungen Männern, die die Alma mater verlassen haben. Und da ist eine immer wieder öffentlich erfolgende Ablehnung der Beteiligung nicht sonderlich förderlich. Sie verursacht dem Einzelnen entweder eine gewisse Selbstquälerei — denn allmählich kommt doch auch der Student schon in die Politik hinein und damit dieser oder jener Partei nahe, wie es auch die neuerdings von ihm geforderte Anteilnahme an den sozialen Fragen mit sich bringt — oder aber sie führt zu einer gewissen Gleichgültigkeit gegenüber den Idealen der Partei, die für ihn vor allem in Frage käme und auf diesem Umwege später zu einer anderen Partei. Das um so eher, wenn noch recht häufig betont wird, man könne ein guter Katholik sein, ohne Zentrumsmann zu sein. Das ist ja gewiß richtig, aber es ist manches richtig, was nicht bei jeder Gelegenheit ohne Nachteil hervorgehoben werden darf. Zentrumsmann braucht der Katholik schon deswegen nicht ohne weiteres zu sein, weil er überhaupt kein Parteimann sein muß. Will er das aber sein — und man sollte das eigentlich von jedem erwarten, den das Geschick von Volk und Vaterland interessiert — und zieht er aus seiner christlichen Weltanschauung die Konsequenzen, so wird er unter den heutigen Umständen Zentrumsmann sein. Viele aber, die den Dingen nicht auf den Grund gehen, glauben, sie müßten den Grundsatz, daß Zentrum und Katholizismus nicht identisch sind, dadurch praktisch betätigen,

daß sie — „liberal" werden. Und sie fühlen sich darin vielleicht bestärkt durch gewisse Worte, die sicher richtig sind, die man aber um so leichter mißversteht, je häufiger man sie hört. Daß die katholischen Korporationen keine Zentrumspolitik treiben, muß ein praktischer Grundsatz sein, der sowohl den Korporationen wie der Partei von Nutzen ist, ein Grundsatz für die Studentenzeit, aber kein allgemeines Prinzip auf Lebenszeit. Soll sich aber dieses Prinzip nicht herausbilden, so ist es vielleicht gut, daß man den praktischen Grundsatz nicht jedem entgegenruft, wann und wie oft er ihn hören will. Es genügt, wenn darnach gehandelt wird, Erklärungen, die in irgend einer Form über den einschlägigen Paragraphen der Statuten hinausgehen, sind nicht notwendig, sie können leichter Verwirrung schaffen als Klarheit.

Was die Haller Affaire im allgemeinen angeht, so sollte daran festgehalten werden, daß Studenten nur unter absoluter Anerkennung des Prinzips der Ebenbürtigkeit als akademische Bürger unter einander einig sein und mit einander verkehren können. Dieses Prinzip aber ist in Halle durchbrochen worden. Die grundsätzliche Verwerfung des Duells durch die katholischen Korporationen ist doch etwas, was sie von andern sehr unterscheidet. Was würden diese andern aber sagen, wenn sie zu Erklärungen in dieser Frage aufgefordert würden? Freilich das kann man sich auch gar nicht denken, eher das Gegenteil Das ist ja überhaupt das Übel: Die nichtkatholischen Korporationen nehmen für sich ohne weiteres in Anspruch, daß sie so bleiben können, wie sie sind, nur die katholischen müssen vorher noch einem Tentamen unterworfen werden, ehe man sich den Anschein gibt, sie für voll anzusehen. Denn ob man sie wirklich für voll ansieht, ob man nicht gewisse Hintergedanken hat bei der Prüfung auf Herz und Nieren, ob man nicht glaubt, durch die Provozierung gewisser „Erklärungen" könne man die katholischen Studenten nicht nur für die Studienzeit, sondern namentlich auch für das spätere Leben dem Zentrum und auch dem Katholizismus, wie er sich in den Katholikentagen widerspiegelt, entfremden, ist jedenfalls noch nicht bewiesen. Und darum ist neben der Selbstachtung, die einen die Antwort auf mehr oder minder ungezogene „Thesen" eigentlich ablehnen lassen müßte, auch größte Vorsicht am Platze. Wie mild man den Fall Halle auch immer beurteilen mag, vorbildlich soll er ja doch wohl nicht werden.

XXXII.

Zentrum und Reichsregierung.

„Wir werden das schwarze Kleinvieh schon unterkriegen". Mit diesen Worten, die in Köln zur Zeit der dortigen Versammlung des Flottenvereins einem offenherzigen Teilnehmer entschlüpft sind, kennzeichnet sich das Programm der zur Zeit in Norddeutschland herrschenden Kräfte; sie drücken zugleich die ganze Geringschätzung aus, welche man in diesen Kreisen den deutschen Katholiken entgegenbringt und ebenso das Gefühl der Macht und der Überhebung, welches dort vorherrscht.

Kann man sagen, daß die Katholiken an diesem Zustand ohne Schuld sind?

In Preußen achtet man nichts, außer der Kraft und der Entschlossenheit. Jedwede Verneigung, jedwede Nachgiebigkeit, selbst einfache Höflichkeit werden, abgesehen von einigen achtbaren und sympathischen, jedoch auf den Gang der Politik im allgemeinen einflußlosen Zirkeln, als Schwächen ausgelegt. Nur der Starke und der Entschlossene begegnen der Achtung. Das gilt von der inneren und äußeren Politik. Es liegt darin schließlich auch kein Vorwurf. Männer der Tat pflegen fast überall und fast stets ähnlich zu denken.

Es ist nicht von ungefähr so gekommen, daß die politische Arbeit in Deutschland seit den Tagen des Westfälischen Friedens sich vorzugsweise auf dem Gebiete des alten sächsischen Volksstammes vollzogen hat. Dieser Stamm hat bei allen Vorzügen und Tugenden einen stark auf das Praktische und das Materielle gerichteten Zug. Die Tatsachen fesseln seinen Blick. Was natürlicher, als daß die Zerfahrenheit, die ganz hervorragende Unentschlossenheit, welche sich im übrigen Deutschland zeigte, im Norden sein Wirkung tat? Niemals seit dem Friedensschlusse in Münster ist ein entschlossener Versuch gemacht worden, den geschichtlichen Charakter des Deutschen Reiches zu behaupten. Stück für

Stück ist der Hermelinmantel des deutschen Königs und römischen Kaisers vom Norden an sich gerissen worden.

Die Kultur in Europa ist römisch-gallischen Ursprungs; auf ihrem Boden sind alle politischen und religiösen Anschauungen und Einrichtungen gewachsen. In großen Gebieten Norddeutschlands hat die ursprüngliche Kraft dieser Kultur wesentlich kürzere Zeit gewirkt als im größeren Teil des übrigen Europa.

Aus den Briefen Eginhards, in denen sich ohne Zweifel die Anschauungen Kaisers Karls d. Gr. spiegeln, und den Schriften Gregors von Tours und aus den vielen anderen späteren wissen wir, daß zwischen Rhein, Elbe und Eider das Heidentum noch bis zum elften Jahrhundert kräftig war. Ausnahmen begegnet man fast nur in der Umgebung der Klöster und Bischofssitze. Noch im zehnten Jahrhunderte ließ sich ein in der Schlacht tötlich verwundeter Sachse in den heiligen Hain tragen, um da zu sterben. Langsam drang die Kultur nach Osten vor. Die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst, zwischen Bischöfen, Klöstern und Adel haben ihre Bahn oft unterbrochen. Eine wirkliche bis ins Innerste gehende Durchsättigung weiter Gebiete Norddeutschlands, besonders des Nordostens, mit den Anschauungen, Einrichtungen, Idealen des Christentums hatte sich kaum vollzogen, als Luther auftrat. Die unselige Trennung begann, und es ist charakteristisch, daß der Kampf sofort auf den nationalen Boden verlegt wurde. Nicht Kirchenreform, sondern Trennung von Rom wurde alsbald das Losungswort.

Die Protestanten in Preußen haben es stets als ihre Aufgabe bezeichnet, den Katholizismus in Deutschland auszurotten. Als während des Kulturkampfes und sogar noch in den Tagen seiner Beilegung, in den achtziger Jahren, die Erregung der Geister à la Reventlow, „Tägliche Rundschau" u. a. besonders hoch aufwallte, konnte man in gewissen Konventikeln dieser Leute ganz sonderbare ultraradikale Vorschläge zur Niederringung des Katholizismus hören.

Solche Ausbrüche könnte man achselzuckend übergehen, wenn es nicht zu Tage läge, daß „Reichs-Regierung“, wie der Ausdruck ja heute lautet, und preußische Regierung die Stimmungen und die Wünsche dieser Kreise ernst nehmen und dorther vielfach die Richtschnur ihrer Politik holen zu müssen glauben.

Die Schwenkung in der innern Politik, die Auflösung des Reichstages, die Politik des Hasses gegen das Zentrum stehen damit im nächsten Zusammenhang.

Im Ernst zweifelt kein Mensch an der nationalen Gesinnung der Katholiken, an ihrer Treue zu Kaiser und Reich. Man weiß, daß die Monarchie gerade an den Katholiken die festeste Stütze findet, wenn die Revolution hereinbricht.

In Norddeutschland ist ein guter Teil der katholischen Intelligenz im Staatsdienste, zum mindesten weisen die materiellen Interessen zwingend auf den Staat hin. Wenn die Katholiken nun auch in der Praxis von den hervorragenderen Stellen fern gehalten werden, so haben die Beamten der Regierung, der Eisenbahnen, an den Gerichten, an den Fluß- und Kanalbauten, die Militärs und alles was sich darum gruppiert dennoch die stärksten Sympathien für dem preußischen Staat. Dasselbe gilt von den Rechtsanwälten, von weiten Kreisen in Gewerbe und Handel. Die Landwirtschaft macht keine Ausnahme. Der katholische Adel, der noch bis 1870 viele Söhne in die österreichische Armee schickte, scheint heute mitunter plus royal que le roi. Kann man von der katholischen Geistlichkeit in Preußen sagen, daß sie anders denke und spreche? Weit entfernt, Abneigung gegen Staat und Dynastie zu hegen, sind die katholischen Geistlichen in Preußen wohl ausnahmslos überzeugte und selbst begeisterte Anhänger an Staat, Reich und Kaiser, in ihnen den Wall gegen Revolution, Konspiration und Guillotine erblickend. Die Haltung des Episkopats und der Pfarrgeistlichkeit bekundet deutlich ihre Treue und ihre Liebe zu Kaiser und Reich. Die Weltflucht der wenig zahlreichen Klostergeistlichkeit hat sogar verschiedentlich dazu geführt, daß

man dort an die Wiederauferstehung Karls des Großen zu glauben schien. Ja es gibt manche, welche meinen, daß der heute blühende deutsche Chauvinismus auch in katholischen Kreisen bereits Eingang gefunden habe.

All dies hat jedoch nicht verhindert, daß alles Katholische als eine überwundene oder als eine zu überwindende Macht angesehen wird. Regen wir uns nicht auf über die planvolle Mache, welche den glänzenden katholischen Männern der Geschichte die Anerkennung versagt, regen wir uns auch nicht auf über die geradezu schauderhafte Unkenntnis der katholischen Lehre. Diese Dinge stehen im Hintergrund. Was jedoch von aktueller Bedeutung ist, das ist die Behandlung der gerechten und bescheidenen Forderungen der Katholiken.

Wenn man von der gelegentlichen und schüchternen Forderung im Reichstag nach Aufhebung des Jesuitengesetzes absieht (auch davon ist es still geworden), so — ist es wahr oder nicht? — ist seit rund fünfundzwanzig Jahren die Politik des Zentrums darauf gerichtet gewesen, „mit der Regierung nach Möglichkeit gut Freund zu bleiben“. In allen Heeres-, Flotten-, Zoll-, sozialen und Wirtschafts-Fragen hat das Zentrum die Hauptlast der politischen und parlamentarischen Arbeit getragen. Der Kolonial-Politik nicht zu vergessen. Wo das Zentrum auf Änderung der Regierungsvorschläge bestand, da geschah es lediglich vom Gesichtspunkt der Reichsinteressen aus. Die Vertretung der katholischen gerechten Forderungen war eine außerordentlich maßvolle.

Man hat sich auf den Gerechtigkeitssinn und auf das Wohlwollen von Kaiser, Ministern und Politikern verlassen. Die Täuschung liegt heute klar am Tage.

Der wilde Sturm des Hasses gegen die Katholiken, der seit anderthalb Jahren wieder das Reich durchtost, hat ein klein wenig, nur für den Kundigen merklich, nachgelassen, seitdem man in Berlin erkannt hat, daß das Schiff der auswärtigen wie der inneren Politik auf Klippen geraten ist. Will man etwa jetzt auch die Katholiken wieder heranziehen?

Wir alle hoffen und vertrauen, daß Deutschland seine Stellung in der Welt gegen alle Gefahren von innen und außen behauptet. Allein wir wissen auch, daß wir unsere rechtmäßige Stellung in Deutschland, die ehrliche Parität, erlangen müssen, bevor neue Kämpfe die Welt erschüttern. Gelingt uns das nicht, so werden wir sie nach einem siegreichen Kriege nicht erlangen.

Unter diesen Umständen erscheint es als dringende Aufgabe, die alte Forderung nach voller tatsächlicher Parität nicht verstummen zu lassen. Was hat es, solange die Erfüllung dieser Forderung verweigert wird, für einen Sinn, auf Beteiligung des Zentrums am Reichstagspräsidium zu dringen?

Das Zentrum muß dafür sorgen, daß volle Parität eintritt, daß vor allem die katholischen Orden volle Freiheit der Bewegung erlangen. Denn ohne dies könnte schließlich auch im katholischen Lager, bei Laien und Weltgeistlichen (das sei hier ausdrücklich gesagt), Indifferenz um sich greifen.

Man sollte auf die vielerörterte Doktorfrage, ob das Zentrum eine politische oder eine konfessionelle Partei sei, heute nicht allzu viel Wert legen. Die preußische konservative Partei ist von jeher eine politische und eine konfessionelle Partei; ob mehr politisch oder mehr konfessionell, das hängt von den Umständen ab.

Wenn eine Partei sich in Finanz-, Militär-, Zoll-, Kolonialfragen verlieren und ganz in wirtschaftlichen, also materiellen Fragen aufgehen würde, so lenkt sie ab von dem Königsweg der Verfolgung ihrer hohen ideellen Aufgabe. Nicht nur eine Partei, sondern der ganze Parlamentarismus geht an solcher Detailarbeit zu Grunde.

Nur wenn und solange wir an der Politik des großen Windthorst festhalten, werden wir Erfolg haben.

XXXIII.

Betrachtungen über die Enzyklika Pascendi.

Allgemeine Bemerkungen.

In unserer schnellebenden Zeit sind die Monate, die seit dem Erscheinen der Enzyklika Pascendi dominici gregis (8. Sept. 1907) verstrichen sind, eigentlich schon eine geraume Spanne zu nennen. Um so bemerkenswerter ist es, daß diese päpstliche Kundgebung, die bei ihrer Veröffentlichung ein unbestreitbar gewaltiges Aufsehen in der Welt hervorrief, noch immerfort in so beträchtlichem Maße die öffentliche Meinung, namentlich die wissenschaftlichen und gebildeten Kreise beschäftigt. Man wird in diesem intensiven und nachhaltigen Eindruck einen Gradmesser erblicken dürfen für die hohe Bedeutung, die nicht blos, wie es sich bei dem Inhalt und Charakter des Dokumentes von selbst versteht, die treugläubigen Katholiken, sondern auch außerhalb der katholischen Kirche und zu ihr gegensätzlich Stehende der Enzyklika beizumessen nicht umhin können. Diese ihr innewohnende und auch zuerkannte Bedeutung gründet sich in erster Linie darauf, daß sie eine in feierlicher Form ergangene, alle Katholiken bindende und verpflichtende Kundgebung der höchsten, unanfechtbaren Lehrauktorität der katholischen Kirche ist, die sich richtet gegen ein ganzes System irrtümlicher moderner Lehren, es in seiner Glaubensgefährlichkeit, Verderblichkeit und Irrigkeit zeichnet und mit aller Schärfe verwirft, sowie ihm gegenüber die überlieferungsmäßige, gesunde, wahre katholische Lehre vertritt und einschärft. Es

kommt aber dazu noch ein weiteres: Auch als reines Geisteswerk angesehen, als religiöses Gedankenprodukt, als eindringende und umfassende kritische Würdigung und tief motivierte Verwerfung weitverbreiteter religiöser Anschauungen der Gegenwart, als kraft- und überzeugungsvolle Betonung und Begründung eines geschlossenen, einheitlichen philosophisch-theologischen Standpunktes, der um keinen Preis davon lassen will, seinen Glauben vor dem Forum der Vernunft und der Wissenschaft zu rechtfertigen, mußte die päpstliche Enzyklika für sich und ihre Beweisgründe jedem religiös Suchenden Beachtung und Achtung abnötigen. Beide Momente zusammengenommen, das auktoritative und das inner-geistige, wird man füglich sagen können, daß die Enzyklika unstreitig ein Ereignis ersten Ranges auf dem Gebiet der Religion und in der Welt des Geistes war.

Auch die inner-geistige Bedeutung derselben haben unbefangenere protestantische Gelehrte, wenn schon mehr gelegentlich als prinzipiell, wenn schon, wie nicht anders zu erwarten, in mehr oder weniger zurückhaltender Form, immerhin mehrfach ausdrücklich anerkannt. Wäre dies aber auch nicht in formeller Weise geschehen, so würde schon allein das Interesse und der Eifer, mit der man die Enzyklika besprach, würdigte, auf ihre Gesichtspunkte einging, hinlänglich dafür zeugen, daß man sich jener geistigen Bedeutung nicht zu entziehen vermochte. Unbedeutende Geistesprodukte finden bei den Koryphäen der Wissenschaft auch entfernt nie die Aufmerksamkeit, der die Enzyklika würdig erachtet worden ist. Man darf sich gewiß nicht wundern, daß das päpstliche Rundschreiben, lediglich als Geistesarbeit betrachtet, auch auf Andersgläubige und Andersdenkende tieferen Eindruck machte. Spricht doch aus ihm wirklich eine ganz überraschende Tiefe, Kraft und Fülle der Gedanken, eine straffe Logik der Beweisführung. Weist es ja einen so herrlichen Aufbau, eine wunderbare Geschlossenheit der Anlage und Gliederung auf. Die scholastische Methode muß doch nichts so ganz Unmodernes, für die Jetztzeit Unbrauch-

Ausweis und Nachweis erbringen, kann sie es namentlich hinsichtlich derjenigen ihrer Lehrsätze, mit denen sie sich zu den philosophischen Grundlagen des Modernismus in Gegensatz stellt, so wird niemand mehr behaupten können, der Papst habe etwas Ungereimtes getan, wenn er die Scholastik zum Kampf gegen den Modernismus aufrief. Ja man wird dann unumwunden bekennen müssen, er habe dasjenige Mittel der Abwehr gewählt und an die erste Stelle gesetzt, welches das Übel an der Wurzel anzufassen geeignet ist.

Im übrigen hat Eucken in seinen Ausführungen über die richtigen Wege einer wirksamen Abwehr zwei Dinge etwas miteinander verwechselt: die kirchliche Auktorität und die kirchliche Wissenschaft. Treffend hat ihm Gloßner erwidert: „Die Stellung der kirchlichen Auktorität gegenüber dem Irrtum ist eine andere als die des Theologen, dem es obliegt, das autoritative, lehramtliche Urteil der Kirche vorzubereiten und zu begründen. Die Kirche darf mit ihrem Urteil nicht warten, bis der Irrtum seine verheerenden Wirkungen geübt." („Die Enzyklika Pascendi und der neue Syllabus Papst Pius' X." S. 5.) Wird somit die kirchliche Auktorität die Belehrungen des Jenaer Philosophen nicht ohne weiteres annehmen können, so kann sich die kirchliche Wissenschaft den Gedanken Euckens recht wohl zu nutzen machen: den modernistischen Gegner dadurch zu besiegen, daß man ihm entwindet, was an Wahrheitsgehalt in seiner Behauptung steckt, und mit diesem Wahrheitsgehalt den Irrtum austreibt. Ja, der kirchlichen Wissenschaft bleiben, auch nachdem die Enzyklika die Hauptgründe der Verwerflichkeit der modernistischen Lehren und die Hauptwaffen zu ihrer Widerlegung an die Hand gegeben, nachdem dieselbe die Richtlinien gezeichnet, in denen sich die Theologie gegenüber dem Modernismus zu bewegen hat, doch noch weitere eigene Aufgaben zu lösen übrig. Zunächst möge sie den Ursachen der modernistischen Gedanken, deren Gründen und Motiven nach allen Seiten hin weiter nachgehen. Die Enzyklika beansprucht nicht, dieselben mit ihrer Aufzählung erschöpft zu haben. Sie läßt

diejenigen, auf die es im Kampf mit einer Kantischen, agnostischen, positivistischen, immanentistischen, subjektivistischen, kurz gesagt modernistischen Philosophie in erster Linie ankommt, noch immer unerschüttert dastehen, daß sie ihre Wahrheit nicht nur nicht eingebüßt, sondern sogar den neueren Verirrungen gegenüber noch fester erprobt, noch tiefer bewährt haben, daß sie im Gegensatz zu dem skeptischen Idealismus in der Erkenntnislehre einen gesunden und wahren kritischen Realismus vertreten und daß sie sich aufnahmefähig erweisen für alle wirklichen Errungenschaften und beachtenswerten Probleme des modernen Wissens und Denkens. In diesem Sinne sprechen sich, völlig übereinstimmend mit der kirchlichen Auktorität, hochangesehene philosophische Stimmen der Neuzeit aus. Aber auch Anhänger anderer, von der Scholastik mehr oder weniger weit abliegender philosophischer Richtungen könnten namhaft gemacht werden, die mit großer Achtung von einer mit allen einschlägigen Zweigen der neuzeitlichen Wissenschaft in innigem Kontakt bleibenden neuscholastischen Philosophie reden, ja die schon förmlich überrascht waren wahrzunehmen, eine wie große Lebens- und Anpassungsfähigkeit gegenüber modernen wissenschaftlichen Erkenntnissen gewisse scholastische Grundsätze, speziell in der Erkenntnislehre und in der Psychologie, bekunden. Indes bei aller Empfehlung, die der Scholastik, sei es von der kirchlichen Auktorität, sei es von kompetenter fachmännischer Seite zu teil wird, bleibt doch eines wahr und wir stehen nicht an, es hier offen auszusprechen, zumal dieser Punkt von modernistischer Seite verdunkelt und zu einem schweren Angriff auf die Enzyklika mißbraucht worden ist: die scholastische Philosophie muß sich g a n z a u s s i c h s e l b s t, g a n z a u s e i g e n e r K r a f t, u n d n i c h t b l o s d u r c h d i e k i r c h l i c h e E m p f e h l u n g, darüber ausweisen, ob sie in ihren bedeutsamsten Grundsätzen wahr und unwiderlegt, ob sie heute noch lebens- und verwendungsfähig und ob sie den ihr entgegenstehenden Lehren der modernen Philosophie wirklich geistig überlegen ist. Kann sie diesen

hauptsächlich in einer falschen Philosophie haben, nichts tauglicher und geeigneter sein als die tüchtige Ausrüstung mit den Waffen einer wahren, auf richtigen Prinzipien fußenden Philosophie und der richtige Gebrauch dieser Waffen gegen die Irrtümer. Soweit hat also, muß es dem Unbefangenen scheinen, die kirchliche Autorität doch etwas sehr Vernünftiges getan, an die erste Stelle der Bekämpfungsmittel gegen den Modernismus eine Philosophie zu stellen, die sie für besonders wahr, tüchtig und brauchbar hält, und sie hat, indem sie dies tat, weit weniger, als Eucken es sich denkt, die Aufgabe der geistigen Überwindung des Modernismus außer acht gelassen. Sicher ist auch, daß sie, wenn sie die scholastische Philosophie zur Grundlage der kirchlichen Studien gemacht und auf dieser Grundlage mit größter Sorgfalt das Gebäude der Theologie errichtet wissen will, dabei nicht lediglich die Absicht hat, „die Geister möglichst fest an das Alte zu ketten und gegen das Neue abzuschließen", sondern gerade auch das anstrebt, worin Eucken selbst die beste Art der Abwehr einer gefährlichen Bewegung erblickt, nemlich „die Geister zu stärken zum Kampf, ihnen sichere Richtlinien zu zeigen, sie dem Irrtum innerlich überlegen zu machen". Eucken und andere sind nun allerdings der Meinung, von der scholastischen Philosophie sei heute keine geistige Hilfe mehr zu erwarten, von ihr könne keine geistige Produktivität mehr ausgehen. Diese Meinung mag vorerst auf sich beruhen bleiben; sie kann ja auch falsch sein, sie kann auf einseitiger Voreingenommenheit für eine andere philosophische Richtung und auf ungenügender Würdigung der Scholastik fußen. Sie ist jedenfalls deshalb noch nicht untrüglich wahr, weil moderne Philosophen sie haben. Ihr steht nicht blos das Urteil der kirchlichen Auktorität, ihr steht auch die Überzeugung bedeutender Philosophen und Kenner der Philosophie gegenüber, denen niemand die Fühlung mit den modernen Strömungen absprechen kann. Sie vertreten mit Überzeugung die Ansicht, daß gewisse Grundgedanken der scholastischen Philosophie und zwar namentlich

zusetzen habe als einerseits die Maßregeln zu seiner gewaltsamen Unterdrückung und im besondern zur Absperrung des Klerus von ihm, anderseits die Scholastik, durch welche die Geister möglichst fest an das Alte gekettet werden sollen, so entfalle damit alle Möglichkeit, „den Gegner dadurch zu besiegen, daß man ihm entwindet, was an Wahrheitsgehalt in seiner Behauptung steckt, und mit diesem Wahrheitsgehalt den Irrtum austreibt". „Eine solche Art der Überwindung", fährt Eucken fort, „als die bei geistigen Kämpfen allein durchschlagende, fordern nicht nur wir: es hat sie kein geringerer als eben der Thomas von Aquino geübt, der jetzt auf kirchlicher Seite mit besonderem Eifer angerufen wird". Thomas habe seinerzeit sich nicht gescheut, ein „Moderner" genannt zu werden. Vielmehr habe er es unternommen, die damals mit überwältigender Macht auf das Abendland eindringende aristotelische Philosophie von gefährlichen Verquickungen zu befreien und für das Christentum nutzbar zu machen. „Mag seine Leistung uns heute nicht mehr befriedigen, er stand mit ihr auf der Höhe seiner Zeit, er hat für seine Arbeit verwendet, was sie irgend an Anregung brachte. Daß so die Kirche das Vermögen besaß, Bewegungen der Zeit in sich aufzunehmen und Bedürfnissen der Zeit zu entsprechen, das hat nicht wenig dazu beigetragen, ihr die Herrschaft über die Geister zu sichern. Sollte sie jenes Vermögen, jene Elastizität der Bewegung jetzt verloren haben?" (Sp. 102 ff.)

Eucken muß also zugeben, daß mit Einschärfung des Studiums der scholastischen Philosophie immerhin eine positive Gegenwirkung gegen den Modernismus versucht wird. Er hätte sogar leicht finden können, daß dieser Gegenwirkung von der Enzyklika eine Hauptrolle zugedacht ist. Nun wird man aber — vorausgesetzt, daß das Mittel wirklich für den Zweck sich eignet, wovon die kirchliche Autorität überzeugt ist — nicht umhin können, in dieser Aufforderung zu vertieftem Studium der Philosophie nach scholastischen Prinzipien eine *geistige und innerliche* Art der Überwindung des Modernismus zu erkennen, ja sogar die erstnotwendige und die zweckmäßigste. Denn unstreitig kann zur wirksamen Bekämpfung von Irrtümern, die ihre Quelle

Geisteslebens „eine jedem einzelnen seelisch nähere, eine das ganze Wesen durchdringende und zur Tätigkeit antreibende, eine mehr persönliche und mehr aktive Religion wolle“ (Sp. 97 f.), so kann der trügerische Schein entstehen, als hätte die Kirche für wohlberechtigte Anliegen und Bestrebungen des Modernismus keinen Sinn und kein Herz, während doch in Wirklichkeit für sie die Sorge um eine innerliche, persönliche, aktive, das ganze Wesen durchdringende Religion eine so selbstverständliche und unbestreitbare Sache ist, daß sie gar nicht nötig hat, hierin von den Modernisten besondere Anregungen zu empfangen. Will der Modernismus tatsächlich nichts anderes, als die Religion recht innerlich und innig, persönlich und tatkräftig zu machen, so kann er jederzeit des Verständnisses und Entgegenkommens der Kirche sicher sein. Er wird aber von dem Augenblick an bei ihr auf Mißtrauen und Widerspruch stoßen, wo sie merkt, daß die Innerlichkeit und Persönlichkeit des Glaubens auf Kosten seiner objektiven Wahrheit und Sicherheit, daß das „Seelische“ und „Aktive“ mit Hintansetzung der sicherleitenden Vernunft betont wird.

Wie Eucken der Enzyklika das innere Verständnis für die modernistische Bewegung und deren Ursachen abspricht, so bemängelt er auch die Art und Weise, wie sie den Modernismus abzuwehren und zu überwinden sucht.

„Die unliebsame Bewegung hofft man dadurch vernichten zu können, daß man sie mit den schärfsten Mitteln unterdrückt, sie durch ein Gewebe von Polizeimaßregeln an aller Äußerung hindert.“ Allerdings versuche die Kirche auch noch eine positive Gegenwirkung gegen die Neuerungen, nemlich durch Einschärfung des Studiums der Scholastik, durch die Anordnung, daß die scholastische Philosophie zur Grundlage der kirchlichen Studien gemacht werde. Aber abgesehen davon, daß diese positive Gegenwirkung vor der negativen, der Repression und dem Verbot, doch sehr zurücktrete, sei die scholastische Philosophie nicht imstande, für die geistige Krise der Gegenwart Hilfe zu leisten. Wenn so die Kirche dem Modernismus nichts anderes entgegen-

wirkt und eine Theologie, die sich auf Wunder stützt. Kann nun die katholische Kirche jemals diesen Standpunkt anerkennen oder ihm Berechtigung zuerkennen? Sie würde ja ihre ganze Überlieferung und den Boden des Vatikanums völlig verlassen, wenn sie es täte. Sie würde sich um alle Achtung bei den Eigenen und bei den Fremden bringen, wollte sie diesem radikal unchristlichen Standpunkt ein schwaches, versöhnliches Entgegenkommen zeigen, um dadurch ihr „inneres Verständnis" für ihn darzutun. Es ist für sie eine Pflicht der Selbstachtung, hier auf jedes Kompliment, auf jede „liebevolle Würdigung" für das Berechtigte der in Frage stehenden Anschauung zu verzichten, auf die Gefahr hin, daß ihr alles Empfinden für das moderne Problem der Verinnerlichung der Religion abgesprochen wird. Die katholische Apologetik wird wohl mit der traurigen Tatsache der weitverbreiteten Scheu vor Wundern und äußeren Glaubensbeweisen rechnen, sie mag den Gründen dieser Erscheinung nachgehen, sie mag sich fragen, wie auch denen noch beizukommen ist, die die äußeren Zeugnisse verschmähen, aber sie wird es nie über sich vermögen, den „modernen" Standpunkt als berechtigt und normal anzuerkennen und mit Rücksicht auf ihn die ganze Glaubensbegründung auf den Kopf zu stellen.

Sobald Eucken versucht hätte, sich genauer über die Gedanken und Probleme Rechenschaft zu geben, für die er von der Enzyklika mehr Verständnis erwartet, wäre es ihm wohl klar geworden, daß er Unmögliches verlange. Da der Jenaer Philosoph sich aber möglichst im Bereich des Unbestimmten hält und jeder Präzisierung aus dem Wege geht, da er nur im allgemeinen von „dem Problem einer innerlicheren Belebung und einer kräftigeren Gestaltung der Religion" redet (Sp. 100) und vom Modernismus behauptet, daß derselbe (im Gegensatz zur scholastischen Auffassung, die die Religion mit zu viel Äußerlichkeit und Zwang behafte, sie viel zu sehr auf Verstandestätigkeit stelle), entsprechend der gesteigerten Innerlichkeit und Selbständigkeit des modernen

tümlichen, Verwerflichen legen. Dies umso mehr, als sie es vor allem auf ausgestaltete, zu offenbar glaubensgefährlichen Konsequenzen fortgeschrittene Verirrungen, nicht so fast auf die ersten leisen Ansätze, auf die in ihrer Gefährlichkeit noch schwerer erkennbaren Anfangsstufen absah. Übrigens fehlt es in der Enzyklika nicht an Spuren einer Unterscheidung zwischen gemäßigteren und radikalen Aufstellungen wie auch zwischen berechtigten Momenten und irrigen Folgerungen. So namentlich bei Darlegung der immanentistischen Methode der modernistischen Apologetik. Damit ist auch die Eucken'sche Erwartung einer psychologischen, das Berechtigte, den Wahrheitsgehalt würdigenden Beurteilung nicht ganz unerfüllt geblieben. Indes ist hier ein Weiteres zu bedenken. Was versteht Eucken oder was verstehen die Modernisten selbst unter den anziehenden, für die moderne Denkweise besonders wertvollen, berechtigten Wahrheitsmomenten, die man an den modernistischen Theorien kirchlicherseits anzuerkennen hätte? Schon bei dieser Frage müßte sich zeigen, wie aussichtslos eine Verständigung zwischen dem modernistischen und dem kirchlichen Standpunkt ist. Manche Auffassung, der die Modernisten und viele liberale Protestanten gerade eine besondere Anziehungs- und Werbekraft beilegen, die sie für besonders wertvoll und empfehlend ansehen, wird vom katholisch kirchlichen Standpunkt unmöglich so gewertet werden können, vielmehr schlechterdings als eine Verirrung erklärt und verurteilt werden müssen. So gilt es einer gewissen modernen Richtung als höchster Gewinn, die sogenannten äußeren Glaubensbeweise, die Wunder und Weissagungen, als wertlos zu beurteilen und im Gegensatz dazu den Glauben ausschließlich auf ein inneres Erleben und Empfinden, oder auf ein inneres Werturteil oder auf irgend etwas Ähnliches zu gründen. Nichts ist für diese Richtung anziehender, nichts empfiehlt bei ihr besser als eine völlig wunderfreie Theologie, ein wunderfreies Evangelium und Leben Jesu, die Ausschaltung jedes Wunders aus dem Glaubensbeweise. Und nichts erscheint ihr abstoßender als ein Christus, der Wunder

Enzyklika gemacht. Sie haben es getadelt, daß der oberste Lehrer in ihr gewissermaßen in die theologische Arena herabsteige, so viel theoretische Entwicklung und Begründung darbiete. Hierauf hat aber J. Müller S. J. zutreffend geantwortet:

„Nun das Vorgehen des Papstes läßt die Würde des authentischen Lehrers nicht vermissen und die eingehende Auseinandersetzung war überaus heilsam, ja durchaus geboten. Gerade in dieser einzig dastehenden Eigenschaft der Enzyklika liegt ihr großes unsterbliches Verdienst. Es galt eben der Christenheit über den Modernismus die Augen zu öffnen; es galt zu zeigen, daß es sich bei ihm nicht blos um einzelne falsche Lehren handle; es galt ihn als ein weitverzweigtes grundstürzendes, gottloses System aufzuweisen. Das ist in der Enzyklika mit vollendeter Meisterschaft geleistet worden . . . Durch diese Klarstellung hat der hl. Vater der katholischen Wissenschaft eine ganz besondere, unschätzbare Wohltat erwiesen; er ist ihr vorausgegangen; er hat ihr so ein großartiges Programm fixiert und eine Leuchte errichtet, die bei der Verwirklichung desselben vor drohenden Klippen bewahrt." („Die Verurteilung des Modernismus durch Pius X." in der Zeitschrift für kath. Theol. 1908, S. 114.)

J. Müller kann sich für die eindringende Kenntnis, die die Enzyklika vom Modernismus bekundet, auch auf Tyrell (Times, 30. September 1907) berufen, der selbst es anerkenne, daß der Verfasser der Enzyklika in der Literatur des Modernismus ungewöhnlich gut bewandert sei, ja daß er den Modernismus in einer Art darlege, die einen gebildeten Geist geradezu zum Modernismus verführen könnte (?). So wäre also nach dem Urteil eines Modernisten selbst die Enzyklika doch nicht, wie Eucken meint, allen inneren Verständnisses bar für die Lehrmeinungen, die sie verwirft. Es ist aber klar, daß sie es nicht als ihre erste Aufgabe betrachten konnte, das Verlockende der betreffenden Irrtümer, die psychologischen Reize derselben, wofern man von solchen überhaupt reden kann, besonders ins Licht zu stellen. Sie mußte vielmehr naturgemäß das Hauptgewicht auf die Darlegung des Irr-

eine blos psychologische Begründung der Religion, gegen eine relativistische Entwicklungslehre usw. viel Beachtenswertes enthalten." (Sp. 99 f.)

Eine aus solchem Munde nicht gering anzuschlagende Anerkennung, die ganz den Eindruck macht, als sei Eucken selbst ziemlich tief unter den Eindruck der logisch streng widerlegenden Beweisführung der Enzyklika gekommen. Auch würde dieselbe noch durchaus nicht entwertet, selbst wenn der von Eucken gemachte Vorwurf begründet wäre, die Enzyklika vermöge die den Modernismus bewegenden Probleme nicht innerlich mitzuempfinden und darum weder sein Aufkommen noch seine Anziehungskraft begreiflich zu machen. Denn man sieht nicht ein, weshalb stichhaltige Gründe ihre widerlegende Kraft verlieren sollten, weil sie nicht auch zugleich erschöpfend erklären, warum das widerlegte System auf manche Geister eine Anziehungskraft ausübt. Höchstens könnte man sagen, eine solche psychologische Erklärung müsse noch ergänzend hinzutreten. Vorher wäre aber doch noch sehr ernstlich zu fragen, ob die von der Enzyklika geltend gemachten Erklärungsgründe intellektueller und moralischer Natur: falsche Geistesrichtung, Verirrung des Verstandes, Unkenntnis und Verachtung einer gesunden Philosophie und Methode, Vorwitz und Stolz wirklich gar keinen Anteil an dem Entstehen der modernistischen Irrtümer haben.

Eucken dürfte indes doch zu viel verlangen, wenn er der Enzyklika zumutet, sie hätte zugleich das Anziehende der zurückgewiesenen Lehren hervorheben, auf die „seelische Notwendigkeit" des Modernismus verständnisvoll und gewissermaßen liebevoll eingehen müssen. Eine päpstliche Lehrkundgebung, selbst wenn sie sich auf tiefere theoretische Erörterungen einläßt, muß doch nicht notwendig eine psychologische Studie sein, die die von ihr zurückgewiesenen Irrtümer einzeln in ihrer seelischen Gewalt und nach ihrer inneren Anziehung würdigt und verstehen lehrt. Während Eucken nach dieser Richtung offenbar zu viel verlangt, haben andere eine eher nach der gegenteiligen Richtung weisende Ausstellung an der

vernichtende Wirkung eine definitive, auch wissenschaftlich unwiderrufliche ist, sehen wir in der feststellbaren Tatsache, daß die Kritiker der Enzyklika an den Vernunftgründen, die diese gegen den Modernismus ins Feld führt bezw. die sich aus ihrer Darstellung ganz wie von selbst ergeben, nicht einmal ernstlich gerüttelt, noch viel weniger sie widerlegt haben. Die Kritik hat vieles an der Enzyklika zu tadeln gefunden, hat schwere Vorwürfe gegen sie erhoben, aber den Vernunftbeweisen derselben ist sie ziemlich allgemein aus dem Weg gegangen. Sie hat, wenn sie sich je einmal herbeiließ, zu erklären, was sie an der wissenschaftlichen, namentlich philosophischen Widerlegung des Modernismus in der Enzyklika auszusetzen finde — wofern wir von aprioristischen Annahmen absehen —, nur geltend zu machen gewußt: Die Enzyklika vermöge sich nicht „in die Denkweise der Modernisten hineinzuversetzen und diese als Ganzes zu würdigen". Dies könne sie aber nicht, „weil das Problem einer innerlicheren Belebung und einer kräftigeren Gestaltung der Religion von ihr in keiner Weise empfunden und anerkannt werde". Das sei der Grund, sagt der Philosoph Eucken in Jena (Internationale Wochenschrift 1908, Nr. 4, Sp. 100), warum „bei allem Scharfsinn dialektischer Art" der Enzyklika doch die Überzeugungskraft fehle. Eucken ist übrigens ein zu ernster Denker, um den philosophischen Beweisgründen der Enzyklika Bedeutung und Kraft abzusprechen (während er allerdings ihre auf die historischen und philologischen Fragen der Bibelkritik bezüglichen Erläuterungen bemängelt.) Er schreibt:

„Wenn der erste Teil der Enzyklika eine wissenschaftliche Widerlegung des Modernismus unternimmt, so wird man das Gewicht der hier gebotenen Erwägungen nicht unterschätzen dürfen. Überhaupt ist bei diesen religiösen und religionsphilosophischen Prinzipienfragen der Angreifer immer im Vorteil, dazu verfügt hier der Vertreter des Alten über ein durchgebildetes Begriffssystem und über eine traditionelle logische Schulung. So sei bereitwillig anerkannt, daß die hier entwickelten Bedenken gegen

wirklichen Verstande gedachten Gedanken darzustellen, so war ihr kaum je eine schwerere Aufgabe gestellt, und sie hat durch die glänzende Durchführung dieser Aufgabe doch eigentlich ein ganz auserlesenes Probestück ihres Könnens auch vor der modernen Welt geleistet. Andere mehr moderne Methoden hätten daran verzweifeln müssen, z. B. gedanklich klar zu machen, was es heißen will, daß in religiösen Wahrheiten das Gefühl die Führerrolle übernehmen, dem Verstande voranleuchten muß, daß man mit dem Unterbewußten Höhen erreicht, die den bewußten Operationen der Vernunft völlig unzugänglich sind, daß ein gegensätzliches Glauben und Wissen in einem und denselben Menschengeiste wohl vereinbar ist, daß eine subjektive, empfundene Wahrheit viel wertvoller ist als die objektive, ja daß jene in religiösen Dingen die einzig schätzenswerte ist, daß für den Glauben nichts daran liegt, von der Existenz Gottes objektive Gewißheit zu haben, dagegen alles, sich an diesen Gott, der ganz wohl auch nicht existieren kann, mit dem Gemüte hinzugeben, daß man eine historische Tatsache religiöser Art wie die Auferstehung Christi viel sicherer mit dem gläubigen Gefühl erleben, innerlich erfahren als geschichtswissenschaftlich beweisen kann.

Wir wundern uns nicht, wenn derartige Sätze in modernistischen Schriften mehr auf dem Wege des Affektes zu Gefühl als auf dem Weg der verstandesmäßigen Darlegung zur klaren Auffassung gebracht werden. Die Scholastik aber hat nun einmal ein Faible für durchsichtige Gedanken. Und darum schreckte sie nicht vor dem Beginnen zurück, paradoxe Sätze wie die obigen nicht zwar einleuchtend und überzeugend zu machen — Unmögliches muß man auch von der Scholastik nicht verlangen —, aber wenigstens einmal in unverhüllter, deutlicher Sprache scharf verstandesmäßig herauszustellen, damit sie so besser bei Licht betrachtet und beurteilt werden könnten. Die objektive Folge war, daß sie diese Beleuchtung schlechterdings nicht vertrugen, sondern dadurch vernichtet wurden. Den stärksten Beweis dafür, daß diese

bares sein, wenn sie sich in der Weise fähig zeigt, so hochmoderne Anschauungen wie die des Modernismus dialektisch zu zergliedern, in ihren Gedankengängen zu verfolgen, in ihrem innern Zusammenhang zu beleuchten, sie mit den eisernen Klammern der Logik zu einem System zusammenzuschließen. Die Modernisten müssen wahrhaftig erschrocken sein, als sie zum erstenmal ihre Lehren in dieser verstandeshellen Beleuchtung, in dieser Zusammenstellung, in dieser Systemverkettung erblickten. Wenn es ihnen nur wenigstens möglich gewesen wäre, die objektive Richtigkeit der wiedergegebenen Gedanken, der aufgedeckten Zusammenhänge und Konsequenzen glaubwürdig zu bestreiten! Aber auch diesen Ausweg sahen sie sich versperrt. Das hatte mit ihrer Logik und Dialektik die Scholastik getan, sie die vielverlästerte, der man es nicht einmal hätte zutrauen sollen, daß sie auch nur einen einzigen modernistischen Gedanken in ihre altmodischen Kategorien zu fassen vermöchte. Und noch etwas Weiteres hat sie fertig gebracht, diese scholastische Art der Gedankenentwicklung in der Enzyklika, etwas, was den Modernisten selbst nicht gelingen wollte trotz der raffiniert modernen Kunstmittel der Denk- und Sprechweise, über die sie verfügten: sie hat vielen Tausenden überhaupt zum erstenmal klar und verständlich gemacht, was für Gedanken es eigentlich sind, die in den modernistischen Theorien enthalten sind und ihnen zu Grunde liegen. Ungezählten wollte es vorher nie recht klar werden, was die modernistischen Reden, aller gefühlsmäßigen Verbrämungen entkleidet, streng gedankenmäßig besagten. Ihnen hat erst die Enzyklika, die mit ihrer unerbittlichen Verstandeslampe in diese dunkeln Gebiete hineinleuchtete, das Licht des Verständnisses aufgesteckt. Es ist eben der Scholastik eigen — nach gewissen modernen Begriffen soll es ihre unverbesserliche Schwäche sein —, daß sie alles ans Licht des Verstandes zu ziehen, alles auf klare Gedanken zu bringen sucht. Wenn sie nun es unternommen hat, selbst die schwer faßbaren modernistischen Theorien in verstandesmäßigen, d. h. nicht mit einem dunkeln Naturtrieb oder Gefühl, sondern mit dem

noch Raum für andere Gesichtspunkte. Sodann möge die kirchliche Wissenschaft zu erforschen suchen, was sich den modernistischen Anschauungen an brauchbarem Wahrheitsgehalt entnehmen läßt — denn bekanntermaßen gibt es ja keinen Irrtum, der nur Irrtum wäre, in dem nicht irgend ein Korn von Wahrheit enthalten wäre —, um mit dem von der Übertreibung und Entstellung gereinigten Wahrheitsgehalt den Irrtum zu überwinden. Sie möge über manche von den Gegnern erhobene Schwierigkeit und Einwendung intensiver nachdenken, um so die eigene Einsicht in die Probleme zu vertiefen und durch möglichst treffende Gegenargumente die Verteidigung der christlichen Sache zu verstärken. Trifft sie im gegnerischen System auf einen wahren, berechtigten Gedanken, so verschließe sie sich ihm nicht, verwerte ihn vielmehr, verwerte ihn besser, falls es je bisher ungenügend geschehen sein sollte, löse ihn aber auch zugleich ab von der Verbindung mit dem Irrtum, zeige, daß er seinen rechten Platz hat im katholischen System der Wahrheit, nicht in dem irrigen System des Modernismus. In diesem Sinne möchten wir heute noch für die Kirche und für die kirchliche Wissenschaft das Vermögen in Anspruch nehmen, „Bewegungen der Zeit in sich aufzunehmen und Bedürfnissen der Zeit zu entsprechen“.

(Fortsetzung folgt.)

XXXIV.

Ständeegoismus und Staatsomnipotenz.

Wir haben es in jüngster Zeit erlebt, daß durch die Reichs- und preußische Landesgesetzgebung der politische und bürgerliche Status eines nicht unerheblichen Teiles der Staatsangehörigen gemindert wurde. Ob diese von der Regierung mit Gründen der Staatsnotwendigkeit verfochtene capitis deminutio den gehofften Erfolg haben werde, wird zum mindesten stark angezweifelt. Aber jedenfalls haben diese Maßnahmen das eine Gute, daß sie den Blick hinlenken auf die Gefahren, die in einer Überspannung der staatlichen Omnipotenz liegen. Seit der Zeit, wo der moderne Staat aus den Trümmern des feudalen Gemeinwesens herauswuchs, suchte man die rechtliche Allmacht des Staatsoberhauptes zu paralysieren, bis man im konstitutionellen System das Korrektiv und Regulativ der unbeschränkten Staatsmacht fand. Es ist kein Zufall, daß der Konstitutionalismus in seinen letzten Wurzeln auf die naturrechtliche Lehre des Hugo Grotius und John Locke zurückgeht, welche betonten, die Staatsgewalt sei in ihren Äußerungen an das Naturrecht gebunden, wie es sich als Ergebnis des in den einzelnen Volksgenossen wirkenden Sittengesetzes darstelle. Damit war auf die Notwendigkeit hingewiesen, daß die Gesamtheit der Staatsangehörigen an der Bildung des Staatswillens mitwirke und daß die Regierung ihre Schranke finde an diesem einmal festgestellten Staatswillen. Und in der Tat sind nach moderner Auffassung die Garantien einer gerechten Staatsherrschaft nirgends besser gegeben als in der Volksmasse, wo die verschiedenartigsten Kräfte vorwärts drängend und hemmend, also ergänzend und ausgleichend wirken. Den Interessen des Staatsganzen soll dadurch am besten gedient werden, daß die gegensätzlichen Zielrichtungen im Volkskörper auf die Ausgleichslinie gebracht werden. Nichts ist verkehrter als den Schwerpunkt des staatlichen Lebens in exklusive Bevölkerungsschichten zu verlegen, d. h., um ein vielgebrauchtes Schlag-

wort am richtigen Platz zu gebrauchen, Interessenpolitik zu treiben. Die egoistische Präponderanz einer Bevölkerungsklasse bei der staatlichen Betätigung hat sich zu allen Zeiten bitter gerächt. Nun ist ja allerdings richtig, bei der neuzeitlichen feingegliederten Schichtung der Berufsstände und der Verästelung des Erwerbslebens ist im modernen Kulturstaat die Gefahr eines ausgearteten Ständeegoismus nicht so groß wie z. B. im mittelalterlichen Feudalstaat oder in den griechischen Stadtrepubliken, wo die Berufsgliederung primitiv war. Allein daß die Gefahr auch jetzt noch besteht, hat gerade die jüngste Zeit geoffenbart. Und man täusche sich nicht: wir leben in einer Zeit der Kapitalskonzentration; wir sehen, wie sich riesige Vermögen in den Händen eines nur kleinen Bruchteils der Bevölkerung ansammeln.

Die zunehmende Syndizierung der Industrie mit all ihrem wirtschaftlichen Macchiavellismus hält diese Entwicklung auf ansteigender Linie. So ist eine mächtige Interessentengruppe herangewachsen, die auch einen ganz gewaltigen Steuerfaktor darstellt. Und nun ist es eine geschichtliche Tatsache, daß die Bevölkerungsklassen, welche einen Hauptteil der Steuerlast tragen, auf die Dauer den größten Einfluß im Staatsleben erlangen. Das bedeutet bei dem rasch zunehmenden Bedarf von Reich, Staat und Gemeinden und der Neigung, nur die „stärkeren Schultern" in Zukunft zu belasten, die Gefahr, daß der Einfluß der kapitalistischen Interessentengruppe im Staatsleben verstärkt wird. Die Regierung kann sich schon jetzt einer gewissen Umklammerung durch den Kapitalismus nicht mehr erwehren. Man sollte auch diesen Gesichtspunkt bei der Stellungnahme in Steuerfragen nicht ganz aus dem Auge verlieren. Zudem hat das Erwerbsleben eine unendliche Zahl von wirtschaftlichen Abhängigkeiten geschaffen, ein Zustand, der leicht zu einer Erdrosselung derselben durch das Kapital, zu einem wirtschaftlichen und politischen Hintersassentum führen kann. Man soll die Anziehungs- und Aufsaugungskraft des Kapitals auch in po-

litischer Hinsicht und seinen Einfluß auf Regierungskreise nicht unterschätzen.

Jeder in einseitig selbstsüchtiger Richtung sich bewegenden Politik wohnt die Neigung inne, bei gegebenen Verhältnissen zu Machtexzessen überzugehen. Machtexzesse aber wirken, abgesehen von unmittelbaren politischen Folgen, stets korrumpierend auf die Volkspsyche, die doch das wertvollste Substrat des Staates ist, an deren Veredelung er also das größte Interesse haben müßte. So befürchtet man mit Recht vom polnischen Enteignungsgesetz eine Erschütterung des Eigentumsbegriffes. Die von einer starken Interessentengruppe beeinflußte Politik führt also entweder zur Entartung der ethischen Kräfte des Volkes und damit zu einer Schwächung der natürlichen Grundlage des Staates, oder es läuft die Staatsgewalt, wenn sie sich in großen und bleibenden Widerspruch zur Auffassung der Volksmehrheit setzt, die Gefahr einer Staatsumwälzung. Denn wenn die Staatsgewalt nach der Richtung dieser unserer Ausführungen auch rechtlich, so ist sie doch nicht tatsächlich schrankenlos. Es ist von unschätzbarer Wichtigkeit für eine politische Partei, die Zeichen der Zeit wahrzunehmen und richtig zu deuten. So darf man es im gegenwärtigen Moment als moralische Pflicht einer klugen und ehrlichen Partei, welche eine wirkliche Volksvertretung darstellen will, erachten, die Erhaltung der sogenannten Volksrechte nachdrücklicher als je zu betonen, ihre politische Betätigung also auf eine möglichst breite demokratische Grundlage im edelsten Wortsinne zu stellen, damit nicht staatsrechtliche Errungenschaften einer vergangenen Zeit tatsächlich ihres Inhalts entleert werden oder im gegebenen Augenblick eine staatsrechtliche Rückbildung versucht werde.

XXXV.

Aus Montecassino.

Von P. Ansgar Poellmann O. S. B., Beuron.

(Schluß.)

II. Die musivische Technik des Soccorpo.

Wir wissen, welche ungeheuren Schwierigkeiten in der Casa Bartholdy die neu entdeckte Freskotechnik darbot. Aber trotz allen Widerwärtigkeiten vermochte Cornelius das neue Material so zu bemeistern, daß man ihm jahrelange Erfahrung auf diesem Gebiete hätte zuschwören können. Eine sichere Hand und ein entschlossener Kopf sind die Vorbedingungen der Freskenmalerei. Wer die drei Maler der Mauruskapelle, Lenz, Wüger und Steiner, aus ihren damaligen Erstlingstagen erzählen hörte, der vernahm das alte Lied der Stanza Bartholdy. Auch sie sind Erfinder und Entdecker der Freskentechnik, und auch von ihnen muß man sagen, daß sie mit verblüffender Sicherheit und Souveränität zu Werke gingen. Es ist ohne Zweifel wertvoll zu erfahren, daß die Fresken der Mauruskapelle weniger Retouchen aufweisen, als die der Bartholdy'schen Villa. Wind und Wetter haben die Beuroner Wandgemälde erprobt; sie leuchten in unentwegter Farbenfrische. Wie ganz anders die der Apollinariskirche bei Remagen, deren Ende aufs Jahrzehnt zu berechnen ist, wofern nicht schleunige Hilfe kommt.[1] Die glückliche Entdeckung der Beuroner, ihre vorzügliche Technik der Mörtelung, gab gleich vom ersten Schlage an ein Selbstvertrauen, das diese Schule durch die schwierigsten Lagen geführt hat.

In der Gruft des heiligen Vaters Benediktus zu Montecassino wiederholte sich dasselbe: es galt, sich eine

1) Der Verfasser dieser Zeilen wird demnächst eine eigene Monographie über dies köstlichste Werk der Düsseldorfer Schule veröffentlichen.

bisher niemals ausgeübte Technik anzueignen. Ein wenig besser hatten es diesmal die Beuroner Künstler schon, denn die musivische Technik steht augenblicklich von den Restaurationen in San Marco zu Venedig, in Rom, zumal in St. Peter, und auf Sizilien (Palermo, Monreale) her in Italien in hoher Blüte. Nach dem alten Spruche, alles zu prüfen und das Beste zu behalten, hat aber P. Lenz mit seinen Genossen doch einen ganz eigenen Weg der inneren wie der äußeren musivischen Technik gefunden, der sich wohl bewährt hat. Während das Fresko eine flinke Hand erfordert, will die Mosaik einen sehr bedächtigen Geist. Mosaik ist Ewigkeitsmalerei. Diese Ewigkeit hängt aber ab von einer an sich sehr untergeordneten Sache, nämlich dem Bindemittel. Wie beim Fresko der wahre Künstler damit anfangen muß, den Mörtel und seine Zubereitung mit denkbar größter Liebe zu studieren, so hat der Mosaizist seine ganze Erfindungsgabe dem Steinkitt zuzuwenden.

Die langwierige und umständliche Kittbereitung, die während der Hauptarbeitszeit auf Montecassino einem halben Dutzend „Kittmacher" oblag, hat Bruder Anton Vrbik, gelegentlich in den „St. Benedikts-Stimmen" (Emaus, Prag; Bd. XXVII 1903 S. 56) wie folgt beschrieben: „Zuerst werden Marmorsteine und Ziegelsteine, jedes einzeln, im Mörser fein zerstoßen. Diesem Pulver wird noch Kreide, gelöschter Kalk und etwas Leinölfirnis beigemengt. Aus der Masse werden Kuchen gemacht, die an der Luft ganz austrocknen müssen. Diese Kuchen werden nachher von neuem pulverisiert, mit Leinölfirnis wie Ölfarbe vermischt und auf der Steinplatte gerieben. Der so zubereitete Teig wird nach Bedürfnis auf die grobe, geölte Mauer aufgetragen und die Mosaiksteinchen dareingesetzt. Der Kitt erhärtet nach längerer Zeit so fest, daß man es mit großer Mühe mit dem Hammer abschlagen muß, wenn man noch etwas ändern will."

Die deutschen Künstler haben sich jugendliche Arbeiter im Alter von 15 bis 20 Jahren aus der umliegenden Landschaft von San Germano herangezogen, die unter einem bedächtigen alten Maëstro mit bewundernswertem Raffinement

die Kartonpausen Stück für Stück, d. h. Farbfläche um Farbfläche über dem Steinkitt ausstechen und mit den vom Hammer gespaltenen Mosaiksteinen ausfüllen. Solcher Burschen waren es in den bewegtesten Jahren etwa sechzehn. Mit diesen ist's nun eine interessante Sache. Ich habe bei meinen Wanderungen durch die Provinz Caserta, um mich vom geistigen Niveau der Bevölkerung zu überzeugen, ungezählte Stichproben auf die Schulbildung der jüngeren Generation des geeinigten, papstfreien Italien gemacht und als Resultat meiner Neugierde einen blühenden Analphabetismus gefunden. Eine solche Erfahrung hätte mich in Deutschland zu Tode betrübt, denn Deutschland ist das Land des soliden Wissens, in Italien aber, zumal im Süden, schien mir diese Tatsache nicht allzu aufregend: denn Italien ist das Land der Schönheit. Und so gesunken auch in Italien augenblicklich die gesamte Kunst erscheint, sie lebt keimhaft als wonnige Farbenfreude in jedem einzelnen Lazzaroni, und mich dünkt, nach einer so allgemeinen, ungeheuren Kunstausbeutung des Landes durch die gewaltsam alle Talente hochziehende Renaissance, mußte Italien wie ein ausgebauter Acker Jahrhunderte lang brach liegen, bis wieder der Meister erwacht, der das schlummernde Leben mit Donnerstimme aufruft. Dafür habe ich in Casamari, der uralten Zisterzienserabtei mit ihrer urdeutschen gewaltigen Architektur, einen interessanten Beweis gefunden. Es war vor Fronleichnamstag. In dem breiten langen Mittelschiffe der Kirche, wie sie nur Normannenhände bauen konnten, waren Kinder von sieben bis zwölf Jahren beschäftigt, aus Blumenblättern einen dichten, wundersamen Teppich nach vorgezeichneten Linien herzustellen, einen leuchtenden und duftenden Mosaikweg für den gottragenden Prozessionspriester. Ich mußte unwillkürlich die entzückenden, von heimischer Luft umrauschten Pfeiler und Bogen lassen, um der zierlichen Händearbeit dieser des Schreibens unkundigen Kinder zuzuschauen. Und der Vergleich mit Montecassino ergriff mich, dieser Wechseltausch der Völker: hier deutsche Baukunst mit italie-

nischem Farbenschmuck, dort italienischer Bau zum Leben erweckt von deutschem Geiste.

Aber kehren wir zu den Mosaiken des Erzklosters zurück.

„Um einen Begriff zu bekommen von der Langweiligkeit dieser Arbeit", fährt Bruder Anton Vrbik in seinem Briefe fort, „muß man bedenken, daß man auf einen Quadratmeter 10,000 Steinchen setzen muß, wenn diese in der natürlichen Größe eines Quadratzentimeters bleiben. Diese müssen aber meistens noch in kleinere Stücke, oft bis zu zwei Millimeter, gespalten und zugeschliffen werden, je nachdem es die Feinheit der Zeichnung erfordert. Das Zuhauen und Zuschleifen der Smalti hält am meisten auf. . . . Im ganzen sind es etwa 500 Quadratmeter, die mit Mosaik belegt werden müssen; dieses durchzuführen verlangt viel Zeit und Geduld. Zu einem Quadratmeter braucht man ungefähr sechzehn Kilo Mosaiksteine. Ein Kilo von gewöhnlichem Smalti kostet ca. 1,50 Lire und ein Kilo Goldsmalti fünf Lire." —

Die Gesamtberechnung ergibt die ungeheuere Zahl von einhundert und sechzig Zentnern Mosaikmaterial mit fünf Millionen Steinen von der Größe eines Quadratzentimeters.

Diese zahllosen Steinchen verteilen sich auf etwa zweihundert Farbentöne. Sulpiz Boisserée schreibt in seinen Tagebuchnotizen aus Venedig vom Jahre 1839, daß ihm der Architekt Minio von San Marco die Zahl der musivischen Nuancen auf sage und schreibe 75,000 angegeben habe. Die Nuancen sind auf dem Gebiete der Mosaik natürlich so vielfältig, wie die der Malerei überhaupt. Die Beuroner Kunst rechnet — auf dem beschränkten und von einem bestimmten Lichte nun einmal beherrschten Raume — wie gesagt nur mit zweihunderten; das genügt aber gerade. Welche Verhältnismöglichkeiten durch Zusammensetzung dieser Farben sich ergeben, mag jeder, der dazu Lust und Muße besitzt, sich selbst ausrechnen. Die Smalti wurden von der Insel Murano bei Venedig bezogen.

Das wäre so ungefähr das Wissenswerteste über die äußere Technik der musivischen Kunst Beurons; bei der Dar-

legung der inneren müssen wir länger verweilen. Ein kleiner Exkurs über die (innere) Farbentechnik des P. Desiderius Lenz sei dabei zur Erläuterung vorausgeschickt.

Das Beuroner Grundprinzip, eine absolute Forderung der Wandmalerei, oder sagen wir besser, der Monumentalmalerei überhaupt, heißt: flache Farbe. Gegen dieses Prinzip wird vielfach eine Anekdote zu Felde geführt: König Ludwig I. von Bayern soll nach Vollendung des jüngsten Gerichts in der Ludwigskirche zu München mit ärgerlichem Seitenblicke auf Cornelius gesagt haben: „Ein Maler muß auch malen können", d. h. was da auf die Riesenwandfläche aufgetragen ist, ist eigentlich nur eine farbige Zeichnung. Es wissen aber leider heute nur noch wenige Menschen, daß der geistige Urheber dieses Diktums eigentlich der Kaiser von Rußland ist, der in seiner selbstherrlichen Naivetät vor der gewaltigen Schöpfung, die für derlei Kunstkritiker leider nicht ins rechte Licht gerückt ist, den genialen Ausspruch tat, das Bild müsse wohl noch gefirnißt werden, damit man es auch ganz übersehen könne. Abgesehen nun davon, daß für uns der Kaiser von Rußland keine Autorität in diesen Dingen sein kann, werden Vorwürfe gegen ein zielbewußtes Kolorit des Freskenstils nur von Leuten erhoben, die keine Unterschiede der Kunst kennen und Tafelmalerei und Wandmalerei auf ihre Forderungen nicht untersucht haben. Dem Fresko, d. h. überhaupt der Monumentalmalerei ist es wesentlich, daß es auf der Wandfläche sitzt, und diese darf es nicht durch angemaßte Plastik und durch perspektivisch eingetäuschte Löcher zerstören. Die Fragen des Lichtes und des Materials spielen eine große Rolle mit. Und wenn Monumentalmalerei wirklich monumental sein soll, dann muß sie allem Kleinlichen in Komposition, Stil, Zeichnung und Farbe entsagen und nur ganz auf ihre gewaltige, nationale oder religiöse Idee das Augenmerk richten. Das Allgemeingiltige, Große, wahrhaft Menschliche, Begriffliche oder das Übersinnliche, Überirdische, Übernatürliche darf sich nicht präsentieren wie die gemeinen Dinge der platten Einzelexistenz und des flachen

Immerwieder. Hier fallen die ablenkenden Details, der Stift des Zeichners geht in großen Zügen, die Farbe fließt breit: der Lapidarstil kennt die Posen und die verblüffenden Mätzchen eines Piloty nicht. Aber in der Technik der flachen Farben muß sich zeigen, was ein Meister ist: all der Mittel von sicherer Wirkung auf die seichten Köpfe, die leider immer die Mehrzahl bilden, entblößt, nur auf sich selbst und seinen Genius gestellt, muß der Künstler in die Tiefen der Ideen steigen, jeden Strich und jede Farbe muß er von innen heraus vergeistigen. Wehe ihm dann, wenn er keine Tiefe, wenn er keine Ideen hat. In flachen Farben malen ist leicht, meinen viele; mich aber dünkt, in flachen Farben malen ist schwer: ich kann mir keine einschneidendere Probe des Genies vorstellen. Denn was sind die unmittelbaren Folgen der Flachmalerei? Zunächst das eine, daß dem Künstler nunmehr nicht jede beliebige Nuance recht sein darf. Er muß nach vollwertigen, unabhängigen, aus sich selbst lebenden Farben greifen, nach Farbentönen, die ihren eigenen Stimmungsgehalt in sich tragen, die es nicht nötig haben, zu ihrer Erklärung und vollen Wirkung andere neben sich dulden zu müssen. Darin ist nur P. Lenz ein Meister. Er hat das Mysterium der Farbe studiert, er kennt ihre inneren Elemente und Werte; mit visionärem Blick ist er in die Tiefen des Lichtes gedrungen. Ich stand einmal mit ihm auf der Rampe des bramante'schen Paradieses, als die Sonne hinter den Bergen, die das lachende, weite Gariglianotal abschließen, dort nach Gaëta hin mit einem nur in Süditalien möglichen Aufwand von Lichtern und Gluten versank. Als sähe er durch all diese zitternden, strahlenden, wogenden Tinten hindurch tief in das Herz des Schöpfers aller Schönheit, stand er da gebannt, lange, lange: die Pinien hoben sich vom tiefblauen Himmel schon dunkel ab, die Nachtigallen schlugen in der Querceta, schon fingen einzelne Leuchtkäfer an zu schwirren. Ich wartete still, denn ich war gespannt, welche Erkenntnis durch diese selig geöffneten Augen eingezogen wäre. Da sagte er plötzlich:

„Gehen wir hinein — das da am Himmel ist zu schön!“ Und dann sagte er nichts mehr an diesem Abend: er war trunken von Farbe.

Wo die Farbe aber auf sich selbst gestellt ist, da tritt die Forderung um so gebieterischer auf, die einzelnen Farben gegen einander abzuwägen, denn zwei Farben nebeneinander fließen auf einander ein und erzeugen in der Stimmung eine dritte. Daß jede Nuance um ihrer selbst willen da ist und doch ins Großganze mit allen möglichen Beziehungen eingegliedert ist, als ob sie nur wegen aller andern, wegen jeder allein da wäre, das zu bewerkstelligen kann nur Sache eines wirklichen Malers und nur eines Malers sein: also darin muß sich zeigen, ob der Maler malen kann. Dieses Abwägen und Abstimmen einer Farbenreihe ist bei P. Lenz eine musikalische Sache, darin ist er Optiker und Akustiker zu gleicher Zeit und zwar dies nicht bloß metaphorisch und vergleichsweise genommen. Bekanntlich hat man erfolgreiche Versuche gemacht alle auf Schwingungen beruhenden Sinneseindrücke — Farbe und Ton — gegenseitig zu kontrollieren und zum Beispiel Musikstücke, resp. deren Einzeltöne, in Farbe umzusetzen. So ein Verfahren ungefähr ist das des P. Desiderius Lenz: seine Farbenreihen sind die Tonreihen des Monochords, wodurch er reine und gute Dreiklänge zu erreichen sucht. Durch diese euphonische und eurhythmische Behandlung der Farbentöne hat er längst verlorene Stimmungen wieder aufleben lassen, und das ist es, was ich in meiner Broschüre „vom Wesen der hieratischen Kunst“ gemeint habe, daß die Beuroner nirgends so ägyptisch seien, wie gerade im Kolorit. Gegen die Beuroner Farbengebung hat sich noch kein Kritiker gewendet, alle haben ihre seltsam ergreifende Harmonie in der Einfachheit bewundert. Man ist sich dieses Eindruckes nicht klar geworden: es ist ein Eindruck unverfälschter Ästhetik, einer Ästhetik, die so alt ist, wie die Verhältniszahlen der Arche Noes und des hl. Zeltes, so alt wie die Eurhythmie der Tempel von Karnak und von Aegina.

Die Relationen der Farben unter sich sind bei P. Desiderius natürlich auch bald äquale, bald konträre.

Innerhalb einer Äqualfläche entwickelt er nun eine Farbe in sanftem, aber unentwegtem Fortschritt aus sich selber, er läßt sie in lebendige Aktion treten, überläßt sie gleichsam dem eigenen, innerlichen Spieltriebe. Und dieses Spiel geht wie im Regenbogen oder auf dem Blütenblatte eines Stiefmütterchens vor sich in der Auswirkung feiner, flacher Töne: optisch jedesmal nur ein kleiner Fortschritt, seelisch ein Blick in eine neue Welt. Wie viel irisierende Seifenblasen sind möglich, ihre Zahl ist Legion der Legionen, aber jede trägt in ihrem Bau und ihrem Farbengewölbe den Stempel des Kosmos. Des P. Lenz Farbphantasie ist unbeschreiblich: so einer hat freilich nicht notwendig, Plenairist, Impressionist oder sonst eines Problemes Anhänger zu werden. Aber dazu hat er ja ein ganz und gar anderes Malmaterial.

Daß die Gegensätze, die Verschiedenheiten in der Kunst, wie im Makrokosmos, nur da sind, um einen noch höheren Grad der Einheit in der Vielfältigkeit zu erreichen, das weiß P. Lenz sehr wohl, und so vermittelt oft eine ob noch so scharf trennende Linie bei konträrem Farbenverhältnis den Übergang. Stets gleichen die Farbentöne ausgleichend und fortleitend in einander über.

Somit erkennen wir in P. Desiderius Lenz den Meister der koloristischen Symphonie; was er mit dieser Erkenntnis in der Farbenentwicklung seiner Schule mitgegeben, ist eine Mitgift auf unberechenbare Zeiten, die dem Talente den rechten Weg der monumentalen Dekoration zeigen wird. Bei der Betrachtung z. B. des Aachener Oktogons haben weitaus die meisten Menschen den Eindruck einer gründlichen Verschandelung; wo kommt der her? Von gar nichts anderem als von der Disharmonie der architektonischen Verhältniszahlen mit denen der neuen Farbengleichungen. An Lenz wird die Kunstgeschichte lernen müssen, daß es nicht nur eine monumentale Malerei, sondern auch eine monumentale Kolo-

ristik gibt, eine Farbengebung, die dem Zusammenklang der architektonischen Linien als Einschlag von Ober- und Untertönen entspricht.

Wie sich bei einer derartigen Farbengebung eine Fläche, ohne aufzuhören Fläche zu sein, Wände, aber vor allem Decken, geistig beleben, zeigt gerade das Soccorpo mit seinem an sich starren und schweren Material. Wo Lenz nicht Gründe hat, die Konstruktion der Decken als nur-tektonisch rein und fest auszubilden und scharf zu umreißen, behandelt er hier z. B. die Kreuzgewölbe durch die Zeichnung zunächst so, daß sie leicht und ganz natürlich gegliedert erscheint, ohne das Gefühl der Decke zu nehmen. Er entnimmt seine Linien dem Charakter der schwebenden Fläche selbst. Hiemit setzt er sich also in Gegensatz zur Renaissance, die eine Decke zu vergeistigen suchte, indem sie dieselbe durch eingetäuschte Perspektiven und offene Hallen erhöhte, dadurch aber zunächst die vorhandene Tektonik negierte und in sie außer ihr liegende, fremde Elemente hineintrug. Mit dieser wesentlichen Zeichnung ergibt sich dann beim Altmeister der Beuroner Schule die geistige Farbe, jene leise und ruhige, naivbewußte Ausentwicklung einer Farbe oder einer in eine gemeinsame Farbenstimmung getauchten Farbengruppe. So werden unter anderem auch die Engelflügel behandelt, weil eben auch hier eine ätherische Vergeistigung geschehen soll. Doch wir werden bei der Einzelbeschreibung noch viele Beispiele für unsere allgemeinen Aufstellungen beizubringen haben. Wir müssen hier erst einmal die gewonnene Einsicht der Farbentheorie im allgemeinen, auf die musivische Technik im Besonderen anwenden.

Es ist zunächst ohne weiteres einleuchtend, daß die desiderianische Behandlung der Farben der musivischen Art unendlich entgegenkommt, daß sie sogar ohne weiteres sich als die Farbentechnik der Mosaik darstellt. In der Torreta, in der Stuttgarter Marienkirche, in Emaus haben sich alle Freskentöne nach dem in St. Maurus aufgeworfenen Problem aus einem erdigen, wandigen Charakter herausentwickelt.

Die Flächenvergeistigung war da in ein eigenartig ergreifendes Spiel der Kontraste gesetzt, das dem im Begriff der Kunst selbst liegenden an Wirkung gleichkam: einerseits holt die Kunst alle ihre Elemente aus der Natur und wozu? um sich andererseits zu dieser sofort in einen bewußten Gegensatz zu stellen. So sollte die Erdfarbe den Charakter der Wand nicht nur belassen, sondern sogar befestigen und doch löste sich die schwere Masse in jenen Geist auf, der ihr in den tektonischen Formen mitgegeben ward. Die Erdfarbe hatte also eine Aufgabe, die auf den ersten, oberflächlichen Blick ihrem Wesen entgegengesetzt erscheint; aber die zwei Elemente ruhen in ihrem Begriff: sie ist zugleich Erde und Farbe, und also fähig und dazu bestimmt, die Vermittlung zwischen Nur-Masse und Nur-Geist zu übernehmen, so wie die Phantasie steht zwischen Leib und Seele. Bei der Mosaik hebt sich der Gegensatz leichter: der Metallschimmer der Smalti ist schon an sich eine Vergeistigung des Materials.

„Der echte Künstler", heißt es in den ‚Beiträgen zur Wiederbelebung der monumentalen Malerei',[1]) „bleibt Künstler, auch wenn er nur eine Kohle in der Hand hätte, und eben dies erhöht in unseren Augen die Größe und Genialität der alten Wandmaler, daß sie keinen Anstand nahmen, ihren Pinsel in denselben Farbentopf zu tauchen, dessen der Stubenputzer sich bedient, um seine ordinären Tapetenmuster aufzutragen" (S. 29).

Das ist ein Satz, den man mit Lapidarschrift über die Eingangspforten der modernen Akademien meißeln sollte. Nachdem P. Lenz seine Größe Jahrzehnte lang mit den schlichtesten Mitteln gezeigt hat — Leimfarbe ist in dem eben angeführten Zitat vermeint — so erscheint es nun als ein Lohn seiner Künstlerdemut und Selbstbescheidung, die bekanntlich den Meister beweist, daß ihm auf dem Höhepunkt seines Lebens die Arbeit mit seinem kongenialsten

1) Herausgegeben von dem Verein für christliche Kunst in der Diözese Rottenburg bei der Publikation der Vereinsgaben für 1857—59, Stuttgart, J. B. Metzler 1860. 30 S.

Material vergönnt ward. Ganz richtig, ein Künstler im wahren Sinne des Wortes vermag auch mit Leimfarbe seine Ideen auszuprägen und Ewiges zu schaffen, aber das »opus musivum« liefert doch ganz andere Entwicklungsmöglichkeiten des Genies. Zwischen Leimfarbe und Glasfluß ist ein großer Unterschied; liegt doch in dem arabischen Worte „Mosaik" der Vollbegriff des Schmuckes, des Festlichen, des Pompösen. Sehen wir nun des Näheren zu, wie P. Lenz sich mit der uralten Technik der musivischen Kunst abgefunden hat und wie er sie seinen persönlichsten Anschauungen und Errungenschaften angepaßt hat. Zu diesem Zwecke müssen wir zunächst das Verfahren der Alten darlegen, nicht der ersten musivischen Zeit, welche die Tauben vom kapitolinischen Museum zu Rom und die Alexanderschlacht im Nationalmuseum von Neapel hervorgebracht hat, und auch nicht der letzten, der Renaissance, in allweg, wenigstens nicht, wo sie Tafelbilder schafft, wie sie die Altäre von St. Peter zieren: denn diese Technik ist eine überfeine, glatte, für Nahbesichtigung und auf Einzelwirkung berechnet, während wir es mit einer monumentalen zu tun haben, wo das einzelne Stück in den Eindruck einer vielgliedrigen Masse verkettet ist. Es bleibt uns somit die mittlere Zeit vom 4. bis ins 13. Jahrhundert, sagen wir einmal, um die bekanntesten Mosaiken zu nennen: das Mausoleum der Galla Placidia, Sankt Vitale und Sankt Apollinare in Classe zu Ravenna, San Marco in Venedig, sowie die byzantinisch-normannischen auf Sizilien (Monreale, Messina, Cefalù; Capella Palatina, Martorana, Cisa in Palermo): dann haben wir aus diesem Zeitraum Anfang, Mitte und Ende. Dieser ganze Zeitraum der Geschichte des »opus musivum«, mag darin der Geist der Darstellung auf der Höhe klassischer Anschauung und Anatomie stehen oder zum groben, handwerksmäßigen Schema sinken, behandelt sein Material in großen Architekturen unter dem Gedanken des Schimmers. Das Mosaik lebt vom Reflex, auf das Licht und seine Brechung muß es hingearbeitet sein, wenn es, dessen Wesen der metallische Glanz

ist, materialgerecht zur Geltung kommen soll. Der Schimmer ist der Lebensgeist der oft starren Bilder. Das fortwährende Aufglühen und Erlöschen bringt in diese ausgedehnten Goldflächen etwas vom kosmischen Glanze des Sternenhimmels und der in den Gluten der untergehenden Sonne zitternden Meeresfläche hinein, das flirrende Sommerlicht Italiens ganz besonders. Das Durcheinanderwogen himmlischer Glückseligkeit ist über diese Abbilder des ewigen Jerusalems mit den verschwenderischen Händen gottversunkener Mystik ausgestreut.

Dieser Flimmer, d. h. in seiner fortlaufenden Wirkung unterbrochene Schein, wird technisch durch bewußte Unregelmäßigkeiten hervorgerufen, zumal beim Golde, wo der Metallglanz der Materialgerechtigkeit am deutlichsten hervortreten muß. Die einzelnen Mosaiksteine sind zunächst nicht in glatter Fläche nach der Wasserwage zu einander gesetzt, sondern weisen jeder in der Tiefen- oder Höhenlage zu den benachbarten eine oft ziemlich ins Auge fallende Differenz auf. Sie sind auch nicht eng, Seite an Seite nebeneinandergeschlossen und die vielfach zwischen ihnen stark hervorquellenden Stuckschichten sind ohne nachträglich ausgleichende Politur in ihrem Urzustand belassen. Aber noch mehr: bei diesen genannten Unregelmäßigkeiten könnte ein oberflächlicher Beschauer noch auf mangelhaftes Verfahren einen Schluß ziehen; ganz ausgeschlossen wäre dieser jedoch bei der Beobachtung, daß in gewisser Regelmäßigkeit über die Goldflächen hin vereinzelte metallschimmerlose Steine von schwarzbrauner oder dunkelroter Nuance ausgestreut sind. Wäre diese Unregelmäßigkeit ein Resultat des nagenden Zahnes der Zeit, d. h. beruhend auf Erblindung des Goldglanzes oder Abspringen der obersten Platte, wie auch schon geglaubt worden ist, dann wäre die Regelmäßigkeit dieser Unregelmäßigkeit, das bewußte Maß darin nicht zu erklären. Übrigens hat man auch schon festgestellt, daß häufig in diesem Falle der Goldstein umgekehrt eingesetzt nun mit seinem dunklen Boden seinen Zweck erfüllen muß. Bei den Heiligen-

scheinen ist diese Durchsetzung oft stärker als auf den Flächen, jedenfalls aber von der des Gesamtgoldgrundes verschieden. Ein ähnliches Verfahren waltet innerhalb der eigentlichen, nicht direkt metallischen Farbflächen ob. Da ist zum Beispiel das beim Gewande häufigste Blau, auch als Grund der gesamten Bildfläche genommen (Galla Placidia). Hier versucht der Mosaizist unter starker Betonung des Grundblaues durch verschiedenartige hellere oder dunklere, mehr dem Grün oder mehr dem Violett zuspielende Blautöne eine eigene, feine Stimmungsnuance zu erreichen, und dem Grundblau so ein inneres Leben und eine geistige Leichtigkeit einzuhauchen. Wir haben hier also in natürlichster Maßhaltung seiner künstlerischen Berechtigung, was später in Paris, der Metropole malerischer Süchte, als konsequenter Impressionismus, als Neo-Impressionismus aufgetaucht ist, jenes Verfahren, das unter Verwertung naturwissenschaftlicher Resultate, die geschauten Farben in ihre einzelnen Wertelemente auflöst und es dem Auge überläßt, auf der Bildfläche seiner Netzhaut, all diese Teilfarben zu der beabsichtigten Stimmung zu einen.

Man müßte nicht das materialgerechte, unendlich bewußte Arbeiten der Alten kennen, wenn man nicht sofort diesen genannten scheinbaren Unregelmäßigkeiten absolute Regelbeobachtungen gegenüberstellen könnte. Und in der Tat beachten wir, als Beweis für die verblüffende Psychologie der „starren" Byzantiner, innerhalb derselben Farbenflächen (Gewand, Aureole usw.) eine staunenswerte Regelmäßigkeit im Laufe der Steinlinien, einen akkuraten Parallelismus der Satzfluchten. Damit hängt der Größenunterschied der Steine selbst zusammen, der natürlich von der gröberen oder feineren Farbfläche bedingt ist. Aber die alte Psychologie geht noch weiter. Die alle Bildflächen einschließenden Ornamentstreifen zumal auf Rippen und abgerundeten oder ausgekehlten Ecklinien sind nämlich all den Unregelmäßigkeiten gegenüber mit so großer Feinheit und Genauheit behandelt, daß sie gerade als Email wirken. Daran erkennt man das architektonische Gefühl der alten Maler, das unser

Auge von den festen Formen weg, allmählich in das seelisch bewegte Leben der inneren Bildfläche leitet. Meister sind darin vor allem die normannischen Sizilianer.

Wir haben also beobachtet, wie das an sich starre Material belebt wird und zwar aus seinem ureigensten Wesen heraus: der metallische Schimmer ist bei den Alten Grundcharakter der Mosaik.

Wohl zu beachten ist jedoch bei all dem Gesagten stets, daß ein Zusammentreffen aller genannten Punkte in einem Architekturrahmen nicht unbedingt erforderlich ist, da durch Unregelmäßigkeit in der Tiefensetzung der Smalti mit hervorquellendem Stuck oder durch Beimischung metallschimmerloser Steine, in jedem einzelnen Falle, nach eigener Weise ein gleicher Effekt erzielt wird. Bei kleinen Bauwerken genügt eins oder das andere, ja bei niedrigen Gewölbedecken haben wir sogar auch ganz glatt abgeschliffene Steinsetzung, und selbst die Durchbrechung der Goldfläche mit dunklen, schimmerlosen Steinen wird in solchen Fällen, weil dem Auge auffälliger, weit sparsamer gehandhabt (Martorana). Je höher das Mosaikwerk, desto reichlicher und wirkungsvoller kann die Durchbrechung der Schimmerfläche eintreten.

Gehen wir nun zur Beuroner Technik im Soccorpo über. Bei Feststellung eines Unterschiedes darf das große Doppelgesetz nicht angetastet werden:

1. die Mosaik lebt vom Reflex und muß daher 2. als solche d. h. stoffgerecht zur Darstellung kommen, denn wie gesagt, ein einfachhin der Solidität halber aus Steinstücken zusammengesetztes Gemälde kann nicht eigentlich als Mosaikarbeit bezeichnet werden, wie auch die sogenannte Florentiner Mosaik der Renaissance, für die gerade die Abteikirche von Montecassino mit ihrem ewigen Sonnenglanz eines der vollkommensten Beispiele darstellt, jene Zusammensetzung aus in ganzen Zeichnungsflächen geschnittenen Marmor- und Edelsteinen zu einem Dekorationsstück eigentlich nur als eine Ausdehnung der Intarsia-Technik erscheint. Kurz und bündig können wir nun nach der obigen Darlegung

von der Beuroner Technik sagen: sie hat 1. gleichtiefe, 2. gleichmäßige, 3. gleichfarbige Steinsetzung.

Eine bewährte Weise zu verlassen, dazu müssen dringende Gründe vorhanden sein, und so fragen auch wir jetzt den Altmeister Lenz gespannt: Warum? Und er antwortet: Dazu zwangen äußere wie innere Gründe. Zunächst ist die Gruft von Montecassino breit und niedrig und läßt mit bloßem Auge jeden einzelnen Steinwürfel erkennen und zweitens fällt das Licht nur seitlich, und zwar nur von einer Seite, und nach oben, nirgends von oben herab wie in den musivischen Kuppelbauten oder gar aus so reichlichen allseitigen Quellen wie in Monreale. Wichtiger aber sind die inneren Gründe. Während der Byzantiner durch Kleinschimmer zu wirken sucht und das auch muß, um seinen Gewölbeflächen Leben einzugießen und dabei seine Gestalten aus dem Schema herauszuheben, zudem durch die Kleinflächigkeit seiner Farben und durch die Vielfaltigkeit seiner Gewänder zum unterbrochenen Reflex gezwungen ist, muß Beuron im großen und ganzen, in breiten Flächen resp. Architekturstücken wirken, freilich ohne auf die Lichtbrechung zu verzichten: ihr Reflex ist nicht Schimmer, sondern Schein, ununterbrochen über die Fläche fortlaufender Lichtschein. Im Schimmer ergibt sich eine Auflösung der Fläche in einzelne Punkte, im Schein eine Zerlegung zu Streifen. Während die byzantinischen Mosaiken durcheinanderblitzen, ein Ausfluß der orientalischen Prachtfülle, der griechischen Theologie und Liturgie, weist die Beuroner Arbeit ein ruhevolles Fortleuchten, ein klares Scheinwerfen auf: großes Licht, große Ruhe, großer Gedanke. Dabei wird aber im Ornament, zumal im laufenden an Rippen und Kanten doch jener Eindruck des Email erlangt, den wir den Byzantinern nachgerühmt haben. Beuron wirkt mehr als Byzanz durch die Form, durch maßvolle Zeichnung, und muß schon deshalb zur ruhigen flächenreinen Lichtwirkung greifen. Außerdem haben wir oben schon betont, daß P. Lenz den Stoff durch die Farbengebung belebt und vergeistigt, also wiederum um einen Grund sich

des Schimmers zu bedienen ärmer ist als der alte Stil. Denken wir einmal an die Kosmaten, an die besten: die Lettner in Ravello. Auch hier sitzt die Mosaik gleichmäßig und platt, denn das Leben kommt ihr aus der Zeichnung und der Stellung und dem Verhältnisse der Farbenflächen zu einander; wenn wir diese verschlungenen Kreise lebhaft betrachten, so gewinnen sie etwas von der Bewegung jener bekannten optischen Täuschung. Dazu kommt noch, daß wir in dem breiten, dreischiffigen Soccorpo alle denkbaren architektonischen Formeln besitzen: Kreuzgewölbe, Tonnengewölbe, Volten, Gewölbekappen aller Art, schief ablaufende Tonnen (über den beiden Treppen), Nischen usw. sicherlich so reichlich, wie sie die sizilianische Moscheenanlage darbietet. Dieser bunte tektonische Wechsel erzeugt ganz von selbst einen wirkungsvollen Reflex. Und diese Formenmannigfaltigkeit ersetzt die perspektivischen Durchblicke der byzantinischen Bauten z. B. in Monreale und in der Martorana zu Palermo, vor allem aber in San Marco zu Venedig. Die perspektivischen Durchblicke verlangen eine differenzierte Lichtbrechung, den Schimmer, die nebeneinandergelagerten Architekturflächen gestatten vorteilhaft einen großen Flächenreflex, den Schein.

Beurons Mosaik, auf den Schein gestellt, ist also eine durchaus materialgerechte und zweitens so sehr eine bewußte, daß eben der Vorwurf, sie halte sich nicht an die alte Technik, beweist, wie sehr er aus einem Mißverständnis des innersten Wesens der Mosaik stammt. Die Zisa mit ihrem Vorhofe zu Palermo, wo die Mosaiken in Augenhöhe dem Beschauer vertikal gegenüberstehen und die doch von denselben Künstlern stammen wie z. B. die Martorana, geben dem P. Lenz auf der ganzen Linie recht, wenn er bedacht hat, daß die musivische Weise dem Orte und dem jeweiligen Lichte angepaßt sein muß. Welch ein Unterschied waltet da ob gegenüber den abgeschliffenen Altarblättern von St. Peter, die nichts anderes sein wollen und dürfen als solide Gemälde und die der Laie auf den ersten Blick nicht einmal als Mosaik erkennt.

XXXVI.

Franz Lorinser.

Vor mir liegt ein ansehnlicher Stoß Briefe, welchen trotz vielfacher Verjährung der Zauber der Erinnerung an eine hervorragend geistig begabte Persönlichkeit entströmt.

Schon fünfzehn Jahre sind verflossen, seit jene Hand, die selbe in warmer, freundschaftlicher Anteilnahme an dem Geschick bayerischer Freunde, meist von Schlesiens Hauptstadt aus geschrieben, im Tode erkaltet, aber zahlreich sind noch in Nord und Süd die treuen Verehrer, welche den Namen Lorinsers hoch halten, nicht nur wenn von theologischen Schriften die Rede, sondern ihn auch fest verknüpft wissen mit der Geschichte der Literatur.

Als Sohn eines bedeutenden Arztes, dessen Selbstbiographie nach seinem Tode herauskam, und einer Konvertitin, erwachte als früheste Regung in dem noch sehr jungen Kinde ausgesprochene Liebe zur Natur und stark hervortretende religiöse Neigung. Diese beiden Faktoren blieben die Grundzüge seines Wesens, denen sich bei leichter Fassungsgabe mit den Jahren namenloser Fleiß und feinste allgemeine sowie wissenschaftliche Bildung zugesellten.

Obwohl Berliner von Geburt — geb. am 12. März 1821 — glaubte Lorinser den ausgesprochen süddeutschen Zug seines Wesens dem Vater zuschreiben zu müssen, welcher als Österreicher erst Verhältnisse halber nach Preußen übersiedelte, woselbst der Knabe seine ersten Schuljahre und die Gymnasialzeit in Oppeln zubrachte.

Durch die in München unter den günstigsten Einflüssen der damalig dort leuchtenden Geistesgrößen, eines Görres, Brentano, Phillips, Windischmann, Döllinger, Haneberg, Ringseis, verlebte Universitätszeit erwachte in dem jungen Studierenden auch die starke Liebe zu den Bergen, welche ihn zum geübten Bergsteiger in den bayerischen und tiroler Alpen, sowie zum gewiegten Botaniker machte. Beiden Neigungen blieb er treu bis zu den letzten Lebensjahren, und

mit Jubel wurden alljährlich die weiß-blauen oder schwarz-gelben Grenzpfähle begrüßt und die sorgfältig gepreßten und klassifizierten botanischen Ausbeuten zu Hause nochmals auf das gewissenhafteste geprüft und geordnet.

Der nahe, persönliche Verkehr mit den oben genannten Professoren und in deren Kreis, die öfteren kleinen Ausflüge in das Isartal sowie weiter hinein in die Berge, Münchener gemütlich einfaches Leben mit dem landesüblichen Getränk und der damals so einfachen Kost, die der junge Student voll Interesse an den ihn umgebenden Sitten und Gebräuchen in einem bescheidenen Gasthaus einnahm: alles dies sprach laut zu seinem Gemüte und kettete ihn für immer an Bayerns liebgewonnene Hauptstadt.

Die Wahl des geistlichen Berufes führte Lorinser als angehenden Theologen nach Rom, woselbst er während achtzehn Monaten im dortigen römischen Seminar weiteren Studien auf das eifrigste oblag. Diese Epoche seines Lebens blieb ihm eine Quelle der herrlichsten Erinnerungen für das ganze Leben. Mit offenem Auge sah er dort Licht und Schatten oft dicht nebeneinander. Vor allem aber trank er mit durstender Seele die Schönheit des antiken und den heiligen Ernst des christlichen Roms.

Zu Ostern 1843 empfing Lorinser nach erhaltener Altersdispens in Rom die Priesterweihe, welcher nach seiner Rückkehr nach München die Doktorpromotion folgte. Mit den ersten Anstellungen im heimatlichen Schlesien wuchs die Schwere der Pflicht und Verantwortung. Der Seelsorge folgte der Ruf als Spirituale an dem Priesterseminar in Breslau, später daselbst die Pfarrei von St. Matthias.

Trotz der vielen Nebenämter erschienen die ersten, allgemein Anerkennung findenden theologischen Schriften rasch nacheinander, und nachdem wiederholte Ferienreisen Lorinser nach Spanien geführt, erwuchs in einer Reihe von Jahren die Übersetzung sämtlicher Autos Calderons — an sich allein schon eine Lebensaufgabe. Nur solch ein Talent zu rascher und bemeisternder Erlernung fremder Sprachen und das

völlige Aufgehen in deren Charakter und Schönheit, konnte allein dieser Riesenarbeit gerecht werden.

Calderons größte Dramen reihten sich in sieben Bänden daran, es folgten die Reiseskizzen aus Spanien und in den kommenden Jahren — wohl die höchste Probe von des Autors Fleiß und Können — die Übersetzung der Bhagavad Gita, des ältesten Epos aus dem Mahabharata, als Seitenstück zu Schlegels Übersetzung desselben, aber in anderer Auffassung und Form, mit Wahrung des Sloken-Versmaßes nach dem Urtext des Sanskrit.

Zum Domkapitular ernannt fand Lorinser endlich Muße den Gedanken, welche ihn schon längst erfüllten, in einem großen Werke Raum zu geben. Es entstand das „Buch der Natur, Entwurf einer kosmologischen Theodicee“ mit der Grundidee von der alles schaffenden und umfassenden Gottheit. In bescheidener Erkenntnis der sich selbst gestellten, schweren Aufgabe, sagt er in der Vorrede, man müßte nicht nur ein Humboldt, sondern auch ein Philosoph ersten Ranges sein, um sich derselben gewachsen zu fühlen. Immerhin war der Trieb die große, klare Einsicht, die ihm, dem nun gereiften Manne über die Schöpfung im Ganzen und Großen sowie bis in den kleinsten Teil jedes einzelnen Naturreiches innewohnte, stärker als sein Zagen und der niemals Müde griff abermals zur Feder und es entstanden wieder sieben stattliche Bände.

Nur der Katalog von Lorinsers Verleger könnte die umfassende Zahl größerer und kleinerer dem Druck übergebener Werke und Broschüren, welche meist oportun in die Zeitverhältnisse eingriffen, aufführen.

Ganz zu Ende seines Lebens erschienen noch zwei Bände der einfach und schlicht im frommen Geiste, der ihn von Kindheit an umwehte, gehaltenen Selbstbiographie — bis ihm die letzte Krankheit die Feder aus der Hand nahm.

Noch etwas, was ganz außerhalb der ernsten und meist hohen schriftstellerischen Tätigkeit Lorinsers lag, muß Erwähnung finden. Es sind die Erinnerungen an seine

Bergbesteigungen, welche er in zwanglosester Form, nur für die nächsten Freunde, Teilnehmer an den Freuden der Sommerfrischen und in erster Linie für die tiroler Wirts- und Hausleute niederschrieb, die ihn so viele Jahre als hochgeschätzten Gast beherbergten. Er liebte die Gebirgler herzlich, nicht als moderner Tourist da sein Zelt aufschlagend, wo der größte Komfort zu finden, sondern dort, wo einfache Sitte sich mit biederer Gesinnung für den Fremden verband. Das unverfälschte Glas Tiroler Roten war ihm die liebste Erquickung nach noch so anstrengenden Touren und das harmlose Geplauder der schlichten Naturkinder dem gelehrten Mann ein unvergleichliches Wohltun.

Noch eine Seite ist in dieser mit Talenten so reichbegnadeten Natur hervorzuheben, Lorinsers große musikalische Begabung, welche schon deshalb besonders erwähnenswert erscheint, weil sie mit Gelehrsamkeit wohl seltener Hand in Hand durch das Leben mitschreitet. Des Generalbasses mächtig sind es formvollendete, melodienreiche Kompositionen, die er schuf und mit sicherer Meisterschaft auf dem Klavier wiederzugeben wußte.

Lorinsers äußere Erscheinung war eine äußerst sympathische. Ein leiser Hauch von Schüchternheit war ihm aus der Jugend geblieben, was harmonisch zu seinem feinen, ruhigen Wesen stimmte. Nur in den Bergen erwachten Heiterkeit und auch Humor.

Sanft und gottergeben entschlief er am 12. Nov. 1893 in Breslau, von Freunden war sein Krankenlager treulich umgeben.

Den Schluß dieser kleinen Lebensskizze mögen ein paar bisher ungedruckte Verse bilden, die Lorinser Freunden widmete, bezugnehmend auf deren erste Begegnung an einem herrlichen Sommertag am lieblichen bayerischen Staffelsee.

An des Gebirges Staffel fand
Ich einst gar viele Blüten,
Sie nahmen sanft mich bei der Hand,
Die Alpen dazu glühten.
Es schloß sich schnell ein Freundschaftsband:
Gott möge es behüten!

XXXVII.

Die Hamburger Zensur und der Deutsche Bund.

Die Präventivzensur, welche durch die Reichstagsabschiede von Speyer und Augsburg (1529 bezw. 1530) angeordnet worden war, sollte sicherlich auch in der Reichsstadt Hamburg in Anwendung gebracht werden.[1]) Doch scheint man hier mit der Ausführung dieses Beschlusses keine Eile gehabt zu haben; denn erst im Juli 1562 begegnet uns eine Verordnung des Senats, nach welcher ein Buch vor seiner Veröffentlichung vorgelegt werden sollte.[2]) Da nun seit der Mitte des 17. Jahrhunderts eine Reihe von „Pasquillen, injurieusen, fameusen oder gotteslästerlichen Schriften" verboten worden war, wurden auf ausdrückliches Verlangen der Bürgerschaft im Hauptrezesse von 1712 unter Artikel XXXII nähere Bestimmungen über Bücherdrucke und Zensur aufgenommen, welche zwar damals nicht ins Leben traten, aber doch in der Folgezeit die gesetzliche Grundlage für Regelung aller Preßangelegenheiten bildeten.[3]) Später folgten weitere Verordnungen sowie Warnungen des Rates vor Ausbreitung neuer Meinungen und Irrtümer in Religionssachen, vor unbefugtem oder unvorsichtigem Reden, Schreiben und Drucken

---

1) Vgl. zu den folgenden Ausführungen die Schrift von Professor Dr. Heinrich Gerstenberg, Die Hamburgische Zensur in den Jahren 1819—1848. (Beilage zum Osterprogramm der Realschule an der Bismarckstraße zu Hamburg, 1908, 58 S.) Diese verdienstliche und gediegene Abhandlung versucht erstmals auf Grund von Archivalien eine Geschichte der Hamburgischen Zensur in dem genannten Zeitraume zu geben. Vorarbeiten lagen nicht vor. Benutzt wurden im wesentlichen die Zensurakten des Hamburger Staatsarchivs, insbesondere die Akten der Zensur-Kommission. Leider sind die letzteren nicht vollständig. Die Jahrgänge 1838 bis 1841 fehlen, wahrscheinlich fielen sie 1842 dem großen Brande zum Opfer.

2) Westphalen, Hamburgs Verfassung und Verwaltung (Hamburg 1846) I 518.

3) Westphalen a. a. O. S. 521—523.

über hoher Staaten Handlungen und Absichten.[1]) Eine eigentliche Zensur jedoch bestand nur (seit dem Erlasse vom 6. Dezember 1743) für die privilegierten Zeitungen. Diese wurde aber durch den hierzu beauftragten Syndikus sehr milde ausgeübt.

Zu einer vollständigen Änderung seiner Zensureinrichtungen wurde Hamburg als Mitglied des Deutschen Bundes genötigt durch die Karlsbader Beschlüsse, welche am 20. September 1819 beim Frankfurter Bundestag von Metternich durchgedrückt worden waren.[2]) Zunächst nur für fünf Jahre gedacht, wurden 1824 ihre Preßbestimmungen auf unbestimmte Zeit verlängert. Bis zum 3. März 1848 blieben sie bekanntlich in Kraft. Den Anforderungen an eine Überwachung der Presse, wie sie in diesen Beschlüssen vom Bunde gestellt wurden, konnte nun Hamburg mit seinen bisherigen Verordnungen und deren liberaler Handhabung auf keinen Fall genügen. Daher erließ der Rat unter dem 10. November 1819 notgedrungen mit der Veröffentlichung des Bundespreßgesetzes „zur unverbrüchlichsten Verfolgung“ ein Publikandum „hinsichtlich der hieselbst gedruckt werdenden, und der, in andern Bundes-Staaten gedruckt wordenen, hieselbst in Umlauf gesetzten Schriften“, dessen weitere Gültigkeit entsprechend dem Beschlusse der Bundesversammlung von 1824 am 29. Oktober desselben Jahres ausgesprochen wurde.[3])

Nach diesem Publikandum[4]) durften „Schriften, welche in der Form täglicher Blätter oder heftweise“ erschienen, „desgleichen solche, welche im Druck nicht über 20 Bogen stark“ waren,

---

1) Im Jahre 1729 wurde eine von dem Professor am Gymnasium Sebastianus Edzardi pseudonym verfaßte Schmähschrift auf Senatsbeschluß durch den Fronen nach dreimaligem Läuten der Schandglocke auf dem ehrlosen Block verbrannt, ihr Verfasser auf drei Jahre von seinem Amt suspendiert und zu 3000 Mark Geldstrafe verurteilt. Klefeker, Sammlung der Hamburgischen Gesetze und Verfassungen samt historischen Einleitungen, Teil V S. 373.

2) Den „Entwurf des Preßgesetzes“ s. Jäger und Moldenhauer, Auswahl wichtiger Aktenstücke zur Geschichte des 19. Jahrhunderts (Berlin 1893) S. 55 f.

3) Gerstenberg a. a. O. S. 9.

4) Abgedruckt bei Gerstenberg S. 52 ff.

„ohne Vorwissen und Genehmhaltung der von einem hochedlen Rate angeordneten .... respektiven Zensur-Behörde, zum Druck nicht befördert werden" (§ 1). Betreffs der Zensur der in Hamburg selbst „gedruckt werdenden Zeitungen, namentlich des Correspondenten, der Adreß-Comtoir-Nachrichten, dessen Abendblatts und der wöchentlichen Nachrichten und der Liste der Börsenhalle" sollte es beim Alten bleiben, d. h. das im Jahre 1743 eigens für die Zeitungen eingerichtete, von einem Syndikus bekleidete Amt des politischen Zensors blieb bestehen.[1]) Einem anderen Zensor[2]) wurde aber jetzt noch „die Zensur aller in der Form täglicher oder wöchentlicher Blätter oder heftweise erscheinender Druckschriften, der Programme, Gelegenheitsschriften und aller derjenigen Schriften, welche im Druck nicht über 20 Bogen betragen", überwiesen (§ 2). Für seine überaus anstrengende und unangenehme Tätigkeit bezog der Zensor ein „Emolument" von 1200 Mark. Er hatte vor allem darauf zu sehen, daß in den seiner Beurteilung unterliegenden Schriften „die Würde oder Sicherheit der Bundes-Staaten nicht verletzt und die Verfassung oder Verwaltung derselben nicht angegriffen" wurde (§ 3). Den Verfassern, Verlegern, Druckern und Verbreitern derjenigen in Hamburg selbst „gedruckt werdenden Schriften der § 1 und 2 bemerkten Art, für welche die Genehmigung der resp. Zensur-Behörde überall nicht nachgesucht oder welchen sie sogar verweigert" worden war, wurde außer der sofortigen Konfiskation der betreffenden Schrift Geld- bezw. Gefängnisstrafe nach Maßgabe der bestehenden Gesetze angedroht (§ 4). Alle in Ham-

1) Im Jahre 1818 war dies der zweite Syndikus von Sienen, nach seinem Tode (Januar 1837) wurde es der jüngste Syndikus Banks, welcher 1842 vorübergehend von dem berufsmäßigen Zensor Dr. Hoffmann vertreten wurde. Von 1844—1846 war der Senatssekretär Dr. Merck politischer Zensor. Am 29. Juli 1846 wurde das Amt mit der allgemeinen Zensur verbunden. (Gerstenberg) S. 44.

2) Als solcher wird in dem Publikandum ernannt der Lic. Ph. A. Nemnich. Sein Nachfolger wurde 1822 der bekannte und vielgeschmähte Dr. Friedrich Lorenz Hoffmann, welcher das Amt bis zu dem seligen Ende der Zensur inne hatte. Sein Monatsgehalt betrug 50 Reichstaler. Näheres über ihn Gerstenberg S. 14—17.

burg gedruckten Schriften sollten den Namen des Verlegers und des Buchdruckers, und die Zeitungen auch den Namen des Redakteurs aufweisen (§ 5), Redakteur aber sollte nur jemand sein dürfen, welcher der Hamburger Gerichtsbarkeit unterworfen war (§ 6). Diejenigen in Hamburg oder in anderen Bundesstaaten gedruckten Schriften, bei welchen § 5 nicht beobachtet war, sollten nicht in Umlauf gesetzt werden dürfen. Geschah dieses doch heimlicherweise, so sollten dieselben „sogleich bei ihrer Erscheinung in Beschlag genommen, auch die Verbreiter derselben, nach Beschaffenheit der Umstände, zu angemessener Geld- oder Gefängnisstrafe verurteilt werden" (§ 7). Schriften, welche nicht unter den § 1 und § 2 fielen, sollten „auch fernerhin nach den hinsichtlich der Druckschriften hieselbst bestehenden Gesetzen beurteilt und behandelt" werden (§ 8), d. h. sie blieben frei von der Zensur, unterlagen jedoch wie bisher dem Aufsichtsrechte des Senates, welcher nach ihrem Erscheinen ein Debitverbot an die Polizeiherrn erlassen und Beschlagnahme anordnen, auch den Verleger und Verfasser in Geldstrafe nehmen oder gerichtlich belangen lassen konnte. Die „spezielle Aufsicht" über die Ausführung des Publikandums sowie die „Entscheidung der streitigen Fälle" wurde „vorbehältlich des verfassungsmäßigen Rekurses" einer dreigliedrigen, aus dem Syndikus und zwei Senatoren bestehenden Kommission übertragen (§ 9). Am Schlusse des Publikandums wurden alle Bürger und Einwohner, „sonderlich aber diejenigen, welche diese Verordnungen unmittelbar angehen", „stadtväterlich" ermahnt, „denselben sorgfältigst nachzukommen, und sich solchergestalt vor Verantwortlichkeit und Schaden zu bewahren". [1])

Wie man sofort sieht, bezweckte dieses nicht aus einem inneren Staatsbedürfnisse frei erwachsene, sondern dem hamburgischen Senate von auswärts aufgezwungene Preßgesetz in erster Linie den Schutz der Bundesstaaten, ihrer Würde, Verfassungen und Verwaltungsmaßnahmen vor Tadel und Angriffen durch das gedruckte Wort. Dieses wurde dem Zensor auch in einer Instruktion [2]) vom 22. März 1822 besonders eingeschärft, wenn-

1) Vgl. auch Gerstenberg S. 9, 10.

2) Gekürzt abgedruckt bei Gerstenberg S. 54 f.

gleich in derselben seine Aufmerksamkeit erstmals auch auf andere Dinge, nämlich auf „Religion, Moral und gute Sitten", gelenkt wurde. „Der Herr Zensor", so heißt es darin, „hat einzig dahin zu sehen, daß nichts gedruckt werde, was die Würde und Sicherheit des Deutschen Bundes und der deutschen Bundesstaaten verletzt, ihre Verfassungen und Verwaltungen tadelt, die, die verschiedenen Regierungen konstituierenden Personen verunglimpft, und gegen bestehende Verordnungen aufreizt: der Tadel, die Verunglimpfung und die Aufreizung mag nun deutlich und präzise ausgesprochen, oder verdeckt und in das Gewand der Satire gehüllt sein. Ebenso darf nichts passieren, was wider Religion, Moral und gute Sitten ist." Frei von aller Zensur wurden nur erklärt „Cours-Zettel, Preis-Courante . . . und was sonst von bürgerlichen Departementern auf ihre Administration Bezug habend, oder was von einer hiesigen öffentlichen Behörde, oder auf ausdrückliche Ordre E. H. Rats gedruckt" wurde.

Mit dem Erlasse solcher Verordnungen und Instruktionen hatte der hamburgische Senat zweifellos den Bestimmungen der Karlsbader Beschlüsse und des Deutschen Bundes genügt. Es fragte sich nun bloß, ob die Handhabung dieser Verfügungen seitens des Zensors und der Zensurbehörde die übrigen Bundesstaaten befriedigte. Interessant ist es da zu vernehmen, daß die ersten Beschwerden über die hamburgischen Zeitungen und die ersten Forderungen einer strengeren Beaufsichtigung derselben nicht von Bundesstaaten, sondern vom Auslande auf diplomatischem Wege beim Senate einliefen, — ein Zeichen, wie groß die Anmaßung der außerdeutschen Staaten dem ohnmächtigen Deutschen Bunde gegenüber damals war. [1]) Da beschwerte sich am 25. November 1820 der russische Ministerresident von Struve über eine Nachricht, welche die „Liste der Börsenhalle" über eine bei einem russischen Garderegimente ausgebrochene Revolte gebracht hatte. Er erklärt, „daß in der jetzt so sehr bewegten Zeit alle Vorgänge, die das Publikum beunruhigen oder zu zweideutigen Auslegungen geeignet sein dürften, dem Publikum besser vorzuenthalten seien". Wenige

1) Vgl. zum Folgenden Gerstenberg S. 18 ff.

Wochen darauf, am 4. Januar 1821, beklagt sich der spanische Generalkonsul de Montalvo mit bitteren Worten über die Hamburger Zeitungen wegen ihrer Nachrichten aus Spanien. Er macht wegen der Zensur den Senat für den Inhalt der Zeitungen verantwortlich; die hamburgische Politik müsse darauf ausgehen, sich der Teilnahme an politischen Diskussionen und Streitigkeiten der größeren Mächte zu enthalten, nicht aber Partei zu ergreifen; sie hätte alle fremden Regierungen mit Achtung zu behandeln usw. In ähnlicher Weise lauteten die Beschwerden des französischen Konsuls und des brasilianischen Geschäftsträgers, welch letzterer einen geradezu unglaublich herausfordernden Ton gegen den Senat anschlug. Diesem blieb natürlich nichts anderes übrig, als auf die Vorstellungen einzugehen und den Zensurbehörden wiederholt Vorsicht, Unparteilichkeit und weise Mäßigung den Angelegenheiten fremder Staaten und Regierungen gegenüber anzuempfehlen.

Besonders seit dem Jahre 1830 werden über die hamburgische Zensur auch Klagen der deutschen Bundesstaaten laut, vor allem Österreichs, Preußens, Hannovers und Dänemarks, welches ja für Holstein zum Deutschen Bunde gehörte. Die Juli-Revolution des genannten Jahres hatte nämlich in Hamburg das politische Interesse weiter Kreise geweckt, die bisherige Teilnahmslosigkeit war verschwunden und in den Taten des öffentlichen Lebens wie in der offenen Kritik der Presse zeigten sich rückhaltlos die Wirkungen der neuen Zeit. Allerdings war die hamburgische Regierung auf der Hut. Der Bund hatte in einem Beschlusse vom 21. Oktober 1830 schärfere Handhabung der Preßbestimmungen gefordert, und dementsprechend hatte der Senat am 5. November desselben Jahres durch die Zensur-Kommission allen Zeitungen aufgegeben, „daß sie bei Aufnahme von Nachrichten über stattgefundene aufrührerische Bewegungen mit besonderer Vorsicht und mit Vergewisserung der Quellen, aus welchen dergleichen Nachrichten geschöpft sind, zu Werke gehen“ und alle Artikel vermeiden sollten, welche geeignet wären, „das Vertrauen in die Landesbehörden und Regierungen zu schwächen und dadurch indirekt zum Aufstande zu reizen“. Aber durch eine solche und ähnliche Verordnungen der nächsten Jahre ließ sich keineswegs eine Besprechung der öffentlichen Verhältnisse und

Bundesangelegenheiten, auch nicht der schleswig-holsteinischen Frage, welche damals in den Zensur-Akten auftaucht, zurückhalten und unterdrücken. Es war ja auch eine unsagbar naive Zumutung für eine politisch mündig werdende Zeit, daß in Bundessachen die Zeitungen nichts anderes bringen sollten als wörtlich das, was die ihnen mitgeteilten Bundestagsprotokolle enthielten bezw. was in den für die Öffentlichkeit bestimmten Akten des betreffenden Bundesstaates stand!

Die Nichtbeachtung solcher Vorschriften bezw. das nachsichtige Verhalten der Zensurbehörde mußte naturgemäß seitens der gereizten Bundesstaaten zu diplomatischen Verhandlungen führen. So beschwert sich z. B. am 27. Juni 1832 der österreichische Minister von Binder über einen Artikel „Italy in 1832" in der von Prof. Wurm herausgegebenen Zeitschrift „The Hamburg Reporter and Gleaner" (Nr. 531), welchen die hamburgische Zensur hatte passieren lassen. Binder schreibt: „Wie ein in den schmählichsten Äußerungen gegen die österreichische Regierung in deren italienischen Staaten verfaßter Artikel, welcher noch überdies mit den auffallendsten Unwahrheiten und aufrührerischen Deklamationen angefüllt ist und nicht die entfernteste Kenntnis des Gegenstandes verrät, von der Zensur so ganz übersehen werden konnte, ist nicht wohl begreiflich: vorzüglich in einer Zeit, wo eine wachsame Handhabung derselben allein der immer mehr um sich greifenden verderblichen Aufregung und Widersetzlichkeit gegen die bestehende Ordnung einen Damm entgegenzusetzen vermag." Auf diese Darstellungen sah sich der Senat veranlaßt, die Beschlagnahme der betr. Nummer der Zeitschrift anzuordnen. Zweck hatte natürlich diese Maßnahme nicht; denn die Nummer war schon längst ausgegeben.

Empfindlicher noch als Österreich war das benachbarte Preußen. Um von seinen vielen Beschwerden über Heines Werke[1]) ganz zu schweigen, — am 12. Dezember 1845 beklagt

1) Vergl. darüber L. Geiger, Das junge Deutschland und die preußische Zensur (Berlin 1900) S. 25, 32, 45 ff. Dess. Neue Heine-Studien: II. Heines Vorrede zu den „Französischen Zuständen" (Deutsche Dichtung Bd. XXXIV 1903 S. 120 ff.). Dieser Aufsatz wurde auch herübergenommen in Geigers Buch, Das junge Deutschland, Studien und Mitteilungen (Berlin 1907).

sich sein Gesandter von Haenlein über den gehässigen Ton, mit welchem „Der Tagwächter" und „Der Telegraph" die inneren Zustände Preußens besprächen. Da alle früheren Beschwerden und Vorstellungen nichts genutzt hätten, so verlange er aufs neue, gerade diesen beiden Zeitschriften gegenüber jene Bestimmungen zur Ausführung zu bringen, welche der Bundesbeschluß vom 20. September 1819 in seinen §§ 4 und 5 für alle Bundesregierungen getroffen habe. Zugleich aber sei er veranlaßt, „mit dem diesfälligen Antrage die Hinweisung zu verbinden, daß, wenn auch diesem erneuerten Wunsche nicht in nachhaltiger Weise entsprochen werden wollte, der K. Preußischen Regierung . . . nichts übrig bleiben würde, als zu einer Beschwerde beim Deutschen Bunde zu schreiten und gestützt auf § 6 des allegierten Bundesbeschlusses die gänzliche Unterdrückung jener Blätter von Bundes wegen zu beantragen". . . . Er rechne darauf, „daß im Verfolge seiner gegenwärtigen ergebensten Note solche Anweisungen an die Zensurbehörde werden erlassen werden, welche in ihrer mit Nachdruck zu überwachenden Ausführung der Redaktion jener beiden Blätter keinen Zweifel weiter übrig läßt, daß die K. Preußische Regierung nicht fernerhin gesonnen sei, den von ihnen gegen sie ausgehenden Verunglimpfungen die bisherige Nachsicht zu teil werden zu lassen". Diese geharnischte Note hatte beim hamburgischen Senate wie bei der Zensurbehörde Erfolg. Letztere erhielt entsprechende Anweisungen (am 30. Dez.) und verfuhr von da ab, um durch eine etwaige erfolgreiche Beschwerde Preußens beim Bunde „einen die Kraft der hamburgischen Regierung in Zweifel stellenden Eindruck" zu verhüten, etwas strenger gegen alle preußische Verhältnisse besprechenden Zeitungsartikel.[1])

Dänemark andererseits beklagte sich wiederholt über die Besprechung der schleswig-holsteinischen Bewegung in Blättern wie Gutzkows „Telegraphen", Wienbargs „Literarischen und Kritischen Blättern", dem „Tagwächter" und vor allem der „Hamburgischen Neuen Zeitung". Die unmittelbare Nachbarschaft veranlaßte auch hier den Senat, die Wünsche der däni-

1) Gerstenberg a. a. O. S. 21 f.

schen Regierung möglichst zu berücksichtigen. Aber das Maß dieses Entgegenkommens und dieser Berücksichtigung genügte Dänemark nicht. Es half sich schließlich selbst. Am 2. November 1846 verbot es die „Hamburger Neue Zeitung" in seinem „Reiche", also auch in den beiden Herzogtümern, und da diese dortselbst ihr größtes Absatzgebiet hatte, so mußte sie infolge des dänischen Debitverbotes nach 78jährigem Bestehen eingehen.

Viel Verlegenheit bereiteten dem hamburgischen Senate auch die Publikationen der politisierenden Dichter und Schriftsteller.[1]) Börne und Heine ließen ihre politisch-poetischen Erzeugnisse in dem Verlage von Hoffmann und Campe erscheinen, und so richtete sich naturgemäß die unliebsame Aufmerksamkeit der Bundesregierungen auf Hamburg und seine liberale Zensur. Und die war und blieb wirklich liberal, trotz des preußischen Unwillens, welchen sie in vielen Fällen durch die Freigabe von Schriften erregte. So erteilte die Zensur-Kommission im Jahre 1837 Heines Schrift „Über den Denunzianten. Eine Vorrede zum dritten Teile des Salons", welche Hoffmann und Campe verlegen wollte, das Imprimatur, nachdem es der Zensor von Gießen versagt und hinsichtlich seiner Bewilligung auch der hamburgische berufsmäßige Zensor Dr. Hoffmann Bedenken geäußert hatte, — zweifellos eine sehr kühne Tat, wenn man sich erinnert, daß kurz vorher, am 10. Dezember 1835, der Bundestag die Schriften der „jungdeutschen Schule" verboten hatte, weil letztere bemüht sei, Christentum, Staat und Sittlichkeit zu zerstören. Ebenso erhielt 1838 das Imprimatur die von dem gleichen Verlage angenommene Schrift „Die rote Mütze und die Kapuze" von Karl Gutzkow, welcher als Redakteur des in Frankfurt gegründeten, von Hoffmann und Campe übernommenen „Telegraphen für Deutschland" nach Hamburg übergesiedelt war. Dagegen wurde dasselbe versagt dem ersten Teile der „Unpolitischen Lieder" von Hoffmann von Fallersleben. Rechnend auf seine Bekanntschaft mit dem Syndikus Sieveking, dem Vorsitzenden der Zensur-Kommission, hatte sich Hoffmann von Breslau aus nach Hamburg gewandt. Aber Sieveking war damals gerade abwesend, und sein Stellvertreter kannte weniger

1) Vgl. Gerstenberg S. 24 ff.

Milde. Da wußte sich nun der Verleger Campe sehr gut zu helfen: er ließ das Buch auswärts mit holsteinischer, also bundesstaatlicher Zensur drucken und vertrieb es dann ungestört in Hamburg — ein Trik, der noch in vielen anderen Fällen von ihm angewandt wurde, auch bei Herausgabe von Franz Dingelstedts anonym erschienenen „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters".

Gerade die Herausgabe dieser beiden Liedersammlungen [1]) nun reizte die preußische Regierung so, daß sie im Dezember 1841 den gesamten Verlag von Hoffmann und Campe in ihren Staaten verbot. Erst nach dem großen hamburgischen Brande (1842) nahm sie dieses Verdikt zurück. Der Verlag aber wurde von jetzt an bei der Übernahme neuer Werke vorsichtiger und die hamburgische Zensur — strenger. Sie nahm nunmehr, weil sie an diesem Beispiele erkannt hatte, wie sehr der Absatz ihrer Preßerzeugnisse von dem Wohlwollen der benachbarten Bundesstaaten abhing, mehr Rücksicht auf Preußens Wünsche, ohne sich jedoch deshalb blindlings denselben zu unterwerfen. Interessant ist in dieser Hinsicht das Verhalten der Zensur-Kommission in Sachen der Schrift von A. Brennglas (Pseudonym des Satirikers und Humoristen Adolf Glaßbrenner) „1845 im Berliner Guckkasten". Der Zensor Dr. Hoffmann hatte dieselbe zurückgewiesen, der Verleger hatte daraufhin die Zensur-Kommission angerufen. Syndikus Sieveking erklärte nun bei den Verhandlungen über diese Sache am 7. Februar 1846: „Ich kann es nicht über das Herz bringen, so vorzüglichen Spässen das Imprimatur zu verweigern." Senator Binder meinte: „Ich fürchte die Nackenschläge, welche bei Zulassung dieser allerdings witzigen Guckkastenbilder uns ohnfehlbar zu teil werden würden und kann mich deshalb nicht dazu entschließen." Senator Hartung jedoch sprach: „Ich trete dem Herrn Syndikus bei und würde es sehr bedauern, wenn die retrograde Bewegung in unseren Zensurverhältnissen so weit ginge, daß wir auch solche harmlose Einfälle, wie die vorliegenden Guckkastenbilder, unterdrücken zu

---

1) sowie des Buches: Der Bischof Dräseke und sein achtjähriges Wirken im preußischen Staate von G. v. C. Bergen 1840. Bei L. H. Benemann. In Kommission bei Hoffmann und Campe in Hamburg.

müssen glaubten." Das Resultat der Aussprache und Abstimmung war also die Erteilung des Imprimatur — ohne Rücksicht auf Berlin.

Wie zur Handhabung der Zensur war Hamburg natürlich auch wegen seiner Bundeszugehörigkeit gehalten, die vom Bunde erlassenen Debitverbote zu befolgen und sowohl mit Hilfe der Polizei den Verkauf solcher Werke, als auch mit Hilfe der Zensur-Kommission deren Besprechung und Anzeige in den Tagesblättern zu verhindern. So mußte es z. B. im Jahre 1844 auch Heines „Neue Gedichte", welche seine Zensur-Kommission durchgelassen hatte, unterdrücken, weil es Preußen gelungen war, ein Verbot derselben beim Bundestage zu erwirken. Aber bei der Ausführung solcher Bundesbeschlüsse suchte die hamburgische Regierung möglichst alle Härten zu meiden und zu mildern. So schickte sie z. B. am 3. September 1845 dem Literarischen Komptoir in Zürich und Winterthur, dessen gesamter Verlag für das Bundesgebiet verboten war, der aber gleichwohl viele seiner Bücher nach Deutschland einzuschmuggeln verstand, einige solcher beschlagnahmten Büchersendungen zurück mit dem Vermerke, daß „bei Wahrscheinlichkeit des großenteils in Deutschland verbotenen Inhalts dieser Pakete der Senat die Befolgung des Bundesbeschlusses vom 12. Juni 1845 mit möglichster Schonung des Eigentumes zu verbinden" wünsche. Mit einer solchen Maßnahme glaubte die hamburgische Regierung, deren Bürgerschaft damals schon stark gegen die Zensur ankämpfte, Bundestreue und Menschlichkeit in gleicher Weise zu betätigen.

Nachdem der Bundestag unter dem Drucke der öffentlichen Stimmung am 3. März 1848 die Zensur hatte fallen lassen, wurde sie in Hamburg am 9. desselben Monats vom Senate aufgehoben. Viel Nutzen und Segen hatte sie nicht gestiftet, aber auch die Märzerrungenschaft barg ernste Gefahren in sich. Jedenfalls aber war mit letzterer eine Ursache vieler politischer Unstimmigkeiten unter den einzelnen Bundesregierungen weggefallen: der Frieden im Deutschen Bunde war in dieser Hinsicht gefördert.

Fulda. Dr. K. Lübeck.

XXXVIII.

Shakespeares Religion.

In der Münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 18. April 1908 brachte Professor Conrad einen Artikel über „Shakespeares Religion", in dem die Ansicht, daß der Dichter überzeugter Katholik gewesen sein könne, wenigstens nicht haltlos gefunden wird. Das bedeutet einen großen Fortschritt gegenüber einer noch nicht lange verflossenen Zeit, wo man Rio's positiv bejahende Stellung zu der Frage „ergötzlich" finden konnte (Oechelhäuser). Allerdings kann, das muß man zugeben, seine in vielen Punkten zu phantasiereiche Auffassung einer Sache, die kühle Beweise fordert, nicht maßgebend sein — zum Nachdenken regt sie wohl an, und zur weiteren Aufklärung sei zu Professor Conrads interessanten Angaben das Folgende nachgetragen.

Daß Shakespeares Eltern katholisch waren, steht fest, und daß sie es blieben, beweist die Tatsache, daß im Jahre 1592 sein Vater John als Rekusant vor Gericht gestanden hat. Dazu tritt, daß mehrere Glieder der Familie seiner Mutter Mary Arden wegen ihres Glaubens 1583, ungefähr um die Zeit seiner Verheiratung den Tod durch Henkershand erlitten. Wie mag des Dichters hoher Geist sich dazu gestellt und welchen Antrieb konnte er haben, zu den entmenschten Schergen, den Schlächtern seiner Familie überzutreten? Da sich keine diesen Übertritt beweisenden älteren Angaben, wohl aber direkt das Gegenteil bezeugende vorfinden, bleibt nichts anderes übrig, als ihn für einen Katholiken zu halten — wofern seine Werke dem nicht widersprechen.

Was immer wir aber von dem großen Briten lesen, bestätigt unsere Annahme. Zunächst, daß in den Zeiten des hochlodernden Fanatismus keine Zeile von ihm der Schmä-

hung der untergehenden Kirche gewidmet ist. Im Gegenteil: ihre Einrichtungen und Lehren, ihre Priester und Mönche finden wir stets und überall mit liebender Verehrung gewürdigt. Es sei an P. Lorenzo in „Romeo und Julia“ und den sich den Kranken hinopfernden Barfüßerbruder daselbst, an P. Franziskus in „Viel Lärm um Nichts“, den adeligen Ordensmann in „Die beiden Veroneser“, den Eremiten in „Wie es euch gefällt“, an die Zeichnung des Ordensstandes und der Ordenspersonen in „Maß für Maß“ erinnert, obwohl noch viel mehr Beispiele angeführt werden könnten. Sogar der mit großen menschlichen Schwächen dargestellte Kardinal Wolsey wird zum Schlusse verklärt; eine ihn lobende Grabrede wird sogar in den Mund der von ihm verfolgten edlen Fürstin Katharina in „Heinrich VIII.“ gelegt. Auch Schlegel war der Meinung, daß Shakespeare „mitten unter der Erbitterung religiöser Parteien, den Stand des Mönches mit Vorliebe und seinen Einfluß immer (!) als wohltätig schildert. Man findet bei ihm keine von den schwarzen, tückischen Mönchen, die eine mehr protestantische als poetische Begeisterung einigen unserer Dichter an die Hand gegeben hat.“ So Schlegel (Vorl. ü. dram. Kunst.). Anglikanische und puritanische Geistliche aber finden wir nur als Karrikaturen. Zum Beispiel Sir Hugh Evans in „Die lustigen Weiber“, Sir Nathaniel in „Liebes Leid und Lust“, Ehrn Olivarius Textdreher in „Wie es euch gefällt“, Ehrn Matthias in „Was ihr wollt“, den sogar ein Narr vorstellen muß.

Dem Gesagten kann man überhaupt schon den „König Johann“, den Conrad anzieht, nicht entgegenstellen, da für politische Handlungen des Papsttums niemals Unfehlbarkeit prätendiert worden ist, ein Katholik also sehr wohl Einspruch erheben kann. Aber im Gegenteil: das genannte Drama, das eine durch Shakespeare zu Gunsten des Katholizismus bewirkte Umarbeitung eines älteren, von dem apostasierten Mönche Bale verfaßten Stückes ist, beweist trotz der herben Zeichnung des Kardinals Pandulpho nur des Dichters Ab-

sicht, dem Machwerke Bales seinen Stachel zu nehmen. So wurden denn auch die Schlußworte:

„Gehn Englands Ritter und das Volk zusammen,
Nichts schaden Papstes, Frankreichs, Spaniens Flammen,“

verändert in die harmloseren:

„So rüste denn die Welt an dreien Enden;
Wir trotzen ihr; nichts bringt uns Not und Reu,
Bleibt England nur sich selber immer treu.“

Den größten Nachdruck muß man aber, wie auch Rio richtig erkannte, auf den viel zu wenig beachteten „Heinrich VIII.“ legen, der nach der Meinung der meisten heutigen Forscher als das letzte Werk des Dichters angesehen wird. Ist es das, so darf man es mit Fug für sein literarisches Testament halten, in dem er zur kirchlichen Frage endgültig Stellung nimmt. Zunächst tritt allerdings die Frage nach der Echtheit des Stückes, das erst 1623, sieben Jahre nach Shakespeares Tod, veröffentlicht wurde, an die Forscher heran. Wie es uns vorliegt, muß man die ersten vier Akte mit Prolog und Epilog zu dem Zwecke der Verherrlichung der alten Kirche, symbolisiert durch die edle Königin Katharina, den letzten Akt zu der der neuen, vertreten durch Elisabeth, verfaßt halten. Das Drama zerfällt in zwei Teile, die wie Feuer und Wasser zu einander passen. Daher sind die meisten Forscher, die sich nicht entschließen können, den fünften Akt fallen zu lassen, obwohl sie wittern, daß manches darin nicht vom Dichter der vier ersten herstammen könne, ratlos und halten „Heinrich VIII.“, weil ohne innere Einheit, für Shakespeares schlechtestes Stück. Nimmt man aber nur die ersten Akte — wie es absolut nicht anders sein kann — als von ihm herrührend an und faßt den fünften als einen Akt auf, der um sie zu verwässern nachgedichtet wurde, so haben wir ein mustergültiges Drama vor uns, in dem die Urheber der englischen Kirchenumwälzung: Heinrich, Anna Boleyn, Cranmer an den Pranger gestellt, der reuige Wolsey mit uns versöhnt und die hochedle Dulderin Katharina verklärt wird.

Persönlich erscheint der britische Dichter daher in allen seinen Schriften als Katholik, wenn auch als Dramatiker und durch die Zeitverhältnisse gezwungen mit einem Schleier verhüllt, unter den wir allerdings leicht zu schauen vermögen. Daß bei seiner steten Trennung von seiner Familie seine Tochter einen anglikanischen Doktor kennen und lieben lernte und Shakespeare bei dem Paare seine Tage beschloß, wie Conrad erwähnt, widerspricht dem umso weniger, als in jenen Tagen Alt- und Neugläubige in zahlreichen Familien durcheinander gemischt gelebt haben werden. Diese Möglichkeit haben wir ja neuerdings beim Auftreten des Altkatholizismus erfahren. Noch weniger sind die Worte Hamlets in seinem Monologe: „Sein oder Nichtsein" dagegen anzuführen. Er beantwortet die Frage, warum wir nicht den Jammer des Daseins endigen, damit, daß die

„Furcht vor etwas nach dem Tod"

den Willen irrte. Das ist doch nur nicht spezifisch katholisch, sondern allgemein menschlich gedacht. Der große Dichter schildert eben überall seine Personen zunächst als Menschen, denen er als besondere Färbung sodann religiöse, politische oder sonstige Eigenschaften zumischt. Sogar bei den Kardinälen Pandulpho und Wolsey tritt vor allem ihre menschliche Schwäche und damit ihre scharf umrissene Charakteristik hervor. So erhalten wir lebende Figuren, während wir es sonst nur mit Typen zu tun gehabt haben würden.

Aus dem Gesagten erklärt sich des Dichters Stellung zur Religion. Wie sehr er auch die Forderungen eines Bekenntnisses für sich maßgebend erachtet haben mag, er wird sich gehütet haben, darauf basierende Gewissensfragen vor ein gemischtes Publikum zu bringen. Wenn das erlaubt wäre — wir würden vor der Menge der dann auftauchenden religiösen Probleme erschrecken. Allerdings, vieles mag uns noch bevorstehen, wenn heute unkünstlerisch die Problemdichtung Ibsens zur Geltung gelangen konnte. Meister Shakespeare stand auf einfacherem Standpunkte. Als Dra-

matiker galten ihm nur allgemeine, menschliche und darum keinem Bekenntnisse widersprechende Gesetze. „Die Bloßstellung und Bestrafung des Egoismus und die Feier der Menschenfreundlichkeit, der Treue, der Aufopferung, kurz, der Nächstenliebe", wie Conrad sagt, fordern wohl alle Konfessionen. So konnte der Dichter ruhig gut was gut, bös was böse nennen und war des Eindruckes auf alle seine Zuhörer sicher. Selbst in „Heinrich VIII." war sein Motiv der Kirchenspaltung kein religiöses, damit würde er nur ein geteiltes Publikum gefunden haben, sondern nur ein rein menschliches — die Sinnenlust des Königs. Gegen seine Katholizität spricht das so wenig wie etwas anderes, aber für sie seine Herkunft und seine offenbare Vorliebe für alles, was mit dem Glauben seiner Väter zusammenhängt.

Schließlich blieb William Shakespeare doch immer bei all seiner Größe ein Sohn seiner Zeit. Ihn anachronistisch als freien Denker, der über jeder Kirche steht, aufzufassen, geht nicht an. Es kann sich nur um die Frage handeln, ob er einer der verschiedenen Richtungen angehöriger Protestant oder — Katholik war, und sie kann nur, wie oben geschehen, beantwortet werden.

XXXIX.

Die Frauenfrage in Indien und ihre fast unüberwindlichen Schwierigkeiten.

Unter allen Ländern der Erde ist kaum eines unglücklicher als Indien und unter den Rassen, die es bewohnen, hat sich gerade die zahlreichste das größte Joch selbst auferlegt, und sich durch eigene Schuld den Ausweg aus allen Wirren und Nöten versperrt, denn mit einer Findigkeit und einem Scharfsinn, der seines gleichen sucht, hat die brahmanische Religion überall Schranken aufgerichtet, die niederzuwerfen noch nicht gelungen ist. Wenn Atheisten und Ungläubige die Religion als die Ursache aller Übel und Plagen der Menschheit betrachten, so ist ihr Urteil dem Christentum gegenüber sehr ungerecht, aber durch die Tendenz der Hindureligion nur zu sehr gerechtfertigt. Einer der furchtbarsten Mißbräuche ist jedenfalls die systematisch durchgeführte Erniedrigung des weiblichen Geschlechtes, die bereits in der zarten Jugend beginnt. Die Geburt eines Knaben wird mit Jubel begrüßt, die eines Mädchens verursacht tiefe Trauer und erfüllt Vater und Mutter mit Bangen und Sorgen. Das Mädchen ist in den Augen der Hindus so unnütz, daß sich schon in früher Zeit zahlreiche Beispiele von Mädchenmord finden. Eltern, welche vor diesem Verbrechen zurückschrecken, fragen sich schon nach der Geburt des Mädchens, wie können wir das Kind verheiraten? wo einen Gatten finden? wie die hohe Mitgift erschwingen? Und wenn alle diese Schwierigkeiten gehoben sind, wie peinlich ist es, von dem Kind, das wir so liebgewonnen haben, im zehnten oder zwölften Jahre uns zu trennen und keine Aussicht zu haben, dasselbe je wieder zu sehen! Durch die Heirat ist die Tochter aus der eigenen Familie aus- und in eine neue eingetreten. Während in Europa manche Eltern in der Liebe und Opferwilligkeit ihrer Töchter einen Ersatz finden für alle die Leiden, welche die Söhne ihnen bereiten,

ist es im Orient anders, wie schon aus zahlreichen Stellen des alten Testaments hervorgeht. Wir führen nur eine an: „Dein Weib ist wie ein fruchtbarer Weinstock im Innern deines Hauses, deine Söhne wie Ölbaumsetzlinge um deinen Tisch.“ (Ps. 128,3.) Es sind überall die Söhne, welche als die Säulen, als die Verteidiger der Eltern, der Stolz der Familie erscheinen. Gleichwohl haben auch im Orient, ja sogar in Indien manche Frauen eine wichtige Rolle gespielt.

Die heiligen Bücher der Inder und die Geschichte Indiens lehren uns, daß das Kastensystem und manche der anstößigsten Gesetze oder Vorschriften entweder gar nicht bestanden, oder milder gehandhabt wurden. Max Müller geht aber jedenfalls zu weit, wenn er behauptet, daß die Kinderheiraten weder von Sruti noch Smriti sanktioniert seien. Er beruft sich auf Manus Gesetzbuch, das dem Mädchen erlaubt, drei Jahre nach der Geschlechtsreife einen geeigneten Gatten zu wählen L. 9, 90. Aber Manu spricht von einem Mädchen, das keine Eltern mehr hat. An eine alle die Widersprüche der alten Gesetze beseitigende Reform kann nicht gedacht werden, weil kein unfehlbares Lehramt besteht, weil der Buchstabe des Gesetzes mehr gilt als das weiseste Urteil eines Priesters, weil die englische Regierung es nicht wagt, die nötigen Änderungen zu treffen oder dem Kläger Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es gelten noch immer folgende Bestimmungen: 1. Noch immer werden Knaben und Mädchen von zwei bis acht Jahren verheiratet. 2. Die Ehe wurde vollzogen, wenn das Mädchen im 10. Lebensjahre stand. (Die Regierung hat seitdem das zwölfte Lebensjahr festgesetzt.) 3. Ganz junge jungfräuliche Witwen dürfen nach dem Tod des Mannes nicht heiraten, obgleich das Staatsgesetz dies erlaubt. 4. Hinduwitwen sind eine verachtete, in der Regel allerlei Mißhandlungen ausgesetzte Klasse. Trotz der Bemühungen der Reformer hat die Tendenz, die alten Verordnungen einzuschärfen, an Macht gewonnen. Die Regierung zeigte sich schwach und wagte es nicht, die Gesetze der Humanität der öffentlichen Meinung gegenüber aufrecht

zu halten. Ein Mädchen Rukhmabai hatte sich geweigert mit einem Wüstling Dadaj Bhikaj, mit dem sie in zartem Alter verheiratet war, die Ehe zu vollziehen. Bhikaj verklagte sie und verlor den Prozeß. Er appellierte an das Obergericht und erlangte Gewalt über das widerstrebende Mädchen. Die zweite Entscheidung war politisch klug, aber einer Regierung, welche die Pflicht, die Unterdrückten zu beschützen, ernst nimmt, ganz unwürdig. Die ehrbarsten und gebildetsten Mädchen sind der Willkür der unwürdigsten Männer preisgegeben.

Eine Anführung der wahrhaft läppischen Gründe für die Verheiratung der Mädchen bei den ersten Anzeichen der Geschlechtsreife und noch vor der Menstruation wollen wir dem Leser ersparen. Die Gesetzgeber ließen sich offenbar durch selbstsüchtige Beweggründe bestimmen und sahen von allen Gegengründen z. B. der Notwendigkeit der Erziehung durch die Eltern, der Sorge für die Erzeugung eines kräftigen Geschlechtes ganz ab. Es muß jedem Vernünftigen einleuchten, daß, alles in allem genommen, die menschliche Pflanze, das Kind, in der Familie, auf heimischem Boden am besten gedeiht, daß alle mit der Verpflanzung auf einen neuen Boden verbundenen Vorteile mehr oder minder verloren gehen, wenn die Verpflanzung verfrüht ist. Ausnahmen gibt es überall. Die Matrone, sei es die Großmutter oder die Mutter, die in der „Zenana" gebietet, mag ja bisweilen mehr Takt, Klugheit und Sympathie besitzen als die natürliche Mutter, das zarte Kind, das ihr anvertraut wird, mag sich ihr leichter anschließen als die erwachsene Jungfrau, aber in wie vielen Fällen sind es gerade die guten Eigenschaften, die geistigen und leiblichen Vorzüge der Schwiegertöchter, welche den Neid und die Mißgunst der Schwiegermütter oder anderer Glieder der Familie erregen, welche Mittel und Wege finden, die Vorsteherin des Frauengemaches gegen das liebenswürdige schüchterne Kind einzunehmen, von dem sie sich nicht hinlänglich geehrt hält. Die indischen Gesetzgeber haben in ihren Ehegesetzen weder die Natur-

gesetze noch die Wohlfahrt der Verheirateten im Auge gehabt und durch ihre Beförderung der frühen Heiraten und deren Vollziehung im 10. Lebensjahr der Mädchen, die sie den Eltern zur Pflicht machten, unnennbaren Schaden gestiftet. Gerade für das schwache und entnervte Geschlecht Indiens waren späte Heiraten und eine mäßige Zurückdrängung des Geschlechtstriebes geboten. Die Priester setzten jedoch alle Hebel in Bewegung, um die alte Sitte aufrecht zu halten, und verdammten alle in den Abgrund der Hölle, welche zu der furchtbarsten (!) Sünde mitgewirkt, daß ein Mädchen nicht bereits vor ihrer geschlechtlichen Reife verheiratet ward. Man hätte denken sollen, die um Monate oder Jahre verspätete Vollziehung der Ehe hätte die Priester ausgesöhnt. Das ist keineswegs der Fall, das Mädchen ist durch die Verzögerung ein Gegenstand des Fluches geworden, so daß eheliche Verbindung mit ihr zur neuen schweren Sünde wird, die auf den Gatten, die Eltern und Verwandten fällt. Über das Zenanasystem, die Trennung der Geschlechter, die Untersagung eines freieren Verkehrs, gehen die Urteile von wohlunterrichteten, vorurteilsfreien Europäern auseinander. Dies beweist nur, daß manche Härten des Systems in der Praxis gemildert oder verschärft werden. Die Literatur ist ein untrüglicher Gradmesser der Kultur und Sitte eines Volkes. Solange dieselbe wie in Indien sich gegen das weibliche Geschlecht so feindselig zeigt, ist wenig zu hoffen. Man hat den Haß und die Verachtung des weiblichen Geschlechtes, die bodenlose Gemeinheit, mit der die geschlechtlichen Verhältnisse in der indischen Literatur besprochen werden, dadurch zu entschuldigen versucht, daß die Frauen weder die Literatur studieren, noch überhaupt lesen. Es ist jedoch schlimm genug, wenn die Männerwelt in ihren Vorurteilen bestärkt und in allen Arten von Niederträchtigkeit und Bestialität unterwiesen wird, durch die das weibliche Geschlecht erniedrigt wird. Wie kann Pietät gegen die Mutter, Liebe zu Schwestern und weiblichen Verwandten, endlich zur Gattin aufkommen, wenn in Liedern, in der Spruchdichtung, in der

erotischen Literatur die Schattenseiten des weiblichen Geschlechtes so stark hervortreten. Müssen die wenigen liebenswürdigen Frauengestalten, welche die indische Dichtung bietet, nicht ganz verschwinden? Leider reicht die Verhöhnung des Weibes in der Literatur sehr weit zurück, spielen die Frauen schon frühe die Rolle der Verführerinnen der großen Büßer.

Ob die neuere indische Literatur betreffs des weiblichen Geschlechtes sich von der europäischen Literatur hat beeinflussen lassen, ist uns nicht bekannt; es ist wenig wahrscheinlich, denn die Frauenfrage hat in Indien eher Rück- als Fortschritte gemacht. Die Gründe hierfür sollen kurz erörtert werden. Der Hauptgrund ist wohl die Besorgnis, daß die indischen Frauen gleich ihren europäischen Kolleginnen sich nicht zufriedengeben würden, bis sie volle Gleichberechtigung erlangt und in allem den Männern gleichgestellt würden. Die Exzesse der englischen Frauen erschrecken selbst die Reformpartei unter den Hindus. Sie sehen ein, daß die Zulassung der Frauen zum höheren Unterricht zunächst den freieren Verkehr der Geschlechter, ferner eine veränderte Lebensstellung zur Folge haben und große pekuniäre Opfer fordern würde. Die Hindufrauen, besonders der besseren Stände werden ihre europäischen Kolleginnen nachahmen und ihre Rolle von Dienerinnen oder Sklavinnen nicht länger spielen wollen. Nahrung, Kleidung, Dienstboten, Reisen und andere Vergnügungen werden große Kosten verursachen. Ist die Erziehung der Söhne schon kostspielig, so wird die der Töchter es noch mehr werden. Reiche Kaufleute, deren Zahl noch immer beträchtlich ist, könnten diese Auslagen machen; die Regierungsbeamten und die Angehörigen der gelehrten Professionen wie Juristen, Ärzte, müßten sich große Entbehrungen auferlegen, vor allem den Verwandten, die sie früher unterstützt hatten, diese Hilfe entziehen und die Hand zur Zerstörung des Familiengeistes bieten. Jeder Philanthrop müßte die Lockerung dieses Bandes der uneigennützigen und opferwilligen Freundschaft, das die Verwandten umschlingt, beklagen. Ein weiterer

Grund gegen die Einführung von Mädchenschulen sind die schlimmen Erfahrungen, die man mit den höheren englischen Schulen gemacht hat, und die Besorgnis, die englischen Lehrerinnen würden ihre exzentrischen Ideen den jungen und unerfahrenen Schülerinnen einflößen. Diesem Übelstand könnte man abhelfen durch die sorgfältige Auswahl der Lehrerinnen, deren ehrenwerter Charakter eine Gewähr böte, daß sie sich streng an die Schulordnung hielten. Es wäre die Aufgabe der Regierung, getrennte Elementarschulen für Mädchen und Knaben zu errichten, statt der rein literarischen die praktische Erziehung fürs Leben zu betonen und neben der Einschärfung der zum Teil recht wertvollen Lebensregeln, wie sie sich in den indischen Sprüchen finden, die wichtigsten ethischen Grundsätze zu lehren. Das hätte freilich schon längst geschehen müssen. Gegenwärtig bestehen für 15 Dörfer je eine Schule und ein Lehrer, der in der Regel die eine Eigenschaft besitzt, daß er sich für jede andere Beschäftigung als untauglich erwiesen hat. Die Schulen würden, wenn sie Anleitung zu weiblichen Arbeiten gäben, den Kunstsinn wecken und die Gelegenheit sein Brot zu verdienen gewähren, zahlreiche Schülerinnen anlocken und manche Vorurteile zerstreuen. Die Geschmeidigkeit und die Kunstfertigkeit haben die Hindus mit den alten Kulturvölkern gemein. Es war deshalb eine beklagenswerte Nachlässigkeit, daß die englische Regierung ihrem verkehrten ökonomischen Grundsatz des „laissez faire" zuliebe das Handwerk und die Kunst nicht förderte. Die Lösung der Aufgabe ist erschwert, aber keineswegs unmöglich geworden. Manche Eltern würden ihre Töchter in die Elementarschulen schicken, wenn sie praktischen Unterricht daselbst erhielten, wenn die Lehrerinnen der Proselytenmacherei und der Angriffe auf das Hindu-System sich enthielten. Unterricht in der englischen Sprache, Bekanntschaft mit der englischen Literatur, würde für die meisten Mädchen verderbliches Gift sein, denn gewissenlose Europäer würden denselben schlechte Bücher in die Hände spielen, welche den Gehorsam

und die Zucht untergraben und den unerfahrenen Kindern den Geist der Widersetzlichkeit einflößen würden. Manche religiösen Orden könnten unter den Mädchen großen Nutzen stiften, wenn ihr Bekenntnis die Eltern nicht mit Mißtrauen erfüllte. Unter den gegenwärtigen Umständen können nur überzeugungstreue Hindus einen wohltätigen Einfluß ausüben; ihre Zahl ist jedoch zu gering und wird voraussichtlich nicht wachsen, wenn die Regierung nicht zur Gründung von Mädchenschulen schreitet. Was das weibliche Geschlecht nötig hat, sind nicht etwa Mittelschulen und Universitäten sondern Volksschulen. Durch Zulassung der Mädchen zu den akademischen Graden hat die Regierung den männlichen Studenten Konkurrenz gemacht und da es für letztere bereits an den nötigen Stellen fehlt, nur die allgemeine Unzufriedenheit erhöht.

Faktisch werden an den Universitäten Indiens die Frauen zu den akademischen Graden zugelassen, aber das Boykottieren seitens der gelehrten Professionen wird so streng gehandhabt, daß sie weder als Ärzte noch als Juristen oder Lehrer eine Beschäftigung finden. Diese ungerechte Zurücksetzung findet das große Publikum ganz in der Ordnung. Die Frauen haben und brauchen nach Hindubegriffen keine Beschäftigung, denn sie werden von ihren Männern oder in dem Haus der Eltern ihrer Männer unterhalten und sind so früh verheiratet, daß sie selten in die Notlage von unseren jungen Damen geraten, die entweder ihre Eltern oder ihr Vermögen verloren haben. Aber gerade das ist ein ungesunder anormaler Zustand, daß die Frauen keine Beschäftigung suchen dürfen und die Dienste, für die sich besonders eignen, zurückweisen müssen. In den Häusern der Eingeborenen sowohl als denen der Europäer sind fast alle Dienstboten männlich, in den Läden, Restaurants findet man nur männliche Bedienung. In den in Indien errichteten Fabriken hat man in letzter Zeit die alte Ordnung durchbrochen und auch Frauen zugelassen. Je eher man mit dem Grundsatz bricht, daß die Frau so früh verheiratet

werden müsse, damit sie nie daran denke, sich unabhängig zu machen, vielmehr so gestimmt sei, daß sie eher jegliche Mißhandlung und Unbilde sich vom Gatten und seinen Verwandten gefallen lasse, als daß sie eine selbständige Stelle suche, desto bälder ist eine Besserung des Loses der Frauen zu erwarten. Die mangelhafte Erziehung der Mädchen, ihre Beschränkung auf das Weibergemach, die ihnen durch das Herkommen aufgenötigte Arbeitslosigkeit machen frühe Heiraten notwendig. Man beseitige diese ungünstigen Bedingungen, man überzeuge die Eltern, daß sie weit besser für ihre Töchter sorgen, wenn sie dieselben länger zu Hause behalten und ihnen eine ihren Anlagen und Fähigkeiten entsprechende Erziehung geben könnten. Selbst in dem bestregierten Haushalt können, wenn er zu groß ist, Konflikte nicht ausbleiben. Großmutter, Mutter und Schwiegertöchter mit ihren Kindern werden vielfach verschiedene Interessen verfolgen und ihre Gefühle nicht immer unterdrücken können und ein Zusammenleben unerträglich finden. Das gilt besonders von den jungen Witwen, die keinen männlichen Anwalt haben, die sich auch in reichen Familien wie Vögel in einem goldenen Käfig vorkommen.

Das Los der Frauen der Arbeiterklassen in den Dörfern ist verhältnismäßig weit günstiger als in den Städten, denn sie begleiten ihre Männer aufs Feld, nehmen bisweilen die Kleinen mit und helfen bei der Arbeit; ihre Nahrung ist besser, ihre Gesundheit kräftiger, sie werden nicht von der Langweile ihrer Schwestern in den Städten geplagt, die keine angemessene Beschäftigung finden.

Abgesehen von religiösen Waschungen, die im Gesetz vorgesehen sind, halten selbst die vornehmen Frauen wenig auf Reinlichkeit. Bäder, reine Wäsche, auch die Toilette nimmt nicht viel Zeit in Anspruch. Besuche der Tempel und der Freundinnen sind beschränkt, Malerei, Musik sind unter den Hindufrauen unbekannt und nur wenige vermögen Bücher zu lesen. Der Zauber und Reiz des Lebens in den Frauengemächern (pardah) ist übertrieben worden, alles was den

Geist nährt, der Seele Schwung verleiht, fehlt, jede freie Regung wird in den Pardahs unterdrückt. Gerade die Frauen, welche unter dem System am meisten gelitten, sind, wenn sie ans Ruder gelangt sind, die unnachgiebigsten, strengsten.

Das Bild, das wir von den Frauen der Hindus entworfen, ist keineswegs glänzend, die Aussichten der Frauen sind nicht günstig, weil die Männerwelt sich einbildet, die echt weiblichen Tugenden, Bescheidenheit, Gehorsam und völlige Hingebung an den Mann, würden durch das indische System mehr befördert als durch das englische. Die Engländer, besonders aber die Amerikaner sind in Betonung der Frauenrechte vielleicht zu weit gegangen, sie befinden sich aber auf dem rechten Weg, wenn sie auf den gesunden Sinn und das Pflichtgefühl der Frauen ihr Vertrauen setzen.

A. Zimmermann.

XL.

Kürzere Besprechungen.

1. F. X. Barth, Hildebert von Lavardin (1056—1133) und das kirchliche Stellenbesetzungsrecht. (Kirchenrechtliche Abhandlungen herausg. von U. Stutz 34.—36. H.) Enke, Stuttgart 1906. XX, 489 S. 17,60 *M.*

Als reife Frucht langjähriger Studien bietet Verfasser in vorliegender Arbeit ein wohlabgerundetes Bild von Hildebert in seiner Bedeutung als Kanonist, von ihm, der vielleicht nicht weniger als sein berühmter Zeit- und Gesinnungsgenosse Ivo von Chartres auf die Entwicklung und praktische Durchführung der Reformideen des 11. und 12. Jahrhunderts von Einfluß sein sollte. Wenn die Fragen nach Erwerb und Verlust, sowie vor allem nach der Form der Besetzung kirchlicher Ämter der Hauptstreitpunkt in den Bewegungen jener Zeit waren, so ist es nicht zu verwundern, daß auch Hildeberts kanonistische Tätigkeit sich vornehmlich auf diese erstreckt. Verfasser gliedert daher

mit Recht, nach einem kurzen Überblick über Hildeberts Leben, seine Bedeutung für das kanonische Recht und sein Verhältnis zur gregorianischen Reform im allgemeinen (S. 1—24), den Stoff nach jenen Gesichtspunkten dahin, daß er Hildeberts Stellung zunächst zu den allgemeinen Amtshindernissen (S. 25—104), sodann zur Besetzung der niederen Kirchenämter und Kapitelsstellen (S. 106—317), sowie der Bistümer (318—463) behandelt. Da nun zu diesem Zwecke auch die geltenden Bestimmungen und die Entwicklung der einschlägigen Reformgedanken eingehend dargelegt werden mußten, bietet das Werk einen überaus reichhaltigen, dankenswerten Beitrag zur Geschichte des Ämterbesetzungsrechtes jener Zeit überhaupt.

Gehen wir kurz auf den Inhalt ein. Hildebert kennt an allgemeinen Amtshindernissen die des Mangels der Geburt, Freiheit, Sanftmut, des guten Rufes und der Wissenschaft. Als irregularitates ex defectu finden wir Notwehr, Tötung, Verstümmelung, die er in dem Worte mores vita zusammenfaßt. Die Dimissorialien sind ihm noch die alte Emanzipation; erst in späterer Zeit werden sie zur bloßen Weiheerlaubnis. Als erforderliches Alter verlangt er 30 Jahre selbst für die Priesterweihe, zur Erlangung von Benefizien den entsprechenden Ordo. Der Kumulation von Benefizien tritt er dagegen noch nicht scharf genug entgegen. Was die beiden Hauptpunkte der Reform, Konkubinat und Simonie, anlangt, so scheint Hildebert die strengen Reformgesetze seit Leo IX. gegen Ehe und Konkubinat der Kleriker nicht angewandt zu haben, wohl aber wendet er sich mit aller Schärfe gegen die Priestersöhne, die Vererbung der Benefizien wie vor allem gegen die Simonie, wenn er auch gleich seinen Zeitgenossen über die Gültigkeit und Erlaubtheit der simonistischen Weihen im Zweifel ist. Mit der Reform mußte auch zuerst der Gedanke auftauchen, wie die geschilderten Amtshindernisse zu beseitigen sind. Bisher war man einfach über sie hinweggegangen. Hildebert verlangt z. B. zur Beseitigung des defectus famae den Reinigungseid mit Eideshelfern, auch das Gottesurteil kennt er. Bei unklaren Straf- oder Irregularitätsgesetzen, ferner bei Translationen und Unregelmäßigkeiten in der Bischofswahl spricht er nicht dem Metro-

politen oder der Provinzialsynode, sondern dem Papste ein Entscheidungs- und Dispensationsrecht zu, wenn er sich auch sonst über den Mißbrauch der immer mehr zunehmenden und unbegründeten Appellationen beschwert.

Hatten auch die Reformkreise erkannt, daß zur Beseitigung der Hauptübel der Zeit, Simonie und Konkubinat, die Axt an die Wurzel, die alles durchsetzende eigenkirchenrechtliche Laienherrschaft zu legen war, so mußte man doch zunächst sich damit begnügen, das zu erhalten, was die fränkische Reform im 8. und 9. Jahrhundert errungen hatte: Dotierung der Geistlichen und Kirchen, bischöflichen Konsens bei der Anstellung und Aufsicht der Kleriker. Man sah sich daher zu Zugeständnissen gezwungen, wenn man sie auch grundsätzlich verwarf. So auch unser Bischof. Prinzipiell betont er die Freiheit der Kirche, die Freiheit der Ämterverleihung. Die Wahl, d. h. die freie Verleihung seitens der rechtmäßigen kirchlichen Organe ist ihm die Besetzungsform für alle Kirchenämter. Doch weiß er die althergebrachten Befugnisse der Laien zu schonen. Er begnügt sich damit, eine Reihe von Kirchen durch gutwillige Schenkung in geistliche Hand zurückzubringen, den erforderlichen bischöflichen Einfluß bei der Besetzung und das Aufsichtsrecht über die Kleriker durchzusetzen. Auch bei den Kapitelsstellen zeigen sich die Kämpfe zwischen den Ideen der Reform und den von den Laien beanspruchten Rechten. Als letztere gegenüber der Macht der von der Reform verteidigten Gedanken nicht mehr festgehalten werden können, sucht man die alten Eigenrechte wenigstens an den Temporalien zu wahren. Gerade bei den niederen Kirchen macht sich diese Trennung von altare und ecclesia schon früh geltend, wie sie dann für die höheren Kirchen durch das Wormser Konkordat festgesetzt wird; damit war der Weg gefunden, auf welchem am leichtesten Konflikte gelöst werden konnten. Langsam tritt an Stelle des Besetzungsrechtes ein Vorschlagsrecht, das dann 1179 durch Alexander III. gesetzlich geregelt wird. Aber gänzlich läßt sich der Einfluß des Laien, zumal bei den Kapitelsstellen nicht beseitigen. Gerade hier macht sich bald wieder in verstärktem Maß Familienpolitik geltend, alte Mißbräuche reißen wieder ein. Den eigentlich letzten Stoß gaben auch hier erst im letzten Jahrhundert die Staaten

durch Beseitigung der materiellen Vorteile der Patrone und Kapitulare.

Was Hildeberts Stellung zu den Besetzungsrechten der Kapitulare, Archidiakonen usw. anlangt, so geht auch hier sein Streben dahin, alle kirchlichen Ämter wieder unter die Gewalt des Bischofs zu bringen. In Wahrung eigener wie fremder Rechte schlägt er diesen Mittelweg ein auf Grund der Unterscheidung der Spiritualien und Temporalien, der einzig möglichen Basis für eine Übereinstimmung von Recht und Übung, wie für ein friedliches Verhältnis zwischen Kirche und weltlichen Großen. Die kirchliche Gesetzgebung hat dies allerdings nur für die Klosterinkorporationen anerkannt, für die Laien jedoch nur ungern geduldet. Den klerikalen Besetzungsrechten gegenüber war Hildeberts Stellung um so schwieriger, als gerade zu seiner Zeit alles in Fluß sich befand: der Kampf der Bischöfe mit den Kanonikern um das Verleihungsrecht, die langsame Aufteilung des Kapitelgutes in Präbenden, die Entwicklung des Besetzungsrechtes der Kapitelseigenkirchen zum bloßen Präsentationsrechte, der wachsende, wenn auch noch nicht mit der bischöflichen Jurisdiktion rivalisierende Einfluß der Archidiakonen, Archipresbyter und Landdekane. Alles dies mußte einen klugen Bischof und Reformator, wie es Hildebert war, zur größten Vorsicht mahnen.

Mitten in den seit den Tagen von Rheims 1049 entbrannten Kampf gegen das Eigenrecht an den höheren Kirchen fällt Hildeberts Erhebung zum Bischof von Le Mans i. J. 1096. War sein Vorgänger Hoel noch ganz ein Bischof von des Königs Gnaden gewesen, so erfolgt seine Wahl seit langem zum ersten Male völlig frei, auch von Investitur oder Lehenseid ist keine Rede. Die Reform hatte hier also gesiegt, der weltliche Einfluß war beseitigt. Aber damit war noch nicht allgemein der Sieg errungen. Die Besetzung anderer Bistümer zeigt dies. In Angers wird 1101 unter dem Drucke des Grafen „gewählt", der Gewählte von diesem investiert und vom Metropoliten darauf bestätigt und geweiht. Hildebert versucht den Erzbischof zu bewegen, die Weihe nicht vorzunehmen und die Entscheidung des Papstes abzuwarten. Allein vergebens. Und damit beruhigte er sich. Seine Politik ging im Einklang mit Ivo von Chartres dahin, um des Friedens zwischen Staat und Kirche willen die

kirchlichen Gesetze soweit als möglich den tatsächlichen Verhältnissen anzupassen und unter besonderen Umständen, um Schlimmeres zu verhüten, Dispens eintreten zu lassen. Hildebert will eine den kirchlichen Bestimmungen entsprechende Wahl durch den Klerus, bei welcher das Volk nur zustimmt, die weltlichen Machthaber keinen entscheidenden Einfluß haben. Bezüglich Investitur und Lehenseid wünscht er zwar die Beobachtung der kirchlichen Vorschriften, doch sieht er bei politischen Schwierigkeiten hiervon auch ab. Diesen Anschauungen entsprechend stellt sich Hildebert wie Ivo bezüglich des Vertrages von Sutri 1111 nicht auf die Seite der Extremen, welche das Vorgehen des Papstes gänzlich verurteilten. Nach seiner gemäßigten Zweischwertertheorie sind beide, Staat und Kirche, zwei von Gott zur Herrschaft berufene Glieder des Leibes Christi, daher an sich eine Verbandseinheit, aber im Bereich ihrer Tätigkeit von einander unabhängig, der König dem Papste nur in rein kirchlichen Dingen unterworfen. Und so sollen die Paschalwirren gelöst, der Vertrag von Sutri aufgehoben, die Entscheidung den Zeitumständen und den Interessen beider Gewalten entsprechend getroffen werden. Seine unermüdliche Tätigkeit für den Frieden, die ihm immer mehr Anhänger, so besonders den anfänglich radikal gesinnten Kardinal Abt Gottfried von Vendome, gewann, war denn auch schließlich von Erfolg gekrönt. Es kommt unter nicht geringem Einfluß seiner von Gottfried vertretenen Ideen zum Frieden, zum Wormser Konkordat. In Frankreich war schon seit längerer Zeit die kanonische Wahl Regel geworden, die Regalien wurden nur noch durch formlosen Akt ohne symbolisches Zeichen übertragen, ohne daß diese Verleihung die Weihe unbedingt nach sich zog, die vielmehr vielfach schon vorher erfolgte. Der Eid war kein Lehnseid mehr, sondern nur ein Treueid. In England und Normandie kamen Hildeberts Ideen nicht so zum Siege. Der Lehnseid bleibt, ja die Besetzung der Bistümer gerät wieder mehr und mehr gänzlich in die Hand des Königs. So geht auch bei der Besetzung der Bistümer Hildeberts Streben darauf hin, den Einfluß der Laien zu mindern, und auch hier durchzieht wie bei der Behandlung der niederen Benefizien Hildeberts Wirken der dreifache Gedanke: Recht, Freiheit, Friede.

2. O. Riedner, Das Speierer Offizialatsgericht im dreizehnten Jahrhundert.[1])

Die Frage, die hier in trefflicher Weise behandelt wird — Entstehung, Ausbreitung und Organisation des Speierer Offizialatsgerichtes —, ist aufs engste mit jener der Rezeption des römischen Rechtes verknüpft. Der Verfasser versucht recht glücklich den Nachweis, daß der von Frankreich stammende, in Speier aber den dortigen Verhältnissen angepaßte ordo judicarius ‚Antequam‘ als „erste rein tatsächliche, wenn auch vielleicht nicht gesetzgeberisch eingeführte Prozeßordnung des geistlichen Gerichts zu Speier“ anzusehen ist. Mit Hilfe dieser ältesten Gerichtsordnung und seines Offizialatsgerichtes überhaupt trug vorzüglich Speier dazu bei, die teilweise bis heute bestehende Rechtsordnung herbeizuführen. Vielleicht darf man, wie R. meint, Speier als den Ausgangspunkt für den Siegeszug des römischen Rechtes in Deutschland ansehen. Buchner.

3. Spanien und Napoleon 1804—1809.[2]) Das Buch bietet eine auf reiches und vielfach neues Quellenmaterial gestützte Geschichte der Unternehmung Napoleons I. in Spanien, der Thronberaubung, der hinterlistigen Gefangennahme der königlichen Familie der Bourbons, der Intriguen an den Höfen und der Erhebung Spaniens gegen die Fremdherrschaft. Die Personen sind deutlich geschildert und in dramatischer Entwicklung zieht das Bild der Ereignisse an uns vorüber. Die Sprache ist das klassische Französisch, wie es uns heute nur noch in den Werken der bessern Schriftsteller begegnet. Montalembert hätte seine Freude an der glänzenden Diktion gehabt. König Karl IV., die Königin Marie Louise, der Prinz von Asturien, nachmaliger König Ferdinand VI., der Friedensfürst Manuel Godoy, Lord Nelson, Napoleon I., sein Bruder Joseph „König von Spanien“, Murat, Savary, Talleyrand begegnen uns handelnd und redend und die zahlreichen Gesandtschafts-

1) Sonderabdruck aus den Mitteilungen d. hist. Ver. d. Pfalz. Heft 29/30. Speier 1907. Druck der Zechnerschen Druckerei. 107 S.

2) Mit einer Heliogravüre, die spanische Königsfamilie darstellend. Von Geoffroy de Grandmaison. Verlag von Plon-Nourrit u. Comp. Paris.

berichte der Franzosen Beauharnais und de la Forest, des Preußen Henoy, des Russen Stroganoff breiten sich vor unsern Augen aus. Die Führer der spanischen Erhebung erscheinen uns, und auf den Blättern, welche den Kampf der Spanier schildern, leuchtet der Heldenmut des spanischen Volkes, geführt von der von glühender Vaterlandsliebe beseelten Geistlichkeit, vor allem der Mönche.

Der „historische Faden" der Darstellung führt uns in die Gedankengänge der Napoleonischen Politik, so waren ursprünglich die Ratschläge Talleyrands, welche den Kaiser veranlaßten, die Unterwerfung Spaniens in seine Pläne aufzunehmen. Die Intriguen Godoy's und der von diesem im Verein mit der Königin Marie Louise genährte Geist in der königlichen Familie führten dem Plan Nahrung zu und mischten demselben jene Elemente bei, welche den Geist des Kaisers allmählich für die Tatsachen blind machten. Louis XIV. hatte Spanien, seine Unabhängigkeit achtend, durch die Bande der Sympathie an Frankreich gebracht. Das war auch Napoleon gelungen. Nicht zufrieden damit und durch schlechte Berichterstattung getäuscht, verlangte er alsdann mehr und schritt zur Erorberung.

Um freie Hand zu gewinnen hatte Napoleon sich zunächst mit dem Kaiser Alexander über das, was man „die Teilung Europas" nennen kann, verständigt. Die Abmachungen waren persönlich und ließen den verschiedensten Deutungen Raum. Napoleon verließ sich in der Hauptsache auf die unbesiegbaren Fahnen seiner Heere. So sah er mehr mit den Augen eines Eroberes als mit dem Blick des Staatsmannes über die Pyrenäen.

Die meisten Geschichtsschreiber machen Ferdinand VI. den Vorwurf, daß er in blindem Vertrauen, aus Mangel an Voraussicht, sich nach Bayonne „in die Höhle des Löwen" begeben habe. In Wirklichkeit ließen die Machenschaften des Friedensfürsten Manuel Godoy und der Königin ihm keine andere Wahl. Die französischen Generale nnd Gesandten, vor allem Savay, hatten ihm gesagt, Napoleon sei bereits in Spanien auf dem Weg zu ihm. So gelangte Ferdinand bis Vittoria, wo es keine Umkehr mehr gab. Man hätte ihn sonst mit Gewalt nach Bayonne gebracht. Was blieb ihm da anderes übrig als den Ministern den Befehl zu geben, die Cortes nach irgend

einem Ort in Spanien zu berufen und in seiner Abwesenheit die Regierung zu führen? In Bayonne hat er, obwohl Gefangener, sich nach Möglichkeit dem Kaiser widersetzt und keineswegs kann man ihm Schwäche zum Vorwurf machen. — Namentlich angesichts der Thatsache, daß Vater und Mutter in Bayonne gegen ihn Partei nahmen. Im Beisein Napoleons rief ihm Karl IV. zu: „Das Blut meiner Unterthanen ist geflossen und das Blut der Soldaten meines großen Freundes Napoleon!" Der König saß im Sessel und schwenkte drohend seinen Stock. Die Königin Marie Louise rief ihrem Sohne zornentbrannt das Wort „Bastard" zu. — Von dem Prinzen Franzisko, dem jüngeren Sohne, nahm man damals in Madrid an, er sei der Sohn Godoy's, dem er ähnlich sah. An den Prinzen von Asturien hatte sich eine solche Beschimpfung nie herangewagt; es blieb der eigenen Mutter vorbehalten. Ihr Bild ist ohne Übertreibung gezeichnet; dennoch erscheint sie als Messaline. Godoy hatte an ihrer Seite längst Nachfolger gefunden, bis zum Kammerdiener herab, aber Godoy behauptete seinen Einfluß, weil er der Königin beständig Geldquellen erschloß. Der König war für die Welt um ihn blind. Marie Louise hatte ihn überzeugt, daß er seine Gesundheit nur auf der Jagd erhalten könne. Deßhalb jagte der König zweimal im Tage von 9 bis 1 Uhr und von 3 bis 6 Uhr. Godoy blieb stets unerschüttert in seinem Hause. Die Gefangennahme und Mißhandlung Godoy's durch das Volk in Aranjuez trug, im Zusammenhang der seelischen Wirkungen zur Thronentsetzung des Königs bei. Als er an der Tafel in Bayonne den Platz Godoys leer sah, wandte er sich besorgt an den Kaiser: „Aber Manuel. Wo ist Manuel?" Um den Mund Napoleons glitt ein Lächeln. — Bei alledem war Godoy ein „schöner Mann", an Geist und Erziehung ohne Bedeutung, an Charakter untergeordnet. Seine Briefe überraschen durch Gedankenarmut und niedrige Schmeichelei.

Sogenannte Glanzpunkte des Buches, um vom Standpunkte des Lesepublikums aus zu sprechen, sind die dramatischen Schilderungen der Schlacht bei Trafalgar und des Kampfes, unter den Augen Napoleons, bei Somo Sierra. Tritt bei Trafalgar der Heldenmut der Spanier und Franzosen an den Tag, so feiert bei Somo Sierra die Tapferkeit der Polen ein unsterb-

liches Fest. Die Spanier hatten den steilen Paß besetzt und die Führer der französischen Infanterie bezeichneten die Stellung als uneinnehmbar. Napoleon gab seiner polnischen Garde den Befehl, die Höhe zu stürmen! Hundertundfünfzig Reiter, in Zügen von je vier Mann, ritten darauf im Trab an und brachen in Karriere, so gut es ging, den steilen Paß hinauf. Ihr Führer und alle Offiziere bis auf einen fielen, — aber sie gelangten hinauf und in die spanischen Batterien. Die Stellung war erobert. Die Waffentat ist eine der glänzendsten in der Kriegsgeschichte aller Zeiten und kündigt wie eine schmetternde Fanfare den kriegerischen Ruhm der Polen.

Die Entwicklung des spanischen Widerstandes, das Scheitern Murat's, Savary's, der Rückzug seines Bruders Joseph „König von Spanien", zahllose blutige Gefechte, das Eingreifen Englands hatten den Kaiser endlich belehrt, daß es sich in Spanien um eine Unternehmung im größten Stil handle. Noch war es Zeit, das Äußerste zu vermeiden. Aber es scheint, daß Niemand den Mut und die Einsicht besaß, dem Kaiser eine Politik des Einlenkens vorzuschlagen. So ist es denn müssig, über die Formen, in denen ein Einlenken noch möglich war, zu grübeln. Talleyrand war an Napoleon schon zum Verräter geworden; er sah in Spanien „das Steinchen, das dem Koloß die Füße zerschmetterte" und sah sich nach anderen Stützpunkten um.

Napoleon, andere Dinge im Kopf, besaß davon noch keine Kenntnis. In Erfurt befestigte er seine Freundschaft mit dem Kaiser Alexander. „Gnädig" zog er seine Truppen aus Preußen, dessen Dankbarkeit er zu erwerben glaubte, zurück; ließ in Deutschland nur 100,000 Mann, um Österreich im Zaum zu halten, und konzentrierte seine Macht gegen Spanien. Unter Napoleons Augen begann dort ein kurzer, mühsamer, heroischer und siegreicher Feldzug (die Einzelheiten sind überaus interessant) bis er, auf die Verfolgung der Engländer begriffen, bei Astorga Depeschen aus Paris erhielt. Er las sie beim Wachtfeuer: die Nachrichten über den Verrat Talleyrandes und die Rüstungen Österreichs, das zum Krieg entschlossen war. Am Wachtfeuer, in derselben Stunde, entschloß er sich zur Rückkehr nach Paris. Der Marschall Soult erhielt den Befehl in Spanien. Der Kaiser eilte nach Paris, wo er Talleyrand, den er vor den Ministern

einen „Dieb" nannte, abschüttelte. Von Paris eilte er nach Eckmühl, Aspern, Wagram. —

Auch in der Darstellung der Grandmaison's erscheint das Unternehmen Napoleons in Spanien als der erste Sprung an seiner goldenen Siegerrüstung. In den im vorliegenden Werke veröffentlichten Dokumenten zeigt es sich, daß dies auch der Eindruck der Zeitgenossen war. Napoleon, so hieß es damals im englischen Parlament, hat seine Macht begründet im Kampf mit alternden Staaten und schwachen Fürsten. In Spanien trifft er auf ein zum äußersten Kampf entschlossenes Volk; in England auf den unbeugsamen Willen eines starken Staates. Um die beiden gruppieren sich alle Elemente des Kampfes gegen Napoleon.

Das Buch ist auch für den Staatsmann mit Nutzen zu lesen. Auch in der Gegenwart. So alt die Geschichte Europas ist, so ist es doch niemals einem Reich gelungen, mittelst der Gewalt die übrigen Reiche von sich abhängig zu machen. Irgendwo hat sich stets abgelöst: „das Steinchen, das dem Koloß die Füße zerschmettert". M.

4. Notiz. Das Antiquariat von Jakob Rosenthal hat soeben einen Katalog „Bibliotheca Catholico-Theologica" (Pr. 5 ℳ) herausgegeben, welcher in sieben Abteilungen ältere und neuere Bibelausgaben nebst Texterklärungen und Konkordanzen, dann scholastische, liturgische, homiletische, mystisch-asketische und kirchengeschichtliche Literatur, sowie abschließend die Geschichte der Missionen, Palästina und die griechische und orientalische Kirche umfaßt. Die Reihe der Manuskripte besteht aus c. 400 Nummern, unter welchen wir beispielsweise einerseits die von der Tradition dem Staufen Konradin zugeschriebene Bibel (zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts) mit 128 Miniaturen, andererseits eine Kollektion von Originaldokumenten über die Einführung der Oratorianer in England (Maryvala, London) 1848—1851 herausheben. Die Manuskriptensammlung enthält auch Bavarica älteren und neueren Datums (Johann Eck, Ernst von Bayern-Salzburg, Aretin's Manuskript zur Geschichte Kurfürst Maximilians I. 2c.), sowie Material aus der deutschen Staats- und Kirchengeschichte. — Nicht unerwähnt bleibe die prächtige Historia Sancti Johannis Evangelistae, ejusque Visiones Apocalypticae deutschen Ursprungs (c. 1458).

XLI.

Nürnbergs Bevölkerungszahl im 15. Jahrhundert.

Von Dr. Georg Schrötter-Nürnberg.

Die übertriebenen Vorstellungen von der Höhe der Einwohnerzahlen in den mittelalterlichen Großstädten, wie sie bis vor nicht langer Zeit gehegt wurden, sind heutzutage von der unermüdlichen und erfolgreichen Forschung auf das richtige Maß zurückgeführt worden. Die auf oberflächlichster Schätzung, wenn nicht auf reiner Willkür beruhenden Angaben der Schriftsteller sind nur allzulange gläubig hingenommen worden, und doch ist nichts trügerischer als das menschliche Auge und Schätzungsvermögen. Die Angaben über die Heereszahlen in dem Kreuzzuge Kaiser Friedrichs I. schwanken zwischen 20 und 150 Tausend Streitern. Die Geschichtschreiber haben vielfach ohne jede Kritik die hohen Zahlen sekundärer Quellen übernommen und die Tradition geschaffen, daß das Kreuzheer wohl 100 000 Teilnehmer betragen habe. In Wirklichkeit haben aber höchstens 3000 milites und insgesamt 12—15 000 Menschen teilgenommen.[1]) Bekannt ist auch der angeblich ungeheure Besuch der Universität Prag, die 1408 neben 200 Doktoren und 500 Baccalauren 30 000 Studenten gezählt haben soll.[2]) Und hatte doch ganz Prag nicht im entferntesten eine solche Einwohner-

---

1) Hans Jahn, Die Heereszahlen in den Kreuzzügen. Berlin. Diss. 1907. S. 1—11, 23—24.

2) W. Menzel, Geschichte der Deutschen. Stuttgart u. Tübingen 1855. II, 268.

zahl! In seiner Schrift „De origine, situ, moribus et institutis Norimbergae“, welche zuerst im Jahre 1502 zu Nürnberg im Druck erschienen ist, gibt der poeta laureatus Konrad Celtis die Bevölkerung Nürnbergs zu Anfang des 16. Jahrhunderts auf 52 000 Seelen an. Der Verfasser hat sie zu Lob und Ehren der Stadt, in welcher er den Lorbeerkranz empfing, geschrieben und dem Rate gewidmet, der den Autor auch mit einem Honorar von 20 Goldgulden belohnte. In geziertem Latein und dem herrschenden Modeton der Zeit konzipiert, zeigt sie sich auch im Inhalt nicht selten überschwänglich: die Weisheit des Rates ist natürlich unübertroffen, die Tugenden der Bürger und Bürgerinnen sind nicht genug zu rühmen. Die Schilderung ist sonst im ganzen nicht unwahr, aber ins Schöne gefärbt und nicht selten übertrieben. Sie beruht unstreitig auf eigener Anschauung, aber ohne genauere Kenntnis der Dinge. Gar seltsam ist nun die Methode, wie Celtis die Bevölkerungsmenge der Stadt zu bestimmen unternimmt. In jeder Woche, will er wissen, würden zu Nürnberg gerade 1000 Simmer Korn verzehrt, und da eine Person im Jahr ein Simmer zur Nahrung brauche, so ergebe sich eine Bevölkerungszahl von 52 000 Seelen. Wäre es wirklicher Ernst mit dieser Berechnung, so müßten wir einen außerordentlichen Begriff von der Höhe der statistischen Wissenschaft in jener Zeit fassen. Denn die beiden Positionen, von welchen sie ausgeht, setzen die genauesten statistischen Ermittelungen voraus, sorgfältig geführte Listen und Zusammenstellungen der Konsumtion, an welche damals in keiner Weise zu denken war. Denn es ist etwas ganz anderes, wenn der Rat der Stadt in der „Ordnung von korn und harnasch“ während des Markgrafenkrieges (1449—52) ungefähr annimmt, daß für den Kopf der Bevölkerung 1—1½ Simmer Korn auf ein Jahr genügen, und etwas anderes, wenn man eine für sich selbst so schwankende Schätzung zur Grundlage einer statistischen Berechnung machen will. Man sollte meinen, Celtis hätte viel leichter auf direktem Wege die Zahl der Einwohner

Nürnbergs erfahren können als auf dem sonderbaren, von ihm gewählten Umwege. Doch er wollte seinen Lesern ebenso durch Witz und blendenden Scharfsinn gefallen wie dem Rat und der gefeierten Stadt durch das etwas stark aufgetragene Lob ihrer Größe und Herrlichkeit. Wir dürfen es daher mit seinen mehr als 52 000 Einwohnern im 16. Kapitel nicht ernsthafter nehmen als im 7. Kapitel mit den 4000 jährlichen Geburten in Nürnberg, die sogar auf eine Einwohnerschaft von mindestens 80—100 000 Seelen schließen lassen würden, oder als im 13. Kapitel mit den 10 000 bewaffneten Untertanen der Stadt, von denen 6000 im Gebrauch des Schießgewehrs geübt seien, oder gar mit der ungeheuren Zahl von 3000 Sichel- und Kriegswagen, an denen fürwahr zehn ganze Hussitenheere hätten genug haben können.

Mit den erwähnten statistischen Notizen von Celtis hat es übrigens eine eigene Bewandtnis. Sie finden sich noch nicht in der ersten Abfassung der Schrift, welche dem Rat schon 1495 überreicht wurde und die in der Stadtbibliothek zu Nürnberg nur handschriftlich vorhanden ist. Bei ihrer Überreichung erbot sich Celtis zu jeglichen Abänderungen, welche dem Rate etwa gefallen möchten, worauf dieser eingehend mit sehr verbindlichem Dankschreiben erwiderte, indem er zugleich die Absicht aussprach, die Schrift ins Deutsche übersetzen zu lassen. Zwei Jahre später erbat sich Celtis seine Schrift von dem Rat wieder zurück, um sie zu verbessern und zu ergänzen. Erst bei der neuen Bearbeitung ist jene dem Rat ohne Zweifel sehr willkommene Statistik hinzugegangen.[1])

Wir verlassen den unsicheren Boden der Schätzung, insbesondere durch Poeten; aus dem Reiche der Phantasie, dem die erwähnten Zahlen angehören, flüchten wir ins Reich der Wirklichkeit. Wir besitzen zur annähernd genauen Be-

1) Die Chroniken der deutschen Städte: Nürnberg. Leipzig 1864. II, 504—505.

stimmung der Bevölkerungszahl Nürnbergs im 15. Jahrhundert das beste, quellenmäßige Material, welches, schon früher etwas bekannt,[1]) 1864 durch K. Hegel[2]) und 1907 durch C. Ott[3]) eine entsprechende Publikation erfahren hat. Mit der ersteren Veröffentlichung von Hegel haben sich außerdem eingehend K. Bücher,[4]) J. Jastrow[5]) und P. Sander[6]) beschäftigt und viel zur Aufklärung beigetragen. Daraus läßt sich ein konkretes Bild der wirklichen Bevölkerungszahl Nürnbergs im 15. Jahrhundert gewinnen, das wir im folgenden versuchen wollen zu reproduzieren.

Die Veranlassung zu der von C. Ott statistisch verwerteten Bevölkerungsaufnahme hängt aufs engste zusammen mit den Hussitenkriegen. Seit 1426 rückten die Hussiten der Reichsstadt Nürnberg bedrohlich nahe, weshalb man fieberhaft an der Befestigung zu arbeiten begann. Das Ratsgebot, daß alle über 12 Jahre alten Einwohner ‚im graben mußten arbeiten oder ein tag 10 ₰ geben', blieb 10 Jahre hindurch in Kraft. Auf einem Reichstage zu Nürnberg im März 1431 ward wieder einmal ein Reichskrieg gegen die Hussiten beschlossen. Der Auszug des Heeres war auf den 14. März festgesetzt, doch fand er angeblich wegen des plötzlichen Todes des Papstes Martin V. nicht statt. In diese bewegte Zeit fällt die Aufnahme der waffenfähigen Mannschaft der Stadt und Landschaft Nürnberg.

Nach Schluß des Reichstages erließ der Rat ein Gebot an die 6 Viertelsmeister, ‚daz sie bey Iren eyden unverzogenlich,

1) Dr. Caspar Ott, Bevölkerungsstatistik in der Stadt und Landschaft Nürnberg in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Berlin 1907. S. 19.

2) Chroniken II, 500—513.

3) Ott a. a. O.

4) Dr. Karl Bücher, Die Bevölkerung von Frankfurt a. M. im 14. und 15. Jahrhundert. Tübingen 1886. I, 31—48.

5) J. Jastrow, Die Volkszahl deutscher Städte zu Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit. Berlin 1886. S. 177—188.

6) Paul Sander, Die reichsstädtische Haushaltung Nürnbergs dargestellt auf Grund ihres Zustandes von 1431—1440. Leipzig 1902. II, 902—910.

schuldig sullen sein, eygenlich zu beschreyben, wievil in allen Iren Hawbmanschafften mannsnamen hie sein, die über XVIII Jare und unter LX Jaren seyn. Und daz sie darczu allen Iren untertanen in allen Iren Haubtmanschafften, es sein manne oder frawen wytiben oder waysen, auch bey Iren eyden empfelhen, daz sie in den nehsten XIII tagen darnach eygenlichen beschriben geben wivil Jr yds mannsnamen auf dem lande hinter Jm siczen habe, die sie zu Recht stellen, die auch über XVIII Jar. Und unter LX Jaren sein, und wievil derselben yeder sune oder Knecht bey Jm in seinem brot oder Köste hab die auch bey denselben Jaren sein und ob yemant witiben auff dem lande hinter Jm siczen hette wievil dieselben frawen. Sune oder Knecht bey Jn in Irem Brot oder Kost haben die auch bey denselben Jaren seyn. Desgleichen sullen sie mit allen Clostern, Pfarrern, Kirchen und Pfröntnern von Iren lewte wegen auch reden und bestellen. Und dieselben schrifften, und auch was yeder vierteilmeister selbs also lewt hat, sullen denn die vierteilmeister aber unverzogenlich antwurten, einem, den der Rate darczu benennt und gibt'.

Das Quellenmaterial dieser Zählung stammt also aus der Zeit zwischen März und Juli 1431. Die beste Gewähr für die Vollständigkeit der Aufnahmen liegt in der unbedingten Notwendigkeit, durch ein in jeder Beziehung kriegstüchtiges, den Hussiten an Größe überlegenes Heer die drohende Gefahr der Verheerung des Nürnberger Gebietes abzuwenden und so das Eigentum, ja die persönliche Freiheit der Bürger selbst zu schützen. Eine weitere Garantie bietet die Art der Aufnahme selbst, indem die Leiter der Auszählung von Haus zu Haus zogen, an Ort und Stelle alle erwachsenen tauglichen Männer verzeichneten und selbst die Fehlenden notierten. Endlich gibt auch die Vergleichung der in den Zählungslisten aufgeführten Bürgernamen mit den in den gleichzeitigen Bürger- und Meisterbüchern verzeichneten eine Kontrolle an die Hand.

Das Ergebnis der Aufnahme ist folgendes:

In den 6 Vierteln am Weinmarkt, Milchmarkt, auf dem Egidienhof, am Salzmarkt, bei den Barfüßern und am Korn-

markt wurden gezählt 7146 Waffenfähige, die Totalsumme aller über 12 Jahre alten Bewohner betrug 15 499; dazu kamen noch 381 Welt- und Klostergeistliche mit ihrem Anhang. Die durch Berechnung gewonnene Zahl der Kinder unter 12 Jahren bezifferte sich auf 30,34% der Gesamtbevölkerung oder 6173 Bürgerkinder. Die Kinder der Juden und Nichtbürger werden auf 744 berechnet, so daß also die Gesamtbevölkerung Nürnbergs in der ersten Hälfte des Jahres 1431 auf 22 797 Seelen angegeben werden kann oder rund 22 800. Im Vergleich mit anderen bekannten mittelalterlichen Bevölkerungszahlen muß die Einwohnerschaft Nürnbergs als eine sehr hohe bezeichnet werden. Denn Frankfurt a. M. hatte 1440 nach J. Janssen [1]) 9000, Freiburg i. Ue. 1444 5200, Basel 1454 8000, Brünn 1466 14 400 und Straßburg 1475 nach Buomberger [2]) 21 198 Einwohner. Nürnberg nimmt somit im Jahre 1431 mit einer Bevölkerung von rund 22 800 Einwohnern unter allen bekannten größeren Städten Deutschlands des 15. Jahrhunderts weitaus den ersten Platz ein. Die großartig entfalteten Gewerbe und der von diesen ausgehende blühende Handel waren es, denen Nürnberg seinen Vorrang vor den anderen Städten jener Zeit verdankte. Nach dem Maßstab der größeren Städte der heutigen Zeit erscheint diese Bevölkerungszahl freilich als nicht sehr groß. Dieser Maßstab ist jedoch nur für die räumliche Ausdehnung der Stadt ohne Rücksicht auf die Einwohnerzahl anzuwenden. Die Besetzung der Häuser war damals nicht so stark wie heute, man wohnte in den Städten nicht so gedrängt wie in der Gegenwart.

Veranschaulicht wird diese Tatsache durch die Konstatierung, daß in den Stadtvierteln am Weinmarkt 430 Häuser nur 437 Haushaltungen enthielten, in den Vierteln bei den

1) J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters. 18. Auflage besorgt von L. Pastor. Freiburg i. B. 1897. I.

2) F. Buomberger, Bevölkerungs- und Vermögensstatistik in der Stadt und Landschaft Freiburg im Uechtland. Bern 1900.

Barfüßern 788 Häuser 983 Haushaltungen, so daß die durchschnittliche Besetzung eines Hauses mit Haushaltungen 1,16% beträgt. 425 Häuser des Viertels am Weinmarkt hatten je eine Haushaltung, 4 Häuser deren je 2 und 1 Haus beherbergte 4 Haushaltungen. Insgesamt konnten für das Jahr 1431 in 3585 Häusern 4213 Haushaltungen mit 22797 Einwohnern festgestellt werden. Auf ein Haus trafen im Durchschnitt 6,36 Bewohner, 1,16 Haushaltungen und auf eine Haushaltung 5,41 Bewohner. Vergleichsweise werden die Zahlen vom Jahre 1900 hier erwähnt: In 13 722 Häusern wohnten 261 081 Menschen, die sich auf 57 176 Haushaltungen verteilen. Auf ein Haus kommen im Durchschnitt 19,03 Bewohner und 4,17 Haushaltungen, auf eine Haushaltung kommen 4,57 Bewohner. Die Luft verteilt sich also wesentlich sparsamer auf die modernen Großstadtmenschen, während der Familienbestand um nahezu einen Kopf kleiner geworden ist.

Da die Bevölkerungsaufnahme von 1431 zu militärischen Zwecken erfolgt ist, so muß den für den Kriegsdienst Tauglichen besondere Aufmerksamkeit zugewendet werden. Ihre Zahl betrug 7146, eine Summe, die im Vergleich zur Gesamtbevölkerung als eine sehr hohe bezeichnet werden muß, zudem wir bestimmt wissen, daß in der Zahl dieser bewaffneten Mannschaft Söldner nicht mitinbegriffen, sondern die waffenfähigen Leute nur aus Bürgern, Nichtbürgern, Söhnen und Knechten zusammengesetzt waren. Darnach kämen ein Waffenfähiger auf 3,19 Einwohner, 31,35 Waffenfähige auf ein Hundert der Gesamtbevölkerung und 67,99 über 12 Jahre alte männliche Nürnberger auf ein Hundert der Gesamtbevölkerung. Wenn wir auch alle irgend tauglichen jungen und alten Leute im weitesten Sinne, jedoch mit Ausschluß der Juden, Geistlichen und deren Anhang, zu den Waffenfähigen rechnen, die zu Verteidigungszwecken Verwendung finden konnten, in das Feld konnte davon wenig mehr als die Hälfte rücken. Dadurch unterscheidet sich diese Aufnahme wesentlich von einem Bürgeraufgebote oder von

der Aufzeichnung der gerüsteten Bürger, wie solche um die Mitte des 15. Jahrhunderts uns begegnen.

Was die Welt- und Klostergeistlichkeit anbelangt, so betrug ihre Zahl mit ihrem Anhang annähernd zutreffend 381. Für die Sebalderstadtseite lassen sich 32, für die Lorenzerstadtseite 14 Weltpriester ermitteln, die mit einem oder mehreren Dienern je ein Haus bewohnten. Zu diesen kamen dann noch die Weltpriester, welche an den Kirchen St. Sebald, St. Lorenz und zu U. L. Frau angestellt waren und deshalb bei dem Pfarrer, dem „rector ecclesiae" im Pfarrhause ihre Wohnung hatten. Ihre Zahl ist für St. Sebald auf 11 angegeben, für St. Lorenz darf die gleiche Anzahl angenommen werden, an der Kirche z. U. L. Frau fungierte nur ein Priester. Also insgesamt 69 Weltpriester, von denen 46 mit eigenem Haushalt 59 Diener hatten. Für St. Lorenz und U. L. Frau dieselbe Dienerschaft angenommen wie für St. Sebald, erhält man die Summe von 134 Weltpriestern nebst Dienern. Die Klostergeistlichkeit kann nur auf Grund der Zählung von 1449 schätzungsweise angegeben werden auf 312; über sie sind 1431 keine Aufzeichnungen gemacht worden.

Wir befinden uns in der glücklichen Lage, aus dem Jahre 1449, also 18 Jahre nach der eben geschilderten ersten Aufnahme der Nürnberger Stadtbevölkerung eine zweite zu besitzen, welche bereits 1864 K. Hegel in den „Chroniken der deutschen Städte" (II, 500—13) herausgegeben hat und welche hervorragend geeignet ist, das frühere Bild von 1431 in wesentlichen Zügen zu ergänzen und zu vervollständigen. Sie hat auch in ihrer Vollständigkeit und ihrem absoluten Anspruch auf Richtigkeit die Vorstellungen von der Größe der mittelalterlichen Großstädte zuerst erschüttert und seitdem dauernd dahin beeinflußt, daß die übertriebenen Schätzungen von Schriftstellern kritisch geprüft und auf das richtige Maß zurückgeführt werden.

Markgraf Albrecht Achilles, ein tatendurstiger, von verzehrendem Ehrgeiz erfüllter Fürst, welchem das verhältnis-

mäßig kleine fränkische Fürstentum Ansbach-Bayreuth nicht genügte, wagte 1449 eine Kraftprobe mit dem seit den Tagen des Interregnum mächtig emporgewachsenen Bürgertum der Reichsstadt Nürnberg; er versicherte sich hiezu der Unterstützung des den bürgerlichen „Pfeffersäcken" aufsässigen Adels, dessen Glanz und Bedeutung vor dem Reichtum der reichsstädtischen Handelsherrn erbleichte. An einem, wenn auch lächerlichen Anlaß fehlte es dem skrupellosen Markgrafen nicht. Am 29. Juni bezw. 2. Juli 1449 schickten sich Albrecht und die Nürnberger die Fehdebriefe zu. Es war ein wilder und blutiger Krieg, der nun entbrannte. Die Kriegskunst jener Tage suchte nicht in offener Feldschlacht, sondern durch Überfälle und Scharmützel, besonders aber durch Plünderung, Brand und Verwüstung dem Gegner zu schaden. Die Markgräflichen taten ihr Bestes „mit raub, brant, mort, kirchenprennen und mit allerlei Beschedigung", aber auch die Nürnberger standen ihnen wenig nach. „Wie wol nu das wol an imselbs ist, schrieb der Rat an seinen Gesandten in Wien, so haben wir in doch auch nit gespart, sunder in und die sein mit söllichem fleiß und ernste widerumb gesucht, geprandt, gewüst und beschedigt, das wir uns versehen, das er und auch die sein, ob gotwill, an der rechnung nicht grossen gewyn haben werden".[1])

Um die Verpflegung der Stadt für die Dauer des Krieges zu sichern, traf der Rat schon lange vor seinem Ausbruche sorgfältige Vorkehrung. Aus der Ordnung „vom korn und harnasch" erfahren wir, daß bereits ein ganzes Jahr vorher den „leuten", d. h. den Bürgern und allen Einwohnern der Stadt befohlen wurde, nach Verhältnis ihres Vermögens und nach Maßgabe einer vorgeschriebenen Taxe eine gewisse Anzahl Simmer[2]) Korns auf ihren Böden aufzuschütten, sowie daß später von einigen dazu verordneten

1) Paul Joachimsohn, Gregor Heimburg. Hist. Abhandlungen aus dem Münchener Seminar. Bamberg 1891. S. 124.

2) Das Nürnberger Simmer hielt 16 Metzen. Schmeller-Fromann 2, 283.

Ratsmitgliedern die sämtlichen Getreidevorräte der Bürger nachgesehen und verzeichnet wurden. Nach dem Ausbruch des Krieges setzte man die Getreidepreise selbst fest. Nachdem der verheerende Krieg schon über 6 Monate gewährt hatte, zu Ende des Jahres 1449, drängte sich aufs neue die Sorge auf, wie lange man ihn noch im nächsten Jahre bei völliger Unsicherheit der Feldbestellung, sowie der Einbringung der Ernte würde aushalten können. Der Rat wollte sich daher vergewissern, wie weit die in den Häusern der Bürger vorhandenen Vorräte reichten, zumal die ländliche Bevölkerung, welche Schutz suchend in die Stadt hereingezogen war, die Zahl der Verzehrer in bedenklicher Weise gemehrt hatte. Zu diesem Zwecke ließ er um Weihnachten ein doppeltes Verzeichnis aufnehmen, das eine von den Konsumenten, das andere von den Vorräten an Getreide und anderen Lebensmitteln. Die Leitung des ganzen Geschäftes wurde dem Ratsherrn Erhard Schürstab übertragen, der einer von den sechs Kriegsherren und zugleich Viertelsmeister war; die Viertelsmeister sollten nach seiner Anweisung und mit Hilfe der ihnen untergebenen Gassenhauptleute die Verzeichnisse auf Grund eidlicher Vernehmung der Bürger anfertigen. Man sieht aus diesen Verfügungen des Rates, welche erstaunlich große, beinahe unbedingte Gewalt ihm in Zeiten der Gefahr über das Vermögen und die Personen der Bürger zustand. Anderseits brachten die Bürger selbst Gut und Blut willig zum Opfer dar.

Unter Außerachtlassung des Verzeichnisses der Vorräte wenden wir die Aufmerksamkeit lediglich dem Verzeichnisse der Einwohnerschaft zu, das bei dem Mangel gut verbürgter Angaben über die Bevölkerungszahlen der deutschen Städte im Mittelalter um so wertvoller ist. Für die Glaubwürdigkeit im ganzen bürgt der Zweck der Anlage, die Art und Weise der Ausführung und nicht minder das Geheimnis, mit dem die Zählung umgeben wurde, indem das Resultat nur den sieben „Eltern herren“, d. h. den eigentlich regierenden Mitgliedern des Rates bekannt wurde.

Das handschriftlich vorliegende Ergebnis ist folgendes:

„Item summa summarum der burger aller in den acht firteln			3756
Summa	summarum	aller burgerin und ir tochter, junckfrawen	4565
„	„	aller burger kind	6173
„	„	aller purger knecht	1475
„	„	aller purger maid	1855
„	„	aller pauren und ir knecht	2951
„	„	aller peurin und ir maid	2604
„	„	aller pauren kinde	4357
„	„	aller purger, pauren und ir knecht . . .	8182
„	„	aller burgerin, peurin und ir maid . . .	9024
„	„	aller burger und pauren kinde	8777
„	„	aller person, burger, burgerin, pauren, pewerin, aller irer kinder, knecht und maid	25982,
		die auf disen tag leben und hie sind ꝛc.“ [1])	

Ungenauigkeiten bei der Summierung im Einzelnen, die aber nicht ins Gewicht fallen, abgerechnet besteht in der Hauptsumme von 25 982 Anwesenden keine Abweichung. Die auffallendste Differenz findet sich bei der Berechnung der Kinderzahl, wo statt 10 530, wie die Addition ergibt, nur 8777, also 1753 weniger, für die Hauptsumme in Ansatz gebracht sind. Dies läßt sich nur aus einer absichtlichen Reduktion erklären. Da die Erhebung ausdrücklich mit Rücksicht auf die Brotversorgung der Stadt veranstaltet wurde, so rechnete man in der Hauptsumme die Kinder nicht für volle Brotesser. Man brachte daher ungefähr $^1/_6$ der ganzen Kinderzahl, also die Säuglinge, in Abzug. Für ein derartiges Verfahren spricht auch der Umstand, daß bei einer ähnlichen Statistik i. J. 1483 die Bevölkerung ausdrücklich in Personen, die Brot essen, und in Kinder, die in der Wiege liegen, geschieden wird. [2]) Rechnen wir nun, um die vollständige Seelenzahl zu gewinnen, die 1753 Kinder zu der Hauptsumme von 25 982 wieder hinzu, so erhalten wir 27 735. In dieser Zahl machen aber die nur vorübergehend während des Krieges in der Stadt untergebrachten Landbewohner 9912 Köpfe aus, nach deren Abzug nur 17 823 als eigentliche

1) Chroniken II, 500—503.

2) Chroniken IV, 370.

Stadtbewohner übrig bleiben. Zu der ständigen Einwohnerschaft kamen jedoch noch weiter hinzu die in der Stadt wohnenden Nichtbürger, deren Zahl im ganzen auf 1800 Köpfe anzuschlagen ist, dann die Geistlichen mit 446, endlich die Juden mit 150 Personen. Das macht insgesamt eine ständige Bevölkerung von 20219 Seelen. Bücher, der sich gleichfalls eingehend mit dieser Zählung befaßt hat, rechnet 20165 und Jastrow 20186 Seelen heraus. Als runde Summe nehmen wir daher 20200 Einwohner an.

An diesem Zählungsergebnis fällt die Abnahme der Bevölkerung in 18 Jahren um 2600 Köpfe zu allererst auf. Es müssen hier bedeutungsvolle Momente mitgespielt haben, welche eine so sichtliche Veränderung verursachen konnten. Einmal machen sich bemerkbar die Verluste Nürnbergs an männlicher Bevölkerung in den Hussitenkriegen. Größeren Einfluß übten dann schon die Kriegsunruhen von 1449 selbst aus. Es ist anzunehmen, daß schon vor Ausbruch des Krieges viele Arbeiterentlassungen stattgefunden haben; ferner werden manche, sowohl Bürger als besonders Fremde, sich jeder Gefahr durch die Flucht aus der Stadt entzogen haben. Daraus erklärt sich zwanglos das starke Überwiegen des weiblichen Elementes gegenüber dem männlichen, das sich in dem Verhältnis 125,7 : 100 ausdrückt. Das wichtigste Moment für die Erklärung der Abnahme liegt in dem großen Sterben vom Jahre 1437. Die Einwirkung eines solchen Ereignisses läßt sich noch nach einem Menschenalter erkennen: „Man meint, das denoch in dem sterben alt und jung tot sein pei 13000 menschen." [1]) Wenn man auch von dieser gewaltigen Summe $^3/_4$ in Abzug bringt, so darf man, ohne die Begleiteinflüsse auf die Gesundheit und das Leben der Bewohner zu berücksichtigen, die Ursache der geringeren Bevölkerung von 1449 schon allein in diesem Sterben finden. Dazu kommen 1433—35 strenge Winter, 1440 und 1445 Überschwemmungen, die die Teuerung und Hungersnot im

1) Chroniken II, 26—27.

Gefolge hatten und sicher auch die Stadtbevölkerung ungünstig beeinflußt haben.[1])

Die Beobachtung, daß nach dem Maßstab der Einwohnerzahlen der größeren Städte unserer Zeit eine Bevölkerung von 20200—22800 Personen für eine Reichsstadt von der Bedeutung Nürnbergs im 15. Jahrhundert gering erscheint, bestätigt sich hier neuerdings. Allein den Bevölkerungsverhältnissen des 14. und 15. Jahrhunderts war sie ohne Zweifel entsprechend. Man drängte sich noch nicht in dem Maße wie heute in die Städte und das Land war verhältnismäßig mehr als jetzt bewohnt. Schon damals waren alle die zahlreichen Ortschaften, Höfe, Weiler und Dörfer in der Umgebung Nürnbergs vorhanden und in dem ganzen späteren Gebiet der Stadt ist seit jener Zeit, soviel wir wissen, kein einziger neuer Ortsname entstanden. Demnach wohnte man bei weniger verdichteter Bevölkerung bequemer in der Stadt, die meisten Bürger in eigenen Häusern, und hatte soviel Wohnungsraum übrig, daß in Kriegszeiten noch an 10000 Menschen ohne sonderliche Beschwerden untergebracht werden konnten.

Die Veröffentlichung Hegels der Volkszählung von 1449, welche, wenn wir von dürftigen Angaben darüber in einer „historischen Nachricht" von 1707 [2]), bei Rühs [3]), Murr [4]) und Lochner [5]) absehen, die erste der Art war, fand lange nicht die rechte Würdigung, ja kaum Beachtung, wie überhaupt die Geschichte der deutschen Städte ein nur zu lange brach liegendes Feld war. Die Herausgabe der Chroniken hat hierin Wandel zu schaffen begonnen. Gleich-

1) Ott S. 47—49.

2) Historische Nachricht von Nürnberg, Frankfurt und Leipzig. 1707. S. 251.

3) Rühs, Geschichte des Mittelalters. S. 626.

4) Ch. G. von Murr, Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten in Nürnberg. Nürnberg 1801. S. 29.

5) G. W. K. Lochner, Nürnbergs Vorzeit und Gegenwart. Nürnberg 1845. S. 33.

zeitig (1862) gab M. Lexer [1]) das sehr wichtige Baumeisterbuch der Stadt Nürnberg (1464—1475) von Endres Tucher heraus. Die wissenschaftliche Verwertung haben erst Bücher und Jastrow angebahnt.

Wir geben zum Schluß eine Übersicht über die Entwicklung der Bevölkerungszahl Nürnbergs bis zum Jahre 1905.

In „Jahrbüchern des 15. Jahrhunderts" [2]) findet sich eine schätzungsweise Überlieferung über Nürnbergs Bevölkerungszahl zum Jahre 1483.

„Des jahrs haben etlich hie zu Nürmberg uberslagen nach den haubtmanschaften, das hie, die zwu pfarr in zwai getailt, also das pei 40 tausent hie sind, die zu dem sacrament geen, in peden pfarrn.

Darunter sind pei 90 tausent hie, die prot essen, das hie in der losungstuben ist erzelt worden, und pei 13000 kind in der wiegen liegen, die nit prot essen, das trifft in summa pei hundert tausent und 13 tausent (soll wohl heißen 103 000) jungs und altes. Darunter sullen sein mann pei acht und 20 tausent man. Bei 39 tausent weiber.

Bei 34 tausend kinder ongeferd jung und alt rc.

Item so sollen auch, als die Herrn in der losungstuben in dem 1483. jahr auch sollen vernumen haben, im 82. jar pei 23 hundert kind geporn sein, das treffe teglichen pei 6 kind oder mer, als solchs ped mesner angeben haben."

Es dürfte sich aus diesen Ziffern zunächst nur entnehmen lassen, daß man im Volke und selbst in Kreisen, die für unterrichtet gelten mußten, die Zahl der Einwohner höher anschlug, als die Zählungen und Berechnungen ergeben, ohne Zweifel höher als sie wirklich war. Das, was man gewöhnlich als Schätzung bezeichnet, scheint, wie Jastrow [3]) feststellt, zu einer irgendwie annehmbaren Bestimmung der Volkszahl nicht zu führen; sie kann nicht verwendet werden

1) Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. Stuttgart 1862. Band 64: Dr. Lexer, Endres Tuchers Baumeisterbuch.

2) Chroniken IV, 370.

3) J. Jastrow, S. 102—105.

für die Ermittlung der Volkszahl, sondern nur als ein Hilfsmittel zur Verifizierung der anderweit bereits ermittelten Volkszahl. Der Wahrheit näher gekommen als der Chronist von 1483 ist Kardinal Julianus Cesarini, welcher 1431 die dem Rate Nürnbergs untergebene Bevölkerung inner- und außerhalb der Stadt auf über 100 000 Personen schätzte; denn wir wissen durch die Konstatierungen von Ott,[1]) daß die Nürnberger Landschaft 54 935 Bewohner hatte.

In der zweiten Hälfte des 15. und ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatte Nürnberg einen immer glänzenderen Aufschwung genommen; der Markgrafenkrieg (1552—55) und die Veränderung der Handelswege führten einen Stillstand herbei, erst im siebzehnten Jahrhundert setzt der Rückgang ein. 1622 bewegte die Stadt sich noch auf stattlicher Höhe. Eine Zählung der Einwohnerschaft in diesem Jahre ergab 10 069 Haushaltungen, was einer Seelenzahl von etwa 40 000 Personen entsprechen würde, eine gegen die Zeiten des Mittelalters immerhin nicht unbeträchtliche Steigerung.[2])

Nach dem dreißigjährigen Kriege tritt ein unaufhaltsamer Rückgang ein, den wir statistisch festgehalten sehen in dem umfassenden Bericht, welchen der K. Landesdirektionsrat Freiherr von Lochner Anfang des Jahres 1807 über alle Verhältnisse der nunmehr bayerischen Provinzialstadt Nürnberg erstattete. Es heißt darin:

„Die Bevölkerung der hiesigen Stadt ist nach der von der k. provisorischen, angeordneten Polizeydirektion vorgenommenen Zählung bei weitem nicht so stark, als man bisher, verleitet durch trügliche statistische Notizen in öffentlichen Schriften, anzunehmen gewohnt war. Sie beläuft sich auf 25 176 Seelen; darunter sind 2712 Hausbesitzer, 4005 Mietleute, 5297 Männer, 6079 Weiber, 3963 Kinder männlichen und 4573 weiblichen Geschlechts, 2207 Dienstboten und Verwandte männlichen, 3057 weiblichen Geschlechts. Die Gesamtzahl der männlichen Ein-

1) E. Ott, S. 90.
2) G. W. K. Lochner, S. 33.

wohner ist daher 11 764 und die des weiblichen Geschlechtes 13 709.[1])

Die Volkszählungen von 1818, 1827 und 1830 erfolgten auf Anordnung der bayerischen Regierung und dürfen als die ersten, nach jeder Richtung unanfechtbaren Ergebnisse angesehen werden. Darnach hatte Nürnberg 1818 26 854, 1827 37 012 mit Einschluß mehrerer eingemeindeter Vororte, 1830 39 870 Einwohner. Während 1806 nur wenige „tolerierte" Katholiken sich in der Stadt befanden, war 1827 ihre Zahl auf 3702 gestiegen. Auf Grund von Vereinbarungen zwischen den nord- und süddeutschen Zollvereinsstaaten fanden von 1834—1867 alle drei Jahre Volkszählungen statt. Davon seien hervorgehoben diejenigen von 1840 mit 46 824, 1852 mit 53 398 (darunter 6637 Katholiken), 1864 mit 70 492 Einwohnern. Mit dem Jahre 1871 setzt die alle fünf Jahre sich wiederholende Reichszählung ein, von der folgende Ergebnisse Erwähnung finden:

1871:	83 214	Einwohner,	14 852	Katholiken,	
1880:	99 519	„			
1890:	142 590	„			
1900:	261 081	„	73 711	„	
1905:	294 426	„	86 998	„	[2])

---

1) C. Ott, S. 82. — K. Kreisarchiv Nürnberg XXIII 11/1 Nr. 95.

2) Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern. Heft 1—63. Adreßbücher der Stadt Nürnberg 1871—1907.

XLII.

Betrachtungen über die Enzyklika Pascendi.

Allgemeine Bemerkungen.

(Fortsetzung.)

Auch Ernst Tröltsch, Professor der protestantischen Theologie in Heidelberg, gibt (Internationale Wochenschrift 1908 Nr. 1) ein von seinem Standpunkt aus nicht zu unterschätzendes Zeugnis dafür, daß die Enzyklika, was die Stellung der Probleme anlangt, den Nagel auf den Kopf getroffen und auch in ihrer Begründung der herkömmlichen katholischen und in ihrer Widerlegung der modernistischen Auffassung wesentlich recht hat. Er schreibt:

‚Die Enzyklika hat das Problem scharf gestellt. Ich kann sie keineswegs theologisch unbedeutend finden. Die Darstellung der Neuerer ist mit äußerstem Übelwollen und mit thomistischer Auffassung aller modernen Begriffe gegeben. Aber der springende Punkt ist erkannt: der Feind ist die moderne historische Denkweise[1]), der Entwicklungsbegriff, die Verinnerlichung und Relativierung aller religiösen Gebilde, die Auflösung des altkirchlichen Supranaturalismus, wie ihn die alte Kirche gebildet und wie ihn in der Scheidung des Natürlichen und Übernatürlichen die Scholastik auf den schärfsten Ausdruck gebracht hat.‘ Die Enzyklika mache nun geltend, führt Tröltsch weiter aus, wie die Betonung der inneren Erfahrung, die ganze Subjektivierung der Religion bei aller scheinbaren Innigkeit nichts helfe, wie es Täuschung sei, lediglich mit der Methode der Immanenz d. h. der Betonung der persönlichen inneren Gewißheit, mit der Geltendmachung der bloßen psychologischen Intensität des religiösen Lebens, unter Preisgabe der rationalen Begründung mittelst objektiver, äußerer Kriterien, die übernatürliche christliche Religion stützen und rechtfertigen zu wollen.‘

1) von Tr. gesperrt.

Diesen Gegengründen kann Tröltsch das Urteil nicht versagen: „Damit wird die Enzyklika wohl recht haben". (Sp. 22.) Wenn sie aber damit recht hat, so hat sie im Wichtigsten und Wesentlichsten recht. Dann ist festgestellt, daß die neue Basis, auf die der Modernismus den Glauben begründen will, eine falsche und unhaltbare ist. Dann ist vor der Wissenschaft erwiesen, daß die Enzyklika, indem sie den Neuerungen gegenüber an den alten Prinzipien festhält, nicht bloß die besseren, sondern die allein genügenden, die unentbehrlichen Grundlagen des Christentums verteidigt.

Die Behauptung, ein Hauptfeind des von der Enzyklika vertretenen Christentums sei die moderne historische Denkweise, läßt sich doch nur dann begründen, wenn man diesem Begriff eine Bedeutung unterlegt, die er allerdings tatsächlich vielfach angenommen hat, die ihm aber nicht wesentlich zukommt, ja, die er strenggenommen nicht haben dürfte, d. h. wenn man unter moderner historischer Denkweise eine solche versteht, die a priori jeden übernatürlichen Eingriff Gottes in die Geschichte leugnet und ausschließt. Ebenso unbegründet ist die Klage, zu der Tröltsch von auf eine ganz andere Schlußfolgerung angelegten Prämissen ablenkt: Diese Verurteilung moderner Ideen durch die Enzyklika bedeute die Zurückwerfung des Katholizismus ‚in das volle Mittelalter mit der Herrschaft der übernatürlichen Heilsanstalt über alles Natürliche, wo es mit dem Übernatürlichen in Berührung kommt.' (Sp. 22.) Nein, sie bedeutet viel weniger einen Eingriff der Übernatur in das natürliche Gebiet als vielmehr eine Sicherung der natürlichen Grundlagen für den übernatürlichen Glauben, einen im Interesse der Vernünftigkeit des Glaubens unumgänglich notwendigen Aufbau desselben auf die natürliche Erkenntnis. Tröltsch anerkennt offen, ja, er hebt es sogar besonders hervor:

Der Modernismus bildet eine wirkliche und keine geringe Gefahr für die katholische Kirche und den katholischen Glauben; und diejenigen sehen die Sache nicht ernst genug an, die da

meinen, die Enzyklika sei lediglich ein Akt römischer Intoleranz, man habe sich in Rom nur eine Gefahr eingebildet und darauf mit übermäßigem Eifer losgeschlagen. ‚Vom Standpunkt des Kurialismus und des strengen katholischen Dogmas aus bestand in der Tat eine wirkliche Gefahr. Der Katholizismus war in eine innere Gährung geraten, die völlig derjenigen entspricht, in welche die protestantischen Kirchen durch die ‚moderne Theologie' und durch das Erniedrigen der modernen Lebenselemente geraten sind.' (Sp. 17.)

Tröltsch scheint aber trotzdem der Meinung zu sein, ein Paktieren mit modernistischen Prinzipien wäre für den Katholizismus am Ende keine ganz unmögliche Sache. Die Vorstellung ist vom protestantischen Standpunkt aus verständlich. Warum sollte es denn nicht auch einen modernen liberalen Katholizismus geben können, wie es einen solchen Protestantismus gibt? Dennoch bekundet der Gedanke ein recht geringes Verständnis dafür, was für das katholische Christentum wesentlich ist. Ja, der Protestantismus hat allerdings seine Befähigung erwiesen, modern zu werden bis zu einem Grade, der kaum mehr überboten werden kann. Er hat die grundwesentlichsten Glaubenssätze, Gottheit Christi, Dreifaltigkeit, den Offenbarungscharakter des Christentums resolut über Bord geworfen, ohne dadurch das Bewußtsein zu verlieren, protestantisches Christentum zu bleiben, und das Recht, sich als solches aufzuspielen. Das ist Tatsache geworden, so unglaublich es auch den alten Protestanten erschienen wäre. Aber nun den Katholizismus einer ähnlichen Modernisierung für fähig zu halten, ist doch eine Ungerechtigkeit der Beurteilung, vor der schon die elementarste Kenntnis seiner Wesenskonstitution und die Kenntnis seiner Geschichte bewahren sollte. Diejenigen sehen wahrlich tiefer, so übelwollend sie es meinen, welche der Ansicht sind, der Anspruch des römischen Katholizismus auf Unfehlbarkeit müsse von vorneherein jede tiefergehende Reform desselben im modernistischen Sinn unmöglich machen. Tröltsch denkt, das muß anerkannt werden, inbezug auf die Verbindungs-

fähigkeit des Katholizismus mit der modernen Wissenschaft nicht so gering wie viele andere. Es steht ihm offenbar als klare Tatsache vor Augen, daß katholische Gelehrte ehrlich und erfolgreich bestrebt sind, die vervollkommnete moderne Arbeitsweise, die moderne wissenschaftliche Methode sich anzueignen, wissenschaftliche Errungenschaften der Neuzeit sich zu nutze zu machen und zu assimilieren. Er verkennt nicht, daß der Katholizismus in hohem Maße zugänglich und aufnahmefähig ist für moderne Probleme, so für das Entwicklungsproblem, auch für die religionsgeschichtliche Forschung, er hat ein Gefühl dafür, daß in der katholischen Kirche dem Prinzip nach alles mehr auf lebendige Überlieferung gegründet ist als auf den Buchstaben der Schrift und darum auch mehr auf Entwicklung und Fortschritt angelegt. Ja, er hebt diesen Vorzug des Katholizismus sogar in einer Weise hervor, daß der Protestantismus dagegen wie im Nachteil erscheint. Allein Tröltsch bleibt nun nicht stehen bei der echt katholischen Auffassung von Entwicklung und Fortschritt, bei derjenigen, die die katholische Kirche jederzeit hatte und die schon Vinzens von Lerin in einer für seine Zeit sehr beachtenswerten Weise formuliert hat, sondern er überspannt die Entwicklungs- und Anpassungsfähigkeit des Katholizismus in einer Art, die mit Fug als modernistisch bezeichnet werden kann. Er unterschätzt und mißkennt vor allem Wert und Bedeutung des Dogmas in der katholischen Kirche.

‚Der Katholizismus, schreibt er, ist ein Weltsystem, das nicht auf Lehre und Dogma, sondern auf seiner eigenen Tatsache, auf der ungebrochenen Abstammung von Christus und den Aposteln beruht und das seinen Schwerpunkt nicht in Dogmen, sondern in den lebendigen Personen des von Christus herkommenden und mit seinem Geist erfüllten Priestertums hat. Der Saft, der vom Ursprung her in diesem Baume kreist, und der seine bisherigen Bildungen hervorgebracht hat, ist durch nichts gehindert, neue Bildungen in einem neuen Klima hervorzutreiben. Alle Dogmen sind ja nur Warnungen vor Irrlehren und keine positiv fertigen, für immer bindenden Lehrsätze.‘ (Sp. 19 f.)

Tröltsch scheint auch die modernistische These noch für katholisch zu halten, daß der immanente Christusgeist, der in der geschichtlichen Entwicklung des Katholizismus wirksam war, die Sakramente hervorgebracht habe (Sp. 20). So bringt er es fertig, dem Katholizismus ein Entwicklungsvermögen und eine stete Erneuerungskraft beizumessen, um die ihn eigentlich der Protestantismus zu beneiden hätte. Der Katholizismus gäbe wirklich Raum zu einer Bewegung wie der modernistischen. Für alle mögliche Weiterentwicklung böte er die Möglichkeit. „Gehindert ist das ganze System nur durch den Kurialismus mit seiner Erstarrung und absoluten Vergöttlichung dessen, was im Fluß begriffen ist, und mit seiner buchstäblichen Fassung dessen, was mystisch-symbolische Erkenntnis ist." (Sp. 21.) Tröltsch übersieht, daß das, was Rom gegen den Modernismus verteidigt, nicht lediglich aufs Konto des Kurialismus zu setzen ist, sondern von Anfang an und durch alle Zeiten herab zum Wesen des katholischen Christentums gehört hat. Und wir können keine gute Methode darin finden, wenn ein Kritiker, der in dem Konflikt zwischen dem kirchlichen Katholizismus und dem Modernismus ein Urteil abgeben will, das kirchliche Christentum selbst in der fälschenden Beleuchtung einer modernistischen Auffassung betrachtet.

Ein anderer Kritiker, der in der internationalen Wochenschrift das Wort nahm (1908 Nr. 3), Wilhelm Herrmann, Professor der Theologie in Marburg, steht auf einem den religionsphilosophischen Grundsätzen der Enzyklika ziemlich entgegengesetzten Standpunkt. Er spricht es darum offen aus, daß er dieselben unannehmbar finde und gibt uns die Gründe dafür an. Er weist sie zurück im Namen des modernen Wissenschafts- und des modernen Religionsbegriffs. Ein Vorzug seiner Darlegungen besteht zweifellos darin, daß sie zum Bewußtsein bringen, wie tiefgreifend und unüberbrückbar der Gegensatz zwischen den katholischen und den von ihm in Schutz genommenen modernistischen Grundsätzen ist. Herrmann eröffnet uns einen tiefen Blick in den

Abgrund, der beide trennt. Dieser protestantische Denker könnte auch denen ihren Optimismus benehmen, die bisher in der Meinung befangen waren, es lasse sich auch, unter Verzicht auf die vielfach in Mißkredit geratenen Vernunftgründe und die sogenannten „äußeren“ Glaubensbeweise, nach modernistischer Art eine genügende oder gar eine bessere Begründung des christlichen Glaubens geben, d. h. durch Berufung auf die subjektiven Gründe der Erfahrung und des inneren Erlebens, durch Betonung der gefühlsmäßigen und voluntaristischen Momente. Herrmann sieht wohl ein: ein Offenbarungs- und Auktoritätsglauben im katholischen Sinn braucht zu seiner unentbehrlichen Grundlage die vernünftige Erweisbarkeit der Existenz Gottes.

„Wenn wirklich die Voraussetzung fällt, daß die höchst entwickelte Vernunft den Grundgedanken des Kirchenglaubens als wahr erweist, so ist die bisherige Art des römischen Kirchenregiments gefallen. Denn wie sanft auch der Zwang sein mag, den die römische Kirche in der Religion für notwendig hält, so kann er doch ein inneres Recht nur in Verbindung mit der Annahme beanspruchen, daß jeder schon durch gesunde Vernunft dazu gezwungen werde, Gott für wirklich zu halten.“ (Sp. 85.) Von jeher, so führt Herrmann weiter aus, habe die römische Kirche es als eine hochwichtige Sache angesehen, „sich die Wissenschaft einzuordnen“, d. h. sich wissenschaftlich zu legitimieren. „Sie hat aber bisher keinen andern Weg dazu gefunden als den Nachweis, daß die richtig betriebene Wissenschaft zu einem bestimmten Ergebnis gelangt, nämlich zur Feststellung der Wirklichkeit Gottes. Wenn also immer mehr Menschen zu dem Urteil gedrängt werden, daß ein solcher Beweis nicht geführt werden kann, so verengert sich der Raum für diese Kirche, falls sie sich nicht zu ganz andern Formen ihres Wirkens entschließen kann.“ (Sp. 85 f.) Herrmann glaubt nun aber, daß die Kirche mit ihrer Forderung der wissenschaftlichen Beweisbarkeit Gottes von der Wissenschaft eine unmögliche Leistung verlange. Die moderne Wissenschaft erkenne den Nachweis der übernatürlichen Wirklichkeit als eine Unmöglichkeit. Aber auch der moderne Religionsbegriff sei so geartet, daß er eine wissenschaftliche Begründung

der Religion als etwas Unerträgliches empfinde. Für die Wissenschaft gebe es nur ein Unveränderliches, nämlich „ihr eigenes Forschungsprinzip, den Gedanken der gesetzmäßigen Einheit der Natur und alles, was daraus folgt", aber keine unveränderlichen, ein für allemal feststehenden Ergebnisse der Naturerforschung. Die Religion aber wolle keine Vermischung mit einem ihr gänzlich Fremden, der Wissenschaft; ja mit Entsetzen müsse sie eine solche Verbindung abweisen, wenn ihr die Bedingungen und der Sinn des wissenschaftlichen Beweises klar geworden: denn alles Wirkliche, dessen sich der wissenschaftliche Beweis bemächtige, werde dadurch ein Bestandteil der Natur. Die Enzyklika verlange somit zur Begründung des katholischen Glaubens etwas, was die sich ihrer Grenzen bewußte moderne Wissenschaft nicht leisten könne. Die Kirche möge eine solche Wissenschaft ungläubig, agnostisch schelten; diese Wissenschaft bleibe darum doch, was sie nach logischen Gesetzen sei.

Damit haben wir den vollendeten Gegensatz modernistischer und kirchlicher Grundanschauungen, und zwar zurückgeführt bis zu seiner Wurzel, dem Begriff der Wahrheit und Wahrheitserkenntnis. Eine Wissenschaft, die sich modern nennt, will das Vernunftwissen und das wissenschaftliche Erkennen streng einbannen auf das Diesseitige, und nicht bloß das, sie will überhaupt keine feststehenden Erkenntnisse gelten lassen: alle Wahrheit soll nur provisorisch, darum wandlungsfähig, darum schwankend und unsicher sein. Sie fordert weiter — und hier spricht sie nicht bloß in ihrem eigenen Namen, sondern zugleich im Namen und vermeintlichen Interesse der Religion — reinliche Scheidung zwischen Wissen und Glauben: das Wissen soll nicht bloß seine Inkompetenz bekennen vor den Geheimnissen der Religion, es soll die Religion auch in keiner Weise mehr stützen und legitimieren dürfen; die Religion fühlt sich gekränkt, entsetzt, entwürdigt, wenn das Vernunfterkennen, das theoretische und wissenschaftliche Erkennen an ihr noch einen Anteil beansprucht. — Dieser modernen Auffassung gegenüber nun ist es der römische Papst, der eintritt nicht etwa, wie man

denken könnte, für eine Erweiterung des Glaubensgebietes, für einen neuen Übergriff übernatürlicher Ansprüche auf die Herrschaftsdomäne der Vernunft und der Wissenschaft, sondern ganz im Gegenteil für die unverkürzte Erkenntniskraft der Vernunft, für die Anerkenntnis der Tatsache, daß die Vernunft weiter reicht als die Sinne, daß sie auch ins Reich des Übersinnlichen hinüberträgt und dort eine feste, sichere Wahrheit zu erreichen vermag, daß sie das Dasein Gottes mit Sicherheit zu erweisen befähigt ist. Der oberste Lehrer der katholischen Kirche tritt in die Schranken gegen ein Auseinanderreißen von Glauben und Vernunft, das er nicht nur als glaubensgefährlich, sondern nicht minder als unnatürlich, eines vernünftigen Wesens unwürdig brandmarkt; ihm gegenüber verteidigt er die Vernünftigkeit des Glaubens, schützt und sichert die Legitimationsdokumente, die der Glaube braucht, um sich vor Vernunft und Wissenschaft auszuweisen, gewährleistet damit den wissenschaftlichen Charakter der Theologie, wahrt die Einheit im selben Menschengeiste, die es nicht verträgt, daß in ihm Glaubenswahrheiten und Erkenntnisse des natürlichen Wissens sich widersprechen oder auch nur sich so gegenüberstehen, wie wenn sie einander nichts angingen.

Der Papst tritt dem schwankenden modernen Wahrheitsbegriff gegenüber entschieden ein für eine bleibende, feststehende, nicht dem Wandel unterworfene Wahrheit, für eine objektive, nicht vom Menschengeiste abhängige oder von ihm produzierte, sondern von ihm anzuerkennende Wahrheit. So liegen die Gegensätze. Es bietet gewiß ein eigenartiges Schauspiel, den obersten Lehrer der Auktoritätskirche auf Seite des Wissens, der Vernunfterkenntnis stehen zu sehen und ihn plädieren zu hören gewissermaßen *gegen den Glauben*, d. h. gegen einen nach seinem Urteil falsch verstandenen, falsch angebrachten, falsch begründeten Glauben. Welche der beiderseitigen Auffassungen hat nun vor der anderen den Vorzug der inneren geistigen Überlegenheit, der Wahrheit? Denn darauf kommt es an, nicht aber auf

die Behauptung, daß die eine modern sei, die andere veraltet, daß die eine die Macht habe auf die modern gerichteten Geister, während die andere sich nur noch findet „in einigen eng begrenzten Räumen, in einzelnen Köpfen, Studierstuben und Büchern, aber offenbar nicht mehr die Kraft hat, in dem Leben der arbeitenden Menschheit sich Beachtung zu erzwingen“ (Sp. 86). Hat Prof. Herrmann etwa durch solche Behauptungen den Beweis geliefert, daß seine Anschauung gegenüber der von der Enzyklika vertretenen innerlich im Rechte ist, oder hat er dadurch den wuchtigen Gründen, mit welchen die Enzyklika jene widerlegt, auch nur den geringsten Teil ihres Gewichtes entzogen? Die Annahme, daß die Religion keinerlei wissenschaftliche Begründung vertrage und daß die Wissenschaft ihr keine zu liefern vermöge, ist zwar heute eine weit verbreitete. Sie ist aber auch von seiten einer gewissen Richtung der protestantischen Theologie der Gegenwart kaum weniger entschieden zurückgewiesen worden als von der päpstlichen Enzyklika, und sie hat, kann man füglich sagen, von dorther eine gründliche Widerlegung erfahren. Man hat auch dort sich darauf besonnen, daß, wenn anders die Vernünftigkeit des Glaubens an eine positive, übernatürliche Offenbarung und die wissenschaftliche Natur der Theologie gewahrt werden will, keine Kluft und keine Scheidewand bestehen bleiben kann und darf zwischen Religion und Wissenschaft, zwischen religiösem Erkennen und theoretisch-wissenschaftlichem Erkennen, daß vielmehr zwischen beiden Teilen eine Verbindung und Versöhnung unumgänglich notwendig, aber auch möglich ist. Wir denken besonders an Auseinandersetzungen, wie sie Prof. R. H. Grützmacher sowohl gegen die Theologen der Ritschl'schen Schule, Herrmann, J. und Th. Kaftan u. a., als auch gegen den je in verschiedener Weise vermittelnden Standpunkt von Lipsius, Beth und R. Seeberg siegreich geführt hat. — Nach Herrmann ist der Gegensatz zwischen der Wissenschaft, wie die Kirche sie haben möchte, und der „modernen“ Wissenschaft darin begründet, daß jene „die Fest-

stellung eines bestimmten Wirklichen als ein unveränderliches Ergebnis fordert" und daß diese eine solche Leistung verweigern muß. Denn ihre (der „modernen" Wissenschaft) „Ergebnisse können nicht ewig feststehen, weil weitere Erfahrungen beständig darin arbeiten, sie zu verändern". Allein es fragt sich nur, worin die Veränderung besteht. Besteht sie nur in der genaueren Präzisierung und in der Vertiefung des bereits Gewonnenen? Oder bedeutet sie einen Wandel von der Art, daß das sich als falsch erweist, was bisher als wahr galt? Wenn die wissenschaftlichen Ergebnisse nie völlig abgeschlossen sind, wenn sie stets noch eine vollkommenere und adäquatere Fassung zulassen, so folgt daraus noch nicht, daß es keine feststehenden sicheren Wahrheiten gibt. Zu behaupten aber, daß die menschliche Erkenntnis nie etwas Sicheres festzustellen vermöge, kommt einer Verzweiflung an wahrer und echter Wissenschaft gleich. Denn diese soll eben nicht blos Vermutungen und Hypothesen, auch nicht blos Überzeugungen schaffen, sondern objektiv richtige und darum sichere und dauernde Erkenntnisse zu Tage fördern, Ergebnisse, die nie mehr als unrichtig erwiesen werden können. Die fortschreitende Wissenschaft kann allerdings etwas als unrichtig dartun, was früher allgemeine Überzeugung war. Aber in diesem Falle kann man nicht sagen, die Wissenschaft habe die Wahrheit verändert, auch nicht, die frühere Überzeugung sei ebenfalls Wissenschaft gewesen; vielmehr stellt es sich eben heraus, daß sie dies nicht war, sondern ein Irrtum. Aber freilich zu diesem Begriff von wahrer Wissenschaft kommt man nur von der Voraussetzung aus, daß es eine objektiv gegebene unwandelbare Wahrheit gibt, die es für die wissenschaftliche Forschung festzustellen gilt. Denn nur in diesem Falle hat man einen sicheren Maßstab, um zwischen wahren, wissenschaftlichen und falschen, unwissenschaftlichen Urteilen zu unterscheiden: der Maßstab ist die Übereinstimmung der Erkenntnis mit der Wirklichkeit, mit der objektiven Wahrheit. Wird dagegen die Wahrheit versubjektiviert, wird sie von der subjektiven menschlichen Über-

zeugung abhängig gemacht oder mit dieser identifiziert, so führt dies notwendig dazu, die Wahrheit selbst relativistisch zu fassen, sie sich mit der subjektiven Erkenntnis verändern zu lassen.

Vernehmen wir noch die Erklärung Herrmanns, daß es von der heute „in der Welt allein mächtigen Wissenschaft keine Brücke gibt zu der von der Kirche geforderten" und beachten wir namentlich die Zuversicht, mit der dieser Gelehrte von dem mächtigen Einfluß redet, den die „moderne" Auffassung von Wissenschaft über die Geister ausübe. Wie eine selbstverständliche Sache spricht er es aus, daß die alte Philosophie, die sich zutraute, die Wirklichkeit Gottes zu beweisen, zwar immer noch ihr Leben friste und voraussichtlich es auch noch länger fristen werde, daß sie aber unwiederbringlich ihre Werbekraft auf die modern denkenden Menschen verloren habe. Die entgegengesetzte Anschauung, welche die Beweisbarkeit Gottes als unmöglich ansehe, habe bereits angefangen, ein Gemeinplatz für die höher Gebildeten zu werden. Dieses Urteil steht in einem auffallenden Kontrast zu der Behauptung, die der katholische Theologieprofessor Kiefl in Würzburg im „Hochland" (1. Januar 1908: „Die Enzyklika Pascendi im Lichte der modern-philosophischen Entwicklung") niedergelegt hat und die dahin lautet: die von der Enzyklika verurteilte philosophisch-spekulative Grundlage des Modernismus, speziell die Scheidung zwischen religiösem und wissenschaftlichem Denken sei in Deutschland längst ausgelebt, abgetan und überwunden. Diese Meinung Kiefls ist wirklich überraschend. Er hat in dem angezogenen Artikel auch nicht den Beweis für sie erbracht. Was er bewiesen hat, ist nur dies, daß das Prinzip vom doppelten Haushalt zwischen theoretischem Wissen und Glauben, wie die deutsche Geistesentwicklung der neueren Zeit gezeigt hat, vor dem philosophischen Denken nicht bestehen kann und daß es faktisch zur Auflösung des Christentums im Protestantismus geführt hat. Daraus ergibt sich aber noch nicht, daß das Prinzip beim heutigen Protestantismus durchweg

überwunden ist. Es ist vielmehr notorische Tatsache, daß die einflußreiche Ritschl'sche Schule die Scheidung zwischen Wissen und Glauben in dem von der Kirche verworfenen Sinne immer noch aufrecht hält. Nur ein Beleg sei dafür noch angeführt.

Professor Wendland in Basel, ein Kenner der Lage, erhebt in einem lesenswerten Aufsatz der „Protestantischen Monatshefte“ (1906: „die Erkenntnis des Übersinnlichen in Philosophie und Religion“ S. 41 ff.) Klage darüber, daß die Ritschl'sche Schule immer noch der agnostischen Philosophie zustimme, daß sie heftig, oft leidenschaftlich die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Erkenntnis der übersinnlichen Welt, Gottes, aller religiösen Wahrheiten bestreite, daß sie die Berechtigung einer spekulativen theologischen Erkenntnis ebenso wie die einer philosophischen Metaphysik leugne und behaupte, das Wissen müsse abdanken vor der obersten geheiligten Überzeugung der Menschheit, diese übersinnliche Welt erschließe sich aber anderen Organen, unserem — Werte und Ideale empfindenden — religiösen Gemüt, unserem sittlichen Willen, unserer praktischen Vernunft. Die Ritschl'sche Schule, führt Wendland weiter aus, verewige die Kantische Spaltung der Vernunft in eine theoretische und praktische, sie lasse die Nachweise unbeachtet, daß Kants Philosophie mit Notwendigkeit über sich hinausführe, sie ignoriere neuere metaphysische Bestrebungen, durch ihre Absperrung von der Metaphysik hemme sie die Theologie, für die nur durch prinzipielles Verlassen der philosophischen Grundanschauungen Ritschl's ein gedeihlicher Fortschritt möglich sei. Hier haben wir eine Zeichnung einer mit dem Agnostizismus behafteten und auf dem bekannten doppelten Haushalt aufgebauten Glaubenstheorie und Theologie, die sich sehr nahe mit der Zeichnung der päpstlichen Enzyklika berührt und zugleich die sehr glaubwürdige, mit Beweisen belegte Versicherung, daß die betreffende Richtung in Deutschland noch lebt und mächtig ist. Wendland bedauert und verwirft sie. Er hält es für falsch und unnatürlich, die höchsten meta-

physischen und religiösen Probleme von der intellektuellen Erforschung auszuschließen. Er hält es für einen Irrtum, daß die menschliche Wissenschaft vor dem Übersinnlichen als inkompetent abzudanken habe und daß sich dieses Übersinnliche nur den Gemütskräften des Menschen in ausschließendem Gegensatz zum denkenden Verstand erschließe. Er protestiert gegen einen Zwiespalt zwischen Verstand und Gemüt, gegen zwei von einander unabhängige Gebäude menschlicher Wissenschaft. In all dem steht dieser Protestant auf Seite der päpstlichen Enzyklika und gibt ihr Recht. Und er ist nicht der einzige Protestant, der so denkt. Es macht sich wirklich, das anerkennen wir gerne und begrüßen es freudig, in neuerer Zeit auf protestantischer Seite das Bestreben bemerkbar, Glauben und Wissen wieder in ein natürlicheres Verhältnis zu einander zu bringen, zwischen beiden eine Annäherung in der Richtung der katholischen Auffassung in die Wege zu leiten. Wir haben erfreuliche Anzeichen dieser Art mit Interesse verfolgt. Wir glauben auch, die Verhandlungen, die neuestens zwischen protestantischen Theologen über die Frage des Verhältnisses von Glauben und Wissenschaft geführt worden sind, haben nicht nur dazu beigetragen, die verschiedenen protestantischen Auffassungen bestimmter nach ihren Unterschieden und Abstufungen hervortreten zu lassen, sie haben namentlich auch klar gemacht, daß die Logik unerbittlich nach zwei Extremitäten hintreibt: entweder man kommt zur gegensätzlichen Scheidung zwischen Glauben und Wissen in dem von der Enzyklika wie von der gesunden Vernunft verurteilten Sinne, so daß etwas für das Wissen falsch und zugleich für den Glauben wahr sein kann, oder man kommt zur katholischen Auffassung der Verbindung und Versöhnung beider. Wenn wir somit auch keineswegs verkennen, daß im Protestantismus zur Zeit Ansätze sich regen zur Überwindung der unnatürlichen Scheidung und zur Herbeiführung von befriedigenderen Beziehungen zwischen Glauben und Wissen, so bleibt doch bestehen: die falsche, von der katholischen Kirche zurückgewiesene Auffassung ist dort mit nichten überwunden.

Der Protestantismus mit seinem schiefen Glaubensbegriff laboriert eigentlich chronisch an ihr. Und die zuversichtliche Sprache Herrmann's und anderer läßt nicht so bald eine gründliche Umkehr hoffen. Wie könnte man auch angesichts solcher Zeugnisse noch dem Optimismus huldigen, die religionsphilosophischen Grundgedanken des Modernismus seien in Deutschland unbekannt oder sie hätten sich da längst überlebt und wären allgemein als verkehrt erkannt! Nein, vielmehr bietet das, was uns protestantische Theologen und Philosophen für Deutschland konstatieren, eine sprechende Parallele zu den Feststellungen, die z. B. der katholische Franzose G. Fonsegrive im 1. Kapitel seines Buches „Le catholicisme et la vie de l'esprit“ niederlegt: die alten apologetischen Beweise machen keinen Eindruck mehr auf die jungen Leute; von der Kantischen Philosophie beeinflußt, verwerfen sie die objektive Tragweite der metaphysischen Prinzipien, besonders die objektive Geltung des Kausalitätsprinzips, und darum die Beweisbarkeit Gottes; sie stehen auf dem Standpunkt: man glaubt entweder an Gott oder man glaubt nicht an ihn, beweisen läßt sich seine Wirklichkeit nicht, und die Gottesbeweise der alten Philosophie sind nicht überzeugend.

Und ein anderer Franzose, E. Le Roy konstatiert in seinem bekannten Quinzaine-Artikel ‚Qu'est-ce qu' un dogme?‘ (16. April 1905; jetzt aufgenommen in seinem Buch ‚Dogme et critique‘) etwas Ähnliches: weite Kreise, d. h. diejenigen, welche nähere Fühlung genommen haben mit der neueren Philosophie, haben unüberwindliche Bedenken gegen die herkömmliche Auffassung und Begründung des katholischen Glaubens, namentlich gegen das katholische Dogma als solches; die Gründe, die ihnen die traditionelle Apologetik bietet, genügen ihnen nicht mehr: sie stellen andere Anforderungen an Wahrheitsbeweise, haben eine andere (immanentistische) Auffassung von der Wahrheit, die Schwierigkeiten liegen für sie schon v o r dem Punkte, wo die herkömmlichen Beweisführungen beginnen. Le Roy sieht die

einzige Lösung der faktischen Spannung darin, daß man die theoretische, spekulative Bedeutung der Dogmen aufgibt und denselben in erster Linie einen moralischen, praktischen Sinn unterlegt. Worauf wir hier zunächst nur hinweisen wollen, das ist die Parallele zwischen deutschen und französischen Verhältnissen. Der Unterschied scheint nur der zu sein, daß die betreffenden Anschauungen in Frankreich tief in katholische Kreise eingedrungen sind, während sie in Deutschland sich noch vorherrschend innerhalb des Protestantismus halten. Weil sie aber hier eine unzweifelhaft mächtige Strömung repräsentieren, so wird niemand die Gefahr in Abrede stellen können, mit der sie auch bei uns in Deutschland beständig das katholische Denken bedrohen; abgesehen davon, daß auch die Produkte der modernen französischen Philosophie und Apologetik im katholischen Deutschland ein Gegenstand ziemlich reger Aufmerksamkeit sind. Es wäre darum nicht allzusehr verwunderlich, wenn sich die Tatsache herausstellen sollte, daß auch deutsche Katholiken von bedenklichen religionsphilosophischen und apologetischen Anschauungen, von schiefen Auffassungen über den Glauben, seine Begründung und sein Verhältnis zum Wissen sich allzustark einnehmen und beeinflussen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

XLIII.

Jerg Ziegler, der Meister von Meßkirch, und seine Tätigkeit in Heiligkreuzthal bei Riedlingen.

Von P. Ansgar Pöllmann O.S.B. (Beuron).

Einen von der Kunstgeschichte heißumstrittenen Meister aus dem Nebel seiner Anonymität in das Reich plastischer Wirklichkeit herauszuheben, ist zweifellos des Schweißes der Edlen wert. Darum brachte auch nach all den Versuchen, den sogenannten „Meister von Meßkirch"[1] bald mit Schäufelein (Boisserée und in neuester Zeit Modern-Wien), bald mit Barthel Beham (Woltmann und nach ihm die meisten Kunsthistoriker bis auf Janitschek), bald mit Marcus Asfahl oder dem Monogrammisten M. A. (Kraus) zu identifizieren, die jüngste Entdeckung Wilhelm Suida's im Louvre[2] begreiflicherweise eine nicht geringe Aufregung unter den Fachgenossen hervor: der Meister von Meßkirch schien als Monogrammist O. W.[3]) endlich einmal selbständige Persönlichkeit zu erlangen.

Um nun die Kunstgeschichte vor einem unzeitigen Fehltritt zu bewahren, und andererseits, um einige im Neudruck befindliche Galerieverzeichnisse nicht länger hintanzuhalten, sei hier aus einer umfangreichen Publikation, die ich bis Weihnachten vorzulegen hoffe, der archivalisch festgelegte volle Name des Meisters von Meßkirch schon jetzt bekannt gegeben, indem

---

1) Kraus taufte ihn in seiner Inventarisierung der badischen Kunstaltertümer den „Wildensteiner Meister". Obwohl, wie ich noch nachweisen werde, dieser Beiname durchaus zutrifft, so ist doch der für Kraus maßgebende Grund hinfällig. Was alle dem alten Woltmann nachgeschrieben haben, stimmt nämlich nicht: auf dem Wildenstein hat weder der Anna- noch der Madonnenaltar von Donaueschingen gestanden. Über ihre Provenienz werde ich seinerzeit aktenmäßige Auskunft geben.

2) Biermanns „Monatshefte für Kunstwissenschaft".

3) Das O ist in die Mittelspitze des W eingeschlungen.

ich vorausschicke, daß ich seinerzeit über den Monogrammisten O. W. ausführlich sprechen werde.

Es ist unter Kunsthistorikern eine ausgemachte Tatsache, daß die Werke des Meisters von Meßkirch kein Zeichen eines persönlichen Musterschutzes tragen. Diese Meinung beruht aber auf einer mangelhaften Untersuchung der Bilder: ich kann im Gegenteil das angenehme Geständnis machen, daß ich kein einziges Hauptbild des genannten Meisters gefunden habe, das nicht gezeichnet wäre.

Da ist zunächst das einstige Hochaltarbild der Martinuskirche der Stadt, die unserem Künstler den Namen gegeben, das bekannte Dreikönigsbild, seit der Restauration der Kirche (1772/73) und der Zerstörung eines der schönsten Flügelaltäre des Schwabenlandes auf einen Seitenaltar an der Nordwand degradiert; es trägt rechts in der Ecke auf einem im Grase liegenden Steinchen das große und deutliche, bisher unbeachtete Monogramm J. Das war der Ausgangspunkt meiner langen Bemühungen, die zu einem der interessantesten Funde (so darf ich wohl ohne Überhebung sagen) auf dem Gebiete schwäbischer Kunstgeschichte führten. Der Name des Meisters von Meßkirch lautet Jerg Ziegler, und dieser Name ist auf allen Hauptbildern (zum Teil auch auf den sonst ja bei Signierung nicht in Frage kommenden Flügelbildern) in meist brauner Farbe mit einem feinsten Stichpinsel, mit Federkiel oder mit der Schnepfenfeder in die letzte Farbschicht eingeschrieben und zwar in den Modifikationen Jerg, Jergz, Zieg, Jerg Ziegler. Über die Art und Weise dieser Bezeichnungen wird in meinem Werke bei jedem einzelnen Bilde ausführlich die Rede sein. Außerdem bin ich in der glücklichen Lage, ein von allen Seiten her gesammeltes reiches urkundliches Material über Leben und Arbeiten Jerg Zieglers beibringen zu können und besonders seine Schulverhältnisse endlich einmal in ein klares Licht zu setzen. Als die sein Leben umspannenden zwei Daten seien hier ohne weitere Begründung die Jahre 1495 (Geburt) und

1559 (Tod) genannt, da ich mit der Antwort auf die sich nun aufdrängenden Fragen wie? und wo? meinem Buche das Interesse nicht vorwegnehmen darf. Zugleich aber vermag ich Neues beizubringen über Hans Leonhard Schäufelein,[1]) Matthias Gerung und eine Reihe kleiner Meister vor und nach Ziegler. Innerhalb des Rahmens erhält Bastian Daig, der lang Verkannte und Unbekannte, ein eigenes Kapitel: denn Sebastian Daig ist der eigentliche Lehrmeister Jerg Zieglers. Aber von alledem ausführlich später.

Hier will ich nur über die bisher unbekannte Tätigkeit des Meßkircher Meisters in der Zisterzienserinnenabtei Heiligkreuzthal bei Riedlingen in Württemberg einiges berichten, indem ich dabei die umständliche Beschreibung und zahlenmäßige Nachweise meinem Buche überlasse. Für die Inventarisierung der Altertümer der hier in Frage kommenden Kunstprovinz wird meine Vorarbeit von Nutzen sein. Wir lernen dabei Jerg Ziegler kennen als einen Freskenmaler großen Stiles. Koetschau („Barthel Beham und der Meister von Meßkirch". Straßburg 1893) wundert sich (S. 73) über die glückliche Beherrschung des großen Formates am Meßkircher Hochaltar. Was heißt aber, ein Format beherrschen? Nichts anderes, als den Raum als solchen durch die Komposition ausgestalten. Koetschau ist auf dieses zielbewußte Zeichnen nicht aufmerksam geworden, sonst hätte er schon an Zieglers kleinen Werken die frappante Beherrschung jeden Formates erkennen müssen. Eine Vorschule für den Meßkircher Hochaltar war dies etwa zehn Jahre vorausgehende Wandmalen allerdings.

Eine kurze Geschichte des Klosters Heiligkreuzthal hat Dr. A. Hauber (Tübingen), von dem wir ja auch bald das Heiligkreuzthaler Urkundenbuch erwarten dürfen, in der „Schwäbischen Kronik" (16. November 1907) gegeben, auf die ich hier verweise. Was Hauber am jetzigen Hochaltar

1) Insbesondere durch ausgiebige Korrektur der oberflächlich gearbeiteten Monographie Thieme's.

tadelt, unterschreibe ich ebenso, wie sein Urteil über den Eindruck des heutigen Zustandes der Herbst 1892 bei der Neubemalung des Kircheninnern entdeckten, 1898 unter dem Landeskonservator Paulus völlig bloßgelegten und fixierten Wandbilder des Chores;[1]) nur führe ich den Schaden nicht auf ein nur halbes Aufdecken zurück, sondern auf die bedauerliche Tatsache, daß von dem mit der Bloßlegung der Fresken beauftragten Kunstmaler diese heikle und folgenschwere Arbeit fast ganz aufsichtslos einem nur an grobe Arbeit gewöhnten Maurermeister überlassen wurde.[2])

Aber nach diesem notwendigen Tadel zurück in eine glorreiche Zeit, in die Regierungszeit der Äbtissin Veronika von Rietheim (1521—1551), die gerade an der Wende einer ernsten Epoche als ein Beweis für die immerfrische Kulturkraft des katholischen Lebens steht und wie Prälaten vom Schlage eines Abtes Georg Truchseß († 1552) zu Auhausen bei Nördlingen oder eines Abtes Sebald Bamberger zu Heilsbronn bei Nürnberg das Fazit der gesamten spätmittelalterlichen Kunstbildung an einem einheitlichen Monumente zu ziehen wagte. Ihr Amanuensis bei diesem großen Unternehmen da droben im stillen Waldtale an den Ausläufern der schwäbischen Alb war viele Jahre lang Jerg Ziegler, der Meister von Meßkirch. Wie sie auf diesen begabten Künstler aufmerksam wurde, davon wird in meinem Buche ausführlich die Rede sein.

Es war im Jahre 1532, als die Klosterkirche mit ihrem gradabschließenden Zisterzienserchor durch Einwölbung (an

1) Vgl. Detzels Aufsatz im „Deutschen Volksblatt" 2. Blatt, Nr. 121 (29. Mai 1900).

2) Ich habe mich selbst davon überzeugen können, wie tüchtig dieser Maurermeister in seinem Fache ist, aber für derlei Dinge sollte ein Fachmann eingeschult werden, schon deshalb, weil gar zu leicht dem Landeskonservator etwaige Mängel in die Schuhe geschoben werden. Auch der Nachfolger von Paulus, Herr Professor Gradmann, hat bei all seiner Mühe um Erhaltung unserer württembergischen Altertümer von seinen ausführenden Organen schon manche Enttäuschung erleben müssen.

Stelle der alten Flachdecke) und durch neue Anordnung der Fenster eine für Ausmalung günstigere Form erhielt. Die alten gotischen Fresken wurden einfach überstrichen, weshalb sie noch heute aus einzelnen mangelhaft aufgedeckten Stellen herausschauen. Die Wahl des Stoffes für die Neubemalung entspricht ganz den Traditionen des Ordens von Cisterz: Maria sollte verherrlicht werden, aber — gleichsam als ein Protest gegen die immer mehr sich aufdrängenden falschen Anschauungen von katholischer Heiligenverehrung — Maria sollte nur als Mutter des Erlösers zur Darstellung gelangen, nur als das Gefäß, das uns den Heiland gebracht hat. Aber es ist das kein bewußter Protest, keine aufdringliche Lehre, sondern eine rein naive Kunst ohne jegliche Satyre, für die damalige Zeit — ich erinnere an den Gothaer und an den Mömpelgarter Flügelaltar, mit denen ich mich seinerzeit ganz ausführlich zu beschäftigen habe, — bei Seriendarstellungen aus dem Neuen Testamente eine wirkliche Seltenheit. Die Kindheit Christi leuchtet von den Chorwänden herab, jener wunderselige Weihnachtszyklus, in dem Zieglers ganze tiefechte Frömmigkeit und kindlich keusche Intuition, wie wir sie z. B. an den Donaueschinger Tafeln schon lange kennen, zur Geltung kommt und seine zartesten Linien und klarsten Farben in Erscheinung bringt. Tatsächlich ist der liturgische Weihnachtszauber die Stimmung der gesamten Komposition; er wird verstandesmäßig durch die Worte des Propheten Isaias aus den Lesungen der ersten Nokturn der hl. Nacht vermittelt, die Veronika von Rietheim unter das Geburtsbild hat schreiben lassen: »Parvulus datus est nobis, et filius natus est nobis, et factus est principatus super humerum eius: et vocabitur nomen eius Admirabilis, Consiliarius, Deus, Fortis, Pater futuri saeculi, Princeps pacis«. Da draußen drängten sich die Kriege: in ein paar Jahren der Bauernkrieg, Kaiser Karls Züge gegen Franz I., der Türkenkrieg, der Schmalkaldische Krieg und über alle dem der Kampf der Geister um den Glauben. Im Jahre des

Religionsfriedens von Nürnberg fing Veronika von Rietheim ihr großes Werk an, diese Idealistin des Hoffens, und ahnte nicht, welche Kämpfe ihrer Abtei in nächster Zeit bevorstanden.

Links am Triumphbogen, an der Nordseite des Chores, beginnt der Zyklus. Wegen der Sakristeitüre und des gotischen Sakramentshäuschens in Steinrelief wurde das Fenster dieser Wand nicht so weit herabgezogen, wie das der Südseite, das dem der Ostseite entspricht. Seine unterste Querlinie ergibt nun die oberste Grenze der oberen Bilderreihe, wie die gleiche Linie der Fenster der beiden anderen Chorseiten die untere Abschlußgrenze der Malereien darstellt.

Über der Sakristeitüre sehen wir Mariä Verkündigung und darunter die Begegnung der Gottesmutter mit ihrer Base Elisabeth, den ehrwürdigen Augenblick des Magnifikat. Gerade dieses zweite Bild ist in den Traditionen der Schäufelein'schen Schule aufgefaßt, in der Art des Flügels vom sogenannten Hohlheimer Altarwerk, der kürzlich in einer Auktion der Kunsthandlung Helbing in München zum Verkauf kam. Nur ist das Ganze trotz aller nebensächlichen Kleinbeschreibung ins Monumentale erhoben. Das über die untere Bildergrenze hinaufragende Sakramentshaus durchbricht nun äußerlich den Zyklus, da in seiner Breite oben der Mannaregen in der Wüste dargestellt ist. Bis zur Ecke an der Ostwand ergibt sich dann nur noch ein schmaler Streifen, der oben die Verkündigung der Geburt Christi an die Hirten durch den Engel enthält, ein Bild, auf dem an den zerrissenen Hirtenkleidern dem damals üblichen Realismus der typische Zoll geboten wird, wozu sich übrigens Ziegler sehr ungern und selten versteht. So hat er z. B. niemals die ehrwürdige Gestalt des hl. Joseph in jener von der Ulmer Malerschule auch gepflegten Häßlichkeit dargestellt; ihm genügte zum symbolischen Schutz der Jungfrauschaft Mariä an ihrem Bräutigam ein über die Zeugungskraft hinausgehobenes Alter.

Die untere Hälfte des schmalen Streifens, zwischen Sakramentshaus und Wandeck (Ostwand), hat Jerg Ziegler

in einer für seine Malweise und sein künstlerisches Programm hochcharakteristischen Weise ausgefüllt: da sehen wir in den für den Meister von Meßkirch bezeichnenden bauschigen, geschwellten Gewändern, den bunten weiten Turban tief aufs Haupt gedrückt, mit seiner kühnen Adlernase und den langherabhängenden Schnurrbartzipfeln den König Herodes auf seinem Throne, wie er dem vor ihm stehenden Soldaten den Befehl zum bethlehemitischen Kindermorde erteilt.

Diese porträtartig aufgefaßte Gestalt gibt mir Anlaß zu einer für die augenblickliche historische Anschauung nicht unwichtigen Andeutung, die ich in meinem Werke aber zu einem eigenen Kapitel ausspinnen muß. Porträtartig aufgefaßte Charakterköpfe hat man als ein Spezifikum der sogenannten „Bodenseeschule" bezeichnet. Was ist aber diese Bodenseeschule? Vorderhand nichts als ein bequemes Schlagwort, zu dem eine im Grunde genommen künstlerisch zusammenhanglose Blüte der Malerei am Bodensee geführt hat. Wie leichtsinnig mit dieser vorläufig noch inhaltsleeren Formel operiert wird, zeigt Koetschaus Vorgehen: anfänglich spricht er vorsichtig, „um nicht zu viel zu sagen", von einer Kunstblüte am Bodensee, dann (auf dem Vorgehen Daniel Burckhardts fußend) hypothetisch von der „Bodenseeschule", und schließlich ist ihm diese eine ausgemachte Sache, so zwar, daß er auf Probsts Inventarisierung alter Ravensburger Kunst hin des Meisters von Meßkirch Atelier unbedenklich nach Ravensburg verlegt. Koetschaus Büchlein trägt im allgemeinen den Stempel eines oberflächlichen Jugendwerkes; mit dem Bodensee aber hat Zieglers Kunst trotz der von ihm beliebten, schon in Nürnberg gebräuchlichen See- und Alpenlandschaften herzlich wenig zu tun. Nebenbei bemerkt erhält in der damaligen Technik der blauweißen Ferngründe jeder Höhenzug alpinen Charakter.

Zurück nach Heiligkreuzthal! Die durch die beiden letztgenannten Bilder hergestellten Richtlinien ziehen sich auf der Ostwand weiter, und es ergeben sich damit die vier Hauptbilder der Darstellungsreihe, je zwei neben dem bekannten

prachtvollen Chorfenster der Elsbeth von Stoffeln (1307 bis 1312) mit seinen zahlreichen farbenglühenden Figurenfeldern: links Christi Geburt und der Kindermord, jenes an die Botschaft auf dem Felde, dieses an den Herodes rex anschließend, rechts die Anbetung der Könige und die Flucht nach Ägypten.

Christi Geburt hält sich ganz in den durch die Ulmer geschaffenen oder wenigstens ins Schwäbische umgesetzten Traditionen. Die das Kind umknieenden Engel mit ihren Diakonengewändern erinnern an zwei Eigenschaften, die den Meister von Meßkirch in die Reihe der bedeutendsten Kirchenmaler stellen, nämlich an seine dogmatische und seine liturgische Bildung. Nach dieser Seite hin ist er ein echter Abkömmling der Nördlinger Schule, die, religiös wohl unterrichtet schon von Friedrich Herlein her, zu Auhausen (Schäufelein) und Heilsbronn (Bastian Daig) den theologischen Ideen hochgebildeter Äbte ihre Kunst gelichen. Abgesehen von den beflügelten Cherubimköpschen, also rein symbolischen Wesen alttestamentlicher Anschauung, mit denen er die mystischen Wolken füllt (Madonnenaltar von Donaueschingen; Dreikönigtafel zu Meßkirch), hat Ziegler in seinen besten Tagen auf rein kirchlichen Zierstücken die Engel stets als ausgewachsene, reife Gestalten in den Gewändern des kirchlichen Dienstes wiedergegeben, eine Tatsache, die ihn den Meistern der altchristlichen Basilika auffallend nahe bringt. An der Hand seiner Werke wäre eine exakte Geschichte der liturgischen Gewänder des mittelalterlichen Abendlandes möglich.

Ich kann es mir nicht versagen, hier eine kleine Parenthese einzuschalten; sie betrifft eine bedauerliche Schattenseite unserer Kunstgeschichte, nämlich die völlige Unkenntnis auf hagiologischem und liturgischem Gebiete. Wer sich nun einmal mit den Kulturwerken und gar noch mit religiösen Gegenständen des Mittelalters beschäftigen will, von dem muß die Wissenschaft intimste Vertrautheit mit den kirchlichen Lebenseinrichtungen verlangen. Wenn man aber sieht, wie unsere meisten Kunsthistoriker beim Anblick von Albe, Kasel,

Pluviale, sich in der Beschreibung des Untergewandes, des Oberkleides und des Mantels abmühen, in welche Verlegenheit sie eine Stola oder gar eine Manipel versetzt, dann steigen einem leicht auch Bedenken an der weiteren historischen Befähigung auf. Kirchliche Kostümkunde kann in jeder katholischen Kirche täglich studiert werden. Wie komisch muß uns angesichts dieser Tatsache daher z. B. Koetschau's Bemerkung auf Seite 37 berühren, wo er von der Trachtänderung um das Jahr 1520 versichert, daß die ‚geistliche Kleidung' den ‚Umschwung der Mode' nicht ‚mitgemacht' habe. Dr. K. Koelitz läßt in seinem in den Maßangaben leider absolut unzuverlässigen Katalog der Karlsruher Gemäldegalerie die als Zisterzienserin dargestellte Ottilia ‚in der Äbtissinnentracht der Dominikanerinnen' daknieen. Wenn ein nichtkatholischer Professor, dessen kunstgeschichtliches Kolleg zum größten Teil von katholischen Theologen besucht wird, jedesmal bei einer falschen Verwendung des Begriffes ‚Anbeten', durch Scharren belehrt wird, daß er der katholischen Lehranschauung nicht gerecht geworden ist, dann kann er keine Entschuldigung eines anderen Glaubens mehr in Anspruch nehmen. Darum berührt es ungemein kleinlich, daß Professor Konrad Lange, trotz reichlicher Belehrung in seinem ‚Verzeichnis der Gemäldesammlung im Kgl. Museum der bildenden Künste zu Stuttgart' (1907) den hl. Benediktus ein Kruzifix ‚anbeten' läßt. Für den Historiker entbehrt hier die Anwendung dieser falschen Formel nicht eines humoristischen Anstrichs: in den älteren Katalogbeschreibungen wird völlig lehrgerecht das Wort ‚adorieren' gebraucht. Indem aber Lange wörtlich übersetzt, vergißt er ganz, daß über der Bedeutung der „adoratio' die Akten seit dem neunten Jahrhundert geschlossen sind. Übrigens wissen wir auch wie der ‚Mönch' heißt, der dem hl. Benediktus in einem Korbe Brot von der Höhe herabläßt: es ist der hl. Romanus. Solcher Beispiele ließen sich noch viele anführen; ich bringe sie hier vor, weil sie das Bild des Meisters von Meßkirch bei der Nachwelt trüben könnten.

Der Kindermord, das zweite der Hauptbilder auf der Ostwand der Heiligkreuztaler Abteikirche, hält mit seiner blutigen, uns moderne Menschen komisch berührenden Theatralik ein uraltes Schema fest, das, von der in den Mosaiken von Monreale ausgebauten Art her, schon in den Fresken der Georgskirche bei Razüns (14. Jhdt.) und in Württemberg z. B. in den jüngst aufgedeckten Wandbildern des Altmühlheimer Kirchleins zur vollen Ausgestaltung gelangt ist: die königlichen Schergen halten die an den Schwertern aufgespießten Kinder trimphierend in die Höhe.

Die Szene der Anbetung durch die hl. drei Könige, mit jenem echt deutschen vollen Frauentypus, den Ziegler mit dem jüngeren Holbein gemein hat, nur daß er der Jungfräulichkeit mehr jugendliches, mädchenhaftes Recht verleiht, und die Flucht nach Ägypten weisen den Zusammenhang der Nördlinger Schule mit der Nürnberger, insbesondere mit der Dürers auf und gelangen in eigenartiger Weise zu einer ähnlichen Stilrichtung, wie sie Hans Springinclee im Oratorium der Nürnberger Burg auf seinen erst kürzlich aufgedeckten Fresken anschaulich macht.

Das Dreikönigsbild der Ostwand, das neben der heil. Gruppe von Mutter und Kind nur den knieenden alten Weisen enthält, setzt sich auf der Südwand fort und bringt die beiden andern Könige in wundersam graziöser Akthaltung. Die drei Reiterzüge und das Zusammentreffen der hl. Könige sind auch hier, alter Sitte gemäß, wie bei Zeitbloom in den Hintergrund gesetzt. Dieses legendäre Zusammentreffen war den Schwaben stets besonders wichtig und hat ja, nach dem Vorgang von Monreale, bekanntlich auch durch Multscher selbständige Behandlung auf einem Bilde in der Stuttgarter Galerie erfahren, das eben aus Heiligkreuztal stammt. Der gleiche Stoff ist in der Epoche der Veronika von Rietheim noch zweimal in der Heiligkreuztaler Abteikirche behandelt worden, einmal noch auf einem nachher zu erwähnenden Epitaph vom Meister von Meßkirch und einmal auf dem vielumstrittenen Seitenaltarblatt von

Martin Schaffner, das mit dem bekannten Stück des germanischen Museums zu Nürnberg identisch ist und von Pückler-Limpurg in seiner Schaffner-Monographie als eine aus dem Jahre 1616 stammende Kopie angesprochen wird, aber jedenfalls ein Nebenoriginal darstellt. In Heiligkreuztal eben war es, wo die Berührung Martin Schaffners und Jerg Zieglers stattfand, die den längst geahnten gegenseitigen Einfluß zur Folge hatte. Doch davon in meinem Buche mehr.

Unter dem vom Hauptbilde durch eine in den Winkel gemalte Balustersäule getrennten Nebenbilde des Dreikönigsfresko stehen zwei urechte Meister-von-Meßkirch-Gestalten: der hl. Apostel Jakobus, der Pilger, zu dessen Grab in Kompostella gerade der Adel des oberen Donautales gerne wallfahrte, und die hl. Agnes, das beliebte Vorbild klösterlicher Jungfräulichkeit; jener in der markigen Kraft einer ins Monumentale gezogenen Federzeichnung, diese in der keuschen Lieblichkeit der klein- und rundköpfigen, aber doch vollreifen Frauengestalten, wie sie uns auf den vielen Seitenflügeln von St. Gallen, Berlin, Karlsruhe, Donaueschingen usw. entgegentreten, und wie sie selbst auf leichten und gelegentlichen Arbeiten Zieglers, z. B. dem Sigmaringer Hausaltärchen, auftreten. Jenseits des Fensters, in dem breiten Raume bis zum Triumphbogen, stehen zur Fortsetzung drei weitere Heilige. Der Bischof Theodul von Sitten († 806) mit der Glocke, die ihm der Teufel über die Alpen getragen, und der hl. Cyrillus haben durch die „Restauration" schwer gelitten; ihre Gesichter sind völlig verschwunden. Jedenfalls ist unter diesem Cyrillus der Patriarch von Alexandrien gemeint, der Besieger des Nestorianischen Irrtums: Kreuz und Buch zeichnen ihn aus; die Bilder des marianischen Zyklus machen seine Wahl erklärlich. In beider Mitte der hl. Sebastian, sehr gut erhalten, ist ein Meisterstück zarten deutschen jugendlichen Aktes trotz aller knolligen Modellierung, in seinen halblangen, vorfallenden Locken jener Typus, den Burgkmair den Nördlingern überliefert hat, als noch

der Theuerdank den Schäufelein und wohl auch den Daig an die Kunstmetropole Augsburg fesselte.

Über diesen drei Patronen sehen wir in ihrer Höhle die hl. Magdalena auf den Stufen eines Altares knien. Wohl ist sie nackt, aber dichte blonde Locken umflattern keusch ihre Blöße; zum Schutze gegen die Witterung ist ihr ein Fell gewachsen, ihre Knie aber blieben bloß vom vielen Beten. Die Landschaft zeigt uns das damalige Kloster mit seinen Gebäuden, und darüber tragen Engel die Heilige in den Himmel, wo sie die geistige Speise empfangen soll, während ein Zisterziensermönch, die Hand am geblendeten Auge, ihr nachschaut.

Da wären wir nun mit dem Stifte des Malers durch die Gefilde unbefleckter Jungfräulichkeit gewandert, um an der harten Buße für Fleischessünden plötzlich erschreckt stille zu halten. Wir erinnern uns einer sittlich vielfach gesunkenen Zeit; ein trübes Bild aus der „Zimmerischen Chronik" steigt vor unserem Auge auf, wie Graf Eitel Friedrich von Zollern[1]) die Schwester Barbara von Friedingen aus dem Kloster entführt, und wie das arme Wesen, von seinem Verführer später wieder nach Heiligkreuzthal gebracht, im Wahnsinn stirbt. Wenn es wahr ist, was die chronique scandaleuse der Herren von Zimmern berichtet, daß damals in Heiligkreuzthal „mehr solcher räudiger Schafe" gewesen, dann freilich begreift man, warum Veronika von Rietheim Jungfräulichkeit und Buße an den Wänden des Kirchenchores versinnbildlichen ließ. Aber wo solche Kunst blühte, da war der Grund nicht schlecht: Heiligkreuzthal überwand die schleichende Pest und blieb, was es früher gewesen, eine friedliche Stätte des Gebetes.

Daß der Zyklus von der Kindheit Jesu schon im Chor aufhört, um den Heiligen Platz zu machen, beweist, daß es sich in den bis jetzt besprochenen Malereien erst einmal um

1) Derselbe, den der Meister von Meßkirch in so glänzender Koloristik dargestellt hat (Sigmaringen), und der 1525 in Italien den ritterlichen Tod fürs Vaterland starb.

eine abgeschlossene Arbeitsperiode handelte. Die noch nicht aufgedeckten Fresken der drei Langschiffe, die nach Behauptung alter Leute einst ganz mit Bildern bedeckt waren, werden also wohl der gotischen oder einer über die eigentliche Frührenaissance hinausliegenden Zeit entstammen.

Alle diese Wandgemälde sind zu einem einheitlichen architektonischen Ganzen durch ein in bräunlicher oder violettlicher Farbe gehaltenes, als Rahmen gedachtes Balkengefüge mit krönenden Medaillons zusammengehalten. Wohl ist Zieglers Architektur rein dekorativ und ohne jedes konstruktive Moment, aber es ist zum großen Teil fein empfunden und bietet in seinen Friesen, Stützengliederungen, Bordüren und Festons ganz jene venetianische Frührenaissance, die uns zuerst Burgkmair, dann in erweitertem Umfang Dürer vermittelt hat, und die beim Meister von Meßkirch unter unverkennbarem Einfluß des jüngeren Holbein auftritt. Metallbeschläge und bunter Marmor finden ausgiebige Verwendung. Die in Nördlingen nun einmal gebräuchlichen Inschriften sind nicht vergessen: sie enthalten ausführliche Bibeltexte. Wo sie als Tafeln gedacht sind (auf der Hälfte des Chores links vom Ostfenster), tragen sie ganz dieselben zwiegeteilten ornamentalen Endfassungen, wie sie in gleicher Verwendung auf den schon erwähnten Seitenflügeln vorkommen. Die Bilder rechter Hand haben statt der Tafeln Inschriftzettel mit umgerollten Enden; auch diese Form erscheint auf einzelnen Seitenflügeln. Dieser Unterschied, parallel laufend mit einer Verschiedenheit in der Färbung des architektonischen Rahmenwerkes, zeigt zwei verschiedene Arbeitszeiten innerhalb der ganzen Heiligkreuzthaler Malepoche.

Das offenbar schon früh demolierte und um seine Fialen gebrachte Sakramentshaus ist mit großem Verständnis für die Aufgaben der architektonischen Malerei zwischensockelartig weitergeführt und zu dem darüber aufsteigenden Mannabilde vermittelt. Auf der von albebekleideten Putten gehaltenen Tafel lesen wir neben ein paar entsprechenden Bibelversen das „Ecce panis angelorum“.

Abgegrenzt wird die Chormalerei und für das Publikum im Langschiff zusammengefaßt durch die ornamentale Behandlung des Triumphbogens, den Ziegler bis zum Kämpfergesims des Bogenansatzes in seiner Manier, unter Bevorzugung des geäderten Marmors, fast nach Art florentinischer Mosaik ausgefüllt hat. Auch hier mußte er erst den gotischen Vorgänger aus dem Wege schaffen; die Restauration hat noch Zinnenornament und einen hl. Christophorus sowie eine hl. Barbara ans Tageslicht befördert. Diese zarten, schlanken Gestalten zeigen uns, in welcher Umgebung sich dereinst das einzig übrig gebliebene Ostfenster befand. Auch die Renaissance hat ihren Vandalismus, so sagt der eingefleischte Altertümler. Vernünftige Leute aber meinen: „Und der Lebende hat recht!“ Vier leider nicht gut erhaltene Prachtköpfe des Meisters von Meßkirch füllen vier Medaillons (je zwei über einander auf jeder Innenseite der Chorbogenpfeiler), links Isaias und Zacharias, rechts Jonas und Amos. Wenn es erlaubt ist, eine Hypothese bezüglich der Wahl dieser vier Propheten aufzustellen, so lange noch nicht bestimmt gesagt werden kann, ob nicht unter der Tünche noch andere sitzen, dann muß als Grund ihrer Wahl die Verkündigung des gottmenschlichen Messias angedeutet werden und — ihre Bußpredigt (Amos und Jonas). Nicht unmöglich aber ist auch eine Verbindung des Bildes des Propheten Amos mit seinem Worte: „An jenem Tage werde ich aufrichten die Hütte Davids, welche zerfallen ist; und wieder werde ich zubauen die Lücken ihrer Mauern; und das, was eingestürzt, richte ich auf, und ich baue sie wieder wie in den Tagen der Vorzeit.“ (9, 11.)

Mit den Wandbildern erschöpft sich aber Jerg Zieglers Tätigkeit in Heiligkreuzthal noch nicht. Die Stuttgarter Altertümersammlung bewahrt uns sechs bisher ihrem Ursprunge nach unbekannte und noch nicht zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemachte Wappenscheiben aus Heiligkreuzthal, die allein schon den Zusammenhang Jerg Zieglers mit Sebastian Daig, dem „Maler und Glaser“ von Nördlingen,

schlagend beweisen. Alle sechs Fensterstücke haben die gleiche Größe (breit 46—47 cm; hoch 81—82 cm) und dieselbe innere zeichnerische und koloristische Anordnung. Ein mit Albe und Stola bekleideter Engel hält das Wappen. In Grisaille, mit gelb und braun durchsetzt, ist jedes Stück oben — der gotischen Baulinie gemäß — mit spätgotischem Maßwerk überkrönt. Zunächst haben wir die fünf gleichen Wappen, wie sie oben das Sterngewölbe des Langschiffes der Abteikirche vom Chore aus gesehen aufweist: 1. das Wappen der Kirche von Heiligkreuzthal (gelbes Kreuz auf grünem Dreiberg mit blauem Grund); 2. das Konventwappen (Madonna mit Kind; Halbstück auf Wolke); 3. das Wappen von Citeaux mit seinem weißrot quadrierten Schrägbalken; 4. der Werdenbergische Schild als Zeichen der Schutzherrschaft; 5. das Wappen der Äbtissin Veronika von Rietheim — der springende Esel — mit der Zahl 1532.

In den Fenstern befindet sich aber ein sechstes Wappen und nicht ein Engel ist ihm Schildhalter, sondern der hl. Georg. Das Wappen selbst stellt das gebräuchliche Zeichen des Georgenschildes dar und kommt in dieser Form stets beim hl. Georg vor. Da nun die aufgezählten Schilde uns offenbar die Gesamtheit der beim Neubau beteiligten Personen und Körperschaften verkünden, so gehen wir kaum fehl, wenn wir in diesem Georg nicht nur ein Symbol der Person des Meisters der Chorbilder, sondern geradezu sein Selbstbildnis erkennen. Dieser prachtvolle Kopf mit dem starkknochig modellierten Bauernschädel, mit der breiten und hohen Stirn, dem gekräuselten Kinnrundbart, dem schalkhaften, weichen Zug um die Nasenflügel und die aufgeworfene Unterlippe, den träumerisch intuitiv blickenden Augen paßt jedenfalls vorzüglich zu dem geistigen Bilde, das uns aus den Werken des Meisters entgegenstrahlt, einem Bilde, worin sich Energie und Weichheit in sympathischer Mischung durchdringen. Einige weitere Beweise für meine Annahme wird neben guten Abbildungen mein Buch vorführen. Hier will ich nur eben andeuten, daß ich eine große Anzahl ähnlicher Wappenscheiben unserem Meister

zuschreibe, unter anderen z. B. die des Heiligenberger Rittersaales, über deren Provenienz ich umständliche Nachricht beibringen werde.

Aber nicht genug: Jerg Ziegler war ein Mann des umfassendsten Kunstgewerbes. Aus seinen Ateliers (man beachte den Plural) gingen die Visierungen zu den verschiedenartigsten Materialstücken hervor. So befindet sich in der Stuttgarter Altertümersammlung ein Altarantependium in Stickerei und Aufnäharbeit (breit 270 cm, hoch 87 cm) das, wie ähnliche Stücke anderer Galerien, die ich seinerzeit namhaft machen werde, zeigt, wie sehr Zieglers Eigenart bei den Heiligkreuzthaler Nonnen Schule gemacht hat. Das Antependium stellt in vier Abteilungen zwischen Säulen und Rankenwerk Christi Geburt, Auferstehung und Himmelfahrt und eine Anbetung des Sanktissimums durch zwei Engel in Albe und Pluviale dar, diente also dem Hochaltar zum Schmuck an den vier höchsten Festen des Herrn mit weißer Kirchenfarbe. Ich stehe auch nicht an, die Vorlage für den Grabstein seiner großen Auftraggeberin Veronika von Rietheim († 1551) im Kreuzgang des Klosters in Zieglers Hand zu verlegen. Doch von alledem ausführlich seinerzeit.

Es erübrigt noch, kurz das im rechten Seitenschiff hinten — mit schlechtem Lichte — angebrachte Epitaph der Herren von Grieningen-Landau zu erwähnen, das eine späte (mit dem Namenszug signierte) Arbeit aus der Werkstatt des Meisters von Meßkirch darstellt. Sie trägt einen flüchtigen und unfertigen Charakter und ist, mit breitem Pinsel gemalt, auf bedeutende Fernwirkung berechnet. Den breiten Pinselstrich haben die Werke von Zieglers letzter Hand alle. Das untere querlange Rechteck der großen Tannenholztafel trägt die knieenden, chronistisch namhaft gemachten Ritter, während in dem daraufgesetzten Dreieck sich die Anbetung der hl. drei Könige befindet, die links vom hl. Georg, rechts von der hl. Barbara flankiert wird. Ein spätes Ansatzstück mit zwei weiteren Rittern befindet sich am nächsten Pfeiler.

Eine ausführliche fachgemäße Beschreibung würde uns jetzt zu weit führen. So erwähnen wir nur noch als ein Zeichen, daß auch die Umgegend sich Zieglers Anwesenheit im stillen Frauenkloster zu nutze machte, die originelle Holzkanzel der gotischen Grabkirche im nahen Andelfingen. Sie bot mit ihrem Brettergefüge dem Maler drei Flächen: die beste davon ist vom hl. Cyriakus, dem Kirchenpatrone, in Beschlag genommen, während die andern beiden je zwei übereinander angeordnete Medaillons mit den vier großen lateinischen Kirchenvätern tragen. Der gemalte Ringsockel weist auf jeder der drei Flächen ein geflügeltes Cherubimköpfchen auf. Leider blättert die Farbe schon so stark ab, daß sich eine Restaurierung kaum mehr verlohnen dürfte.

Es sei mir noch eine Bemerkung über ein als Predella bezeichnetes Tafelbild gestattet, das aus dem Nachlaß des verstorbenen Rechtsanwaltes Walcher (Stuttgart) zur Zeit im Festsaal der Akademie der bildenden Künste in der württembergischen Hauptstadt ausgestellt ist. Die Signatur lautet ‚Meister von Meßkirch‘ ‚vier Kirchenväter‘. Das Bild, leider im Hintergrunde durch ein helles Neutralgrau dick verschmiert, stellt die vier großen lateinischen Kirchenväter dar: Augustinus, Gregorius, Hieronymus und Ambrosius (von links nach rechts gezählt), aber daß es sich um eine ‚Predella‘ handelt, erscheint mir sehr zweifelhaft, da die Predellen des Meisters von Meßkirch ganz anders aussehen. Die der St. Galler Flügelaltäre tragen Text. Ich werde aber noch Predellen, von ein paar vollständigen Flügelaltären, die ich jüngst erst aus dem Staube gezogen habe, in meinem Buche vorführen. Sie stammen aus ganz später Zeit und werden demnach schon deshalb Beweiskraft haben, weil so stereotyp wie die Ziegler'sche keine andere Schule die Bahn ihrer Traditionen einhielt. Hat doch die späte Werkstatt zu Meßkirch noch anno 1620 Kolorit und Malweise des Begründers haarscharf bis zur Kopie eingehalten. Von eigener Hand rührt die eben genannte Walcher'sche Tafel jedoch nicht: sie entstammt der späteren Werkstatt Jerg Zieglers.

Man hat gemeint, der Meister von Meßkirch habe nicht eigentlich Schule gemacht. Allein ich habe eine große Reihe von Kunstwerken jedesmal von ganz verschiedener Hand gefunden, die den Stempel von Zieglers Kunst tragen. Mehrere bisher kaum erkannte Maler werde ich als Schüler Zieglers vorführen. Das eine aber ist zu bedenken, daß unsere späteren deutschen aus Dürers Einfluß herausgewachsenen Meister überhaupt keine Schule im früheren Sinne mehr machen konnten: die Zeit hatte sich geändert, die Talente wandten sich wieder andern Zweigen zu, die Wissenschaft trat in den Vordergrund und die italienische Leinwand siegte im Barock. 1580 zog mit Weib und Kind der ‚welsche Maler' in Meßkirch ein und fing ‚an einem großen Tuch zu malen' an, ‚welches er nempt, es sei der fruöling, der den winter vertreibt'. (Mittlg. a. d. fürstenb. Archive. II.) Die antike Allegorie warf die deutsche Glaubensinnigkeit darnieder. Welsche Glasarbeiter standen schon vor 1588 im Dienste des Grafen Wilhelm zu Zimmern. Was aber übrig blieb, das schlug der dreißigjährige Krieg noch vollends zusammen. Und gerade in jenen Gegenden, wo Zieglers Wiege und Werkstätten standen, wo sein Geist noch lange übers Grab hinaus, mehr als ein halbes Jahrhundert lang, sich geltend machte, hauste der Schwede am schlimmsten.

XLIV.

Katholischer Patriotismus.

Wir Katholiken haben es in der jüngstvergangenen Zeit wiederholt erleben müssen, daß man unsern Patriotismus verdächtigte. Und warum? Weil man auf gegnerischer Seite einfach anders über das Wohl und Wehe der Mitbürger dachte wie wir. Heißt nun ‚anders‘ denken dasselbe wie ‚unpatriotisch‘ gesinnt sein? Wenn dem so wäre, dann müßten ja gar keine Meinungsverschiedenheiten in Bezug auf das, was dem Vaterlande notwendig und nützlich ist, unter den Angehörigen eines und desselben Staates denkbar sein. In der Theorie gibt darum auch jeder vernünftige Mensch zu, daß keine Partei im Staate die Vaterlandsliebe als Sondergut oder gar als Sonderrecht gepachtet habe und daß vielmehr jede Partei das Gemeinwesen zu fördern suche, so gut sie es versteht. Woher kommt es nun aber, wenn die Praxis dieser Theorie nicht entspricht? Wie ist es möglich, daß man sich sogar im modernen, parlamentarisch regierten Staate gegenseitig in oft recht unparlamentarischer Weise als ‚unpatriotisch‘ verketzert? Um dies einigermaßen zu verstehen, muß man, so will es uns scheinen, die Begriffe ‚Vaterland‘ und ‚Vaterlandsliebe‘ ein wenig analysieren.

Deckt sich der Begriff ‚Vaterland‘ mit dem des ‚Sprach‘- oder ‚Religionsgebietes‘? Offenbar nicht. Die Schweizer sind ein sehr patriotisches Volk, und die Eidgenossenschaft umfaßt Deutsche, Franzosen, Italiener und Rhätoromanen verschiedener Konfession. Noch viel mehr ‚Nationalitäten‘ und ‚Religionen‘ umfaßt bekanntlich die österreich-ungarische Monarchie. Rußland, das ottomanische Reich und vor allem das britische Weltimperium liefern den besten Beweis dafür, daß die Begriffe ‚Vaterland‘, ‚Nation‘, ‚Rasse‘ und ‚Staatskirche‘ sich durchaus nicht decken. In Spanien gibt es außer

Kastilien noch ein Aragon, ein Andalusien, noch baskische Provinzen usw. Ebenso sind Engländer, Schotten, Walliser (aus Wales) und Irländer trotz ihres gemeinsamen Staatsverbandes recht verschiedene Leute. Jeder Kenner der Verhältnisse weiß, daß sogar in Frankreich und Italien scharfe Gegensätze zwischen Nord und Süd existieren. Auch kleinere Länder wie Belgien und Griechenland haben eine gemischte Bevölkerung. Wenn also der ‚Patriotismus' auf dem Begriffe der ‚Rasse', des ‚Stammes' oder der ‚Kirche' aufgebaut werden soll, so heißt dies nichts anderes als den Rassenkampf und den Chauvinismus als die beiden Fundamente — oder wenn man will als die Ausgangspunkte jeglicher ‚patriotischen' Politik proklamieren. Ist z. B. die Rasse die ‚Nation', dann sind wohl fast alle zurzeit bestehenden Staaten keine richtigen, reinen Nationen. Dann sind nicht einmal alle regierenden Dynastien national. Dann war auch die Emanzipation der Juden überall eine unpatriotische Tat. Dann müssen alle Mächte, große und kleine, von ihrem Besitze etwas abtreten. Dann sind noch endlose Kriege nötig, bis die Rassenbünde comme il faut zur Tatsache werden. Wenn aber die Begriffe ‚Rasse' und ‚Vaterland' sich nicht decken, nie gedeckt haben und nie decken können, so muß man auch vernünftiger Weise keine Polen germanisieren und keine Deutschen magyarisieren wollen. Deutsch ist deutsch. Romanisch ist romanisch. Slavisch ist slavisch. Aber auch katholisch ist katholisch, und zwar in aller Herren Ländern. Das ist alles genau so sicher wie die Tatsache, daß der Birnbaum nun einmal kein Apfelbaum ist. Beide Bäume können aber in demselben Garten stehen. Sie gedeihen alle beide, wenn der Gärtner beide hegt und pflegt. Und nur wenn sie gedeihen, machen sie dem Besitzer Freude und tragen ihm ihre Frucht. Die Anwendung auf den Patriotismus liegt nah: eine weise Regierung hegt und pflegt die verschiedenen Überzeugungen und Nationalitäten, damit sie sich kräftig entwickeln. Der Patriotismus darf und soll jedem von uns sagen, daß es dann gut ist in unserm Lande, dem

wir durch Geburt oder Wahl angehören, wenn jeder an seiner Stelle, dort, wohin ihn die Vorsehung gestellt hat, wächst und gedeiht.

Es ist gut — und individuell für uns wahrscheinlich ‚am besten' — im eigenen Vaterlande; aber auch andere Menschen haben ein Vaterland, das ihnen gut dünkt und das wir ihnen nicht schmähen oder verkleinern dürfen. Ebenso haben wir ein Recht auf die Eigentümlichkeiten unserer Rasse und Religion. Aber die anderen haben das gleiche Recht auf ihre Eigenart. Eine bornierte, rohe Regierung weiß nun von alledem nichts. Sie achtet nur eine Partei oder spielt eine Religion gegen die andere aus oder hetzt die verschiedenen Rassen, die innerhalb ihrer Grenzpfähle wohnen, auf einander. Und wer der Regierung dabei mithilft, den nennt sie patriotisch. Sie bezeichnet es ferner als ‚Staatszweck', jede Regung, die sie für unbotmäßig hält, mit Gewalt zu unterdrücken, während es doch in Wahrheit der Zweck des Staates ist, alle nützlichen Elemente zum Heile des Ganzen möglichst zu befriedigen und zu sammeln. Wer seine religiöse Freiheit, seine materiellen Interessen, seine Stammeseigentümlichkeiten von der Obrigkeit, welche Gewalt über ihn hat, geachtet und geschützt sieht, der ist im allgemeinen auch patriotisch; der setzt, wenn das Vaterland seiner bedarf, freudig Gut und Blut für das Gemeinwesen ein; der arbeitet ruhig und unverdrossen für die Zwecke seiner engeren und weiteren Heimat; der weiß auch, warum er zuzeiten Opfer bringen muß für seine Mitbürger und deren Interessen. Jener Staatsbürger dagegen, der sich in seinen heiligsten Rechten verletzt oder bedroht fühlt, kann der Gewalt, von welcher solche Verletzung oder Bedrohung ausgeht, nicht ebenso freudig gehorsamen. Sehen nun die Mächtigen und Tonangebenden im Staate, daß eine in ihren Rechten bedrohte Gruppe die Freude an der gemeinsamen Kulturarbeit verliert oder gar darauf besteht, auch ihrerseits von der ausgleichenden Gerechtigkeit mitbedacht zu werden, so nennen sie — die Gewalt-

haber nämlich — solche unzufriedene Mitbürger ‚unpatriotisch‘. Zumal wir Katholiken, wir, deren angestammte Rechte doch im Staate weit älter sind als die Rechte der anderen, sollen zu einem Volke von Ja- und Amensagern werden — einerlei was über uns oder ohne uns beschlossen wird. Wenn wir uns dazu hergeben, ja, dann können wir vielleicht in Gnaden unter den privilegierten Patriotenstand aufgenommen werden. Besieht man all die Forderungen, welcher vielerorts von der Regierung und fast überall von der Presse an uns gestellt werden, bei Licht, so lauten diese Forderungen kurz dahin, daß wir eigentlich alles uns Wesentliche aufgeben sollen, um dann ein wenig mitzählen zu dürfen. Unser überliefertes Dogma, unser kosmopolitisch-internationales Oberhaupt, unsere unbeugsame Moral — das und vieles andere soll nationalisiert werden — — natürlich in jedem Staatsverbande wieder auf andere Weise und nach dem Gutachten der jeweiligen Machthaber. Der dekatholisierte Katholik, der wäre aller Welt Freund und jedermann recht. Nun, das ginge wohl, aber — es geht nicht. Wenigstens solange nicht, als wir auf die eigene Ehre etwas halten. Nur diejenige Regierung oder Partei, welche auf unsere Ehre ebensoviel hält, wie auf ihre eigene, wird uns verstehen und auch unsere Vaterlandsliebe.

Ansgar Albing.

XLV.

Die Studentenfrage.

Für die deutschen Katholiken ist die Studentenfrage in der letzten Zeit tatsächlich „brennend" geworden. Ich denke dabei nicht nur an die Bedeutung dieser Frage in konfessioneller, sondern auch in politischer Hinsicht. Ein nicht unbedenkliches Lob hatte im Anschluß an die Haller Affaire die „Frankfurter Zeitung" den katholischen Studentenverbindungen ausgesprochen. Unter Hinweis auf die im vierten Heft des 142. Bandes der Histor.-polit. Blätter des nähern behandelten „Erklärungen" meinte das Blatt (Nr. 221 vom 10. August), diese Stellungnahme der beiden katholischen Korporationen in Halle sei ganz korrekt und entspreche vollkommen den Tatsachen. In politicis könne in diesen Korporationen jeder nach seiner Façon selig werden, es gebe darin Anhänger der verschiedensten politischen Richtungen, „von der Rechten bis zur äußersten Linken". Ob das Letztere zutrifft, weiß ich nicht. So ganz allgemein dürfte es wohl kaum der Fall sein. Eine derartige politische Buntscheckigkeit der Mitglieder müßte in Korporationen, die nicht nur dem Namen, sondern auch dem Wesen nach katholisch sind, eigentlich ausgeschlossen sein. An der äußersten Linken der politischen Parteien steht, wenn man von der Sozialdemokratie selbstverständlich absieht, der konsequent antichristliche und atheistische, vor allem aber antikatholische Liberalismus. Wenn Angehörige katholischer Studentenkorporationen mit einer gewissen Selbstverständlichkeit in die Reihen solcher Parteien sollten hineingeraten können, wenn auch vielleicht ohne deren letzte Ziele auf dem Gebiete der Weltanschauung bewußt und absichtlich in allem zu vertreten, so läge darin eine Kritik der katholischen Korporationen, wie sie schärfer kaum auszudenken wäre. Denn so sehr man Konfession oder Religion und Politik auch auseinander halten mag, soviel steht doch fest, daß ein überzeugter Christ als überzeugter und deshalb ernst zu nehmender Politiker nur einer Partei angehören kann, die die christliche Weltanschauung auch im öffent-

lichen Leben hochgehalten wissen will. Trotz dem Lärm derjenigen, die sich da immer wieder über die Verquickung von Religion und Politik entrüsten, ist daran festzuhalten, daß sich Religion und Politik nicht völlig von einander trennen lassen. Wer eine solche Trennung versucht, tut es selten aus Liebe zur Religion, nie aber in deren wohlverstandenem Interesse. Woher sollte denn auch der Politiker den gerade ihm so notwendigen Gerechtigkeitssinn, den sittlichen Ernst und die Ehrlichkeit schöpfen, wenn nicht aus der Religion, die nur dann echt und zu einer solchen Quelle geeignet ist, wenn sie auf einem klaren, genau umrissenen Bekenntnis, also auf der Konfession basiert.

Die Auffassung der „Frankf. Ztg." will ich mir keineswegs zu eigen machen, aber ich bin doch überzeugt, daß auf diesem Gebiete mancherlei nicht stimmt. Beweise dafür sind verschiedene „Affairen" aus der letzten Zeit. Dieses Gefühl mag auch die Redner des Düsseldorfer Katholikentags veranlaßt haben, recht deutliche und energische Worte zu sprechen: „Die katholischen Studentenkorporationen gehören in die Fronleichnamsprozession, sie gehören auf den Katholikentag" (Laarmann). „Lieber ehrenvoll untergehen als schmachvoll kapitulieren" (Marx) Als diese Worte unter dem brausenden Beifall von Tausenden deutscher Katholiken und unter dem Beifallsgetrampel der Studenten gesprochen waren, schien es, als sei die Studentenfrage gelöst, als herrsche allseits vollständige Klarheit. Die „Köln. Ztg." weiß allerdings nicht recht, ob sie das studentische Getrampel als Zeichen des Beifalls oder des Protestes auffassen soll. Daß zur Bekundung des Widerspruches getrampelt worden sei, glaube ich, als Teilnehmer an dem Katholikentag, nicht, das wäre ja auch schon ein bischen stark gewesen. Vielleicht aber haben bei den erwähnten energisch mahnenden und warnenden Redewendungen nicht alle anwesenden Studenten mitgetrampelt. Die „Köln. Ztg." mag in ihrer Vermutung, es sei zum Zeichen des Protestes getrampelt worden, bestärkt worden sein durch eine später von derselben liberalen „Köln. Ztg." und von der „Germania" gleichzeitig auf Ersuchen veröffentlichte Erklärung des Kartellverbandes katholischer farbentragender deutscher Studentenverbindungen. Die Erklärung hat folgenden Wortlaut:

„Im Anschluß an mißverständliche Äußerungen von Rednern des Katholikentages hat der Kartellverband der farbentragenden katholischen Studentenverbindungen (C. V.) auf seiner diesjährigen Verbandsversammlung am 20. August beschlossen, folgendes zu veröffentlichen: Die Versammlung des C. V. erklärt wiederholt, daß der C. V. unabhängig ist von der Katholikenversammlung und daß er sich ausdrücklich das Recht wahrt, nach seiner Eigenart bei Gelegenheit seiner Verbandsversammlung aufzutreten."

Diese Erklärung wurde von den beiden genannten Blättern ohne jede Bemerkung abgedruckt. Der „Schlesischen Volksztg." fiel das Schweigen auf, und sie fragte deshalb in ihrer Nummer 391 vom 26. August etwas verwundert: „Was will diese Erklärung eigentlich besagen?" Ja, das muß man sich allerdings auch fragen. Indes glaube ich, daß der Sinn gar nicht so dunkel ist. Die „Köln. Ztg.", die inzwischen ihr Schweigen gebrochen hat, mag wohl die richtige Witterung haben, wenn sie in einem längeren Artikel diese Kundgebung im Sinne des Protestes gegenüber dem Ausruf Dr. Laarmanns: „Die katholischen Studentenkorporationen gehören auf den Katholikentag!" auszubeuten versucht. Der Wortlaut der Erklärung und andere Zusammenhänge lassen diese Auffassung wohl als richtig erscheinen. Der Verband hat sich einfach auf den Standpunkt der beiden Haller Korporationen gestellt und sagt: am Katholikentag beteiligen wir uns offiziell nicht. Er hat sich damit bewußt und mit Absicht in Gegensatz gestellt zu den Rednern des Katholikentages. Und doch waren die Worte dieser Redner durchaus nicht mißverständlich, sie waren vielmehr so klar und deutlich, wie sie nur sein konnten, und Tausende von Katholiken, darunter nicht wenige Gebildete, haben ihnen rückhaltlos und voll Begeisterung zugestimmt und zugejubelt, da sie ihnen wie erlösende Worte vorgekommen sein mochten nach dem dumpfen Schweigen des Großteils der katholischen Presse gegenüber der schließlichen Entwicklung der Haller Angelegenheit. Das Mißverständnis, von dem allenfalls die Rede sein kann, hat erst die Düsseldorfer Erklärung des Verbandes farbentragender katholischer Verbindungen in die Sache hineingebracht, eine Erklärung, die man nur ver-

steht, wenn man an die Haller „Thesen" denkt, in denen der Katholikentag als politisch-„ultramontane" Veranstaltung bezeichnet wird, an der den katholischen Korporationen durch die nichtkatholischen Korporationen die Teilnahme einfach verboten wird; anders kann man es schon gar nicht mehr nennen. Dabei denkt man unwillkürlich an das Wort vom Kapitulieren. Kein Redner hatte in Düsseldorf auch nur andeutungsweise behauptet, die Studentenkorporationen seien vom Katholikentag irgendwie abhängig. Unabhängig vom Katholikentag sind schließlich alle katholischen Korporationen. Wenn man überhaupt ein Abhängigkeitsverhältnis konstruieren wollte, könnte man höchstens sagen, der Katholikentag sei in etwa von den katholischen Korporationen abhängig, insofern er auf die Beteiligung ihrer Mitglieder angewiesen ist. Aber an derlei hat kein Mensch gedacht. Man hat nur die Konsequenz gezogen, die sich aus der Bezeichnung „katholisch" ziemlich von selbst ergibt: die katholischen Studentenkorporationen gehören (wie auch die anderen katholischen Korporationen) auf den Katholikentag.

Wären die katholischen Verbindungen, wozu sie allen Grund gehabt hätten, ihren nichtkatholischen und antikatholischen Kommilitonen gegenüber so tapfer gewesen, wie sie es jetzt den Rednern des Katholikentages gegenüber sind, so wären sie nicht in die Lage gekommen, Selbstverständlichkeiten als mißverständlich zu bezeichnen. Hat doch sogar die „Freisinnige Zeitung" sich außerordentlich anerkennend über die Studentenrede Dr. Laarmanns ausgesprochen. Sie muß also wohl auch der Auffassung gewesen sein, katholische Studentenkorporationen gehörten auf den Katholikentag, sonst wäre die von ihr so gelobte Rede deplaziert gewesen. Wenn übrigens der Katholikentag nicht politisch und nicht „ultramontan" ist — und man hat doch in Halle angeblich nicht zugegeben, daß er es sei — was heißt es dann, wenn katholische Korporationen schon gegenüber der einfachen Konstatierung der Zugehörigkeit, nicht etwa der Abhängigkeit, so scharf ihre Unabhängigkeit von der Katholikenversammlung betonen? Die Katholikentage haben den Zweck, vor aller Öffentlichkeit Zeugnis abzulegen für die katholische Weltanschauung, in der sie die Teilnehmer festigen sollen. Wenn das den Zielen

und Zwecken katholischer Studentenkorporationen nicht widerstreitet, was soll es dann heißen, wenn diese Korporationen der Ansicht sind, als solche nicht mittun zu dürfen? Nicht mittun zu dürfen, wo alles andere mittut, was sich katholisch nennt. Wo auch der bekannte Strandklub auf Borkum durch sein offizielles Begrüßungstelegramm mittut? Freilich die inzwischen erschienene Denkschrift der katholischen Korporationen zu den Haller Erklärungen bemerkt: „Die Katholikenversammlungen gehen uns nichts an". Das bedeutet wohl etwas mehr als Unabhängigkeit. Soll auch die Düsseldorfer Erklärung so verstanden werden? Dann ließen sich ja alle „Mißverständnisse" dadurch beseitigen, daß man den Verbandstag nicht mehr zeitlich oder wenigstens nicht mehr örtlich mit den Katholikentagen zusammenfallen läßt.

Die liberale „Köln. Zeitung" hat sich das „ . . . gehen uns nichts an" nicht entgehen lassen. In einer Nummer vom 15. August bucht sie es als „wertvolle Feststellung". Daß so etwas dem antikatholischen Liberalismus „wertvoll" ist, kann man ruhig glauben. Das Blatt bemerkt weiter: „Das ist ein sehr vernünftiger Standpunkt, der sich anscheinend immer lebhafter durchzusetzen beginnt, Tübingen, Münster, Bonn, Halle — diese vier Namen sagen einstweilen genug". Allerdings! Das liberale Blatt hat aber noch mehr zu sagen: „Daß man in Zentrumskreisen dieser Bewegung mit Unbehagen zusieht, ging aus den Glossen zu den Fällen Tübingen und Münster hervor; das auffallende Schweigen der großen Zentrumsblätter in dem jüngsten Falle (Halle) ist zum mindesten ebenso beredt". Ich sage hier: Sehr richtig! wenn auch in etwas anderem Sinne, als die „Köln. Zeitung" es meint. In so wichtigen Angelegenheiten darf man nicht durch Schweigen reden wollen, um so weniger, als dieses Schweigen, mag es auch richtig gemeint sein, sehr leicht furchtbar mißverstanden werden kann. Wir können nicht glauben, daß durch einfaches Ignorieren der Sache gedient werden wird; im Gegenteil wir glauben, man nützt da mehr durch rechtzeitiges Reden als durch Schweigen. Dann wäre es der Dortmunder „Tremonia" wohl nicht eingefallen, zu behaupten (Nr. 236 vom 29. August), die bewußte Erklärung wolle einfach besagen, „man verbitte sich das Herein-

ziehen in politische Erörterungen von seiten der gegnerischen Presse". Und deshalb erklärt man sich als unabhängig vom Katholikentag?

Wohin soll es aber, so fragen wir, führen, wenn wir unsere Söhne in Verbindungen schicken, die ausdrücklich betonen, der Katholikentag gehe sie nichts an, damit man sie ja nicht mit dem Zentrum in Verbindung bringe? Sind das katholische Bekenner, die den offiziellen Zusammenhang mit den Katholiken Deutschlands abstreiten, um ja nicht einem Verdacht ausgesetzt zu sein, der zwar ungerecht, aber doch keineswegs so ungewöhnlich schmachvoll wäre? Sollte am Ende doch die „Frankf. Ztg." recht haben und sollte man auf diese Weise Mitgliedern gerecht werden wollen, die sich politisch bis zur „äußersten Linken" fortentwickelt haben und deshalb naturgemäß am Katholikentag keinen Geschmack mehr finden? Inhaltschwere Fragen! Ich stelle sie nicht aus Streitsucht, nicht um mit den Studenten anzubinden. Mögen die tun, was sie für nötig halten, aber Klarheit muß doch herrschen über die Tragweite ihres Tuns. Wir dürfen nicht mitschuldig werden, wenn die junge Generation falsche Wege wandelt. Die gegenwärtige Situation müssen wir eingehend prüfen. Sollten wir dabei zu der Überzeugung kommen, an der jetzigen Situation sei nichts mehr zu ändern, dann haben wir die ernsteste Pflicht, die künftige Generation zu warnen und zu belehren, damit nicht auch sie auf schiefe Bahnen gerät. Ein fauler Friede auf Kosten der Wahrhaftigkeit darf unter keinen Umständen geschlossen werden. Der status quo muß gewahrt bleiben. Es handelt sich um die Zukunft unseres katholischen Volkes, auch im öffentlichen Leben, und die retten wir nicht durch schwächliche Kompromisse, von denen wir den Schaden, andere den Nutzen haben. Diejenigen, die sich bemühen wollen, die Gebildeten dem Katholizismus zu erhalten, dürfen nicht Erklärungen gutheißen wie die von Halle und Düsseldorf, aus denen der Geist der Schwäche spricht, sie müssen vielmehr den Gebildeten Charakter predigen und ihr Teil dazu beitragen, daß die Jugend zu charaktervollen Männern herangezogen wird, zu Männern, die sich nicht von anderen beeinflussen lassen in ihrem Verhältnis zu den Äußerungen katholischen Lebens.

Die Erklärung des Petrus, er habe mit Jesus nichts zu tun, war ein Verrat, den er bereute und wieder gut machte. Hätten die ersten Christen nicht ihre unbeugsame Charakterstärke besessen, hätten sie sich durch Kompromisse mit dem heidnischen Zeitgeist abfinden wollen, das Christentum wäre nie zu einem Baum herangewachsen, dessen Äste über die ganze Erde hinragen. Durch Farbentragen dokumentiert man die Glaubenstreue und Glaubensfestigkeit noch lange nicht hinreichend, dadurch dokumentiert man zunächst mehr, daß man farbentragender Student, daß man „Kouleurstudent" ist, als daß man katholischer Student ist, der mit dem Katholizismus, wie er sich auf den Katholikentagen geäußert und von Bischöfen und Päpsten begrüßt und gesegnet wird, steht und fällt. Was nützen die Farben, die man äußerlich trägt, wenn sie nicht auch nach innen geschlagen sind, wie der unvergeßliche charakterstarke Kölner Weihbischof Dr. Schmitz es einmal ausdrückte! Die innere Zugehörigkeit zum Katholizismus rechtfertigt allein die Bezeichnung katholisch. Das Farbentragen allein genügt um so weniger, als wir die Zeit noch gar nicht so lange hinter uns haben, die Zeit der ausschlaggebenden Stellung des Zentrums, in der es in manchen Kreisen immerhin als interessant galt, ein gebildeter, ein „besserer" Katholik zu sein. Nun die Zeit vorbei ist, gehört wieder mehr Starkmut dazu, Katholik zu sein, und deshalb ist es vielleicht gut, daß die neue Zeit der Blockregierung kam, die uns zwingt, wieder mutig und stark zu sein, wie ehedem.

Welche Atmosphäre verrät es, wenn, wie die „Tremonia" in der erwähnten Nummer sagt, selbst Herr Dr. Porsch in Düsseldorf unter den Studenten betonen zu müssen glaubte, „daß zufällig so viele Parlamentarier und Politiker Alte Herren des Verbandes (farbentragender katholischer Verbindungen) seien, diese Tatsache dürfe man nicht dem Kartellverband als solchem zum Vorwurf machen." Gewiß nicht! Aber ich glaubte bisher immer, von den katholischen Korporationen werde nur verlangt, daß sie sich als solche nicht politisch betätigen. Dabei konnte es ganz gut als fast selbstverständlich gelten, daß ihre Angehörigen, sobald sie sich später um die Politik kümmern, das im Sinne der zugleich die Interessen der katholischen Kirche wahren-

den Partei, des Zentrums tun. Wo sollen denn die Träger der christlichen Weltanschauung im öffentlichen Leben überhaupt herkommen, wenn nicht vor allem auch aus den Reihen der katholischen Korporationen, die doch eben auf Grund der katholisch-christlichen Weltanschauung gleichsam verlangen, daß die katholischen Studenten zu ihnen kommen?

Diese und andere Fragen lege ich der katholischen Öffentlichkeit und besonders den katholischen Studenten zur Beantwortung vor. Sind wir nicht imstande, sie befriedigend zu lösen, dann können wir uns, wie man sagt, begraben lassen. Sonst zitiert man doch so gern das Wort: „Wer die Jugend hat, hat auch das Alter". Wie sollen wir aber die Jugend haben, wenn wir sie durch Verbindungen hindurchgehen lassen, die ihr immer wieder sagen, daß sie mit dem Katholikentag nichts, mit dem Zentrum aber noch viel weniger zu tun haben? Wenn wir hier nicht auf dem Posten sind, bringen wir durch unsere Unachtsamkeit etwas fertig, was den Nationalkatholiken, dem Fürsten Bülow und der deutschen Vereinigung bisher nicht gelingen wollte. Dann würde schließlich aber auch das Wort des alten Windthorst wahr werden: „Von den Feinden nie besiegt, aber von den Freunden verlassen." Und dann könnten wir den bekannten Leichenstein setzen, auf dem diese Worte Platz finden sollten. Daß die liberale Presse im allgemeinen schweigt, ist wohl zu verstehen, sie hat keinen Grund, uns auf Gefahren im eigenen Hause aufmerksam zu machen. Je früher dieses Haus zusammenstürzt, um so lieber ist es ihr. Wir aber müssen reden, damit Klarheit wird, so oder so. Eine klare Situation, und wäre sie noch so unerfreulich, ist unter allen Umständen besser als ein Halbdunkel, in dem sich kein Mensch recht auskennt. Man hat seiner Zeit so laut und so wacker mitgestritten im Kampfe für die Existenzberechtigung der katholischen Korporationen, und da sollten wir jetzt schweigen bei der Gefahr eines Kurswechsels, der, wie es scheint, denen entgegenkommen soll, die den Kampf grundlos heraufbeschworen? Da muß es erst recht heißen: Nunquam retrorsum!

XLVI.

Eine „Kulturbilanz" des deutschen Katholizismus.

Seit einem Dutzend Jahre etwa ist in Deutschland das Problem der sogenannten Inferiorität der Katholiken aufgerollt. Man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß in dieser Zeit zwar viel, aber — von einzelnen Ausnahmen abgesehen — nicht immer gründlich und sachlich über die Frage geredet worden ist. Schuld daran trug zum nicht geringen Teil der Mangel genauer Unterlagen, insbesondere eingehender und sorgfältiger statistischer Nachweisungen. Außerdem handelt es sich hier um ein Problem, dessen Lösung nicht geringe Schwierigkeiten bietet. Ist schon die Ausbeutung des statistischen Zahlenmaterials in hohem Grade gefährlich und führen schon hier allzu rasch gezogene Schlußfolgerungen weit in die Irre, so bringt gar die Untersuchung der Ursachen der kulturellen Rückständigkeit der Katholiken für den Tieferblickenden ganz ungeahnte Schwierigkeiten. Hier handelt es sich um ein äußerst kompliziertes und schwer faßbares Problem, dessen Bemeisterung tiefere historische und nationalökonomische Kenntnisse, vor allem aber ein äußerst vorsichtig und umsichtig abwägendes Urteil erfordert.[1]) Zur Zeit existiert denn auch eine eigentlich wissenschaftliche und umfassende Untersuchung der ganzen Frage nicht. Auch die neueste Arbeit von Rost,[2]) mit der wir uns hier zu beschäftigen haben, bietet die dringend wünschenswerte wissenschaftliche Monographie nicht und *will* sie auch nicht bieten.

1) In dem neuen Buche von Sell, Katholizismus und Protestantismus in Geschichte, Religion, Politik, Kultur (Leipzig 1908) das an manchen Stellen auch die vorliegende Frage berührt, wird gezweifelt, ob derartige Untersuchungen überhaupt durchführbar sind. Sell erscheint die Aufstellung einer „Kulturbilanz" „aus vielen Gründen ein Ding beinahe der Unmöglichkeit". Das geht aber doch zu weit.

2) Dr. Hans Rost, Die Katholiken im Kultur- und Wirtschaftsleben der Gegenwart. Köln 1908.

Nicht als ob der Schrift ein wissenschaftlicher Charakter nicht beizumessen wäre. Der Verfasser ist Nationalökonom von Fach, speziell Statistiker aus der Schule v. Mayr's und zweifellos gerade für den deskriptiven Teil einer derartigen Untersuchung gewiß kompetent. Seine Ausführungen sind dementsprechend auch von durchaus wissenschaftlichem Geiste getragen und erheben sich schon um deswillen weit über das Gros der bisherigen Leistungen. Allein der Verfasser hat bewußt auf die erschöpfende Bearbeitung der Frage vorläufig verzichtet. So trägt denn seine Schrift einen mehr programmatischen Charakter und kann nur als Vorläufer einer umfassenderen Arbeit betrachtet werden. Sie ist für weitere Kreise bestimmt und will vor allem auch die praktischen Folgerungen ziehen, die sich aus den wissenschaftlichen Feststellungen ergeben.

Das Vorwort läßt erkennen, daß der Verfasser für kritische Bemerkungen zu seinen Ausführungen im Hinblick auf seine weiteren Untersuchungen dankbarer sein wird als für das Lob des Gelungenen. Auf die Gefahr hin, daß in unserer Besprechung nicht genügend zum Ausdruck gelangt, für wie bedeutsam und dankenswert wir seine Arbeit halten, sind im Folgenden die Ausstellungen, die wir machen zu müssen glauben, in den Vordergrund gerückt.

Die Schrift ist in sechs Kapitel gegliedert, zerfällt aber sachlich in drei Teile. Zunächst wird der Anteil der Katholiken am Reichtum und am Studium (Kap. 1 u. 2) deskriptiv behandelt, sodann werden die Ursachen der sogenannten Inferiorität untersucht (Kap. 3 u. 4) und endlich die Maßnahmen im Kampfe gegen die Inferiorität (Kap. 5 u. 6) erörtert.

Der erste Teil ist vielleicht der wertvollste der Arbeit. Hier wird ein umfangreiches statistisches Material geboten, um darzutun, daß die deutschen Katholiken ärmer sind als die anderen Konfessionen und daß ihre Beteiligung an dem Besuch der höheren Bildungsanstalten und damit auch ihr Anteil an den höheren Berufsarten verhältnismäßig viel zu gering ist. Die hier vorgelegten Tabellen reden in der Tat

eine deutliche, zuweilen geradezu erschreckende Sprache. Hier wird ziffernmäßig nachzuweisen versucht, daß die Katholiken in den gewinnbringendsten Berufsarten, insbesondere im Handel, weit in der Minderzahl sind, daß dementsprechend ihr Anteil an den Steuern geringer, auch die Spartätigkeit der Katholiken zu wünschen übrig läßt.

Wenn man nun auch dem Verfasser ohne weiteres darin Recht geben muß, daß aus dem beigebrachten Material eine größere Armut der Katholiken notwendig zu folgern ist, so kann man doch im einzelnen bei der Wertung des vorgelegten statistischen Materials anderer Meinung sein. Zunächst fällt auf, daß die beigebrachten Ziffern sich im wesentlichen auf Süddeutschland beschränken. Unberücksichtigt ist insbesondere das wirtschaftlich so hoch entwickelte rheinisch-westfälische Industriegebiet, ja Rheinland und Westfalen überhaupt, sowie die östlichen Provinzen Preußens mit starker katholischer Bevölkerung. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß eine Berücksichtigung dieser Gebiete das Gesamtbild, wenn auch nicht geändert, so doch nicht unwesentlich verschoben hätte. Wahrscheinlich hat hier dem Verfasser größeres, ohnedies meist wohl nur mit Hilfe der Behörden erhältliches statistisches Material gefehlt. Einigermaßen bedenklich erscheint auch die Benutzung der Ziffern der Berufs- und Gewerbestatistik Elsaß-Lothringens. Wenn hier der Verfasser meint, es begegne „keinem Widerspruch, wenn wir den Handel, dann die Industrie und zuletzt den Ackerbau bezüglich ihrer materiellen Einträglichkeit in ihrer Reihenfolge abstufen" (S. 23), so ist übersehen, daß die von ihm mitgeteilten Zahlenangaben über die Industrie-treibende Bevölkerung zwischen Unternehmer und Arbeiter nicht unterscheiden. Die zum großen Teil proletarische Existenz des Fabrikarbeiters ist aber im Regelfall nicht wirtschaftlich besser als die des Bauern. Ferner bieten auch die Tabellen über die Beteiligung an den Steuern einen absolut zuverlässigen Maßstab für die wirtschaftliche Kraft des Steuerzahlers nicht, zumal wenn nicht unterschieden wird zwischen der auf Selbsteinschätzung

beruhenden und der anderweitig getroffenen Veranlagung. Endlich dürften schwerlich die Schlußfolgerungen durchweg richtig sein, die aus der (S. 35 f.) mitgeteilten Statistik der Sparkassenbücher gezogen werden. Diese Statistik gibt die Zahl der in den preußischen Regierungsbezirken auf je hundert Einwohner treffenden Sparkassenbücher und gleichzeitig das numerische Verhältnis der katholischen zu der evangelischen Bevölkerung der einzelnen Bezirke an. Wenn nun der Verfasser meint, „daß da, wo eine hohe Spartätigkeit sich äußert, auch im allgemeinen ein größerer Wohlstand vorhanden ist", so ist dies allerdings richtig. Nicht angängig ist es aber, die Zahl der vorhandenen Sparkassenbücher als Maßstab des vorhandenen Wohlstandes zu betrachten. Bekanntlich sind es überwiegend kleinere Leute, die ihr Geld auf die Sparkasse bringen. Der Mittelstand ist dazu weniger geneigt: der Kaufmann steckt sein Geld in sein Geschäft, etwa überflüssiges Kapital legt er des höheren Zinsertrages halber in Papieren oder Hypotheken an. So verfährt auch der vermögende Beamte und der Rentner. Dem Verfasser ist es denn auch aufgefallen, daß „einzelne als wohlhabend geltende Regierungsbezirke am Rhein eigentlich höhere Sparziffern aufweisen müßten" (S. 36). Hier handelt es sich eben um Bezirke mit einem großen und wohlhabenden Mittelstand. In diesen Bezirken ist notwendig die Zahl der Sparkassenbücher im Verhältnis zur Bevölkerungsziffer geringer, ohne daß hieraus auf eine geringere Spartätigkeit, oder gar auf einen geringeren Wohlstand geschlossen werden dürfte. Wenn man dem Verfasser folgte, müßte man nach seiner Tabelle z. B. den Bezirk Lüneburg für reicher halten als den Bezirk Düsseldorf! Dabei mag ganz davon abgesehen werden, daß das Sparkassenwesen in den einzelnen Bezirken keineswegs gleichmäßig entwickelt ist, so daß möglicherweise sich schon hieraus die auffallenden Ziffern erklären und daß auch die Höhe der Sparkassenguthaben in den einzelnen Bezirken nicht mitgeteilt ist, ein Schluß auf den wirklich vorhandenen Reichtum somit unmöglich ist.

Minder düster ist das Bild, das der Verfasser an der Hand seines (auch hier wieder wesentlich auf Süddeutschland beschränkten) Zahlenmaterials von dem Anteil der Katholiken am Studium ausmalt. Immerhin ist der Rückstand der Katholiken auch hier auffällig genug. Anzeichen einer Besserung sind allerdings vorhanden. Bemerkenswert ist hier insbesondere die Feststellung, daß ein besonders krasses Manko in dem Besuch der Realgymnasien, Oberrealschulen und Realschulen vorhanden ist (S. 52). Die Katholiken lassen also auffallend wenig ihre Kinder an den Schulen vorbilden, die einen erheblichen Teil ihrer Besucher nicht eigentlich gelehrten Berufen, sondern direkt dem Erwerbsleben zuführen.

Der schwierigste Teil der Untersuchung ist zweifellos die Erörterung der Ursachen der sogenannten Inferiorität. Zuversichtlich darf freilich behauptet werden, daß der geringere Anteil der Katholiken an den Kulturgütern höherer Art mit ihrer größeren Armut in ursächlichem Zusammenhang steht. Ob wir aber hierin die einzige Ursache zu erblicken haben, wie Rost (S. 38) meint, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls haben wir es hier mit einem Faktor von großer Tragweite zu tun. Es ist deßhalb die Frage aufzuwerfen: Wie kommt es, daß die deutschen Katholiken ärmer sind als ihre Volksgenossen? Drei Gruppen von Ursachen sind nach Rost zu unterscheiden: geographische, historische und politische. Die Katholiken sind nämlich schon dadurch im Nachteil, daß sie zu einem relativ großen Teil auf dem Lande wohnen und daher weniger gewinnbringenden Berufen nachgehen müssen. Hiezu kommt, daß sie auch zum Teil, z. B. in Baden, die weniger fruchtbaren Gegenden bewohnen. (Hier sind wiederum die Verhältnisse Rheinlands und Westfalens nicht berücksichtigt.) Die Frage, wie diese auffallenden Tatsachen zu erklären sind, wirft der Verfasser zwar auf (S. 54), beantwortet sie aber nicht. Das ist zu bedauern. Denn gerade hier stand der Verfasser wohl vor einem sehr bedeutsamen Problem, dessen Lösung möglicher

Weise neues Licht auf die ganze Untersuchung warf. Unter den historischen Gründen werden der schon früher des öfteren erörterte Einfluß der Säkularisation und die den Katholiken mißgünstige staatliche Tendenz der verflossenen Jahrhunderte zusammengefaßt. Im Rahmen der Schrift konnten selbstverständlich eingehendere geschichtliche Exkurse nicht Platz finden. Immerhin darf hier betont werden, daß, wer die Frage der Entstehung der sogenannten Inferiorität historisch ernsthaft anfassen will, nicht blos bis zur Säkularisation zurückgehen darf, sondern von den Zuständen zu Beginn der Reformation ausgehen und die dort einsetzende Entwicklung verfolgen muß. Die politischen Ursachen endlich findet der Verfasser in der bis in die Gegenwart fortdauernden staatlichen Bevorzugung der Protestanten. Ob dieses Moment im Vergleich zu den übrigen Faktoren hier, wie auch anderwärts, nicht zu stark betont ist, dürfte fraglich sein. Das Beispiel der Juden, die seit ihrem Auftreten im Okzident überall gegen noch viel stärkere staatliche Intoleranz zu kämpfen hatten und haben und dennoch, was die materiellen Güter der Kultur anlangt, einen so gewaltigen, auch vom Verfasser oft betonten Vorsprung erlangt haben, müßte eigentlich eine andere Gedankenreihe anregen. Am Schlusse seiner Ausführungen macht denn auch der Verfasser noch auf eine weitere Ursache aufmerksam, die sich in seiner Gruppeneinteilung bezeichnender Weise gar nicht unterbringen läßt. Er schreibt (S. 61): „Ein letzter Hauptgrund liegt noch in der Grundstimmung des katholischen Volkes, in der unbewußten Unterschätzung des Wertes von Wissenschaft und Reichtum für die Kultur des Katholizismus überhaupt“. Damit im Zusammenhang wird wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß die Katholiken im Vergleich zu den Protestanten und Juden im wirtschaftlichen Leben wenigstens häufig geringere Tatkraft an den Tag legen und einer im gewissen Sinne mehr quietistischen Auffassung zuneigen (vergl. S. 86, 65, 80). Diese Auffassung läßt sich freilich nicht mit den Mitteln der Statistik beweisen.

Es handelt sich um eine vergleichende Wertschätzung psychologischer Eigenschaften breiter Bevölkerungsschichten, wobei naturgemäß die Ansichten auseinandergehen können. Immerhin wird die Auffassung des Verfassers von vielen urteilsfähigen Leuten — wenn auch manchmal mit gewissen Einschränkungen — geteilt.

Die Ausführungen über die Maßnahmen im Kampfe gegen die „Inferiorität“, die den Schluß des Buches bilden, sind denn auch von dem Grundgedanken getragen, daß es vor allem darauf ankomme, die deutschen Katholiken zur Selbsthülfe, zur stärkeren wirtschaftlichen Beteiligung anzuregen. Wir können den Vorschlägen des Verfassers im Allgemeinen und mit einigen Vorbehalten nur beistimmen, wenn auch manche Wendung etwas gefährlich klingt[1]) und daher leicht zu Mißverständnissen Anlaß geben mag.[2])

Der Verfasser redet hier mit einem Freimut, der an die rücksichtslose Ehrlichkeit eines Lagarde erinnert. In dem schönen Geleitswort, das Professor Meyenberg der Schrift voranschickt, wird diese als eine „Gewissenserforschung“ charakterisiert. Das ist das rechte Wort. Der Verfasser mußte von jeder diplomatischen Leisetreterei absehen, er durfte nur im Auge haben die Wahrheit und nichts als die Wahrheit. Wer geneigt ist die Offenheit übel zu nehmen, mit der hier mancher Mißstand getadelt wird, mag sich dessen erinnern.

Tadel wird vielleicht die Schrift auch von denen zu gewärtigen haben, die durch die Aufforderung zum Wett-

1) z. B. S. 83, 84, 86.

2) So will S. 65 Verfasser gewiß nicht behaupten, daß der gläubige, mit seiner Kirche und deren ethischen Forderungen im Einklang lebende Protestant „weiter im Gewissen“ sei als der Katholik. Das stünde mit seinen eigenen Ausführungen im Widerspruch und wäre ebenso wenig beweisbar, wie die Behauptung von Sell a. a. O. S. 268 f., daß der Katholik hinsichtlich der Wahrhaftigkeit minder strenge Anforderungen an sich stelle als der Protestant. — Mißverständlich ist auch die rhetorische Frage, welche S. 81 oben an die Erörterung der Wichtigkeit einer Mitgift für den Kaufmann geknüpft wird. Bedenklich in gewissem Sinne auch die Aufforderung zur geschäftlichen Solidarität S. 80.

kampfe mit den anderen Konfessionen die eigene überlegene Position oder gar den religiösen Frieden gefährdet sehen. Das wäre völlig grundlos. Es ist ein friedlicher und neidloser Wetteifer, den der Verfasser will. Die praktische Absicht seiner Schrift ist, die wirtschaftliche und kulturelle Tatkraft der deutschen Katholiken zu heben. Im Grunde aber bedeutet eine Steigerung der wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen eines so großen Bevölkerungsteils nichts anderes als eine Steigerung der nationalen Energie überhaupt. Ein solches Endziel kann aber jeder Deutsche, gleichviel welcher Konfession, als Patriot nur dankbar begrüßen.

Otto Reeb.

XLVII.

Justizielles aus Preußen.

Recht halte heilig bis in 'n Tod,
So bleibt ein Freund dir in der Not.
Mathias Claudius.

Unwürdig und Unfähig? Ein Kampf um die Ehre und um die Unabhängigkeit der Justiz von Emil Theisen, Landgerichtsrat in Düsseldorf. Zweite Auflage. Elberfeld 1907.

So lautet der Titel einer Schrift, die den Vorhang von den Verhältnissen des preußischen Justizwesens weit wegzieht. Der Verfasser ist, soviel bekannt, wohl in Folge der Schrift nicht mehr preußischer Justizbeamter. Der Verfasser erhebt gegen die preußische Justizverwaltung viele scharfe Angriffe. Sind die seine Angaben wirklich der Wahrheit entsprechend, so leidet das Justizwesen in Preußen an schweren Übelständen. Daß manche der gerügten Übelstände den Juristen, welche in der Advokatur stehen, erst durch eine solche Schrift bekannt werden, ist in den Verhältnissen gegeben. Die Veranlassung zur Schrift war folgende: Verfasser war in den 1890er Jahren Amtsrichter in Frankfurt am Main, hatte dort die festgenom-

menen Personen, welche nach dem Gesetze binnen 24 Stunden dem Richter vorgeführt werden sollen, zu vernehmen und machte nun die Beobachtung, daß diese 24 Stunden in vielen Fällen, namentlich wo es sich um Prostituierte und ähnliche Personen handelte, nicht eingehalten wurden. Th. schrieb daher an den Amtsanwalt und ließ sich in diesem Briefe dazu hinreißen zu sagen, daß das Polizeipräsidium fortgesetzt das Vergehen der Freiheitsberaubung sich zu schulden kommen lasse, und beschuldigt auch diese Behörde schwerer Rechtsbeugungen. Deshalb wurde dem Th. der Prozeß gemacht. In erster Instanz erhielt er eine Geldstrafe. Dieses Urteil wurde vom Kammergericht, der zweiten und letzten Instanz, dahin abgeändert, daß Th. sich eine Strafversetzung ohne Vergütung der Umzugskosten gefallen lassen müsse. Der Verurteilte flieht jetzt in die Öffentlichkeit, um die Rückständigkeit des Disziplinarverfahrens darzutun und das Publikum mit den in der preußischen Justiz herrschenden Übelständen bekannt zu machen.

In der mitgeteilten Anklageschrift heißt es: „Eine genaue Prüfung der Akten hat ergeben, daß einige Personen anscheinend über das Bedürfnis (!) in dem Polizeigefängnis gesessen haben. Es entzieht sich indes der Prüfung, aus welchen administrativen Gründen (sic!) dies geschehen ist.“ In dem Urteil der zweiten Instanz heißt es hierüber: „Anlangend sodann den Gegenstand der wider den Angeschuldigten eingeleiteten Disziplinaruntersuchung, so hat der große Disziplinarsenat abweichend von der bezüglichen Annahme des ersten Richters als erwiesen erachtet, daß die Vorführung der vorläufig festgenommenen Personen vor den Amtsrichter in Frankfurt am Main im Jahre 1894 in einer großen Zahl von Fällen nicht dergestalt ‚ohne Verzug‘ stattgefunden hat, als dieses der Vorschrift der Strafprozeßordnung entsprochen haben würde.“

Th. behauptet in der Schrift, daß die bezeichneten Übelstände im Jahre 1904 noch fortbestanden hätten. Die Disziplinargerichte nehmen an, daß von einer vorsätzlichen Freiheitsberaubung nicht die Rede sein könne.

Das Disziplinargericht erster Instanz sagt in dem Urteil: „Nirgend hat der Angeklagte ein unehrenhaftes Verhalten oder

böswillige Absicht an den Tag gelegt." Diese Charakteristik des Angeklagten wird von der zweiten Instanz bestätigt. Der große Disziplinarsenat sagt: „Der Angeklagte hatte daher, wenn er von solchen Verzögerungen amtlich Kenntnis erhielt, nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, die geeigneten Schritte zu tun, um einen schnelleren Geschäftsgang herbeizuführen. Nicht aber war er befugt, zu diesem Behufe in der Weise vorzugehen, als er dieses tatsächlich getan." Th. hat die Wahrheit des Spruches in Ecclesiasticus J. F. S. I. C. XIII. Vers 16 erfahren. Erwägt man, daß den Angeklagten Patriotismus und eine hohe Auffassung seines Richteramts beseelte, — er sagt zutreffend: „denn nur das Vertrauen des Volkes zum Richter kann ein Staatswesen auf die Dauer aufrecht erhalten"; dem Oberstaatsanwalt erklärt er: „ich kämpfe für Recht und Gesetz", erwägt man diese Auffassung des Angeklagten von seiner Richterstellung, so darf man ihm ein aufrichtiges Mitgefühl nicht versagen. Ein von den besten Absichten beseelter, gegen Übelstände ankämpfender preußischer Richter kommt zu Falle, weil er sich, allerdings erheblich, im Ausdrucke vergriffen hat. Ein preußischer Richter von guter Dienstführung kommt zu Falle, weil er sich mehr als Richter denn als Beamter fühlt. Solche Konflikte sind bedeutsame Anzeichen, für jeden patriotischen Deutschen unerfreuliche Zeichen!

Wird das erwogen, so sind die Mitteilungen und Kritiken des Th. gewiß der Kenntnisnahme und Prüfung wert.

Vorerst möchte ich aber noch erwähnen, daß dem Angeklagten auch zum Vorwurfe gemacht war, einen Artikel in der „Frankfurter Zeitung" inspiriert zu haben. Es ist nun interessant zu lesen, wie im Jahre 1894 dieses, heute in der Blockära so angesehene, regierungsoffiziöse Blatt damals von den preußischen Behörden bewertet wurde. Das erstinstanzliche Urteil wirft der „Frankf. Ztg." vor, daß sie der Autorität staatlicher Behörden wenig wohlwollend gegenüber stehe. Der Oberstaatsanwalt bezeichnet in der Berufungsschrift die „Frankf. Ztg." als das notorische Organ der süddeutschen Demokratie, deren Anhänger der republikanischen Partei angehören. „Ihre Tendenz ist darauf gerichtet, die Verschmelzung des Frankfurtes Gebietes

mit dem preußischen Königreiche zu verhindern; überall verbreitet, nützt sie jede Gelegenheit aus, die verharrschten Wunden wieder aufzureißen und hiezu das k. Beamtentum zu verunglimpfen." Im Urteile zweiter Instanz wird von den staatsfeindlichen Tendenzen der „Frankf. Ztg." gesprochen.

Der Angeklagte hatte wegen der oben angegebenen, dem Polizeipräsidium gemachten schweren Vorwürfe von dem Präsidenten die „Mahnung" an die Amtspflichten erhalten. Mit dieser, meines Erachtens verdienten Strafe war der Angeklagte nicht zufrieden. Er hatte, wozu er gesetzlich berechtigt war, das Disziplinarverfahren gegen sich beantragt. Der Angeklagte hat die ihm vom Präsidenten erteilte Strafe als eine unverdiente hingestellt. In dem Urteil zweiten Instanz heißt es nun wörtlich: „dadurch, daß er diese Strafe als eine unverdiente hinstellte, hat er auch die dem Herrn Oberlandesgerichtspräsidenten schuldige Achtung verletzt". Eine solche Ausführung allein zeigt meines Erachtens zur Genüge, daß ein Disziplinargesetz, das Gerichte mit solchen Ansichten erstehen läßt, mangelhaft sein muß.

Th. hebt denn auch mehrere Mängel dieses Disziplinarverfahrens hervor. Er macht dem Disziplinargesetz mit Recht den Vorwurf, daß es in Wirklichkeit nur ein schriftliches und geheimes Verfahren sei. Dadurch sei es gekommen, daß er, ohne darauf aufmerksam gemacht worden zu sein, wegen einer Tat verurteilt worden sei, wegen deren er nicht angeklagt worden war. Ein Verfahren, in dem die Beweise nicht in Gegenwart des Angeklagten erhoben wurden, in welchem dem Angeklagten selbst eine Einsicht in die Akten und Beweisergebnisse nicht gewährt wird, entspricht allerdings nicht den heutigen Auffassungen über die Voraussetzungen eines rechtlichen Verfahrens. Die mündliche Verhandlung im Disziplinarverfahren hat mit der Mündlichkeit nichts wie den Namen gemein. Zutreffend sagt Th.: „Um zu erreichen, daß die Bestimmung der Verfassung: die richterliche Gewalt wird durch unabhängige, nur dem Gesetze unterworfene Gerichte ausgeübt, nicht blos auf dem Papiere steht, sondern auch in Wirklichkeit Geltung hat, bedarf es in erster Linie einer Änderung der bestehenden Disziplinargesetze, des Gesetzes vom 7. Mai 1851."

Angeklagter behauptet, daß das Gesetz vom 7. Mai 1851 wegen seiner äußerst dehnbaren Ausdrucksweise eine dem § 8 des Gerichtsverfassungsgesetzes entsprechende, genügende Unterlage nicht darstellen könne. Alle diese Ausführungen des Verfassers sind der Beachtung aller wert, die das Bestehen der Unabhängigkeit des Richterstandes für eine notwendige Grundlage unserer Staatsverfassung halten. Th. erhebt nun weiter noch schwere Vorwürfe gegen die preußische Justizverwaltung, Vorwürfe, deren tatsächliche Unterlagen aber nicht genügend klargestellt erscheinen. Es wäre zu wünschen, daß Personen des Richterstandes sich über die von Th. behaupteten Mißstände äußerten. Er behauptet, daß in Preußen bei der Anstellung und Beförderung nicht die Tüchtigkeit, sondern die Zuverlässigkeit maßgebend sei, indem er sagt: „Die Unabhängigkeit der Gesinnung hat bei dem preußischen Richter infolge fortgesetzter Unterdrückung von oben her, infolge systematischer Subalternisierung des Richterstandes stark gelitten. Die Disziplinargesetze geben dazu der Regierung ein geeignetes Mittel an die Hand. Durch sie wird dem Richter zur nachdrücklichen Kenntnis gebracht, daß nur die vollste Unterwürfigkeit unter den Willen der vorgesetzten Behörde ihn würdig zu den höchsten Richterstellen macht. Kein Verbrechen wird so schwer als Dienstvergehen bestraft, als das Selbstbewußtsein, welches ein Richter nach Oben zu zeigen wagt. Die schlimmsten Verfehlungen sind nichts gegen ein selbstbewußtes Handeln, wenn es nicht nach unten gerichtet ist." S. 163 sagt Th. aber einschränkend, — „das Ansehen der Gerichte hat gelitten. Das läßt sich leider nicht bestreiten. Die Schuld daran trifft aber nicht den preußischen Richter, welcher im großen und ganzen sich noch die von Treitschke gekennzeichnete unabhängige Gesinnung, die dem preußischen Beamten eigen ist, bewahrt hat, sondern die Regierung, welche den preußischen Traditionen zuwider darauf bedacht ist, sich zuverlässige Richter zu verschaffen." Th. behauptet ferner, daß die Justizverwaltungsbehörden, sei es aus eigenem Antriebe, sei es infolge Anregung von Verwaltungsbehörden, sich eine Einwirkung auf die Zusammensetzung der Gerichtsabteilungen bei den Kollegialgerichten herausnähmen. Verfasser führt auch Fälle an, ohne aber die

Einzelheiten darzulegen. Es läßt sich aber mit den gesetzlichen Bestimmungen wohl vereinbaren, wenn den Mitgliedern des Präsidii, welches nach dem Gesetze die Geschäftsverteilung zu bewirken hat, Vorschläge und Anregungen gegeben werden. Freilich bedarf es bei solchem Vorgehen äußersten Taktes und größter Vorsicht! Ob nicht manches Mitglied des Präsidii hier den Wunsch des Vorgesetzten als Befehl ansehen wird? Besonders die Präsidenten, die früher Staatsanwälte gewesen sind! Schwere Vorwürfe erhebt Th. gegen manche Direktoren. Es soll hier manchmal eine Beeinflussung, namentlich jüngerer Richter, durch den Vorsitzenden erfolgen, die allerdings jedem Recht Hohn spricht. Es werden aber auch hier Einzelheiten, besonders Namen, nicht erwähnt, so daß eine Nachprüfung nicht stattfinden kann. In einem Falle ist Th. Augenzeuge gewesen; er berichtet: „Als ich einmal — vorübergehend — bei der Strafkammer beschäftigt war, und mich der Ansicht des jüngeren Kollegen von der Nichtschuld des Angeklagten anschloß, ließ der vorsitzende Direktor nicht nach, bis der jüngere Richter seinem Schuldig zustimmte. Nach der Sitzung fragte ich diesen, ob er sich denn wirklich von der Richtigkeit der Ansicht des Direktors überzeugt habe. Er erwiederte, wenn er dem Drängen des Direktors nicht nachgegeben hätte, würde dieser ungünstig über ihn berichtet haben. (!!!)" — S. 118 wird behauptet, es sei einem Direktor (Name wird nicht genannt), der um eine höhere Stelle sich bemüht habe, von dem Vorgesetzten erklärt worden, er sei dazu nicht geeignet, weil er es nicht verstehe, seine Ansicht bei den Beisitzern durchzusetzen! S. 166 heißt es, — es sei einem Direktor ein Vorwurf daraus gemacht, daß er seine Beisitzer in Schutz nehme. Er dürfe die Beisitzer selbst dann nicht in Schutz nehmen, wenn sie Recht hätten. Namen sind nicht genannt. Greifbarer ist folgende Angabe des Th.: „Ein Kollege, ein Amtsgerichtsrat, bemerkte mir, er möchte nicht Landrichter sein. Er habe vertretungsweise einmal bei der Strafkammer in der Strafsache gegen X., einer Strafsache, an deren Ausgang die Regierung interessiert war, mitgewirkt, und es sei ihm die Ängstlichkeit und die Sucht der Richter, alles Material, welches den Angeklagten zu belasten geeignet war, herauszukehren und

sofort herauszuheben, aufgefallen: unter solchen Verhältnissen sei es keine Ehre, am Landgericht tätig zu sein." Daß es in irgend einer Weise nicht richtig bestellt sein muß mit der Stellung der Richter bei den Landgerichten, läßt sich aus der Scheu der Richter vor den Kollegialgerichten entnehmen. Besonders befähigte Assessoren verlassen vielfach den Richterdienst, die Justizverwaltung sieht sich in letzter Zeit häufig genötigt, zu Kollegialrichtern Assessoren zu nehmen, und man hört von älteren Kollegialrichtern die Äußerung, schade, daß sie nicht mehr Amtsrichter wären. Diese Äußerung scheint um so mehr erklärlich, wenn es wahr ist, was Th. über die Behandlung der Richter bei den Kollegialgerichten berichtet. So gelangen wir dazu, sagt er, daß der Richter vielfach sich als Schulknabe behandeln läßt. Ein Beispiel hiefür ist die Art und Weise, wie manche Vorsitzende die Urteile der Beisitzer wie deutsche Aufsätze verbessern, obschon sie wegen mangelnder Fähigkeiten dazu manchmal nicht imstande sind. Th. behauptet, daß manche Vorgesetzte in die Dienstakten tatsächlich unrichtige Angaben hineinregistriert hätten (S. 118, 123, 138). Th. berichtet auch, ein (nicht genannter) Landesgerichtspräsident habe von dem Gerichtsschreiber angefertigte Restenzettel sich geben lassen, auf denen die von den Richtern nicht rechtzeitig fertiggestellten Arbeiten verzeichnet ständen. Ob hier der Verfasser nicht falsch gesehen hat? Der Präsident wird die rückständig gebliebenen Sachen sich haben mitteilen lassen, um zu prüfen, ob und welche Überlastung bestanden hat, um die Abordnung von Hilfskräften anzuregen, oder die Einrichtung neuer Richterstellen in Antrag zu bringen.

Alles in allem genommen, — es wird in der Volksvertretung, in der Presse, in der Gesellschaft und in der Literatur jetzt so viel über preußisches Justizwesen gesprochen, Anhänger destruktiver Parteien klagen die Justiz an, daß bei ihr die Gerechtigkeit fehle, Vertreter der Justiz klagen über Abnahme des Ansehens der Justiz, da muß man als Vaterlandsfreund trauernd klagen, die Justiz steht nicht im besten Rufe, von der man so viel spricht!

Dr. B.

XLVIII.

Kürzere Besprechungen.

M. Jansen, Die Anfänge der Fugger (bis 1494) in: Studien zur Fuggergeschichte, herausgeg. v. Dr. M. Jansen. Leipzig, Duncker u. Humblot 1907. 200 S.

Möglichst vollständiges Material zur Fuggergeschichte zu sammeln, ist der Zweck „der Studien“ zu derselben. Wie dieser Zweck erreicht werden kann, hat Jansen in glücklicher Weise in diesem ersten Bande der Sammlung gezeigt. Die Art, wie er die herangezogenen reichen Materialien ebenso sorgfältig wie sachkundig für die Geschichte der Fugger zu verwerten sucht, darf man wohl als Muster historischer Detailarbeit bezeichnen. Als besonderes Verdienst aber ist es dem Verfasser anzuschreiben, daß er über eine Materialiensammlung hinausgeht und neben der erwähnten Kleinarbeit auch das Moment der Entwicklung betont. In anschaulicher Weise versteht er es uns zu schildern, wie sich die enge Augsburger Weberstube der ersten Fugger ausdehnt zum eleganten Kontor der Kaufleute, denen namentlich die Silbergeschäfte in Tirol reichen Gewinn abwerfen, ja bald zum fürstlichen Palaste. — Ermöglicht hat Jansen diese Wahrung des Zusammenhangs seiner Darstellung dadurch, daß er die Fragen, die mit der Fuggergeschichte nur in losem Zusammenhang stehen, denen aber doch nachgegangen werden mußte, in eigenen Beilagen behandelte. So konnte er auch Dingen allgemeinerer Natur (wie z. B. der Steuererhebung in Augsburg, der Augsburger Topographie u. s. f.) seine Beachtung schenken. Bemerkenswertes urkundliches Material ist in diesen Beilagen, wie auch in dem umfangreichen Anhang von Urkunden niedergelegt, den Jansen seinem Werke beigegeben; vielleicht hätte dabei mit dem Abdrucke von Urkunden sparsamer verfahren und dafür eine Stammtafel der ersten Fugger beigelegt werden dürfen; eine solche würde den Überblick über die im Text genannten Fuggerschen Familienglieder wesentlich erleichtern. Die allgemeine Brauchbarkeit des Werkes wird erhöht durch ein Glossar, Sach- und Namensregister, welches so manch bedeutenden Namen der deutschen und — natürlich in geringerem Grade — auch der außerdeutschen Kaufmannswelt des ausgehenden Mittelalters enthält.

Buchner.

XLIX.

Die blutigen Vorgänge bei Draveil und die Macht der revolutionären Arbeiterbewegung in Frankreich.

Paris, im September 1908.

Während die Aufmerksamkeit des großen Publikums auf die Fürstenbesuche gelenkt war und auf die Schachzüge in der Politik, vollzogen sich in der Umgegend von Paris blutige Vorgänge, die ein grelles Licht auf die sozialen Zustände in Frankreich werfen und verdienen näher ins Auge gefaßt zu werden.

Es handelt sich um die Zusammenstöße zwischen dem Militär und streikenden Arbeitern am 31. Juli in der Umgegend von Draveil und Villeneuve-St. Georges etwa 15 bis 18 Kilometer südlich von Paris. Die ganze Sache hat eine Vorgeschichte, die wesentlich zum Verständnis der Dinge beiträgt. In der Gegend von Draveil und Villeneuve-St. Georges befinden sich zahlreiche Steinbrüche und Sandgruben, zu deren Ausbeutung eine ziemlich große Anzahl von Arbeitern verwendet wird. Schon seit etwa drei Monaten war dort einer jener Streike ausgebrochen, die sich in Frankreich nicht mehr zählen lassen und der alle üblichen Begleiterscheinungen derartiger Vorgänge aufwies. Da bald zahlreiche Exzesse gegen Maschinen und gegen Personen zu verzeichnen waren, mußten selbstverständlich Gendarmen und Militär herangezogen werden. Und da der Streik nicht aufhörte, war auch das Militär an jene Gegend gebannt, so daß sich dort Militär und Arbeiter dauernd gegenüber-

standen. Fast täglich fanden Reibungen statt zwischen den Arbeitern und den Schutzmannschaften. So hatte bereits am 2. Juni ein blutiger Zusammenstoß stattgefunden. Ein Gendarm begleitete einen nichtstreikenden Arbeiter, um ihn gegen etwaige Angriffe der Streikleute zu schützen. Ein streikender Arbeiter hieb dabei ohne weiteres mit einem Knüppel auf den Gendarmen ein und suchte ihm den Revolver aus der Lederscheide zu reißen. Es gelang dem Gendarmen nicht, ihn zu verhaften. Aber am Nachmittag desselben Tages wurden 25 Gendarmen, die zum Schutze eines Truppes Arbeitswilliger Posten standen, von einer Anzahl Streiker angegriffen, unter denen sich auch der Arbeiter befand, der bereits am Morgen tätlich gegen einen Gendarmen vorgegangen war. Nun suchte man ihn zu verhaften. Aber jetzt strömten massenweise Streiker zusammen und gingen gegen die Gendarmen vor. Plötzlich fielen einige Revolverschüsse auf Seite der Arbeiter. Jetzt gaben die Gendarmen ihrerseits Feuer und dabei wurde ein Arbeiter getötet und fünf oder sechs mehr oder weniger erheblich verwundet, von denen einer seinen Wunden erlag. Nun wurde natürlich in den regierungsfeindlichen sozialistischen Zeitungen fürchterlich getobt und die Zurückziehung der Truppen aus dem Streikgebiet verlangt. Da aber der Streik fortdauerte und absolut kein Anzeichen vorhanden war, daß er in Bälde aufhören würde, blieb die Regierung fest und ließ die Truppen in der Umgegend. Im übrigen betätigte die Regierung das weitgehendste Entgegenkommen in Bezug auf die Streikenden: die beiden Toten vom 2. Juli wurden mit allem Pomp begraben, die roten Fahnen durften dabei entfaltet und alles Maß übersteigende Umsturzreden konnten gehalten werden. So zog sich die Situation in die Länge. Aber die revolutionären Elemente unter den Arbeitern und vor allem der Allgemeine Arbeiterbund, hier kurzweg mit C. G. D. T. (Conférération Générale du Travail) bezeichnet, wollten sich eine so günstige Gelegenheit, wie die hier gebotene, nicht entgehen lassen. Nachdem einmal die

Arbeiter, wie man glaubte, in der nötigen Aufregung waren, sollte dem „Kapitalismus“ Gänsehaut beigebracht und dem gesamten gesellschaftlichen „Ausbeutertum“ greifbar vor Augen geführt werden, über welche Macht die Arbeiterwelt verfüge. So wurde denn in der Arbeiterbörse und in der C. G. D. T. hin- und herberaten, bis man sich dazu einigte, einen vierundzwanzigstündigen allgemeinen Ausstand ins Werk zu setzen. Eines der Mitglieder der C. G. D. T., der Genosse Griffuelhes, ging sogar so weit, den ganzen Plan und die leitenden Gedanken dieses Ausstandes in der Zeitung zu veröffentlichen und ein bürgerliches Blatt, der „Matin“, der freilich zu manchem fähig ist, gab sich dazu her, dieses revolutionäre Faktum in seine Spalten aufzunehmen. Griffuelhes erklärte ganz ruhig, daß es der Arbeiterleitung bei dem angekündigten Streik durchaus nicht darum zu tun sei, bessere Arbeits- und Lebensbedingungen für den Arbeiter zu erringen. Das sei eine ganz krämerhafte Auffassung der Streike. Dieser Streik müsse eine Kraftprobe sein und zugleich eine Art Einübung der Arbeiterelemente auf ernstere Gefechte. Wie die uniformierten Heere, so führte Griffuelhes aus, ihre jährlichen Manöver haben, um sich beständig in Kriegsbereitschaft zu halten, so müßten auch die Arbeiter ihre Manöver haben, um sich einzuüben und sich vorzubereiten auf den Ernstfall in der großen Abrechnung mit der kapitalistischen Gesellschaft. Als Streiktag wurde der 30. Juli festgesetzt und durch öffentliche Plakate den Arbeitern zur Kenntnis gebracht.

Die weiteren Einzelheiten sind bekannt. Der Morgen des Streiktages hatte begonnen und wer nur in Paris war, hätte glauben können, daß die ganze Geschichte im Sande verlaufen würde. Fast alle Arbeiter, von denen viele der ewigen Streikunruhen, durch die sie nur um ihren Lohn gebracht werden, herzlich müde sind, begaben sich wie gewöhnlich an ihre Arbeit. Eine Ausnahme machten hauptsächlich die Bau- und Erdarbeiter, die seit Monaten mit den Unternehmern im Konflikt liegen, und einige andere Gewerk-

schaften. Aber der Polizeipräfekt von Paris, der in diesen Dingen Erfahrung besitzt, hatte derartige Vorsichtsmaßregeln getroffen, daß es den Streikern doch nicht geraten schien, irgend etwas Hervorstechendes in Paris selbst zu unternehmen und sie begnügten sich damit, sich in dem Lokal der Arbeitsbörse einzufinden, um bei der Zentralleitung konstatieren zu lassen, daß sie die Arbeit niedergelegt hatten. Um jedoch nicht ganz um die Lorbeeren zu kommen, sollte die für den Tag geplante Demonstration um so wuchtiger in dem Streikgebiet von Draveil und Villeneuve-St. Georges stattfinden. Schon am Morgen des 30. Juli begaben sich ganze Scharen von Streikern mit der Bahn nach den besagten Ortschaften und andere gingen zu Fuß dorthin, weil sie fürchteten, die Eisenbahnverwaltung möchte den Streikern die Teufelei spielen und die mit Arbeitern beladenen Züge über Draveil hinausfahren lassen, so daß dann die Arbeiter nicht mehr beizeiten in das Streikgebiet hätten kommen können. Es werden so ungefähr 4—5000 Arbeiter aus Paris sich in Draveil und den umliegenden Ortschaften versammelt haben. Man weiß, daß dann kam, was kommen mußte. Als die Arbeiter sich auf den Eisenbahndamm bei Draveil begaben und denselben besetzten, mußte das Militär einschreiten, um unter allen Umständen den Verkehr der Züge zu sichern. Damit war der Stein ins Rollen gebracht und es entfaltete sich eine wahre Bürgerkriegsszene. Die Arbeiter schossen mit Revolvern und man hat mehr als vierhundert Schüsse gezählt, die auf die Truppen abgefeuert wurden. Es wurden in Villeneuve-St. Georges Barrikaden errichtet, die eine nach der andern von den Truppen gestürmt werden mußten. Von einem im Bau begriffenen Hause wurden die Truppen mehr als eine Stunde in Schach gehalten; sie wurden mit Steinen beworfen, die den vordersten Arbeitern durch eine „Kette“ zugebracht wurden. Man riß Schornsteine nieder, um Steine zu erhalten. Dazwischen flogen Eisenstücke, Balken usw. Das Militär seinerseits gab Salven ab. Mehrere Male wurde in die Luft geschossen, aber als alles nicht fruchtete,

wurde der Befehl gegeben, scharf zu schießen. Und da die Mannschaften überdies durch die unaufhörlichen Angriffe der Arbeiter in Wut geraten waren, so wurde der Ausgang tragisch. Es setzte bei den Arbeitern mehr als sechzig Verwundete ab und vier Tote. Auch die Truppen hatten gegen vierzig Verwundete, darunter mehrere erheblich.

Soweit der Verlauf des grauenhaften Vorfalles. Zunächst ist der präzise Charakter desselben festzustellen. Derselbe ist offenbar revolutionär. Was zu Draveil stattgefunden hat, geht über den Rahmen eines gewöhnlichen Arbeiterkrawalles weit hinaus. Hier handelte es sich um eine Kraftprobe, die durchgeführt werden sollte; es war der systematisch geplante Versuch, in einem Einzelfall die staatliche Ordnungsgewalt niederzuringen. Alles was man über die Umstände, die Vorbereitung und den Verlauf der Vorgänge bei Draveil kennt, drückt ihnen diesen Stempel auf. Die Arbeiter waren zum großen Teil mit Revolvern bewaffnet, und, wenn es auch größtenteils Ramschware war, die bloße Tatsache, daß sie sich mit Waffen versehen hatten, beweist, daß sie gewillt waren, von denselben gegebenenfalls gegen die Truppen Gebrauch zu machen. Übrigens war gerade diese Seite des traurigen Vorfalls direkt gewollt von den Drahtziehern in dem Allgemeinen Arbeiterbunde, wie sich sonnenklar ergibt aus den bereits erwähnten Darlegungen des Genossen Griffuelhes in dem „Matin". Man hat es deshalb hier mit einem ausgeprägt sozialistisch-revolutionären Vorstoß zu tun, der von der revolutionären Arbeiterwelt gegen die kapitalistische Gesellschaft geführt wurde.

Um die Tragweite dieser Vorgänge aber besser zu würdigen, empfiehlt es sich zunächst dieselbe in Verbindung mit der allgemeinen Geistesverfassung der französischen Arbeiterwelt zu bringen. Und in dieser Hinsicht kann nur gesagt werden, daß die Vorgänge in Draveil nur zu sehr der Auffassung entsprechen, die in breiten Kreisen der französischen Arbeiterwelt vorherrscht. Es ist von Interesse die diesbezügliche Psychologie des französischen Arbeiters zu ent-

werfen. Der französische Arbeiter ist in der Regel sozialistisch-revolutionär gestimmt. Gewiß gibt es eine Strömung von „Reformisten“ und von „Gelben“, die erreichbare Ziele ins Auge fassen und die Besserstellung der Arbeiterklasse auf dem Boden der gegebenen gesellschaftlichen Ordnung zu erreichen suchen. Aber man darf die Behauptung wagen, daß diese gemäßigte Seite eine Minderheit darstellt und daß auf jeden Fall die revolutionäre Strömung bei weitem im Vordergrunde steht. Und hier geht man zunächst von dem einfachen und für jeden Verstand klaren Grundgedanken aus, daß die Arbeiter die Herren der Betriebe sein müssen. Daß bisher die Besitzer und die Unternehmer den Ausschlag gaben in den Betrieben, ist eine unerträgliche Tyrannei. In der Zukunft muß dies anders werden: nicht der Unternehmer soll entscheiden über die Anstellung und die Entlassung, über das Maß und die Qualität der Arbeit, sondern die Arbeiter, d. h. die Gewerkschaft, das Syndikat. Dann wird eine andere Zeit für die Arbeiter gekommen sein. Um dieses Ziel zu erreichen, gibt es kleine und große Mittel. Die kleinen Mittel haben den Zweck, jetzt schon dem einzelnen Unternehmer das Leben zu verärgern und ihn mürbe zu machen, um allen Forderungen der Arbeiter nachzugeben. An erster Stelle steht hier die geflissentliche Verpfuschung der Arbeit, sabotage, wie der technische Ausdruck lautet. Dieses Mittel kommt in den verschiedensten Formen zur Anwendung. Bald sind es die Rohmaterialien, die man zu verderben oder zu entwerten sucht; bald sind es Arbeitsprodukte, die man in minderwertiger Qualität herstellt. Gewissen Schuhwarenfabrikanten sind in Paris ganze Stöße von Schuhen böswillig verdorben worden, so daß die Kundschaft von allen Läden abgetrieben wurde, in denen diese Schuhe zum Verkaufe kamen. Bei Bäckern wurden die Öfen unbrauchbar gemacht durch Hineingießen von Petroleum. Neben diesem Mittel kommt vielfach die Verminderung des Arbeitsquantums zur Anwendung. Um Arbeitslosigkeit zu verhindern, muß die Arbeiterwelt die Arbeit so regeln, daß

nicht zu viel an einem Tage geleistet wird. Deßhalb wird unter den Arbeitern jeder Berufsart die Parole gegeben, nur ein Minimum von täglicher Arbeit zu leisten. Und um so sicherer zum Ziele zu gelangen, wurden schon vielfach besondere, von der Zentralleitung bezahlte Arbeiter angestellt, die von einem Betrieb zum anderen zu gehen haben, um darüber zu wachen, daß die Arbeiter das festgesetzte Arbeitsquantum ja nicht überschreiten. Im Vordergrund stehen aber die Einzelstreike, die so verlustbringend als möglich für den Unternehmer sein müssen. Zunächst muß dafür gesorgt werden, daß die Streike unvorhergesehen, einer Überrumpelung gleich ausbrechen und zwar in einem Augenblick, in welchem durch die Einstellung der Arbeit das Maximum der Schädigung des Unternehmers erreicht wird. Je besser dies geschieht, desto wirksamer ist der Streik. Aber dafür ist vor allem unbedingtes Zusammenhalten aller Arbeiter geboten. Es darf keine Streikbrecher geben, keine Arbeiter, die sich an Stelle der Streikenden anstellen lassen und die von diesen niedergelegte Arbeit ausführen. Daher der fürchterliche Haß, mit welchem die Streikenden alle Arbeitswilligen verfolgen: geschah es doch, daß die Meuterer von Draveil Arbeitswillige an das Grab der am 2. Juni erschossenen Streiker zerrten und sie zwangen, den Toten Abbitte für den begangenen Verrat zu leisten. Und erst vor einigen Wochen suchte Jaurès in der „Humanité“ dieser Auffassung eine juristische Grundlage zu geben. Das Recht der streikenden Arbeiter sei ein absolutes — daher habe niemand das Recht, sie um den Erfolg ihres Streikes und der dafür gebrachten Opfer zu bringen. Die Arbeiter, welche an Stelle von Streikenden Arbeit annehmen, begehen also ein offenbares Unrecht gegen ihre Kameraden. Aber von diesen kleinen Mitteln versprechen sich die Arbeiter nur Teil- und Einzelerfolge. Den durchschlagenden Erfolg soll das große **Mittel** bringen, der allgemeine Arbeiterausstand. Alle anderen Mittel sind Palliativmittel, die wohl nützlich sein können, die aber keine wesentliche Änderung in der Lage

der Arbeiterklasse herbeiführen können: dies kann nur geschehen durch den Generalstreik. Dieser ist deshalb vor allem anzustreben und auf diesen müssen vor allem die Augen der Arbeiter gerichtet sein. Überall im Lande müssen die Arbeiter die Arbeit einstellen, namentlich in den Zentralindustrien, von denen die übrigen Industriezweige abhängig sind. Und wenn dann alles still steht, wird die Arbeiterklasse ihre Bedingungen stellen. Für die Übergangszeit wird man Lebens- und Geldmittel nehmen dort, wo sie sind. Dabei wird man allerdings auf das Heer stoßen und deshalb muß vor allem dafür gesorgt werden, daß das Heer nicht mehr zu fürchten ist. Entweder muß es vollständig abgeschafft werden, oder es muß sich selbst auf die Seite der Arbeiter stellen. Da aber vorderhand noch keine Anzeichen dafür vorhanden sind, daß die eine oder andere Eventualität eintreffen wird, daher die Wut der revolutionären Arbeiterpartei auf das Heer. Man sieht in dem Heere den Hofhund der kapitalistischen Bourgeoisie und das große Hindernis gegen die Verwirklichung der Wünsche des Proletariats.

Dies in kurzen Umrissen die Auffassung, die in breiten Schichten der französischen Arbeiterwelt vorherrscht. Wenn man sich dies alles vergegenwärtigt, so wird auch klar, daß die Vorgänge bei Draveil durchaus kein Zufall waren: sie sind eine logische Konsequenz der Geistesverfassung in einem großen Teil der französischen Arbeiterwelt. Und auch diese selbst ist kein Zufall: es wird von Interesse sein, etwas näher auf die Ursachen einzugehen, aus denen sie zu erklären ist.

Auf den ersten Blick könnte man geneigt sein, diese revolutionären Auswüchse aus den mangelhaften materiellen Existenzbedingungen der Arbeiterwelt erklären zu wollen. Aber bei näherem Zusehen wird man kaum bei dieser Auffassung bleiben können. Allerdings ist das staatliche Fürsorge- und Versicherungswesen in Frankreich weit zurück hinter den analogen Einrichtungen anderer Länder und namentlich

in Deutschland. Es gibt in Frankreich keine staatliche Invaliditäts- und Krankenversicherung. Nur mit der Fürsorge für Greise werden seit einem Jahre ganz elementare Versuche angestellt. Aber es wäre verfehlt, daraus schließen zu wollen, daß die französische Arbeiterwelt sich in einem grauenhaften Elende befindet. Der französische Arbeiter steht im Durchschnitt in materieller Hinsicht im großen und ganzen mindestens so gut als in den übrigen Ländern Europas. Für Invalidität und Krankheit sind zahlreiche nicht öffentliche Organisationen vorhanden, die in einem großen Prozentsatz nachhelfen. In Bezug auf die Löhne steht der französische Arbeiter auf jeden Fall gut. Anderseits sind die wesentlichen Nahrungsmittel, wie Brot, Fleisch und Wein und auch die Kleider billiger und auch besser als in manchen anderen Ländern. Unter diesen Umständen ist es nicht wohl möglich, die derzeitige Geistesverfassung der französischen Arbeiterwelt aus der Dürftigkeit der materiellen Existenzbedingungen erschöpfend zu erklären: dieselben sind derart, daß aus ihnen heraus der revolutionäre Exzeß in den Anschauungen nicht zu verstehen ist. Dafür muß man auf Momente zurückgreifen, die auf ideellen Gebieten liegen.

An erster Stelle muß hier der Tiefstand der religiösen Bildung in der französischen Arbeiterwelt besprochen werden. Ganz enorme Teile der französischen Arbeiterwelt sind der Religion fremd geworden; sie sind praktisch genommen geradezu religionslos. Es wäre ungerecht, die Kirche für diesen Zustand verantwortlich zu machen. Die Ursache dazu liegt anderswo: sie ist in der Bekämpfung zu suchen, die seit mehr als dreißig Jahren von allen sogenannten republikanischen Parteien gegen die Kirche beliebt wurde, namentlich auf dem Gebiete der Volksschule. Seit dreißig Jahren haben die republikanischen Parteien als Ziel ihrer Politik die Verminderung des Einflusses der Kirche auf das Volk betrachtet. Bei den einen wurde es vielleicht mit etwas weniger Gehässigkeit verfolgt als bei den anderen, aber es war für alle bestimmend. Mit einer eisernen Konsequenz

haben sich die sämtlichen republikanischen Ministerien bemüht, die Kirche aus der Volksschule hinauszujagen. Die Trennung zwischen Kirche und Volksschule war längst vor der Trennung zwischen Kirche und Staat vollzogen. Mit anderen Worten: die Kirche wurde verdrängt aus den Lehrerbildungsanstalten. Die kirchlichen Organe hatten absolut keinen irgendwie gearteten Einfluß auf die Lehrer dieser Anstalten auszuüben. In den Anstalten selbst erhielten die angehenden Lehrer kaum religiösen Unterricht. In Bezug auf die Volksschulen fand das gleiche statt. Der Lehrer wurde jedem Einfluß der kirchlichen Organe entzogen; er wurde meistens durch die staatlichen Vorgesetzten geflissentlich gegen die Kirche aufgehetzt. In der Schule selbst wurde jeder Religionsunterricht unterlassen: er war gesetzlich untersagt. Die große Masse der französischen Volksschüler erhielt also keinen religiösen Unterricht in der Volsschule: was sie erhielten, beschränkte sich auf die wenigen Katechismusstunden, die der Geistliche außerhalb der Schulstunden unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen geben konnte. Dazu kommt noch, daß die Schule vielfach direkt religionsfeindlich gewirkt hat. Die notwendige Folge einer solchen Lage mußte ein außerordentlich mangelhafter Stand der religiösen Bildung sein. Nun gehen aber die Arbeiter im großen und ganzen aus den Volksschulen hervor. Und da dieser Zustand seit nahezu dreißig Jahren besteht, so ist gerade das Gros der Arbeitermassen von 18 bis gegen 45 Jahren aus diesen Schulen hervorgegangen. Dies gibt den Maßstab für den Stand der religiösen Bildung in der Arbeiterwelt. Nun kommt aber noch dazu, daß das Milieu, in das die jungen Arbeiter übergingen, denkbar schlimm war. Sie hätten dafür mit aller religiösen Kraft ausgestattet sein sollen und waren religiös geradezu entkräftet. Und auf sie stürmte eine ausgesucht religionsfeindliche Presse ein. Gerade die sozialistische Presse in Frankreich hatte es sich, wie kaum eine andere, zur Aufgabe gestellt, alles Religiöse in der Seele des Arbeiters zu bekämpfen und womöglich zu zerstören. Und wenn Jaurès

schon vor Jahren sagte, daß die sozialistische Partei das alte tröstende Lied, la chanson consolatrice, zum verstummen gebracht habe, wenn Viviani sich in der französischen Kammer blasphemisch rühmte, daß er und Gleichdenkende „die Sterne am Himmel gelöscht hätten“, so haben sie zum Unglück Frankreichs nur zu wahr gesprochen: die französische Arbeiterwelt ist in großen Massen geradezu religionslos geworden. Und dazu hat nicht nur die sozialistische Presse geholfen: fast die gesamte republikanische Presse war dabei mittätig mit wenigen Ausnahmen. Aber hervorgetan haben sich von jeher in dieser Richtung die radikalen Blätter. Sie haben seit Jahren mit aller Macht daran gearbeitet, den Arbeiterklassen die Religion zu nehmen, um sie der Kirche zu entfremden. Ihre Einwirkung auf die Arbeitermassen war nur eine Seite des Kampfes, den sie gegen die Kirche führten.

Damit ist im Kern gewissermaßen die ganze wirtschaftliche Lage in Frankreich gegeben. Schon im allgemeinen ist wahr, daß, wenn den arbeitenden Klassen die Religion fehlt, notwendigerweise die Unzufriedenheit mit ihrer Lage auf den Höhepunkt steigen muß. Wenn die Religion aus dem Herzen verschwindet, so tritt die unabwendbare Begleiterscheinung ein, daß sich die wildesten Gelüste des menschlichen Herzens auslösen und ihre Verheerungen anrichten. Wo dem Arbeiter der Himmel versperrt wird, da will er dafür um so ungestümer auf der Erde entschädigt werden. Und in diesem Sinne denkt besonders der französische Arbeiter. Der französische Arbeiter ist kein Träumer, der sich mit Systemen und Zukunftsplänen abspeisen läßt. Er ist ein ausgeprägter Realpolitiker und im Durchschnitt intelligent. Alle Theorien gegen den Besitz und das Eigentum, alle revolutionären Anschläge, um die bestehende Ordnung umzustürzen, alles dieses fließt aus der trostlosen Weltanschauung der Arbeitermassen, wie der Fluß aus der Quelle. Hierin liegt die rächende Strafe für das Verbrechen, das die republikanischen Parteien seit Jahren an der Kirche begangen haben. Aus

Haß gegen die Kirche, um der Kirche den Einfluß auf die Arbeiter zu nehmen, haben sie getan, was getan werden konnte, um dem Arbeiter die Religion zu nehmen. Sie haben nicht daran gedacht, daß diese Arbeitermassen sich auch einmal gegen sie kehren könnten. Nun hat sich dieses Ereignis eingestellt. Es ging ihnen hierin genau wie mit den Schullehrern. Sie sollten gegen die Kirche dressiert werden und nun kehren sie sich gegen die ganze gesellschaftliche Organisation. In den republikanischen Kreisen ist man geradezu ratlos vor dieser Entwickelung. Jetzt verlegt man sich auf Bitten, die man an die Arbeiterwelt richtet, und auf Ratschläge zur Mäßigung. Nach den Vorgängen bei Draveil schrieb der Radikal:

„Wir beschwören die Arbeiter, doch nicht auf die heimtückischen Einflüsterungen zu hören. Die Republik hat ihnen immer die Fürsorge gezeigt, die sie allen ihren Kindern schuldig ist. Arbeitsschutzgesetze sind bereits eingeführt; andere sind in Vorbereitung. Warum also zur Gewalt greifen? . . . Arbeiter, folgt denen nicht mehr, die eure tötlichen Feinde sind."

Die ganze Angst der Bourgeoisie kommt hier zum Ausdruck und auch die ganze Hilflosigkeit derselben. Mit solchen Reden wird man bei den Arbeitermassen nichts ausrichten. Um so weniger als dieselben seit einigen Jahren eine Organisation aufweisen, die zu einer wahren Macht geworden ist. Gemeint ist hier der Allgemeine Arbeiterbund, der Zentralausschuß eines Verbandes, in dem sich zahlreiche Gewerkschaften und Syndikate zusammengeschlossen haben und der zur Zeit mehr als 230,000 Arbeiter umfaßt. Dies ist wohl nur ein Bruchteil der Arbeiterschaft Frankreichs, aber man darf nicht vergessen, daß diese Masse organisiert ist, eine weitverbreitete Presse unterhält, Agitatoren besitzt und heranbildet. Dadurch hat diese Organisation einen ungeheueren Einfluß und steht tatsächlich an der Spitze der Arbeiterschaft. Dazu kommt, daß der Arbeiterbund die Interessen der Arbeiter mit Aufwand aller Kräfte vertritt,

was natürlich seinen Einfluß in der Arbeiterwelt nur verstärkt. Man kann ermessen, welche Wirkung auf die Arbeitermassen die revolutionären Theorien ausüben müssen, die in dem Allgemeinen Arbeiterbunde elaboriert und von dort in die Massen hinausgeschleudert werden. Um so mehr, als man nicht vergessen darf, daß in dem französischen Arbeiter gewissermaßen ein Stück begeisterten Draufgängertums steckt. Sie erinnern sich noch immer an die Revolutionen von 1830 und 1848, in denen mit einem einzigen Anstoß die jeweilige politische Organisation zum Umkippen gebracht wurde. Es schwebt ihnen mehr oder weniger die Illusion vor Augen, daß auch die soziale Organisation der Gesellschaft durch eine rasche und kräftige Tat zum Sturz gebracht werden könnte, nach welchem das sozialistische Paradies da wäre. Zur Zeit steht der Arbeiterbund in der denkbar schroffsten Opposition gegen die Regierung oder besser gegen Clémenceau, der als der Inbegriff aller Arbeiterfeindschaft hingestellt wird. Hervorzuheben ist, daß die Führer der Arbeiterbewegung einzusehen beginnen, daß die Arbeiterschaft durchaus nichts erlangt hat aus dem Kampf, der gegen die Kirche geführt wurde. Auf jeden Fall fordern sie jetzt die volle Berücksichtigung der Wünsche der Arbeiter und scheinen entschlossen den Kampf bis aufs Messer zu führen.

Das Gesamtbild der Lage, wie sie sich von den Vorgängen bei Draveil abhebt, läßt sich also dahin zeichnen, daß zur Zeit die revolutionären Bestrebungen der französischen Arbeiterschaft durch eine Organisation vertreten sind, die bereit ist, jeden Augenblick Umsturzbewegungen anzufachen und hinter der hunderttausende von Arbeitern stehen. Nun wird es von Interesse sein, einen Blick auf die Machtverhältnisse zu werfen, über welche die bürgerliche Gesellschaft verfügt, um den revolutionären Vorstößen standzuhalten.

Die staatliche Gewalt, die hier in Frage kommt, ist zur Zeit in Frankreich verkörpert im radikalen Regiment. Denn Frankreich steht unter dem Zeichen des Radikalismus.

Es ist eine Ironie der Geschichte, die ins Tragische spielt, daß gerade der Radikalismus sich vor die Notwendigkeit gestellt findet, den Kampf gegen die Umsturztendenzen zu führen. Er hat sich zur Aufgabe gestellt, die ganze gesellschaftliche Ordnung auf den Atheismus zu bauen und nach atheistischen Grundsätzen zu regieren. Und sofort muß er zeigen, ob er mit seinen Theorien auskommt und zwar auf eigenes Risiko. Aber der Radikalismus ist dieser Aufgabe gegenüber geradezu innerlich entkräftet. Zunächst die radikale Mehrheit ist belastet durch das Bewußtsein, daß sie die sozialistischen Stimmen braucht, um die Herrschaft zu behaupten. In nahezu hundert Wahlbezirken hängt der Sieg der radikalen Abgeordneten von den Stimmen der Sozialisten ab. Gerade die radikale Mehrheit hat am meisten zu den Raubgesetzen gegen die Kirche und gegen die Klöster getrieben: auf ihr ruht zum großen Teil die Verantwortung der beispiellosen Konfiskationsgesetze, denen in Frankeich das Eigentum der Kirche und der Klöster zum Opfer fiel und dadurch haben sie der revolutionären Arbeiterwelt greifbar vordemonstriert, daß man sich über die heiligsten Eigentumsrechte hinwegsetzen darf. Die radikalen Politiker haben immer den Vorwand vorgeschoben, daß sie nur durch die Kirche verhindert seien, die von den Arbeitern gewünschten sozialen Reformen durchzuführen. Sie haben fort und fort die Arbeiter auf die Kirche und die Klöster gehetzt. Die Klöster sind zerstört oder in fremde Hände gekommen; das Kultusbudget ist abgetan. Nun kommen die Arbeitermassen und verlangen ungestüm, daß Wort gehalten wird, um so dringender, als die radikale Partei immer den Arbeitern das Blaue vom Himmel versprochen hat. So stehen sich Radikale und revolutionäre Sozialisten gegenüber. Die Konsequenz ist hier zweifellos auf der Seite der Sozialisten und dies ist bedenklich für die Zukunft des radikalen Regiments.

Aber nicht minder ist die radikale Regierung geschwächt. Schon die Zusammensetzung der Regierung zeigt dies: in dem Ministerium, das eventuell gegen revolutionäre Vor-

stöße einschreiten soll, befinden sich Briand und Viviani, zwei revolutionäre Sozialisten, die vor noch nicht fünf Jahren in den engsten Beziehungen zu dem Allgemeinen Arbeiterbunde standen und in Wort und Schrift zu allen Revolutionstaten aufgehetzt haben. Wie will ein Ministerium gegen Elemente vorgehen, die nur ausführen, was von Mitgliedern dieses nämlichen Ministeriums anempfohlen wurde? Umso mehr als Clémenceau der Chef dieses Ministeriums ist. Er hat in seiner ganzen Vergangenheit den Aufruhr und die Empörung gepredigt. Wie will er anderen verbieten zu tun, was er selbst getrieben hat? Er ist die Verkörperung der jetzigen radikalen Bourgeoisie in Frankreich, der alle Mittel gut genug waren, um zur Herrschaft zu gelangen. Aber in seinem ganzen Wirken zur Verteidigung der Ordnung ist er in fortgesetztem Widerspruch zu seiner bisherigen Vergangenheit. Das wird ihm tagtäglich in jedem Prozeß gegen revolutionäre Arbeiter von den Anwälten der Angeklagten öffentlich in den Gerichtslokalen gesagt, wo ganze Stellen aus den Brandreden gelesen werden, die er gehalten, ehe er Minister war. Deshalb ist er trotz der ungeheuren Arroganz, die den Kern seines Wesens bildet, unsicher in seinem Handeln gegen die revolutionären Elemente. Alle seine Maßnahmen tragen den Stempel der Halbheit; anstatt bei den Streiken gleich von anfang an fest aufzutreten, um so Unglück zu verhüten, läßt er die Leidenschaften sich stärken und groß werden, bis sie in hellen Flammen ausschlagen. Dann muß er doch einschreiten. Er verwendet das Militär in Scharen bei diesen Anlässen. Aber jede kleine Überschreitung der strikten Notwehr wird unnachsichtlich bei den Soldaten bestraft, während dann wieder jene belobt werden, die am ruhigsten alle Beleidigungen und alle Provokationen der Streiker geduldet haben. Am grellsten kommt sein System bei den Vorgängen von Villeneuve-St. Georges und Draveil zum Ausdruck. Seit Monaten ließ er die revolutionären Aufhetzungen des Allgemeinen Arbeiterbundes ruhig sich vollziehen. Wäre er bei Zeiten gegen dieses Gebahren ein-

geschritten, so hätte das blutige Drama nicht stattgefunden. Aber gerade wenn es sich um rednerische Exzesse handelt, fühlt er sich gehemmt: er fühlt heraus, daß er sich selbst verurteilt, wenn er dagegen vorgeht. Die gleiche Halbheit zeigt sich auch wieder nach den Greuelszenen. Es wurde gleich nach dem Zusammenstoß mit den Truppen Ministerrat gehalten. Dabei wurde beschlossen gegen eine Reihe von Mitgliedern des Allgemeinen Arbeiterbundes vorzugehen und sie zu verhaften, was auch geschah. Das ist ja vollständig in der Ordnung, aber das ganze Verfahren weist eine Lücke auf, die bezeichnend ist. Neben den einzelnen Mitgliedern des Allgemeinen Arbeiterbundes kommt dieser selbst in Betracht. Und wenn es geboten war, die einzelnen Mitglieder zu verhaften, so war dies eben nicht genug. Der Beweis dafür liegt darin, daß die Verhafteten sofort durch andere Mitglieder ersetzt wurden. Es mußte also ein Schritt mehr getan und der Allgemeine Arbeiterbund als solcher getroffen, d. h. aufgelöst werden. Aber vor dieser Konsequenz schreckte Clémenceau zurück unter dem Vorwande, daß der Arbeiterbund in seiner Zusammensetzung nichts ungesetzliches aufweise und man deshalb keine gesetzliche Handhabe besitze, um ihn aufzulösen. Daraus ergibt sich die juristische Ungeheuerlichkeit, daß ein Verein aus dem alleinigen Grund, daß er sich den gesetzlichen Bestimmungen gemäß konstituiert hat, befugt ist, Aufruhr und Empörung zu predigen und zu entfachen! Wie unsinnig eine solche Auffassung ist, springt in die Augen und es wurde sofort hervorgehoben, daß wenn irgend ein klerikaler oder gemäßigt republikanischer Verein sich nur den tausendsten Teil der Illegalitäten erlaubt hätte, die sich der Allgemeine Arbeiterbund leistet, Clémenceau hundert und mehr Gründe gefunden hätte, um einen solchen Verein sofort und ohne weiteres aufzulösen, wenn seine Konstituierung auch noch so legal gewesen wäre. Warum nun diese unerklärlich laxe Auffassung gegenüber dem anarchistischen Vereine? Es ist dies umso weniger zu verstehen, als gerade in diesem Falle das Gesetz ausdrücklich die nötige

Handhabe bietet. Das Gesetz von 1884, durch welches die Arbeiterverbände ins Leben gerufen wurden, bestimmt ausdrücklich, daß die Syndikate ihre Tätigkeit ausschließlich auf das wirtschaftliche Gebiet zu beschränken haben. Dieses Gebiet wurde aber offenbar durch den Allgemeinen Arbeiterbund, der ja geradezu eminent revolutionär und politisch tätig war, überschritten und er kann deshalb nach dem Schlußartikel des Gesetzes von 1884 aufgelöst werden.

Angesichts dieser Zerfahrenheit kann man sich fragen, wie sich Célmenceau eigentlich die Lage ausmalt. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er der Ansicht, daß diese ganze Sache, nachdem ein wenig Blut geflossen, im Sande verlaufen wird. Darin wird er bestärkt werden durch die Wendung, welche die Dinge bei den Schullehrern und bei den Postbeamten genommen haben. Auch dort gährte es gewaltig, aber es wurde ruhig, als einige Hauptführer sowohl bei den Lehrern als bei den Postbeamten gemaßregelt wurden. Warum sollte es nicht auch bei den Arbeitern so gehen, nachdem die Haupträdelsführer verhaftet wurden? Er wird vielleicht glauben, daß jetzt der Arbeiterbund und die Arbeiter eingeschüchtert sind und daß sie von nun an niemals mehr irgend ein revolutionäres Vorgehen wagen werden. Aber Clémenceau dürfte sich hierin ganz gewaltig irren. Das Verhalten des Arbeiterbundes weist kein Zeichen von Furcht oder von Niedergeschlagenheit auf. Weit davon. Gleich nach den oben erwähnten Verhaftungen dekretierte der Allgemeine Arbeiterbund einen neuen allgemeinen Streik von 24 Stunden für den 3. August als Antwort auf die ungeheuren Herausforderungen der Regierung gegen die Arbeiter bei Draveil. Daß die Arbeiter den Weisungen des Bundes nur unvollkommen folgten, kommt hier nicht in Betracht: es kommt nur darauf an zu zeigen, daß der Bund die Waffen nicht niederlegt. Noch greller zeigte es sich am 6. August. An diesem Datum sollten die Elektriker während zwei Stunden um 8 Uhr abends die Arbeit einstellen und sie erst um 10 Uhr wieder aufnehmen. Dem Befehle wurde

pünktlich Folge geleistet, so daß das elektrische Licht während zwei Stunden in Paris fehlte. Und dies ging aus von einem sogenannten Pataud, Arbeitersekretär und Mitglied des Allgemeinen Arbeiterbundes. Es wurde ausdrücklich betont, daß man dadurch der Bourgeoisie eine Warnung, un avertissement, erteilen wollte. Am 8. August vollzog sich dann eine Tatsache, die nur geeignet sein konnte den Allgemeinen Arbeiterbund zu ermutigen. Bisher waren die Syndikate der Kohlenbergwerkarbeiter dem Allgemeinen Arbeiterbunde nicht beigetreten: am 8. August erklärten sie ihren Beitritt zu dem Bunde. Nun umfassen aber diese Syndikate nahezu 85 000 Bergleute, so daß der Allgemeine Arbeiterbund einen Zuwachs von nahezu 100 000 Arbeitern erhält. Es ist also gar kein Anhaltspunkt dafür vorhanden, daß der Allgemeine Arbeiterbund und die revolutionären Elemente abrüsten oder bremsen werden. Und so wird die radikale Partei immer mehr in die Notwendigkeit gedrängt, den Kampf zu führen gegen die aufgewiegelten Arbeitermassen, an deren Verhetzung sie selbst zum großen Teil schuld ist. Im Lichte der Greuel, die entstehen werden, wird die Welt neuerdings sehen, daß ein Volk nicht ohne Religion regiert werden kann.

Videns.

L.

Die heutige Lage des Hausbesitzes.

Von der Wohnungsnot ist heute viel die Rede. Dabei denkt man fast ausschließlich an die Wohnungsverhältnisse in ihren Folgen für die Mietnehmer. Die Mietgeber, die Hausbesitzer hält man für die beati possidentes, welche die Mietschraube wacker in der Hand haben und an der Teuerung der Mieten schuld sind. Wir haben nicht im Sinne für das Hausbesitzertum der Gegenwart eine Lanze einzulegen. Nur halten wir es für nützlich und gerecht zugleich, wenn bei der Betrachtung der Wohnungsverhältnisse Licht und Schatten gleichmäßig verteilt wird. Die nachstehenden Zeilen sollen zeigen, daß der Hausbesitzerstand ungeachtet der vielfach herrschenden Ansicht vom Gegenteil in unseren größeren Städten sich nicht selten in sehr schwieriger Lage befindet.

Wer ist heute Hausbesitzer? In welchem Verhältnis steht die Anzahl der Hausbesitzer zur Gesamtbevölkerung? Die Zeiten sind längst vorüber, wo bei dem vorwiegend agrarischen und gewerblichen Charakter des deutschen Volkes der stolze Bürgerpalast oder das bescheidene Handwerkerhaus für die Mehrzahl der Familienvorstände vorhanden war und in denen das frohe Bewußtsein des eigenen Heims den Stadt- und Landbewohner mit der heimatlichen Scholle innig verband. Die Entwicklung von heute kennt nur noch einen geringfügigen Bruchteil der städtischen Bevölkerung als Hausbesitzer. Auf dem Lande mag der Eigenbesitz die Regel sein. Für die Städte gilt die Klage Iherings: „Es gehört zu den bedenklichsten Seiten unserer deutschen sozialen und ökonomischen Zustände, daß der Besitz eines eigenen und allein bewohnten Hauses nicht bloß in der Arbeiterbevölkerung, sondern selbst in der gebildeten Klasse in allen größeren Städten mehr die Ausnahme als die Regel bildet.“

Als Ihering diesen Satz schrieb, waren die Verhältnisse vielleicht noch etwas besser; für heute sind sie zu rosig und größtenteils unzutreffend. Der Vormarsch der Mietskaserne mit ihren teueren Herstellungskosten, das Anwachsen der Behausungsziffer haben den kleinen und soliden Hausbesitz vielfach auf den Aussterbeetat gesetzt. Dagegen konzentriert sich der Hausbesitz mehr und mehr in den Händen bestimmter sozialer Berufsklassen, er wird berufsmäßig. In Berlin beträgt die Zahl der Hausbesitzer kaum ein Prozent der Bevölkerung. In München entfallen auf 1 Hausbesitzer etwa 12 Miethaushaltungen oder ungefähr 50, in Augsburg etwa 25 Mietpersonen. Von 100 Personen in Augsburg überhaupt waren 1904 nur 3,15 Hausbesitzer. Auf 100 Personen entfielen 1905 in Düsseldorf 2,82 einfache und mehrfache Hausbesitzer. Die großen Massen sind also vom Eigenhausbesitz ausgeschlossen und können auch in anbetracht unseres heute herrschenden Stadterweiterungssystems nicht an Eigenheim und Einfamilienhaus denken.

Die Frage, aus welchen Berufsschichten sich die Hausbesitzer zusammensetzen, beantworten wir an der Hand der Augsburger und Düsseldorfer Verhältnisse. Von der Gesamtzahl der Häuser entfielen 1904 in Augsburg in Prozent auf die Privatiers 15,6, das Nahrungsmittelgewerbe 15,4, den Handel 14,0, das Baugewerbe 7,9, Arbeiter 7,3, Aktiengesellschaften 6,0, Fabrikanten und Fabrikdirektoren 4,7, Bedienstete 4,5, liberale Berufe 2,5, Bekleidungsgewerbe 2,2, Urproduzenten 2,0, kaufmännisches Personal 1,3, Verkehr 0,8, Banken und Bankiers 0,6. Was die Qualität der Häuser anlangt, so haben an den vier- und mehrstöckigen Häusern die Hoteliers und Bauunternehmer einen großen Anteil, während das Kleinhaus vorwiegend Urproduzenten und Arbeitern gehört. Auf 1 Hausbesitzer treffen mehrere Häuser bei den Bierbrauereibesitzern 3,54, den Fabrikanten u. a. 3,12, Aktiengesellschaften 2,84, Bauunternehmern 2,81, Bauhandwerkern 1,95, Bankiers 1,93, bei größeren Gewerbetreibenden 1,85, Privatiers 1,39, Urproduzenten 1,38, Ar-

beitern 1,20. In Düsseldorf befanden sich 1905 Wohngrundstücke in Prozent im Besitze von Landwirten und Gärtnern 3,37, Bauunternehmern, Architekten, Zimmer- und Maurermeistern 7,46, Gastwirten 4,23, Kaufleuten 9,31, Fabrikbesitzern und -Direktoren 4,91, sonstigen Gewerbetreibenden 19,40, kaufmännischem und gewerblichem Personal, Arbeitern 3,13, liberalen Berufen, Lehrern 7,88, Rentnern 15,35, Berufslosen 9,18, mehreren Miteigentümern 5,56, juristischen Personen, Anstalten usw. 10,23. Zur richtigen Würdigung dieser Zahlen muß man sich vergegenwärtigen, welch' kleine bezw. große Massen der Bevölkerung hinter den verschiedenen Berufsgruppen stehen und darnach den Anteil der einzelnen Berufsklassen am Häuserbesitz messen.

Die Eigentumsverhältnisse an Häusern und Wohngrundstücken weisen in den beiden genannten Städten gewisse typische Entwicklungszüge auf, deren Verallgemeinerung mit Einschränkung überall zutreffend ist. Zunächst steht fest, daß der Hausbesitz nur bei einem recht kleinen Bevölkerungsteile der Fall ist. Außerdem aber läßt sich eine schon erwähnte bestimmte Tendenz zur Konzentration des Hausbesitzes in wenigen kapitalistischen Händen wahrnehmen. In Zunahme als Hausbesitzer begriffen sind die Berufsgruppen der Bauunternehmer, der Gastwirte und Bierbrauer, welche ihren Hausbesitz gleichzeitig dem Alkoholkapitalismus dienstbar machen, ferner der Fabrikanten, Rentner, der juristischen Personen und sonstigen Organisationen, während die Reihen der Hausbesitzer unter den Urproduzenten, Gewerbetreibenden, Beamten und Arbeitern immer lichter werden.

Die scharfe kapitalistische Zuspitzung des städtischen Häuserbesitzes zeigt sich in einem noch viel grelleren Lichte, wenn man die finanzielle Belastung der Häuser und die große Abhängigkeit zahlreicher Hausbesitzer vom Großkapital und vom Spekulantentum näher prüft. Die gesetzlich leicht mögliche Belastung der Häuser und Grundstücke mit einer ersten, zweiten, dritten und vierten Hypothek bis hinauf zu der Grenze, welche vom tatsächlichen gesamten Häuserwert

nicht mehr weit entfernt ist, hat eine Klasse von Scheineigentümern, von Strohhausbesitzern ins Leben gerufen, welche zum großen Teil bloße Verwalter für die Hypothekgläubiger sind und deren Genuß ihres eigenen Hauses darin besteht, daß sie eben noch frei wohnen oder eine kleine Rente erzielen.

Diese unbefriedigende Lage des Hausbesitzes wird ganz auffallend durch das Beispiel der Stadt Mannheim beleuchtet. Zwischen Verschuldung und Mietzins besteht daselbst folgendes Verhältnis. Nach Freudenberg sind in der eigentlichen Stadt nur 7 % der Wohnhäuser schuldenfrei, 28 % derselben sind zur Hälfte belastet, 35 % sind mit 79 % und 30 % sind fast mit dem vollen Werte belastet. Die hohen Mieten decken für viele Hausbesitzer die Auslagen für eigene und für Schuldzinsen nicht. Die Eigentümer müssen aus anderweitigen Einkünften zulegen. Für viele Hausbesitzer ist im allgemeinen der Gewinn oft gering, die Verzinsung der Häuser wenig befriedigend, indem z. B. der Mietertrag verkaufter Häuser von den Kaufpreisen derselben in Dresden 1900: 4,75, 1902: 4,90, 1903: 5,08 % ausmachte, während man in der Regel bei Häusern eine 6 prozentige Verzinsung annimmt. Die übertrieben hohen Baustellenpreise belasten von vorneherein die Häuser unerträglich. Der Gewerbetreibende, der berufsmäßige Hausbesitzer, der kleine Beamte und Arbeiter namentlich in Industrieorten, welche glauben im eigenen Hause billiger zu wohnen, haben oft viel zu teuer gekauft und ihre derart angelegten Ersparnisse und ererbten kleinen Vermögen massenweise verloren. Zahlreiche Hausbesitzer müssen daher jede günstige Konjunktur zur Erhöhung der Mieten ausnützen, weil sie durch teueren Kauf, durch Auflagen baupolizeilicher Natur, z. B. Anschluß an die Kanalisation, Kaminumbau usw. vielfach im Interesse ihrer Selbsterhaltung dazu genötigt sind. Sie schrauben dadurch den Häuserwert über den soliden Ertragswert hinauf, was dann wiederum auf die Steigerung der Boden- und Baustellenwerte fördernd einwirkt. Sinken dann die Mieten und

Häuserpreise, so ist für viele Hausbesitzer der Ruin da. Viele Hausbesitzer haben natürlich auch glänzende Geschäfte gemacht und sind noch in guter Lage. Ein nicht unerheblicher Teil jedoch kann unter den gegenwärtigen Verhältnissen eines weitverbreiteten Hausbesitzerelends, hoher Verschuldung, voll Kummer und Sorgen das schwerbeladene Schiff nur mühselig über Wasser halten. Daher auch die nicht enden wollenden Klagen der Hausbesitzer, denen man nicht jede Berechtigung absprechen kann.

Eine andere Quelle zur Schädigung der Rentabilität des Hausbesitzes liegt in den schwankenden Konjunkturen des Wohnungsmarktes. Das Wechselverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Wohnungsmarkte ist nicht leicht zu bestimmen. Plötzliche Stockungen in der Nachfrage, hervorgerufen durch wirtschaftliche Krisen, durch Versetzung größerer Beamtenkategorien an einen anderen Ort, durch ein Nachlassen der Heiratsfrequenz, führen dazu, daß viele Wohnungen leer stehen. Auch die Vernachlässigung des Kleinwohnungsbaues, die einseitige Errichtung vieler größerer Wohnungen bedingt ein häufiges Leerstehen der letzteren, während an kleineren Wohnungen stets eine lebhafte Nachfrage herrscht. Auch die vorkommende Überproduktion über die Bedürfnisse hinaus, wie es zurzeit z. B. in Dresden der Fall zu sein scheint, erzeugt ein größeres Angebot leerstehender Wohnungen. Dieses Leerstehen bedeutet aber für die Hausbesitzer ganz empfindliche Schädigungen.

Im allgemeinen wird ein Prozentsatz der leerstehenden Wohnungen in der Höhe von 3 des Gesamtwohnungsbestandes in der deutschen Städtestatistik als normal angenommen. Viele Städte übersteigen diese Angebotsziffer; während wieder in anderen ein erklecklicher Mangel namentlich an kleineren Wohnungen herrscht. Es gab leerstehende Wohnungen in Prozenten aller Wohnungen (wenn nicht anders angegeben im Jahre 1904) in Berlin 1,17, Breslau (1906) 6,2, Charlottenburg (1907) 3,6, Dortmund 1,0, Dresden (1906) 6,8, Düsseldorf (1906) 3,6, Elberfeld (1906)

7,0, Essen (1906) 1,2, Frankfurt a. M. 3,1, Halle a. S. (1906) 1,5, Hamburg 4,4, Karlsruhe 2,5, Leipzig (1906) 2,6, Lübeck 4,1, Magdeburg 3,7, Mannheim 4,0, München (1907) 2,4, Posen (1905) 6,4, Rixdorf 8,7, Straßburg (1905) 2,8, Aachen (1906) 2,0, Fürth 5,8. Wenn man diese Zahlen mit den Angebotsziffern leerstehender Wohnungen früherer Jahre vergleicht, so ergibt sich eine erhebliche Steigerung. Für die Wohnungsmieter ist die Wohnungsreserve heute noch lange nicht groß genug, für die Hausbesitzer dagegen ist sie von ziemlichem Nachteile. Ganz besonders zu leiden haben die Wohnungsbesitzer in den älteren zum Teil recht gesundheitswidrigen Vierteln, indem die Mieter hinaus nach den Außenquartieren drängen mit ihren Neubauten, und wenn es auch häßliche Mietskasernen sind.

Die hypothekarische Belastung der Häuser, welche den Hausbesitzer zum Zinssklaven für den Großkapitalisten herabdrückt, die Lasten, welche in baulichen Auflagen, in hohen Haussteuern ohne Abzug der Mietsausfälle und sonstigen Momenten bestehen, machen im Zusammenhalte mit der steten Möglichkeit leerstehender Wohnungen die Lage des Hausbesitzers zu keiner rosigen Sache. Welche enormen Summen beim Mietzinsverlust mitunter in Frage kommen, erhellt daraus, daß z. B. in Dresden 1900: 2'743,000 Mk., 1904: 4'631,000 Mk. wegen leerstehender Wohnungen verlustig gegangen sind. Kapitalisiert man diesen letzteren Betrag mit 5 %, so tragen etwa 93 Millionen Bau- und Wohnungskapital keinen Zins. In München machte 1907 der Mietwert der leerstehenden Wohnungen 1'720,900 Mk. aus. Die Mietszinsverluste für Wohnungen und Geschäftslokale zusammen betrugen in Alt- und Neu-Leipzig 1901: 1'148,393, 1904: 1,665,857, 1907: 1'460,500 Mk.

Im Kampfe um eine wirksame und durchgreifende Wohnungsreform darf die also gekennzeichnete Lage des Hausbesitzes nicht außer Acht gelassen werden. Sie beweist nur, wenn man sich gleichzeitig die unhaltbaren Wohnungsverhältnisse vergegenwärtigt, daß das heute herrschende Stadt-

erweiterungssystem mit seinem fast ausschließlichen privatrechtlichen Charakter durch und durch faul ist und daß an das Grundübel der großen Bodenteuerung die Axt angelegt werden muß, wenn anders überhaupt in Zukunft eine Bessergestaltung der Wohnungs- und Hausbesitzverhältnisse erhofft werden darf.

Dr. Hans Rost, Augsburg.

LI.

Betrachtungen über die Enzyklika Pascendi.

Allgemeine Bemerkungen.

(Fortsetzung.)

Wir haben bisher die Tatsache verzeichnen können, daß das innere Recht der Enzyklika, das Recht ihrer Gründe und Beweise, ihre geistige Überlegenheit gegenüber dem modernistischen System hinsichtlich der philosophisch-theologischen Begründung des christlichen Glaubens einesteils positiv anerkannt worden ist, anderenteils durch keinerlei stichhaltige Gegengründe bestritten werden konnte. Nunmehr sind wir in der Lage, unseren Lesern noch von einer Abhandlung Kenntnis zu geben, die erfreulicherweise sich etwas näher einläßt auf die Prüfung der religionsphilosophischen Seite des Modernismus und auf die Würdigung der in diesem Betracht von der Enzyklika gegen ihn geltend gemachten Gründe und die, obwohl von einer dem kirchlichen Standpunkt stark abgeneigten Seite ausgehend, gerade in den wichtigsten Punkten der Enzyklika gegen den Modernismus Recht geben muß und für deren Widerlegungsgründe eine sehr schätzbare wissenschaftliche Rechtfertigung und Bekräftigung liefert.

Wir meinen den Artikel „Die moderne religiöse Bewegung in Italien“ von Dr. Graf Gugl. Salvadori-

Pisa in der Zeitschrift „Religion und Geisteskultur“ 1908 S. 248—269. Der Verfasser ist von nicht geringen Vorurteilen erfüllt gegen die offizielle katholische Kirche, die er in einem unseligen Spannungsverhältnis zu moderner Wissenschaft, Kultur und Fortschritt befindlich glaubt, sowie gegen „das immer im Mittelalter gebliebene Papsttum“. Ihm steht sogar das römische Papsttum „in unlösbarem Widerspruch mit dem reinen Christentum“. Angesichts des Anspruches der römischen Kirche auf Unfehlbarkeit ist es ihm sehr zweifelhaft, ob in ihrem Schoße eine wirkliche und tiefgreifende Reform je möglich sein wird. Gleichwohl muß er „die unglaubliche Lebensfähigkeit“ anerkennen, mit der sich die katholische Kirche in den zahllosen inneren und äußeren Kämpfen behauptet hat, mit der sie „allen immer erneuten Angriffen des Denkens und der Kultur, des geistigen und moralischen Fortschritts, der politischen und sozialen Umwälzungen immer kräftigen Widerstand geleistet hat“. Es ist ihm ohne weiteres klar, daß die Kirche, wollte sie nicht „ihre ganze Geschichte verleugnen“ und „sich selbst zerstören“, den Modernismus als glaubensgefährlich verurteilen mußte. Sei derselbe doch etwas wesentlich anderes als frühere innerhalb der katholischen Kirche hervorgetretene Reformbestrebungen, die das Dogma und das Auktoritätsprinzip unangetastet ließen. So hoch Salvadori von seinem Standpunkt aus den Modernisten den Versuch anschlägt, den sie gewagt, und das Ideal, das ihnen vorschwebt, so klar erkennt er anderseits, daß namentlich die philosophisch-apologetische Seite des modernistischen Systems an unheilbaren Schwächen leidet, ja gründlich mißlungen ist.

„Es ist unbestreitbar, schreibt er, daß im aufbauenden Teil, wo eine positive Begründung des Glaubens und eine Erklärung des religiösen Gefühls versucht wird, der Modernismus sich auf gewisse philosophische Lehren stützt, die er meist ohne genügende Befähigung zu kritischem Urteil einfach übernommen hat. Hier eben zeigt er sich von seiner schwächsten Seite, und es gibt sich eine gewisse Künstlichkeit zu erkennen, die freilich nicht mit jener

reinen Unmittelbarkeit zusammenstimmt, wie sie die Grundlage jeder religiösen Reform oder Erneuerung sein muß und übrigens im edlen Streben auch dieser Reiniger der katholischen Religion fast immer ersichtlich und unzweifelhaft vorhanden ist."

Salvadori unterscheidet nämlich passend zwischen dem kritischen und apologetischen Teil des modernistischen Systems. Während er sich in Bezug auf jenen darauf beschränkt, den Widerspruch zu den kirchlichen Anschauungen hervorzuheben — „das Verhängnisvolle solcher (kritischer) Ergebnisse für den alten Standpunkt der theologischen Lehren des Katholizismus ist leicht einzusehen"; speziell in der Auffassung der Dogmen „tritt der absolute Gegensatz zwischen dem Katholizismus und dem Modernismus am deutlichsten zu Tage" , im übrigen aber die Kritik als die starke Seite des Modernismus zu betrachten scheint, kann er nicht umhin, die modernistische Apologetik, d. h. die Seite des Systems, durch welche der mittelst der Kritik seiner alten Fundamente beraubte Glaube auf eine neue religionsphilosophische Grundlage gestellt werden soll, scharf zu kritisieren. Und zwar deckt sich diese seine Kritik wesentlich mit der von der Enzyklika geübten, ja sie gibt deren bezüglichen Ausführungen geradezu auf der ganzen Linie unbedingt recht. Das modernistische Immanenzprinzip, macht Salvadori geltend, vermag sich nicht zu rechtfertigen gegen den Vorwurf des Subjektivismus, Pantheismus und Atheismus. Allerdings schließt die Immanenz für sich allein die Transszendenz des Göttlichen nicht aus. Aber von seinem psychologischen Standpunkt aus kann der Modernismus die unabhängige Existenz der göttlichen Wirklichkeit auch nicht beweisen. Das kann nur die Vernunft. Die Enzyklika hat recht, wenn sie die individuelle Erfahrung für unfähig hält, die tatsächliche Existenz sicher zu machen. Und doch — darin hat sie wieder recht — muß an dieser objektiven Gewißheit dem Menschen alles liegen. Auch die Intensität und Allgemeinheit des Gefühls kann das Gefühl nicht zu etwas anderem machen als es selbst ist und seine ohne Berichtigung durch die Vernunft

immer Täuschungen ausgesetzte Art nicht verändern. In all dem muß Salvadori der Enzyklika vollkommen beipflichten, wie auch in ihrer Folgerung, daß nach der modernistischen Lehre keiner Religion, auch nicht der der Götzendiener, die Wahrheit abgesprochen werden kann. Denn in der Tat finden sich die betreffenden Erfahrungen in jeder Religion. Und die Modernisten sind nicht berechtigt, zwischen niedrigeren Religionen und einer vollkommenen, der christlichen zu unterscheiden, indem sie unter Berufung auf einige katholische Väter und Doktoren auch den niedrigeren Religionen irgend ein Element des Guten zuerkennen. Denn eine solche Unterscheidung zwischen Niedrigerem und Höherem, zwischen mehr oder weniger Vollkommenem, setzt schon ein rationelles Element, ein Urteil des Verstandes voraus. Vom modernistischen Standpunkt, wonach die Religion nichts anderes ist als ein lebendiges Bedürfnis, Wahrheit und Leben für uns also dieselbe Sache ist, kann wirklich der Glaube eines Islamiten oder eines Buddhisten ebenso tief sein und so für diese viel mehr Wahrheit haben als der Katholizismus oder das Christentum. Wenn die Modernisten trotzdem einen Vorzug dieser letzteren behaupten, so müssen sie es tun auf Grund einer Vergleichung des moralischen Inhalts und der sozialen Folgen der einen und der anderen Religionen, d. h. auf Grund eines wesentlich rationellen Verfahrens.

„Wenn sie also, so lautet S.'s Schluß, ihre Apologetik retten und die Anklage auf Atheismus vermeiden wollen, so müssen sie sich von jenem Subjektivismus freimachen, den sie mit den Voraussetzungen einer unglücklicherweise in die Mode gekommenen Philosophie kritiklos übernommen haben, eine Denkweise, welche, infolge einer übertriebenen Reaktion gegen den Intellektualismus, im Gefühl und im Willen das Wesen des Geistes findet und dazu neigt, jede vernünftige Gewißheit zu zerstören."

Obgleich nämlich S. den Gegnern des Intellektualismus und der alten Gottesbeweise einige, unseres Erachtens zu starke, Zugeständnisse macht, sagt er ihnen doch klar, daß sie durch das

Gefühl oder durch den bloßen Willen oder durch die individuelle Erfahrung allein auf keinen Fall Gott in seiner objektiven und unabhängigen Wirklichkeit erreichen und den Weg zum Atheismus verlegen können. Bemerkenswert sind folgende Sätze: „Gewiß ein Glaube, der nicht lebendig ist, der nicht gefühlt wird, ist ein Betrug, eine Falschheit, eine Heuchelei; aber ein blinder, nicht durch die Vernunft erhellter Glaube, hat keinen sittlichen Wert, und der gesunde Verstand muß diesen nicht weniger als jenen verurteilen.“ Die Modernisten nehmen an, die Vernunft sei nur ein Formeln und Definitionen ersinnendes Werkzeug, welches die Instinkte des menschlichen Wesens erhalten haben und in unbewußter Weise anwenden, um ihre aus elementaren Fähigkeiten entsprungenen Tendenzen und Erfahrungen in abstrakten Ausdrücken zur Darstellung zu bringen. „Nein, antwortet S., die Vernunft ist etwas unendlich Höheres: sie ist das Licht, welches die Dunkelheit des Instinktes erhellt; sie ist das Werkzeug, durch welches der Mensch zwischen der Gewißheit und der Täuschung klar unterscheidet und der subjektiven die objektive Welt entgegenstellt.“ Ist S. auch der Meinung, der rationellen Untersuchung seien in der übersinnlichen Welt ziemlich enge Grenzen gezogen, so hält er doch daran fest, daß der Verstand das oberste, unbestreitbare Recht hat, die Ideen der Existenz Gottes zu prüfen, und daß nur eine durch die Vernunft geübte Kritik die Giltigkeit und den Wert der subjektiven Bedürfnisse und Wünsche verbürgen und abschätzen kann. „Das Gefühl verbürgt nichts anderes als sein eigenes subjektives Wesen.“ „Vergebens also suchen die Modernisten auf ihren unsicheren Prinzipien eine neue, als Grundlage des Glaubens dienende Apologetik aufzubauen! Auch kann man sich nicht wundern, daß die Enzyklika sie als gefährliche Nachsteller der christlichen Frömmigkeit, ja sogar als unbewußte Anstifter zum Atheismus bezeichnet.“

So urteilt über die modernistische Religionsphilosophie und Apologetik ein Mann, dessen Richtung von der scholastischen Metaphysik ein gutes Stück abliegt und der nach unserem Dafürhalten die alten rationellen Gottesbeweise selbst nicht gebührend hoch einschätzt. Seine Kritik deckt sich

in der Hauptsache vollständig mit den einschlägigen Ausführungen der Enzyklika. Aber noch weitere Widersprüche im modernistischen System hebt der italienische Autor hervor. Vorerst den Widerspruch, in dem das praktische Verhalten der Modernisten zu ihrer Lehre steht: sie wollen römische Katholiken bleiben, obwohl sie der päpstlichen Autorität die Unterwerfung versagen und obwohl ihre Lehren den Kirchendogmen zweifellos widerstreiten. Hiezu trete der unlösliche theoretische Widerspruch zwischen den beiden ihr System konstituierenden Elementen, zwischen ihrer Kritik und ihrer Apologetik. Dort herrsche der Rationalismus, hier der Voluntarismus.

Während die kritische Untersuchung ein intellektuelles, durch die logischen Sätze der Identität, des Widerspruchs und des Grundes sich vollziehendes, mit Ursache und Wirkung zur Erklärung der Tatsachen operierendes Verfahren sei, werde dieses Verfahren aus dem Gebiete des Glaubens ganz ausgeschlossen und hier als einziger und unanfechtbarer Beurteiler das Gefühl aufgestellt, das sich jedem rationellen Anspruch entziehe. Von diesem auf den Glauben angewandten Gefühlsstandpunkte aus „hat man nicht das Recht, im Namen der Kritik theologische Dogmen und religiöse Bekenntnisse zu beurteilen und zu zerstören!" Es kann der vernichtenden Wirkung dieser kritischen Verurteilung nicht den mindesten sachlichen Abtrag tun, wenn der Verfasser auch zum Schlusse meint: Diese Widersprüche „treten an Bedeutung zurück, wenn wir an das hohe Ideal denken, das ihnen (den Modernisten) vorschwebt, an jenes Werk der Versöhnung und Synthese zwischen der alten katholischen Überlieferung und dem neuen Denken und den neuen sozialen Bestrebungen, an den heiligen Entschluß, eine bessere Übereinstimmung zwischen dem Wahren der Offenbarung und dem Wahren der Vernunft herzustellen, indem sie auf die reinsten Quellen des Christentums zurückgreifen."

Was wir bisher gesehen und gehört, würde eigentlich genügen, um mit Sicherheit aussprechen zu können: Der Modernismus, wie er sich selbst begründet und stützt, ist wissenschaftlich unhaltbar, ist von der Wissenschaft gerichtet;

der Standpunkt, den die Enzyklika vertritt, ist ihm nicht blos innerlich hoch überlegen, sondern die Enzyklika hat mit ihren wuchtigen Gründen ihn wissenschaftlich vollständig überwunden. Auch eine den modernistischen Bestrebungen noch so wohlwollend gegenüberstehende Wissenschaft kann nicht umhin, wenn anders sie nach den Gesetzen der Logik und des gesunden Denkens entscheiden will, das modernistische System, mindestens als Ganzes angesehen und gerade nach seiner charakteristischen Seite, für verfehlt zu erachten, und sie muß zu diesem Urteil kommen auf Grund derselben Argumente, die die Enzyklika an die Hand gibt.

Versuchen wir, um einen Überblick zu gewinnen, uns im Folgenden die hauptsächlichen allgemeinen Gründe zu vergegenwärtigen, die gegen das modernistische System zeugen. Die entscheidendsten werden uns von der Enzyklika selbst geboten werden. Wir werden auch alsbald erkennen, warum die Enzyklika ihre Widerlegung in erster Linie gegen die religionsphilosophische Seite des Modernismus richtet. Dieser läßt sich nämlich — schon die Darlegungen Salvadori's haben uns hierauf geführt — am zutreffendsten als ein Kompositum aus zwei Hauptbestandteilen betrachten. Der eine Teil ist der historisch-kritische, der andere der religionsphilosophische. Dementsprechend wird man, um sich ein richtiges Urteil zu bilden, zu fragen haben: erstens, ist die Verbindung der beiden Teile zu einem System eine wissenschaftlich mögliche? sodann, was ist von jedem Teile für sich zu halten? Auch die Enzyklika geht davon aus, daß der Modernismus eine historisch-kritische und eine religionsphilosophische Seite darbietet. Aber sie sieht die beiden Elemente nicht als völlig gleichwertig an, sondern, tiefer forschend, hat sie untersucht, welches der beiden Wesenselemente das ausschlaggebende, das beherrschende, gewissermaßen nach scholastischem Begriff das Formgebende im Ganzen sei, und sie hat gefunden, daß die Wesensform, d. h. derjenige konstitutive Bestandteil, der dem Ganzen die Determination, den eigentlichen Wesenscharakter aufdrückt, in den religionsphilosophischen Prinzipien

zu erblicken sei. Wir sind tief überzeugt, sind es durch fortgesetztes Studium des Modernismus immer mehr geworden, daß die Enzyklika hierin vollkommen richtig gesehen hat. Sei dem aber wie ihm wolle, auf jeden Fall ist die Enzyklika von ihrem Standpunkt aus durchaus folgerichtig verfahren, wenn sie ihre Kritik vor allem an der modernistischen Religionsphilosophie ansetzte. Sie mußte das System da angreifen, wo sie seine entscheidende Position voraussetzte. Und diejenigen, die zwar anerkannten, daß die Enzyklika der modernistischen Religionsphilosophie tötlich zugesetzt habe, anderseits aber glaubten, sie habe die andere, „starke" Seite des Modernismus, nämlich die historisch-kritische, weniger getroffen, haben damit unbewußt ein Zeugnis abgelegt für das logisch unanfechtbare, unübertrefflich richtige Verfahren, das die Enzyklika einschlug. Sehen wir also zunächst auf die Verbindung der beiden im Modernismus vereinigten Elemente. Kein Zweifel, diese Verbindung ist eine unnatürliche, unmögliche. Im ersten niederreißenden Teil führt der Verstand, der Intellektualismus das entscheidende Wort, hier dominiert die Kritik. Im zweiten, aufbauenden oder richtiger aufbauen sollenden Teil wird auf Verstandeskritik absolut verzichtet und lediglich mit Glaubenskräften, mit Gefühl und Wille gearbeitet. Man sage nicht, damit sei eben die reinliche Scheidung zwischen Wissen und Glauben durchgeführt. Das ist einfach, wo es sich um ein einheitliches Lehrsystem handelt, eine monströse Verbindung. Das Widerspruchsvolle liegt offen da im System Loisy's. Dieser geht in der Kritik der Quellen und in der Kritik der geschichtlichen Wirklichkeit des Urchristentums so radikal als möglich vor. Weder das christologische Dogma des Christentums, noch die Kirche, noch der Primat, noch die Sakramente gelten ihm historisch als ursprüngliche Lehre und Anordnung Christi. All das hat sich allmählich durch Entwicklung herausgebildet, ist Produkt und Ergebnis des wachsenden und sich wandelnden Glaubensbewußtseins der Kirche. Aber nun will Loisy doch damit den katholischen

Standpunkt vereinigen, und er versucht dies mittelst des Satzes: Die Wahrheit liegt nicht — wie Harnack annimmt — im Ursprünglichen, sondern in dem Ergebnis der Entwicklung. Ist ein solcher Ausgleich möglich? Der gesunde Menschenverstand muß ihn verurteilen. Er bedeutet nicht blos die Preisgabe des katholischen Traditionsprinzips, wonach alles Wesentliche an unserem Glauben von Christus und den Aposteln herrühren muß: es liegt darin auch eine wissenschaftliche Inkonsequenz, eine Anordnung von zweierlei Maß und Prinzip. Zuerst wird eine Kritik geübt, die alles zerstört; dann wird mit dem Glaubensbewußtsein operiert und ein Entwicklungsprinzip geltend gemacht, das alles wieder legitimieren soll, — unter Verzicht auf jede Kritik. Albert Hauck, protestantischer Professor der Kirchengeschichte in Leipzig, hat dieses Verfahren zutreffend genannt eine „Kombination von Anerkennung der Kritik in Bezug auf das Werdende und Verzicht auf die Kritik in Bezug auf das Gewordene", er erblickt darin mit Recht einen inneren Zwiespalt, der früher oder später notwendig von selbst zur Auflösung, zur Zersetzung des Systems führen müsse. (Internat. Wochenschrift 1908 Nr. 2 Sp. 39.) Umgekehrt hat uns Salvadori gesagt: Die Vertreter eines irrationalen Gefühlsglaubens haben nicht das Recht, im Namen der Kritik theologische Dogmen und religiöse Bekenntnisse zu beurteilen und zu zerstören. Somit ist das modernistische System schon gerichtet als Verbindung von zwei Bestandteilen, die einer Wesensvereinigung widerstreben. Denn es ist zu beachten, der Modernismus besteht wesentlich nicht in dem einen oder dem anderen der beiden Bestandteile, sondern in ihrer Verbindung zu einem Ganzen.

Fassen wir nun jedes der beiden sich verbindenden Elemente für sich ins Auge, so wird das Urteil nicht weniger ungünstig ausfallen. Vom ersten Teil, dem historisch-kritischen, ist auf alle Fälle soviel sicher, daß er das Christentum zerstört, daß er mit dem katholischen Dogma und überhaupt mit den Grundlagen und dem Wesen der christlichen Religion

im traditionellen und historisch allein berechtigten Sinn unverträglich ist. Die Enzyklika behauptet überdies, daß der modernistische Kritizismus von falschen, verwerflichen Prinzipien beherrscht und beeinflußt sei.

Die Modernisten wollen allerdings vielfach diesen Vorwurf nicht gelten lassen; sie beanspruchen zu ihren kritischen Ergebnissen rein auf historisch-kritischem Wege gelangt zu sein. Der wichtige Streitpunkt wird genauer zu untersuchen sein. Fällt die Prüfung im Sinne der Enzyklika aus — und dem unbefangenen Kenner der Sachlage ist dies nicht zweifelhaft — so ergibt sich damit der schwerwiegendste Verwerfungsgrund des modernistischen Kritizismus. Aber selbst wenn wir diese Frage vorläufig als eine offene behandeln wollen, genügt schon die Unverträglichkeit der kritischen Annahme des Modernismus mit dem christlichen Glauben, um diesem Teil seines Systems das Verwerfungsurteil zu sprechen. Denn wohlgemerkt will die modernistische Kritik, wie sie uns versichert, nicht eine ungläubige, atheistische Kritik sein, sie will nicht eine Kritik sein, der es gleichgiltig ist, ob das Christentum dabei zu Grunde geht. Sie verwahrt sich feierlich gegen solche Verdächtigungen. Vielmehr erhebt sie den Anspruch, eine Kritik in einem christlichen System, im Rahmen des vom christlichen und katholischen Standpunkt aus Möglichen zu sein. Dieser Anspruch muß von jeder unbefangenen Wissenschaft zurückgewiesen werden. Eine Evangelium- und Leben Jesu-Kritik wie die von Loisy vertretene ruiniert das Christentum unrettbar, das steht außer allem Zweifel; darum kann es keine katholische Ausgabe von ihr geben, darum kann sie keinen Platz haben in einem System, das nicht bloß christlich, sondern sogar mit Emphase katholisch heißen will. Es hilft nichts, wenn die Modernisten sagen: die Ergebnisse unserer historischen Kritik beruhen eben auf Wahrheit, deswegen berechtigen sie uns, auf ihnen zu fußen und sie unserem System zu grunde zu legen. Die Folgerung ist durchaus zu bestreiten. Gesetzt einmal, die modernistische Kritik sei wirklich der unantastbare Ausdruck

der historischen Wahrheit, gesetzt, es sei unanfechtbar gewiß, daß Jesus nie sich selbst für den Sohn Gottes im höheren, metaphysischen Sinn gehalten, daß er nie einen derartigen Anspruch geltend gemacht habe, daß er keine Wunder gewirkt, nicht von den Toten auferstanden, daß er irrtümlicherweise das unmittelbare Bevorstehen seiner glorreichen Wiederkunft gelehrt, daß die Apostel ursprünglich, d. h. auch noch nach dem Pfingstfeste ihn nur für den Messias im jüdisch-theokratischen Sinne, aber nicht für ein seiner Natur nach göttliches Wesen gehalten haben; gesetzt, es sei historisch gewiß, daß nicht der durch Wunder erwiesene Gottessohn das Christentum gegründet, sondern umgekehrt der christliche Glaube Christum zum Sohne Gottes, zum Gottwesen in immer sich steigerndem Sinne gemacht habe, — ist dann etwa der Modernismus gerechtfertigt? sind diese historisch-kritischen „Wahrheiten" dann ebenso viele Stützen des modernistischen Systems? Beileibe! Dann ist das Christentum einfach verloren, unwiederbringlich dahin; und alle modernistischen Anstrengungen, es wieder zu erwecken oder ihm ein Scheindasein zu erhalten, sind unnütz und unvermögend. Der Modernismus steht dann da als ein Versuch, Unmögliches zustande zu bringen, nämlich ohne wirkliche Wundermacht einen Toten wieder zu beleben, oder als ein Manöver, das über die wirkliche Sachlage hinwegtäuschen will: man verheimlicht, daß das Christentum durch die Schläge der Kritik tot ist, man tut, wie wenn es weiter lebe und wie wenn man selbst an dieses Weiterleben glaube, und weil es nicht gestorben sein soll, redet man sich und anderen ein, daß man es mit Hilfe von Mitteln, die der modernen Philosophie entnommen sind, mittelst subjektiver, gefühlsmäßiger Behandlung zu neuer Kraft und Blüte bringen könne. Alles Täuschung. Ein Toter bleibt tot, und keine modernistische Philosophie vermag ihn mehr lebendig zu machen. Offenheit möge herrschen auf beiden Seiten. Wir sind offen genug um zuzugeben, daß die modernistische Kritik das Christentum tötet. Sei man es auf der anderen Seite auch, um einzugestehen, daß

das getötete durch keine religionsphilosophischen Kunstgriffe zu wirklichem Leben wieder erweckt werden kann. Sind der christlichen Religion die historischen Fundamente entzogen, auf denen sie ruht, sind ihr die Titel geraubt, auf die hin sie sich in die Welt eingeführt und neunzehn Jahrhunderte in ihr behauptet hat, dann hat sie einfach aufgehört zu sein, was sie bisher war, sie steht als ein Werk der Täuschung und des Betruges da. Besteht also der erste Teil der modernistischen Predigt in der zerstörenden Kritik, so braucht man den zweiten Teil gar nicht erst abzuwarten. Möchte er im übrigen noch so schön sein, man weiß mit Sicherheit zum voraus, daß er nicht zu leisten vermag, was er verspricht.

Läßt man sich aber doch, verlockt durch das verheißungsvolle „Hievon im zweiten Teil“, darauf ein, diesen religionsphilosophischen Teil noch anzuhören, so wird man, weit entfernt, seine Meinung zu ändern, nur noch weitere, womöglich noch durchschlagendere Gründe für die Verurteilung des Modernismus entdecken. Dessen religionsphilosophischer Aufbau ruht auf zwei Prinzipien: dem Agnostizismus und dem Gefühlsglauben. Daß die Modernisten agnostischen Grundsätzen folgen, vermögen sie nicht zu bestreiten. Eine aus der Vernunft stammende und durch die Vernunft kontrollierte Erkenntnis Gottes und der göttlichen Offenbarung gibt es für sie nicht. Sie sind hienach genötigt, die Religion anders zu fundieren: durch das Gefühl, die innere Erfahrung, das religiöse Bedürfnis. Auch die Offenbarungsreligion soll so begründet werden. Nun ist es aber rein unmöglich, auf solche Weise die Wahrheit einer Religion, vollends einer übernatürlichen, zu garantieren. Denn daß der Agnostizismus keinen Wahrheitsbeweis erbringen kann, leuchtet von selbst ein, da er ja dem Zweck genau entgegengesetzt ist. Aber auch auf dem Wege des Gefühls läßt sich keine Apologetik für die christliche Religion aufbauen. Die Enzyklika macht das für jeden Unbefangenen klar, erweist es unwiderleglich. Sie braucht nicht zu fürchten, daß sie von irgend einer vernünftigen Psychologie lügengestraft werde, wenn sie

die alten Grundsätze vertritt: Erkennen, Erforschen der Wahrheit ist Sache der Vernunft, muß es erst recht da sein, wo es sich um die höchsten, dem menschlichen Geiste überhaupt noch zugänglichen Wahrheiten handelt. Die Vernunft ist die Leiterin, sie ist die geborene unabsetzbare Führerin im geistigen Leben, sie ist es vor allem und ganz unbestreitbar in Sachen der Wahrheit auf dem Gebiete des Erkennens. Sie hat die Gefühle zu kontrollieren und das Handeln zu bestimmen, wenn anders menschenwürdige, vernünftige Ordnung herrschen soll; sie, nicht aber das Gefühl oder das Unbewußte, hat in den höchsten Regionen des Geisteslebens die bestimmende Rolle zu übernehmen. Oder wer vermöchte die Enzyklika zu widerlegen, wenn sie gegen die modernistische Gefühlsreligion folgende Argumente geltend macht und sich zu folgenden Belehrungen veranlaßt sieht:

Nachdem durch die verderbliche Lehre vom Agnostizismus für den menschlichen Verstand jeder Weg zu Gott versperrt ist, glaubt man einen besseren aufzuzeigen im religiösen Gefühl und Leben (Aktion). Vergeblicher Versuch. Was ist das Gefühl anders als eine Reaktion auf die Einwirkung des Verstandes oder der Sinne? Läßt man den Verstand beiseite, so wird der Mensch, ohnehin hiezu geneigt, nur um so eher den Sinnen folgen. Aber noch unter einem andern Gesichtspunkt ist der Versuch eitel. Alle Phantasien über das religiöse Gefühl können nicht unwahr machen, was der gesunde Menschenverstand lehrt, daß nämlich jedwede Gemütserregung, jedes Eingenommensein der Seele (perturbatio aut occupatio animi quaepiam) eher ein Hemmnis ist zur Erforschung der Wahrheit, als eine Hilfe, wohlverstanden der wirklichen (objektiven) Wahrheit, der Wahrheit, wie sie an sich ist. Denn jede andere Wahrheit, die subjektive, die aus Gefühl und Leben hervorgeht, mag recht sein zu Wortspielereien; dem Menschen kann sie lediglich nichts helfen. Ihm kommt es vor allem darauf an, zu wissen, ob es außer ihm einen Gott gibt oder nicht, einen Gott, in dessen Hände er eines Tages fallen wird.

Wenn aber die Modernisten auch noch die Erfahrung zu Hilfe rufen, was kann diese über das religiöse Gefühl hinaus bieten, zu ihm hinzutun? Gar nichts, als daß sie es lebhafter, intensiver macht und so eine umso festere (subjektive) Überzeugung hervorrufen mag. Aber deshalb ändert das Gefühl seine der Täuschung unterworfene Natur nicht. Im Gegenteil, je mehr durch die Erfahrung verstärkt, umso mehr ist es Gefühl. Welche Vorsicht erforderlich ist zur richtigen Beurteilung von religiösen Gefühlen und Erfahrungen, ist bekannt aus der Seelenleitung und aus aszetischen Werken, in denen eine viel solidere Doktrin und eine viel feinere und schärfere Beobachtung niedergelegt ist als die Modernisten sie zeigen. Ist es nicht Torheit oder doch höchste Unklugheit, solche innere Erfahrungen wie die Modernisten sie anpreisen, ohne Kontrolle als wahr hinzunehmen? Wenn aber die inneren Erfahrungen solchen Wert und Zuverlässigkeit besitzen, warum soll dann allein die Erfahrung der vielen Tausende von Katholiken nichts gelten, die dahin lautet, daß die Modernisten sich auf dem Irrweg befinden? Soll diese Erfahrung allein falsch und trügerisch sein? Und doch hält der größte Teil der Menschheit daran fest und wird es immer tun, daß man durch Gefühl und Erfahrung allein, ohne Leitung und Erleuchtung seitens der Vernunft, nie und nimmer zur Erkenntnis Gottes gelangen kann. Es bleibt nichts übrig, als Atheismus und Religionslosigkeit. Eine Ergänzung dieser Beweisführung ist der an anderer Stelle von der Enzyklika gebotene Nachweis, daß die modernistische Lehre von der religiösen Erfahrung in Verbindung mit der symbolischen Deutung der Dogmen notwendig dazu führen muß, jede Religion als wahr anzuerkennen. Das religiöse Gefühl entscheide ja für die Wahrheit.

Es wird gut sein, wenn wir uns diese markigen Sätze und diese durchschlagenden Beweisgründe der Enzyklika merken und tief einprägen. Sie sind von erfrischender Klarheit und unbezwinglicher logischer Kraft. Siegreich treten sie jenen unklaren und unfaßbaren Gedankenprodukten entgegen, mit

denen der Modernismus den Wahrheitsbegriff verdunkelt und fälscht. Was gibt die Enzyklika in ihrer nüchternen, verstandeshellen Denkweise auf eine sogenannte subjektive, individuelle, immanente, vitale, aus dem lebendigen Empfinden geborene Wahrheit! Sie kennt nur eine Wahrheit, die wirkliche, die objektive. Eine solche Wahrheit allein kann uns in der Religion etwas nützen, sie allein hat Wert. Eine Wahrheit hingegen, die der Mensch sich selbst schafft, die durch nichts als objektive gewährleistet wird, ist eitel Blendwerk. Auf sie kann man keine Religion begründen, die dem Menschen ewige Ziele stecken und seinem Leben einen Halt geben soll. Daß Agnostizismus und reine Gefühlsreligion mit Ausschaltung des erleuchtenden und kontrollierenden Verstandes unabwendbar zum Atheismus und zur Religionslosigkeit führe, ist freilich ein scharfes Urteil, aber es ist nicht ungerecht und nicht unverdient, es ist unwidersprechlich wahr und war nicht zu umgehen. Wie kann der Agnostiker verlangen, daß man sein Unerkennbares anbete, ihm einen ernsten Kult weihe? Wie sollen wir verehren, was wir nicht kennen, ja von dessen Dasein wir gar nichts wissen?

„Hätte ich, schreibt Professor Gisler in Chur, ein Mittel anzuraten, um allen religiösen Schwung und die Gottesidee selbst auszutilgen, ich wüßte kaum ein besseres als den Agnostizismus, auf den die Modernisten eingeschworen sind. Es ist der wirksamste religiöse Schlummerbecher. Es gibt ohnehin Skeptiker genug, die zur Religion kein aktives, sondern höchstens ein passives Verhältnis haben, die darauf warten, daß sie aus dem Gestrüpp des Zweifels mit psychischer Gewalt herausgehoben werden . . . . Laßt über diesen Skeptikern das Banner des Agnostizismus wehen, und sie bekennen sich bald zur Devise: Nichts ist wahr, alles ist erlaubt. Wenn die bloße Tatsache, daß es verschiedene Religionen gibt, hinreicht, ihre Achtung vor der Religion überhaupt zu mindern, so gäbe ihnen die agnostische Theorie der Modernisten vollends den Rest. Gestochen von der Spindel des Agnostizismus sinkt die Religion solcher Skeptiker in Schlummer,

um nie wieder zu erwachen." („Gedanken über den Modernismus", Separatabzug aus der „Ostschweiz", S. 39.)

Was aber den Gefühlsglauben anlangt, so vermag er nicht wieder aufzubauen, was der Agnostizismus niedergerissen hat. Um eine Religion zu begründen, dazu fehlt ihm die erforderliche objektive Sicherheit und Zuverlässigkeit, der Schutz gegen Täuschungen, den allein der Verstand zu bieten vermag. Wie will mir vollends mein Gefühl Heilstatsachen sicher machen, wie sie die Grundlage der geoffenbarten Religion, des Christentums sind? Ich mag die Artikel des apostolischen Symbolums noch so kräftig in mir nachempfinden, sie noch so sehr innerlich erleben, dadurch werden mir Sätze wie die von der übernatürlichen Empfängnis Jesu und seiner Auferstehung nicht zu garantierten Tatsachen. Das reicht höchstens zu einem frommen Ideal, zu einem schönen Traum. Wie aber, wennn die Kritik mich daraus aufweckt mit ihrem zuversichtlichen Ruf: historisch sei an der Sache lediglich nichts? Dann müßte ich ein recht phantastischer Mensch sein, wenn ich wachend meinen frommen Traum noch weiterträumte. Ich werde, wenn ich normal bin, mich im wachen Zustand an die „gesicherten Ergebnisse" der Kritik halten d. h. ich werde meinen Glauben verlieren. Es ist aber auch psychologisch unhaltbar, was die modernistische Gefühlstheorie voraussetzt, daß nämlich das Gefühl früher sei als das Erkennen, früher sei als die Vorstellung, wenngleich manchmal der Schein hiefür sprechen möchte. Wenigstens eine dunkle Vorstellung geht dem Gefühle immer voraus. Es ist ferner religionsphilosophisch und religionsgeschichtlich unrichtig, daß Religion und Gottesglaube mit dem Gefühl beginnt, in dem Gefühle allein wurzelt und lediglich oder wesentlich darin besteht. Das Gefühl ist nicht das erste und noch weniger das einzige Organ, mit dem der Mensch Gott erfaßt. Vielmehr hat wahrhaftige Religion, ernste religiöse Überzeugung ihre Quelle in der Vernunft, in der vernünftigen Anlage und in der reflektierenden Tätigkeit des Menschengeistes. Allerdings verbindet sich mit der religiösen Erkenntnis als

Begleiterscheinung noch das religiöse Gefühl, und dieses ist ein wichtiger, nicht gering zu achtender Faktor im religiösen Leben. Man braucht auch nicht zu bestreiten, daß dieses religiöse Gefühl allgemein verbreitet ist, wennschon es nicht bei allen Menschen gleich lebendig ausgeprägt ist.

„Es ist, führt Gisler treffend aus, ein Wegweiser zu Gott, doch keineswegs der einzige Wegweiser. Die ganze Schöpfung ist Offenbarung von Gott. Von jedem Geschöpf führen logische Pfade zu Gott. „Auch von der Tatsache des religiösen Gefühls ausgehend, gelangt die Verstandeserkenntnis zu Gott. Als Ausgangspunkt für die Gotteserkenntnis, als Fußpunkt für einen Gottesbeweis ist die Tatsache des religiösen Gefühls von jeher katholischerseits gewürdigt worden. Das ist aber etwas ganz anderes als die Behauptung der Modernisten, welche sie von Schleiermacher und den Pietisten entlehnt haben: Quellort, Sitz und Wesen der Religion sei das Gefühl ohne jede vorausgehende und begleitende Erkenntnis." (a. a. O. S. 31.)

Wie die Enzyklika den schlagenden Beweis erbringt, daß die modernistische Gefühlslehre gänzlich unvermögend ist, Gott und göttliche Wahrheiten mit objektiver Sicherheit zu erreichen, so weist sie auch überzeugend nach, daß die Lehre vom Symbolismus und von der göttlichen Immanenz zum Pantheismus hinführt. Wenn alle Verstandeselemente am katholischen Glauben bloße Symbole des Göttlichen sind, warum sollte dann der Begriff „Gott" selbst oder der Begriff „göttliche Persönlichkeit" nicht ebenfalls reines Symbol sein? Dann aber ist Gottes Persönlichkeit in Frage gestellt! Und wenn die Religion, auch die geoffenbarte, lediglich aus dem Innern des Menschen stammen soll — da ihr ja alle äußeren Zugänge, Zeugnisse und Glaubwürdigkeitsgründe abgeschnitten sind —, wenn sie als Form des Lebens auf dem Wege „vitaler Immanenz" entsteht, wenn sie ein rein innerliches Berührtwerden der Seele von Gott, ein rein innerliches Sprechen Gottes zur Seele ist, wie ist das näherhin zu verstehen? Die Enzyklika in ihrem unerbittlichen

Drängen nach Klarheit und Wahrheit stellt diese frommklingende Lehre vor eine peinliche Alternative, vor ein klärendes und vernichtendes Entweder — oder. Sie fragt einfach, ob eine solche Immanenz Gott von dem Menschen scheide oder nicht. Wenn ja, worin unterscheidet sich dann die modernistische Lehre von der katholischen und mit welchem Recht wird die äußere Offenbarung abgelehnt? Wenn aber nein, so ist ja der Pantheismus da. Aber die Modernisten können nach der Logik ihres Systems unmöglich anders als mit Nein antworten. Die Enzyklika überführt sie auch dessen noch, indem sie ihre unbarmherzigen Verstandesmaschen noch enger zieht. Die modernistische Immanenz soll ja gerade das besagen, daß das Bewußtseinsphänomen (der Religion, auch der Offenbarung) vom Menschen als solchem, vom Menschen als Menschen ausgeht. Also kann die strenge, unvermeidliche Folgerung nur lauten: Gott und der Mensch sind ein und dasselbe. Wir haben also den puren Pantheismus.

Denselben Schluß, fährt die Enzyklika fort, vermöge aber auch die von den Modernisten proklamierte Trennung von Glauben und Wissen nicht abzuwehren. Der Gegenstand des Glaubens ist das Unerkennbare, während der Gegenstand des Wissens das Erkennbare ist. Die Unerkennbarkeit der Glaubensobjekte rührt daher, daß zwischen ihnen und dem Verstand keine Proportion besteht. Diese mangelnde Proportion kann nun aber nie und durch nichts beseitigt werden. Darum wird die Realität, die das Objekt der Religion ist, dem Gläubigen wie dem Philosophen ewig unerkennbar bleiben. Warum sollte dann aber diese Realität nicht auch eine Weltseele sein können, wie manche Rationalisten sie annehmen?

Überblickt und würdigt man unbefangenen Sinnes diese Kritik, die die Enzyklika an dem religionsphilosophischen d. h. an dem nach ihrem Urteil grundlegenden und tonangebenden Teil des modernistischen Systems übt, so ist der Eindruck ein unabweisbarer; hier werden unüberwindlich starke Ar-

gumente, geistige Waffen von blitzender Schärfe und von tötlicher Wirkung ins Feld geführt. Wären diese hochbedeutsamen, geistig überlegenen kritischen Gedankengänge richtiger gewürdigt worden, so hätte unmöglich der Vorwurf laut werden können, die Enzyklika lasse es fehlen an einer geistigen Überwindung des Modernismus, sie lege bedauerlicherweise alles Gewicht auf die Maßnahmen der äußeren Repression.

(Schluß folgt.)

LII.

Neue Urkunden zur Geschichte der englischen Blutzeugen des 16. und 17. Jahrhunderts.[1])

Dem Beispiele gelehrter Vereine im akatholischen England und Schottland nacheifernd, hat sich nunmehr auch im katholischen England ein wissenschaftlicher Verein mit dem Ziele gebildet, im Interesse der geschichtlichen Wahrheit ungedruckte Urkunden zu erheben, zu sichten und unter Verwendung der kritischen Grundsätze der modernen Geschichtswissenschaft der Öffentlichkeit vorzulegen. Neben der Catholic Truth Society, welche durch knappe, aber inhaltvolle und wissenschaftlich unanfechtbare Broschüren für die katholische Glaubens- und Sittenlehre, insbesondere das vielumstrittene Gebiet der Geschichte rühmlich und erfolgreich einzutreten fortfährt, gibt es für eine Record Society noch hinreichend weiten Raum. Daß sie überhaupt das Licht erblickt hat, muß angesichts der von Jahr zu Jahr sich steigernden An-

1) Catholic Record Society. Unpublished Documents relating to the English Martyrs. Vol. I. 1584—1603 Collected and edited by John Hungerford Pollen, S. J., London. Privately printed for the Society by J. Whitehead & Sons, Leeds. 1908. 8° (X. 401. + 24 pages Index.)

forderungen an die Leistungsfähigkeit der katholischen Engländer doppelt unsere Bewunderung erregen.

Mit der Herstellung des ersten Bandes hat die Gesellschaft den als kritischen Geschichtsforscher auch den Lesern dieser Zeitschrift ehrenvoll bekannten Jesuitenpater John Hungerford Pollen beauftragt.[1] Der erste Band liegt nunmehr vollendet vor, aber beileibe nicht für den Vertrieb im Buchhandel. Denn alter Überlieferung zufolge und um den Wert ihrer Veröffentlichungen zu heben, unterstehen diese Vereine dem Statut, gemäß welchem die Exemplare ausschließlich an ihre Mitglieder zur Verteilung gelangen. Wenn dennoch an dieser Stelle über die für den Hagiographen, und in noch höherem Grade für die Männer der Kirchengeschichte bedeutende Leistung Bericht erstattet werden kann, so ist das der Gefälligkeit des gelehrten Herausgebers zu danken, welcher dem Verfasser dieser Mitteilung die Korrekturbogen in zuvorkommender Weise zur Verfügung gestellt hat.

Die neue Arbeit ist hochwissenschaftlicher Natur. Niedergelegt in ihr sind die Ergebnisse gewissenhaft betriebener Forschungen im öffentlichen englischen Reichsarchiv, dem britischen Museum, und dem Archiv der Erzdiözese Westminster in London. Die beiden ersten Archive sind und bleiben die vornehmlichsten Fundorte für solche Schriftstücke, deren Charakter, soweit die vorliegende Frage in Betracht kommt, von staatsrechtlicher Bedeutung ist, also die gegen die Blutzeugen mit peinlicher Genauigkeit geführten und sauber zu Papier gebrachten Verhandlungen der englischen Gerichtshöfe. Im Archiv der Erzdiözese Westminster, welches durch Urkunden aus festländischen Anstalten verstärkt worden,

1) Über Pollen vgl. meine Berichte in dieser Zeitschrift Bd. 130 (1902) S. 672—684: Päpstliche Verhandlungen mit Königin Maria Stuart von Schottland 1561—1567, und im Katholik 1894 II 552—556: Die englische Gesellschaft zur Verteidigung der katholischen Wahrheit (Catholic Truth Society); und neuestens oben S. 140 ff.

in den Archiven der Gesellschaft Jesu und oemjenigen des englischen Kollegs zu Rom sind jene Aufzeichnungen über die Blutzeugen zu finden, welche auf kirchlicher Seite ihren Ursprung besitzen. Hundertfünf ungedruckte Urkunden werden vorgelegt für den Zeitraum von 1580 bis 1626. Daß mit der Mitte der Regierung der Königin Elisabeth (1558 bis 1603) begonnen wird, hat darin seinen Grund, daß die in die Zeit von 1558 bis 1584 entfallenden sechzig Blutzeugen durch Leo XIII. am 9. Dezember 1886 die Auszeichnung der Seligsprechung empfingen, während der Papst 253 als Ehrwürdig erklärte. Eben die letztern sind es, über deren glorreichen Ausgang Pollen mit seinem prächtigen Bande neues Licht verbreitet. Bisher weniger bekannt, sollen auch sie als das erscheinen, was sie wirkiich sind. Daß der Verfasser von der förmlichen Absicht geleitet gewesen, der Beatifikation dieser Blutzeugen mit seiner Arbeit vorzuarbeiten, ist nirgendwo mit einer Silbe angedeutet. Nur wissenschaftliche Interessen verfolgt er und darf auf Grund seines probehaltigen wissenschaftlichen Verfahrens jeden anderen Vertreter seiner hohen Zunft kühn vor die Schranken fordern. Indessen ist es gerade diese echte Wissenschaft mit ihrer strengen Kritik, welche ihrer innersten Natur nach den hehren Zwecken der Kirche treffliche Dienste zu leisten bestimmt ist.

Schon die siebzehn Seiten umfassende Einleitung über die Kataloge der englischen Blutzeugen stellt eine hohe Summe von Arbeit dar und besitzt für den Kenner unermeßlichen Wert. Ein fast unbekanntes Gebiet, dessen Kenntnis durch beigefügte Tabellen bedeutend erleichtert wird, ist damit der Vergessenheit entrissen. Desgleichen empfiehlt sich die am Schlusse des Bandes beigefügte Übersicht über den Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Stil und über die Osterberechnung (Inkarnation) der englischen Katholiken. „Nach dem neuen Stil fiel Ostern öfter denn nicht auf einen Sonntag, der von dem des alten Stils verschieden war“ (400). Genaueste Bezeichnung der Fundorte der ein-

zelnen Aktenstücke, Beifügung der zu ihrer Wertschätzung erforderlichen Literatur und zwar solcher, wie sie nur in einem Weltarchiv von dem Ansehen des Public Record Office in der Kanzleistraße zu London zu finden ist, englische Übersetzung der in lateinischer, spanischer und italienischer Sprache mitgeteilten Schriftstücke, endlich ernste, aber nie beleidigende, sondern stets noble Kritik an Männern, deren gerichtliches Verfahren, deren Spionendienste und Brutalität auf der Richtstätte das Blut erstarren macht — das sind Vorzüge, welche um so heller strahlen, je höher das Maß sittlicher Kraft erforderlich ist, welches der Forscher aufwenden muß, um seinen Affekten Einhalt zu gebieten. Auch die metrische Übertragung tiefempfundener lateinischer Gedichte einiger Blutzeugen, und die Übersetzung der in walisischer Sprache verfaßten fünf Lieder des Richard White sind zu beachten (91).

Betrachten wir die Berichte der Blutzeugen an ihre geistlichen Obern, so gewähren sie wertvolle Mitteilungen über deren Bildungsgang und das Leben der Familien, aus welchen sie hervorgegangen. Viele waren rein katholischen Familien entsprossen, andere hatten anglikanische Eltern und Geschwister und waren ehedem selbst protestantisch und dann durch die Lektüre von Kontroversschriften und durch die Bemühungen der hier und dort in geheimer Weise gegen das Verbot der mit drakonischen Strafen gegen die Katholiken ausgestatteten Gesetze wirkenden Priester dem alten Glauben wieder zugeführt worden. In vielen Fällen sind es akademisch gebildete Jünglinge. Und nicht selten melden die Berichte von solchen, welche in der von Königin Elisabeth aufgerichteten Staatskirche die eine oder andere Weihe empfangen hatten. Besonders lehrreich sind die Beantwortungen jener sechs Fragen, welche seit 1598 den neuen Alumnen des englischen Kollegs in Rom bei ihrem Eintritt vorgelegt wurden (375). Die von Pollen mitgeteilten rühren her von dem nachmaligen Blutzeugen Wilkinson oder Wilson. Im Ganzen darf man behaupten, daß uns das Bild einer Gesellschaft entgegentritt, welche schon einen anglikanischen Charakter

besitzt, in welcher das katholische Element nur spärlich vertreten ist, während von der maßgebenden Stellung der stolzen Hierarchie im alten katholischen England nicht einmal Spuren zu entdecken sind und selbst die Priester aus der fünfjährigen Regierung der Königin Maria Tudor (1553—1558) schon einen breiten Raum im Aussterbeetat einnehmen.

Das lebendigste Interesse knüpft sich an die gerichtlichen Kundgebungen der Blutzeugen. Würde sich auch nur eine einzige dieser denkwürdigen Verhandlungen in unsere Tage gerettet haben, sie müßte unwiderlegliches Zeugnis ablegen von der unbestreitbaren Härte des Gerichtsverfahrens, von der mit Habgier gepaarten Grausamkeit der Priesterspione, endlich von den erhabenen Gesinnungen, welche die Erklärungen der Blutzeugen atmen. In der Kirchengeschichte redet man mit Bezug auf die altchristliche Zeit von Acta genuina martyrum. Alle Hebel der Kritik werden heute angesetzt, um der ursprünglichen Wahrheit zum Siege zu verhelfen durch Losschälung späterer Zutaten.[1]) Im vorliegenden Falle spendet Pollen uns Gerichtsverhandlungen, an deren Echtheit zu rütteln nur ein unverbesserlicher Zweifler sich erkühnen dürfte, die aber inhaltlich denen der altrömischen Prokonsuln und Prokuratoren an Bedeutung vollkommen ebenbürtig sind. Sie enthalten ebenfalls eine neue Bestätigung der Richtigkeit des in der katholischen Fundamental-Theologie althergebrachten Beweisverfahrens für die göttliche Stiftung, Sendung und Wirksamkeit der katholischen Kirche. Einige dieser Verhöre seien in ihren Hauptpunkten hier eingefügt.

Der Priester John Chapman erwiderte, der Königin sei er in allen zeitlichen Dingen unterworfen. In England eigene dem Papst keine höhere Gewalt, denn in Frankreich, Italien und Spanien. Die Frage, ob er glaube, der Papst

[1]) Über die Bedeutung des Blutzeugnisses handelt ebenso ausführlich wie geistvoll der französische Dominikaner Th. Bourgeois, Christianisme et Église. Paris (Lethielleux) 1907. pag. 373—397.

besitze, als mit seinem (Lehr-) Stuhle verbunden, den Geist der Wahrheit (enteyled unto hys Sea)? beantwortete er also: „Er glaube, die Lehre, welche der Papst lehrt, ist Wahrheit“ (34). Zu einer förmlichen akademischen Disputation verstieg sich Rede und Gegenrede in dem Prozeß des Blutzeugen John Bodey am 19. August 1553. Dem puritanischen Domdechanten Humphrey von Winchester bewies er in den S. 41—45 mitgeteilten sechs Gründen, daß Konstantin d. Gr. nicht kraft kaiserlicher Auktorität das Konzil von Nicäa berufen habe. Von ganz besonderem Werte sind die Anklagen gegen die Priester Mundyn, Tedder, Nutter uud Conyers, weil sie zeigen, daß es unmöglich war, gegen die Martyrer den Beweis für das Verbrechen des Hochverrates zu erbringen. Was das Gesetz dem Buchstaben nach als solches bezeichnete, war nichts anderes als das Bekenntnis des katholischen Glaubens (51). Lehrreich erscheint das einem festländischen Ordensarchiv entlehnte Verhör des Martyrers George Haydock und Genossen. Einmal wollten die Kommissäre Haydock einen Eid auferlegen, den er aber ruhig ablehnte. Ehrenvolle Erwähnung verdient der aus Nordengland stammende Blutzeuge John Boste (Laie), welcher durch Verbreitung katholischer Bücher, Berufung und Unterstützung von Priestern und eindringliche Warnungen vor dem Besuch des anglikanischen Gottesdienstes sein Leben für den Glauben verlor. Seine „Ermahnung“ wider die Teilnahme am Gottesdienst der Staatskirche enthält eine gediegene Umschreibung der Worte des hl. Augustinus: Non est particeps divinae caritatis, qui hostis est unitatis. Denn weder miteinander, noch mit den größten Lehrern der Vorzeit übereinstimmend, können die Vertreter der neuen Religion unmöglich das echte Christentum darstellen. Das christliche Altertum spricht gegen sie, Martyrer fehlen ihnen (67—69).

Den Satz: das Ende krönt das Werk, erhärten die Lebensschicksale des Martyrers James Bell, der Priester war, dann Prediger der Staatskirche wurde, endlich reuevoll heimkehrte und für den katholischen Glauben sein Leben da-

hingab. Kaum hatte der Richter das Todesurteil verkündet, als Bell ihn bat, diese Strafe durch Abschneiden seiner Lippen und Finger zu verschärfen, „mit denen ich häretische Artikel und Anordnungen gegen mein Gewissen und die Wahrheit beschworen und unterschrieben habe“ (78). Als Gründe, welche ihn zur katholischen Kirche führten, bezeichnete er die Unsicherheit der Andersgläubigen in Sachen der Religion, die beständigen Veränderungen vom Protestantismus zum Puritanismus und von diesem zu unzähligen Sekten und Häresien mit ihren Abweichungen in Sitten und Benehmen, namentlich mit Bezug auf die Beobachtung der Feste, Fasten, Keuschheitsgelübde und anderer heiliger Bande, daneben auch die täglichen Bedrückungen und Verluste, welche die Katholiken standhaft für die alte katholische Religion erdulden (79).

Einen Markstein in der Entwicklung der Verfolgung der Katholiken unter Königin Elisabeth bilden die Ermordung des Prinzen von Oranien (1584) und die Ausrüstung der Armada (1588). War auch dieser Meuchelmord ein schweres Verbrechen, dann beging die englische Regierung einen Akt politischer Heuchelei, wenn sie ihre katholischen Landeskinder diese Tat entgelten ließ. Verständnisvoll verbreitet Pollen sich darüber in dem Exkurs „die Verbannung von Priestern 20. Dezember 1584 bis 29. Mai 1586“ (102). Ein warmherziger Waliser, der unter dem Druck dieser Politik für den Glauben sein Leben ließ, griff zur Feder und schrieb fünf Lieder in Strophen zu vier Zeilen mit dem Titel: Die Einheit und Einzigart der Kirche, der Rosenkranz, Warnung vor dem Besuch des protestantischen Gottesdienstes, die Reformation, der Tod bei den Oxford-Assisen. Den Schluß bildet der Totengesang auf den Prinzen von Oranien. Als Denkmale walisischer Sprache von Bedeutung werden diese jüngst entdeckten Lieder im Urtext, wie in englischer Übersetzung von Pollen mitgeteilt. Abgesehen von der dem Zuge der ersten Periode der Reformation eigentümlichen scharfen, aber im Hinblick auf ihre ungeheuern Verluste erklärlichen Sprache mancher Katholiken, predigt White den Neugläubigen

bittere Wahrheiten. Bei Luther vermißt er mit Erasmus die Bekräftigung seiner Lehre durch Wunder. Tiefe Empfindung weht aus dem Gesang vom Rosenkranz. Entschieden zu verurteilen dagegen ist der Totengesang auf Oranien, aus ihm reden Leidenschaften wildester Art, „es mangelt ihm Nachsicht und Milde der Gesinnung" (91).

Eine besondere Bedeutung besitzen die Gerichtsverhandlungen gegen die beiden Priester Alfield und Barber. Jener stand unter der Anklage, die True Defence des (nachmaligen Kardinals) Allen in England verbreitet zu haben. Aus dem Prozeß sind beachtenswert die ausführlich zur Mitteilung gelangenden achtundzwanzig Fragen, die er im Verhör zu beantworten hatte, nebst den Erwiderungen des Martyrers auf dieselben. Beide Männer wurden zum Tode verurteilt (122). Nicht wenige Briefe der Blutzeugen, welche damals von Beamten aufgefangen wurden, sind heute dem Staube des englischen Reichsarchivs durch Pollen wieder entzogen worden. Darunter erwähnen wir diejenigen an den Jesuitenpater Gibbons, dessen Tätigkeit an der Herausgabe der „Concertatio der katholischen Kirche in England" (Trier 1583) eingehend dargelegt wird (143). Wenngleich diese bedeutend war, erscheint sein Name dennoch aus unbekannten Gründen nicht auf dem Titel; als Herausgeber ist vielmehr genannt der Jesuit Joannes Aquapontanus (Bridgwater).

Seit dem Zug der spanischen Armada gegen England, die am 20. Juli 1588 am Kap Lizzard erschien, brachen für die englischen Katholiken schlimme Tage an. In die unmittelbar folgende Zeit fallen die Massenmorde der Martyrer, die umso tragischer auf den Leser einwirken, wenn er auf Grund der unanfechtbaren Ergebnisse der modernen Forschung der Tatsache gedenkt, daß alle Katholiken in dieser Zeit drohender Gefahr wie ein Mann für Königin Elisabeth eingetreten sind. Der naheliegende Gedanke, mit dem spanischen Einfall den Papst in Verbindung zu bringen, gelangt im Verhör des Blutzeugen Miles

Gerard (Priester) am 3. Dezember 1589 zum Ausdruck. „Er sagt und bestätigt im Verhör, er sei gelehrt worden und glaube, daß der Bischof von Rom das höchste Haupt der heiligen katholischen Kirche sei und vor allen Königen und Fürsten Gewalt in kirchlichen Dingen besitze.“ In Übereinstimmung mit dem damals noch bestehenden öffentlichen Rechte des Mittelalters schrieb er dem Papst das Absetzungsrecht hinsichtlich der Fürsten im Interesse der Religion zu (122).

Unmöglich konnten die englischen Staatsmänner ihren Zweck, die noch versprengten Überreste der ausgeplünderten und wie ein Wild gehetzten Katholiken gänzlich auszurotten, ohne die Verwendung der dämonischen Dienste von Spionen erreichen. Im Prozeß gegen die Martyrer Anthony Middleton und Edward Jones erscheint ein Vertreter dieser bedenklichen Zunft in der Person Topclif's, die zum vornehmen Verhalten der beiden Martyrer einen schreienden Gegensatz bildet (183). Und noch schwärzere Schatten fallen auf diese Dunkelgestalt aus dem Prozeß gegen den Priester Pormort (210). Glücklicherweise erscheint nur ein nicht ehrenwerter Priester, der als Mohr seine Schuldigkeit tut und dann entlassen wird, als Ausnahme unter seinen Standesgenossen (199).

Als Punkte, die uns beim Studium all der hier aufgespeicherten denkwürdigen Ereignisse besonders auffielen, seien genannt: die kritischen Bemerkungen Pollens zu den Martyrerkatalogen (191, 198), zu der vom Jesuiten Walpole zeitweilig vor dem Gerichte bekundeten falschen Schwäche und Nachgiebigkeit, die er am Ausgang des Prozesses durch unerschrockenes Bekenntnis des Glaubens vollkommen sühnte, um darauf die Krone des Lebens zu erlangen (244), zu den vom Martyrer Ingram im Tower verfaßten und vermittels eines Messers in die Gefängnismauer eingekratzten Epigrammen in klassischem Latein [1]) (273) und die Einleitung

[1]) Einige derselben seien mitgeteilt:

1. Aeternos si vis cum Christo ducere soles,
   Incipe mundanos spernere corde dies.

zu dem Berichte über das herrliche Martyrium des Franziskanerpatres John Jones und Genossen. Die letzten Martyrer gehören den Monaten Mai und Juni 1602 an. Am 25. März 1603 wurde Königin Elisabeth, unter deren Herrschaft diese Männer gelitten, vor den ewigen Richter geladen.

Das letzte Aktenstück ist mit der Verehrung der Blutzeugen befaßt und stammt aus dem ersten Jahre der Regierung Karls I. (1625—1649), in welcher die Katholiken ruhigere Zeiten erlebten, „wenngleich ihr Geld und ihre Güter fortgesetzt eingezogen wurden". Auf Grund einer Anfrage des apostolischen Vikars Richard Smith an die ihm unterstellten Vikare sandten die letzteren eingehende Berichte über die Verehrung der Blutzeugen. Die Auskunft des Vikars Benjamin Norton ist bei Pollen mitgeteilt (392—397). Sie beschreibt die Leiden von 31 Blutzeugen und gewährt nebstdem einen Blick in das religiöse Leben der damaligen wenigen englischen Katholiken, die in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten noch eine Reihe von Fasttagen beobachteten. Das lehrreiche Aktenstück des in den englischen Kollegien zu Rheims und Rom gebildeten Mannes schließt mit den Worten: Laboro sustinens, taceo tamen.

Ein katholisches Volk, welches seine Vorfahren hochschätzt, ehrt sich selbst. An dieser Ehrenrettung der englischen Blutzeugen dürfen die Mitglieder der Gesellschaft Jesu in England hervorragenden Anteil beanspruchen.

Aachen. Alfons Bellesheim.

---

2. Altera sanguineae mors est cunctatio mortis
Quae ridet veteres tincta cruore comas.
3. Roma tui quondam structoris sanguine sparsa
Roma modo fidei fons pietatis apex
Te sophiamque sacro textu Christumque magistra
atque unctas didici tollere ad astra manus.

LIII.

Die Gotteshäuser der bayerischen Algäustadt Füssen am Lech im Bistume Augsburg.

Von Architekt Franz Jacob Schmitt in München, vormals Dombaumeister von Sankt Stephan zu Metz.

Mit dem Eintritte von Füssen in die Geschichte findet sich dasselbe nebst seiner Umgebung im Besitze des Hauses der Welfen, deren Gebiet sich bis in die Gegend von Reutte verfolgen läßt. Der im Jahre 992 aus dem Leben geschiedene Welfe Rudolf entrichtete an das Benediktinerkloster St. Gallen, in der Diözese Konstanz, als Sühne für das von seinen Voreltern dem heiligen Otmar zugefügte Unrecht eine Steuer aus dem Ertrage der durch Sankt Magnus am Säuling bei Füssen entdeckten und seitdem betriebenen Bergwerke. Im XII. Jahrhunderte tritt dann der Herzog Welf VI.[1]) wiederholt als Schirmvogt des Benediktinerklosters St. Magnus auf, 1191 gingen seien Güter und Rechte in Füssen mit den übrigen Besitzungen in Schwaben an das Staufische Kaiserhaus über. Der von 1250 bis 1254 regierende deutsche Kaiser Konrad IV. hatte Füssen verpfändet, nach der Enthauptung seines unglücklichen Sohnes Konradin[2]) fiel bei der Erbteilung zwischen den Herzogen Heinrich und Ludwig von Bayern im Jahre 1269 aller Staufische Besitz am Lechraine nebst Füssen an Herzog Ludwig den Strengen. Schon damals hatte das Bistum Augsburg bereits in und bei Füssen Besitzungen, namentlich die Schirmvogtei des Benediktinerklosters St. Magnus. Da später in Füssen der bayerischen Hoheitsrechte keine Erwähnung mehr geschieht, so scheinen sie an das deutsche Reich zurückgekommen zu sein, von dem auch die Vogtei über die St. Magnus-Abtei eingezogen wurde, welche

---

1) Welf VI. war der Oheim von Heinrich dem Löwen.

2) Der Leichnam des Konradin ruht bekanntlich hinter dem Hochaltare von Santa Maria del Carmine in Neapel, ihm hat im Langhause dieser Kirche König Maximilian II. von Bayern nach Thorwaldsens Modell durch Bildhauer Schöpf in Rom ein Marmordenkmal im Jahre 1847 errichten lassen.

dann im Jahre 1313 als Reichspfandschaft an die Augsburger Fürstbischöfe gelangte, womit die Oberhoheit des Hochstiftes Augsburg über die Stadt Füssen begründet war.[1])

Unter dem Ostchore der heutigen Stadtpfarrkirche ist die Krypta des heiligen Magnus noch wohlerhalten; ihr Hauptraum besitzt rechteckige Grundrißform und zwar bei 5 Meter 40 Centimeter lichter Breite eine Länge von 7 Meter 40 Centimeter; der den Sarkophag des heiligen Magnus umschließende mittlere Einbau hat Stützenwechsel, nämlich vier quadratische und zwei Säulen-Monolithschafte, unter einander durch sechs Gurtbögen verbunden; über deren Scheiteln erheben sich die Tonnengewölbe der feuersicheren Steindecken. Konstruktion und Formengebung weisen die Ausführung dieser hochinteressanten Krypta der Karolingerzeit zu. St. Magnus gründete sein Benediktinerkloster auf Felsen des linken Hochufers vom Lechstrome; hier blieb es unter wechselvollen Schicksalen bis zu seiner 1802 erfolgten Aufhebung und läßt sich dessen Architekturgeschichte in den einzelnen Bauteilen noch heute nachweisen. Im Ostchore hat man auf einem Wandbilde den ehemaligen Klosterbau und und gegenüber auf einem weiteren den jetzt noch dauernden zur Darstellung gebracht. Hiernach war die mittelalterliche Abteikirche eine dreischiffige Basilika mit östlichem Querhause, platt geschlossenem Ost- und halbrund geschlossenem Westchore. Unsere Kunstgeschichte kennt derzeit 29 Klosterkirchen des Benediktinerordens mit Doppelchören; es sind dies 1. St. Maria u Januarius zu Murhardt in der Diözese Würzburg; 2. St. Johannes der Täufer, Maria und Blasius zu Oberstenfeld in der Diözese Speyer; 3. St. Peter und Paul zu Ilsenburg in der Diözese Halberstadt; 4. St. Vitus, Johannes der Täufer, Crispin und Crispinian zu Drübeck in der Diözese Halberstadt; 5. St. Maria zu Huyseburg in der Diözese Halberstadt; 6. St. Cyriacus und Metronus zu Gernrode in der Diözese Halberstadt; 7. St. Johannes der Täufer, Anastasius und Innocenz zu Gandersheim in der Diözese Hildesheim; 8. St. Michael zu Hildesheim;

1) Das Bistum Augsburg, historisch und statistisch beschrieben von Dr. Antonius Ritter von Steichele, Erzbischof von München und Freising. Vierter Band. Augsburg 1883.

9. St. Godehard zu Hildesheim; 10. St. Simon, Judas Thaddeus und Wigpertus zu Hersfeld in der Erzdiözese Mainz; 11. St. Gallus, Petrus, Paulus und Maria zu St. Gallen in der Diözese Konstanz; 12. St. Maria und Markus zu Mittelzell auf der Insel Reichenau im Bodensee in der Diözese Konstanz; 13. St. Salvator und Bonifatius zu Fulda in der Diözese Würzburg; 14. St. Salvator-Münster zu Würzburg; 15. St. Maria, Gertrudis, Cosmas und Damianus zu Essen in der Erzdiözese Köln; 16. St. Maria und Nikolaus zu Laach in der Erzdiözese Trier; 17. St. Ulrich und Afra zu Augsburg; 18. St. Emmeram und Dionysius zu Regensburg; 19. St. Maria zu Obermünster in Regensburg; 20. St. Jakobus der Ältere zu Lüttich; 21. St. Peter, Salvator und Wandrille zu Fontanella in der Erzdiözese Rouen; 22. St. Richarius und Salvator zu Centula in der Diözese Amiens; 23. St. Gertrudis zu Nyfels, Nivelles in Belgien; 24. St. Stephan zu La Marche in der Diözese Nevers; 25. St. Pantaleon zu Köln; 26. St. Nikolaus und Medardus zu Brauweiler in der Erzdiözese Köln; 27. St. Stephan und Sebastian zu Frose in der Diözese Halberstadt; 28. Nonnen-Klosterkirche zu Mündhenlohra, Mönchenlohra im Kreise Hohenstein der Preußischen Provinz Sachsen, wozu als 29. Gotteshaus nunmehr noch St. Magnus in Füssen kommt. Da hier am Lechstrome Mönche und Nonnen des Benediktinerordens lebten und erst unter dem von 1150—1167 regierenden Augsburger Bischofe Kunrat die Schwestern aus Füssen sollen entfernt worden sein, so entsprach denn auch dem Doppelkloster die zweichörige Abteikirche. Hierzu kam noch die Anregung, welche St. Maria und die heiligen Engel, als Mutterkirche der Diözese, mit ihrem Doppelchore darbot; Augsburg gehörte aber zur Mainzer Kirchenprovinz und bei deren Domkirchen war dies deutsche Baumotiv vorherrschend. Die Mainzer Metropolitan-Domkirche hat ihren St. Stephans-Ost- und St. Martinus-Westchor, der Wormser Dom seinen St. Peters-Ost- und St. Laurentius-Westchor; der Speyerer Kaiserdom St. Maria und Stephanus besaß, gleich Hersfeld, vordem über der Vorhalle einen halbrund geschlossenen Westchor; der Eichstätter Dom hat seinen St. Marien-Ost- und St. Wilibaldus-Westchor; das 1008 gegründete Bistum Bam-

berg war bis 1047 Mainz unterstellt, worauf es exempt wurde, sein Mariendom hat einen Ostchor St. Georg und einen Westchor St. Petrus; der Hildesheimer Dom St. Maria, Epiphanius und Godehard war vordem doppelchörig, wie auch der Paderborner Dom St. Maria, Liborius und Kilian seinen Ost- und Westchor hat; Prags Bischof war bis zur Zeit Kaiser Karls IV. (1347—1378) Suffragan des Mainzer Erzbischofs und sein vormals romanischer Dom besaß einen St. Veits-Ost- und einen St. Adalberts-Westchor, dazu eine Krypta St. Martinus und eine St. Cosmas und Damianus.[1])

Die romanische St. Magnus-Basilika hatte parallel der Krypten-Ostmauer einen $1^1/_2$ Meter breiten Gang und die $1^1/_2$ Meter starke Fundamentmauer für den oberen platt geschlossenen Chor; noch heute sind drei geschmiegte Fenster vorhanden, welche vordem der Krypta Tageslicht brachten. Bei den Benediktinerklosterkirchen tritt der platte Chorschluß schon sehr frühzeitig auf, hat sich doch zu St. Gallen[2]) bei der heutigen Domkirche aus der Zopfzeit von 1755—1767 unter dem Westchore die uralte, auf vier Rundsäulen gewölbte Krypta der 12 Apostel erhalten: sie besteht aus einem Quadrate von sechs Meter Seitenlängen und dürfte daher auch, gleich Füssen, einem platt geschlossenen Chore als Unterkirche gedient haben. Aus frühromanischer Zeit hat sich auf der Insel Reichenau im Bodensee St. Georg in Oberzell mit geradem Chorschluße erhalten; das gleiche hatte Petershausen am Rheine, gegenüber Konstanz, in seiner St. Gregorius-Basilika, welche man im Jahre 1825 zerstörte, um dem Großherzoglich Badischen Militär einen Exerzierplatz bei der im ehemaligen Benediktinerkloster etablierten Kaserne herzustellen. Den platten Chorschluß besitzen weiter die Abteikirchen der Benediktiner zu Allerheiligen in

1) Mein Freund Dombaumeister Joseph Mocker (1835—1899) hat in den neunziger Jahren des XIX. Jahrhunderts unter dem Plattenboden des von ihm ausgebauten gotischen Langhauses die Fundamentmauern des Westchores vom romanischen St. Veitsdome aufgefunden.

2) Seit dem Jahre 1846 Sitz eines Bischofs, wodurch die durch Architekt G. C. Bagnato 1767 vollendete Benediktinerabteikirche zur Kathedrale geworden ist.

Schaffhausen, St. Georg und Cyrillus in Stein am Rhein, St. Ursus und Victor in Solothurn,[1]) St. Peter und Paul in Romansmünster, St. Martinus in Muri, die längst zerstörte sogenannte neue Münsterkirche zu St. Blasien im Schwarzwalde, St. Maria, Michael, Peter, Paul und Leodegar zu Murbach im Oberelsaß, St. Salvator, Peter und Paul zu Andlau im Unterelsaß, St. Peter und Paul in Hirsau, Heiligkreuz zu Limburg an der Haardt, St. Laurentius zu Seebach in der Rheinpfalz, St. Maria und Willibrord zu Echternach, St. Remaclus zu Stablo in der Diözese Lüttich, St. Peter zu Salzburg an der Salzach, Fraumünsterkirche St. Felix und Regula in Zürich, endlich der St. Dionysiuswestchor von St. Emmeram zu Regensburg.

Die Lage auf einem Felsenplateau am Lechhofufer gestattete der St. Magnusabtei keine freie bauliche Entfaltung und hieraus erklären sich manche Eigentümlichkeiten in der Planbildung dieses Benediktinerklosters, wie solches auch bei der Episkopalkirche St. Maria auf dem Freisinger Domberge wahrzunehmen ist. Hier befindet sich der Kreuzgang weder im Norden noch im Süden, wohl aber ostwärts vom Chore; so war es auch bei St. Magnus in Füssen, im Osten und Süden wurden alsdann die Baulichkeiten des Konventes zur Ausführung gebracht. Aus gleichen Gründen mußte auch die Zopfzeit beim Kirchenneubaue die ursprünglichen Umfassungsmauern beibehalten, wodurch eine Rekonstruktion des Mittelalterbaues unschwer ist. Der rechteckige Ostchor von $9^1/_2$ Meter lichter Länge bei 8 Meter Breite nahm die Chorstühle der Klostergeistlichkeit und wohl auch den Hochaltar auf, das Querhaus hatte bei $26^1/_5$ Meter lichter Länge eine Breite von 8 Meter. Bis zum Westchore hatte das Langhaus eine lichte Länge von 24 Meter bei einer lichten Breite von 20 Meter 40 Zentimeter; es besaß zweimal fünf, also zehn Freipfeiler als Stützen der beiden Hochmauern des Mittelschiffes, jede führte durch fünf Rundbogenfenster reichliches Licht dem Innern zu, da auch noch die beiden Seitenschiffe ihre Rundfenster hatten. Der Westchor war halbrund geschlossen

1) Als Benediktinerkloster schon vor dem Jahre 870 gegründet; die auf alten Fundamentmauern von 1762—1773 erbaute Zopfkirche bildet jetzt die Kathedrale des Bistums Basel.

und mit einer Viertelkugel in Stein feuersicher überwölbt, während ursprünglich, gleich dem St. Mariendome Augsburgs, alle übrigen Teile mit horizontalen Holzbalken überdeckt waren. In Augsburg stützen Steinpfeiler von je ein Quadratmeter Querschnitt in 5 Meter 40 Zentimenter Entfernung von Pfeilermittel zu Mittel die Hochschiffmauern über den Arkaden; in Füssen ergeben sich Jochweiten von 4 Meter 80 Zentimeter und dürften wohl auch hier quadratische Pfeiler von je 90 Zentimeter Stärke die Arkaden und Hochmauern gestützt haben. Wohl hat die im Jahre 1004 erstmals geweihte Basilika Allerheiligen der Benediktinerreichsabtei in Schaffhausen am Rheine sechs Paar Monolithsäulen mit Würfelkapitälen bei 5 Meter Jochweite, wohl stützen im St. Mariendome zu Konstanz am Bodensee bei einer Achsenweite von $4^1/_2$ Meter sechzehn Monolithsäulen die Hochschiffmauern und gehören beide Baudenkmäler, wie Augsburg nebst Füssen, der Mainzer Kirchenprovinz an, doch möchte ich mich bei der St. Magnus-Basilika für Pfeiler und keine Säulenstützen entscheiden. Nur etwa 28 Kilometer nördlich von Füssen besteht in Steingaden seit dem Ende des XII. Jahrhunderts die St. Johanneskirche des 1147 gegründeten Prämonstratenserchorherrenstiftes, hier stützen sieben Paar freistehende Steinpfeiler[1]) die Mauern des Hochschiffes, wobei die nahe St. Magnus-Basilika der Benediktinerabtei vorbildlich gewesen ist. Am Augsburger Dome hat man außerhalb der nördlichen und südlichen Umfassungsmauer je einen quadratischen Glockenturm von 7 Meter 40 Zentimenter Seitenlängen errichtet, bei St. Magnus wurde über der ganz gleichen Grundfläche ein Glockenturm im Mittel des nördlichen Querhausarmes hergestellt; für diese Disposition war wiederum die Örtlichkeit mit dem vorhandenen Felsenterrain bestimmend. Die beinahe 2 Meter starken Umfassungsmauern wurden mit großen Eckquadern versehen und auch der Mauerkern scheint aus Bruchsteinen gebildet worden zu sein; so steigt

1) Die Prämonstratenser liebten ihre Basiliken mit Säulenarkaden auszuführen, wie die von St. Petrus zu Merzig in der Erzdiözese Trier, St. Maria und Nikolaus zu Jerichow in der Diözese Havelberg, St. Michael zu Oberzell in der Diözese Würzburg und St. Nikolaus zu Hagenau in der Diözese Straßburg.

die 4eckige Turmmasse, ohne jegendliche Gliederung durch Horizontal-Gesimse in Stockwerke, bis über den Dachfirst des Mittelschiffes der vormaligen Basilika empor, um hier erst durch romanische Klangarkaden den Kirchenglocken ihre Funktion zu ermöglichen. Heute erscheint ein steiles Satteldach zwischen zwei schlichten Steingiebeln als oberer Turmabschluß, während Merian in seiner 1643 zu Frankfurt am Main herausgegebenen Topographie des Schwäbischen Kreises [1]) die von den Domtürmen Augsburgs wohlbekannten vier Steingiebel und das dazwischen aufsteigende achtseitige Helmdach auch beim St. Magnusglockenturme in Füssen gezeichnet hat, somit den für die Augsburger Diözese charakteristischen Pyramidenschluß, welchen die Stadtpfarrkirche St. Martinus zu Kaufbeuren [2]) ebenfalls besitzt.

In frühgotischer Zeit erhielten die viereckigen Freipfeiler des Augsburger Domes St. Maria Heimsuchung gegen die Seitenschiffe Halbsäulen und gegen das Mittelschiff Dreiviertelsäulen mit skulptierten Kapitälen als Aufstand der profilierten Quadersteinrippen von den an die Stelle der Holzdecken tretenden Kreuzgewölben. Die romanische St. Magnus-Basilika dürfte die gleiche monumentale und feuersichere Steindecke zur Zeit der Gotik empfangen haben, was ich aus dem heute im Bogenzwickel der beiden Vorhallenportale eingemauerten Medaillon mit dem Hochreliefbrustbilde des heiligen Magnus nebst Stab und Drachen folgere; es hat etwa $^1/_2$ Meter Durchmesser und wird

1) Die Klostergeschichte berichtet zum Jahre 1554, daß der Blitz in den hölzernen Pyramidenhelm schlug, welcher abbrannte. Das jetzige Satteldach wurde daher wohl nur als Notkonstruktion hinaufgebracht, und so erklärt es sich, daß Merian 1643 die ehemalige Kunstform des St. Magnus-Glockenturmes zur Publikation verwendete.

2) Dieser an der Südostseite des spätgotischen einschiffigen gewölbten Chores befindliche quadratische Glockenturm ist, wie das Chor-äußere, als Backsteinrohbau errichtet worden; während nun der Chor seinen wetterbeständigen Backstein unverhüllt zeigt, hat die Stadtgemeinde ihre Unterhaltungspflicht dahin verstanden, daß sie 1901 den ganzen Turm mit einem grauen Speisverputze versah, und beraubte damit das interessante Monument mit seinen Bogenfriesen und Blendnischen des Charakters.

vormals den Schlußstein von einem der vier Kreuzgewölbe auf Steinrippen im Ostchore oder Querhause gebildet haben. Die deutsche Frühgotik liebte gerade in des Mainzer Metropoliten Kirchenprovinz den figuralen Schmuck der Gewölbeschlußsteine, und möge hier nur die ehemalige Prämonstratenser-Chorherrenstiftskirche Allerheiligen in der Diözese Straßburg Erwähnung finden, wo auf einer Rundscheibe von 47 Zentimeter Durchmesser die Majestas Domini in Hochrelief und seitlich zwischen den vier aufschneidenden Diagonalrippen die vollrunden Köpfe der vier Evangelisten angebracht worden sind.[1]) Der gotische Stil findet Vertretung im Querschiffinnern der heutigen St. Magnus Stadtpfarrkirche durch die lebensgroße Holzstatue der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskinde auf den Armen; es ist ein edles Kunstwerk der Spätzeit, welches leider durch ungeschickt erneuerte Fassung sowie die zopfige Konsole und Rückwand in seiner Wirkung benachteiligt wird. Diese Gottesmutter nahm wohl ehedem die bevorzugte Mitte eines dreiteiligen geschnitzten Schreinaltares der Abteikirche ein und schützte sie einzig ihre Schönheit vor dem Untergange. An der Ostseite des Turmäußern hat sich in etwa drei Meter Höhe über dem heutigen Terrain ein mittelalterliches Wandbild in verblichenen Farbenresten erhalten, hiernach handelte es sich um die Darstellung einer heiligen Handlung mit beinahe lebensgroßen Figuren; auch das aufgehende einen Speisverputz tragende Bruchsteinmauerwerk des Turmes hatte ehedem große rote Eckquadern aufgemalt, welche sich vom weißen Grunde abhoben.

Wie im Bistume Augsburg die Kirche St. Alexander und Theodor der Benediktinerabtei Ottobeuren, so hat auch Füssen im XVIII. Jahrhunderte seine merkwürdige dreischiffige Basilika romanischen Stiles verloren; Prälat und Religiosen beschlossen nicht nur den Neubau des Klosters, sondern auch den der St. Magnus-Abteikirche. Nach dem Entwurfe sowie unter Leitung des Baumeisters und Malers Johannes Jacobus Herkommer aus

1) Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, neue Folge Band IX. Karlsruhe 1893: „Die Bautätigkeit des ehemaligen Prämonstratenser-Chorherrenstiftes Allerheiligen auf dem Badischen Schwarzwalde“ von Architekt Franz Jakob Schmitt.

Roßhaupten wurde 1701 während der Regierung des 52. Abtes Gerard die Neuanlage begonnen und 1717 unter dem 53. Abte Dominikus vollendet, worauf die Konsekration durch den Augsburger Fürstbischof Alexander Sigmund, Pfalzgraf bei Rhein, erfolgte. Man hat das neue Gotteshaus auf den Fundamentmauern des alten hergestellt, wiederum dreischiffig, doppelchörig und ostwärts mit Querhaus; nur die altchristliche Krypta des heiligen Magnus und der romanische Glockenturm wurden beibehalten, zugefügt wurde aber dem ursprünglich platt geschlossenen Ostchore noch ein für den Konvent bestimmter halbrund schließender Hinterchor und darin holzgeschnitzte Chorstühle für den Abt [1]) nebst 38 Patres und Brüder vorgesehen. Der Aufbau ist im Anschlusse an die seit dem Jahre 1506 vom Architekten Giorgio Spavento errichtete Renaissancekirche San Salvatore in Venedig und die gleichzeitige Benediktinerabteikirche Santa Giustina in Padua von Andrea Riccio durch ein System von Tonnen- und Kuppelgewölben [2]) mit guter Seitenbeleuchtung hergestellt worden. Sämtliche Pilasterschafte sind von grauem Stuckmarmor, von gleichem Materiale auch die zwei toskanischen Freisäulen zwischen Vorder- und hinterem Ostchore, sie nehmen mit 80 Zentimeter unterem Durchmesser drei Rundbogen auf und zwischen sich den aus wirklichem Marmor bestehenden Hochaltar mit doppelter Mensa gegen Osten für den im Chorgestühle versammelten Konvent und gegen Westen für die den Gläubigen sichtbaren heiligen Meßopfer. Die platt geschlossene Nord- und Südseite

1) Inmitten der unteren Stuhlreihe befinden sich noch isoliert drei weitere Stühle für den Vorstand des zum Chorgebete versammelten Konventes. Für jeden Festzyklus diente ein besonderer Stuhl mit der bildlichen Darstellung von einer der drei Personen der Gottheit und der Abt begab sich daher in den dem Zyklus des Kirchenjahres, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, entsprechenden Chorstuhl.

2) Alle diese Monumente basieren auf der altehrwürdigen St. Markus-Patriarchalkirche in Venedig; es mag hier unerörtert bleiben, ob dieselben Herkommer aus eigener Anschauung kannte, oder ob der Entwurf zum Neubau von St. Magnus in Füssen von einem Italiener herrührt, somit Herkommer eben nur der Ausführende des Planes eines Architekten gewesen ist.

des Querhauses besitzt gleichfalls ganz aus verschiedenen Marmorsorten hochragend errichtete Altäre; deren polylithe Rundsäulen haben aber eine Größe, welche den wirklich zulässigen Maßstab des inneren Raumrhythmus stört und geradezu aufhebt. An der Querhaussüdmauer steht der Sakramentsaltar mit dem Bilde von Pellegrini, den heiligen Bischof Ulrich von Augsburg darstellend, wie er einen Toten zum Leben erweckt, und an des Querhauses Nordmauer befindet sich der Muttergottesaltar mit dem gleichfalls Pellegrini zugeschriebenen Bilde der auf Wolken mit dem Jesuskinde thronenden Madonna, wie Gottes Sohn Rosenkränze an den heiligen Dominikus und die heilige Katharina verteilt, während unterhalb der Klostergründer St. Magnus assistiert. Die vier Nebenaltäre, St. Benediktus, St. Peter und Paulus sowie allen Heiligen zu Ehren konsekriert, haben ebenfalls in Goldrahmen gefaßte Bilder und bestehen in den Mensen und Unterteilen aus Marmor, in den Oberteilen aber nur aus Stuckmarmor. Die Wandbilder an den Umfassungs- wie Quermauern und den Gewölben sind von weißen Stuckrahmen umschlossen, haben vornehmlich Darstellungen aus dem Leben des Kirchenpatrons St. Magnus, doch sehr viel unter Lebensgröße, um als selbständige Kunstwerke eine Wertschätzung beanspruchen zu können. Die geräumige Vorhalle enthält den Haupteingang in den nördlichen Querhausarm, sie hat an der Außenfront neben den beiden Portalen eine große halbrunde Nische und darunter einen Schild mit dem auf einem Brote stehenden Raben von St. Benediktus, woraus erhellt, daß der heilige Ordensstifter hier ehedem sein in Stein gehauenes Standbild hatte. Das Äußere der neuen Klosterkirche ist sehr unglücklich ausgefallen, da fehlte dem Maler Herkommer das Vorbild; überaus häßlich sind namentlich die Dachungen, ihre unförmlichen, ziegelbedeckten Massen stören das malerische von Bergen umsäumte Stadtbild, wozu dann zum Überflusse die kasernenartigen Bauten der mehrfach beschloteten Seilerwarenfabrik das ihrige reichlichst beisteuern.

Oberhalb der Benediktinerabtei St. Magnus stand auf dem Felsenhügel über der Stadt schon frühzeitig eine bischöfliche Feste, denn bereits aus dem Jahre 1317 stammt eine hier ausgefertigte

Urkunde des Augsburger Bischofs Friedrich I. für das Tiroler Cisterzienserkloster St. Maria zu Stams im Oberinntale. Die vorzüglichen Teile des, gleich Hohenzollern, in Hufeisenform bestehenden, „hohen Schlosses" sind ausgeführte Werke des von 1486—1505 regierenden Fürstbischofs Friedrich II. Grafen von Zollern. An der äußeren Mauer über dem Eingangsturme sieht man das gemalte Wappen dieses Augsburger Oberhirten mit den Resten der Jahreszahl 1499; auch hier war weißer Grund nebst roten Eckquadern dem Speisverputze des Bruchsteinmauerwerkes aufgemalt. Der Kern des Schlosses [1]) gehört der Gotik an und auch im Innern sind die Spuren des Mittelalters noch zu erkennen. Die Fenster haben Kreuzstöcke aus Hausteinen, kräftige Pfosten aus Eichenholz sind mit mannigfachem Schnitzwerke ausgestattet, nehmen mächtige Unterzüge auf und diese wiederum gotisch profilierte Deckenbalken. Hohe Steingiebel sind orginell ausgebildet, denn die gerade steile Giebellinie erhält durch abgetreppte Pfeilerstellungen aus Sandsteinen, in deren Zwischenöffnungen durchbrochene Muster rötlicher Ziegelformsteine sich befinden, zierliche Belebung. Über dem südöstlichen Steingiebel erhebt sich als Bekrönung ein kleines übereck ausgekragtes Türmchen, welches vordem die Glöcklein der St. Vitus-Burgkapelle enthielt. Im übrigen beweisen starke Spuren vielfach erloschener Façadenmalereien, daß der ganze, sehr schlicht ausgeführte, mit Speisverputz versehene Bruchstein- und Backsteinbau auf farbige Dekoration berechnet war. Die Fenster des 1. und 2. Stockwerkes vom inneren Schloßhofe hatten grau in grau aufgemalte Krönungen von spätgotischen Wimpergen mit Krabben und Kreuzrosen, während weiter die Mauerflächen noch durch gemalte Erker sowie einzelne historische Darstellungen geziert wurden. Hier in Füssen beschäftigte Fürstbischof Friedrich II. die besten Augsburger Künstler und sein Landeskind, den Häusermaler Fidelis Eichele von Hechingen. Dem kunstsinnigen Hohenzollern standen große

1) Wie der neue Münchener Justizpalast sich in dem 1720—1744 durch Neumann errichteten fürstbischöflichen Schlosse zu Würzburg das Vorbild holte, so der neueste Münchener Justizpalast im fürstbischöflichen Schlosse zu Füssen, nur wurde aus dem hochgelegenen Bauwerke des Algäus eine Tiefburg mit zwei Uhrtürmen in München gemacht. —

Mittel zu Gebote, denn er baute auch die Kollegiat-Stiftskirche des Apostelfürsten St. Petrus zu Dillingen an der Donau und die spätgotische St. Jakobus-Stiftskirche zu Hechingen, welche letztere leider 1782 durch einen modernen Neubau des Architekten P. M. d'Ixnard ersetzt worden ist. In der Südwestecke des Füssener Schlosses steht ein oben mit Rippensterngewölbe versehenes rundes Treppenhaus von 3 1/5 Meter lichtem Durchmesser, es tritt mit drei Seiten des regelmäßigen Sechseckes in den Hofraum; über dem Eingange ist ein Sandsteinhochrelief mit Madonna und dem Jesuskinde auf dem Arme, weiter die Gestalt des heiligen Bischofs Ulrich rechts und die heilige Afra links angebracht; darunter sieht man eine Sandsteintafel mit Wappen und der Inschrift: „Fridericus ex Comitibus de Zollre episcopus Augusten . me fecit 1503“. Dieselbe Inschrift steht in einem großen Vierpasse von Sandstein am Bleichtore nächst dem linken Lechufer, ferner am Sebastianstore und stand auch an dem 1882, ohne zwingenden Grund, abgetragenen Augsburger Tore. Fürstbischof Friedrich II. gab also der Stadt Füssen die Ringmauern und aus diesen halbrund vortretende Rundtürme, welche die Neuzeit nach und nach zerstört unter dem Vorgeben Licht und Luft zu gewinnen.

Das gut erhaltene befestigte „hohe Schloß“ war 1826 in erfreulichem Zustande beim Besuche des Nürnberger Architekten Karl Ritter von Heideloff; 1851 bemerkte derselbe aber, daß leider während der vergangenen 26 Jahre eine restaurierende Hand darüber gekommen war, welche mehr verdorben als gut gemacht hatte. Die horizontale Holzdecke des Rittersaales im II. Stockwerke des nördlichen Flügels bildet mit ihren quadratischen und achteckigen profilierten Kassetten gotischen Stiles die schönste Zierde und fand durch Heideloff auf Tafel 7 des Heftes XXIII seiner „Ornamentik des Mittelalters“ ihre Abbildung. Auf Seite 43 und 44 des vierten Bandes äußert sich Heideloff darüber: „Der Plafond enthält in den neun mittleren großen Feldern aus Blumen herauswachsend hoch-basrelief gearbeitete Heiligenbilder[1]), bunt

1) Es sind außer der heiligen Jungfrau Maria dargestellt St. Afra und St. Ulrich, die übrigen Felder haben solche Augsburger Bischöfe, welche von der Kirche unter die Zahl der Heiligen aufgenommen worden sind.

gemalt und vergoldet, in der Mitte eine herrliche Muttergottes auf blauem Grunde. Schade, daß bei der Restauration die alten Farben, welche zwar vom Alter sehr geschwärzt und abgestanden waren, von einem unerfahrenen Künstler nicht gehörig untersucht worden sind, da jetzt dem Ganzen die Farbenharmonie fehlt." Im oberen Geschoße des nördlichen Flügels befindet sich die der allerheiligsten Dreifaltigkeit geweihte Privatkapelle der Fürstbischöfe; es ist ein Raum von 3 Meter lichter Breite und 6 Meter lichter Länge mit zwei Spitzbogenfenstern an der Nordseite; die Decke besteht aus einem spätgotischen Netzgewölbe auf hohlprofilierten Hausteinrippen, im Osten ist auf steinerner Mensa ein Schreinaltar mit Madonna und zwei stehenden Heiligenstatuen vorhanden, welcher seiner ehemaligen zwei Flügel beraubt ist. Im südlichen Teile befindet sich die bereits erwähnte größere Schloßkapelle des heiligen Vitus[1]); ursprünglich gotisch, ist sie heute im Innern ganz mit Stuckverzierungen der Renaissance überzogen. Der nach Osten hinaustretende Chor hat ein oblonges Joch und einen Schluß mit fünf Seiten des regelmäßigen Achteckes, ferner Reste äußerer Strebepfeiler und Spitzbogenfenster. Der Laienraum besteht aus einem Oblongum und hat als Stützen der horinzontalen Holzbalkendecke zwei korinthische Mittelsäulen, wodurch sich eine zweischiffige Anlage ergab. Leider wurde bei Einrichtung der Wohnung des Oberamtsrichters im oberen Stockwerke eine besondere Treppe und zwar im hinteren Teile der St. Vitus-Burgkapelle hergestellt, so daß jetzt nur noch eine korinthische Säule sichtbar und der ursprüngliche Laienraum auf Zweidritteile reduziert worden ist. Zu bedauern ist auch, daß der Einzug des Gerichtes nebst Gefängnisses in den Süd- und West-Schloßflügel das Entfernen der steinernen Fensterkreuze veranlaßte, wodurch dem mittelalterlichen Charakter des wertvollen Baudenkmales empfindlicher Schaden zugefügt worden, wie sich jedermann überzeugen kann, wenn der Nordflügel mit seinen ursprünglichen gotischen Steinpfostenfenstern in vergleichende Betrachtung gezogen wird.

1) Die dem Erzengel St. Michael konsekrierte Burgkapelle des Hohenzollern bei Hechingen hat die gleiche geostete Lage und gehört auch sie dem Südschloßflügel an.

Angeblich existierte schon zur Karolingerzeit am linken Lechhofufer eine dem heiligen Protomartyr Stephanus geweihte Kapelle, und gemäß Merians Zeichnung war die nachmals hier in der heiligen Linie von West nach Ost mit quadratischem Glockenturme über dem Eingange errichtete Pfarrkirche einschiffig gewesen. Im Anschlusse an das Vorbild der Mutterkirche des Bistums, den St. Mariendom Augsburgs, besaß auch dieser Füssener St. Stephansturm den hinter vier Steingiebeln sich erhebenden achtseitigen Pyramidenhelm. Die Kirche des heiligen Stephanus wurde im Jahre 1629 den Franziskanern übergeben, welche hier ihr Kloster erbauten, wobei leider das Werk des Mittelalters einer Neuanlage im Zopfstile weichen mußte. Hatte die gotische Kirche den Chor im Osten, so wurde er jetzt im Westen erstellt, um für die Bauten des Konventes eine geräumige Fläche bis an die äußere unter Fürstbischof Friedrich II. errichtete Stadtmauer zu gewinnen. Auch den für das Stadtbild von Füssen so überaus wertvollen Glockenturm gotischen Stiles hat man 1630 eingerissen und durch ein am Kirchenneubau erstelltes Sattelreitertürmchen nur schlechten Ersatz geboten. Wohl verbietet die Ordensregel den Bettelmönchen, somit auch den Franziskanern, das Ausführen eigentlicher vom Erdboden sich erhebender Steintürme; aber was bei der Ordensmutterkirche San Francesco in Assisi, bei Santa Croce in Florenz, San Francesco in Bologna und Santa Maria gloriosa ai Frari in Venedig erlaubt wurde, konnte auch im Algäu gestattet werden, nachdem der interessante Pfarrturm Jahrhunderte lang ein Wahrzeichen der Stadt Füssen gebildet hatte. Nunmehr wurde die Pfarrei St. Stephan in die Friedhofkapelle St. Sebastian verlegt; diese bewahrt noch aus dem Mittelalter einen quadratischen Glockenturm mit romanischen Klangarkaden, zwei Steingiebeln nach Nord und Süd mit einem dazwischen liegenden Satteldache, sonst ist der aus Bruchsteinen hergestellte Aufbau verputzt und hat nur wenige Lichtschlitze als einzige Belebung seiner kahlen Mauerflächen. Dieser St. Sebastiansturm befindet sich an der Nordostseite und bildet den Vorraum zur nördlich vorgelagerten Sakristei, während der spätgotische Chor sich bei 6 Meter Lichtweite mit einem oblongen Joche und fünf Seiten des regelmäßigen Acht-

eckes nach Osten erstreckt. Wenn der Chor, wie viele spätgotische, nur starke Umfassungsmauern, aber keine äußeren Strebepfeiler besitzt, so gemahnen doch noch heute die spitzbogigen Fensterschmiegen an die ursprüngliche Konstruktion einer gewölbten Decke auf Hausteinrippen. Diese mußte einer Vergipsung beim nachmaligen Erweiterungsbaue weichen und so sieht jetzt das Auge nur noch Pilaster an den Umfassungen nebst Stichkappen, welche in eine Tonnenwölbung einschneiden. Zu gotischer Zeit dürfte das Langhaus einschiffig mit horizontaler Holzbalkendecke nur wenig breiter als der heutige Chor gewesen sein; das XVIII. Jahrhundert trug der Pfarrkirche Rechnung und schuf einen Saalraum von 12 Meter lichter Breite bei 16 Meter lichter Länge, eine Voute bildet den Übergang von den Umfassungen zur horizontalen Gipsdecke; große dreiteilige Halbkreis-Fenster erinnern an die gleichen, welche in der Karthäuserklosterkirche Santa Maria degli Angeli zu Rom durch Michael Angelo Buonarotti im Auftrage Papst Pius IV. 1561 ausgeführt wurden.

Die stets unbefestigte äußere Vorstadt Füssens auf dem rechten Lechufer erhielt im Jahre 1494 das Leprosenhaus mit „Unser Lieben Frauen-Kapelle des neuen Stiftes bei den guten Leuten“; noch erinnert ein im heutigen Zopf-Hochaltare angebrachtes spätgotisches Schnitzwerk an die ursprüngliche Kapelle des ausgehenden Mittelalters. Dargestellt ist der Tod der heiligen Jungfrau, die 12 Apostel umstehen das Bett; leider wirkt die heutige Fassung störend, ebenso auch das darüber angebrachte Zopfschnitzwerk von St. Marien Krönung durch Gottvater und Gottessohn. Der Triumphbogen der heutigen am Fuße des Kalvarienberges errichteten Mariahilf-Kapelle trägt die Jahreszahl 1683 und am Hochaltare findet sich die Mitteilung der 1685 durch den Augsburger Weihbischof Eginolph von Westernach erfolgten Konsekration; dieser Zeit entspricht denn auch die Konstruktion und Dekoration des in der heiligen Linie von West nach Ost gerichteten Gotteshauses. Der im Innern 7 Meter 66 Centimeter breite und $13^1/_3$ Meter lange Schiffraum ist in drei Joche geteilt, hat sechs Rundbogenfenster, Pilaster mit verkröpften Gebälken gliedern die Umfassungsmauern und nehmen Gurten sowie Stichkappen in das Tonnengewölbe auf; Leistenwerk um-

rahmt die verschiedenen Felder, alles ist kreideweiß angestrichen wie bei der Schloßkapelle des heiligen Vitus. Der eingezogene Chor wurde zweijochig platt geschlossen und in einem dritten Joche die Sakristei untergebracht, über ihr erhebt sich aus dem steilen Ziegeldache ein Glöckchen tragender achteckiger Sattelreiter.

Im Jahre 1611 berief Otto, Fürstbischof von Augsburg, die Väter der Gesellschaft Jesu nach Füssen, welche an der Reihenstraße ein Kollegium nebst Oratorium „Zu unsers Herrn Krippe" herstellten, aber bereits i. J. 1627 die Stadt wieder verließen, um sich in Kaufbeuren niederzulassen. An dem vordem zum Kollegium gehörigen Eckhause Nr. 47 der Reihenstraße befindet sich derzeit noch die schöne Steinskulptur einer gekrönten heiligen Jungfrau mit dem Jesuskinde auf dem rechten Arme; aus stilisierten Wolken entsteigt das Hochreliefbrustbild, über ihm befindet sich ein mit drei Seiten vortretender 38 Centimeter breiter Baldachin, ihn schmücken gotische Vögelchen in Kleeblattform, Krabben und Kreuzrosen sowie vier kleine Fialen. Wir wünschen dem weiß gestrichenen reizvollen spätgotischen Werke eine Fassung von kunstgeübter Hand, erst dann wird es die wohlverdiente Würdigung seitens der vielen Passanten von Füssens Hauptstraße finden. Die Örtlichkeit gestattete keine Ostung des Gotteshauses und so ist denn der platt geschlossene Chor nach Westen gerichtet; das Ölgemälde seines Hochaltares stellt die Anbetung des in der Krippe liegenden Jesuskindes durch St. Maria, Joseph und die Hirten dar. Das Schiff zeigt die wohlbekannte Saalform mit oberer Voute und gegipster Spiegeldecke, über dem Triumphbogen erhebt sich ein schlichtes welsches Giebeltürmchen für das Glöcklein; die $6^3/_4$ Meter breite Straßenfront hat oberhalb des Mittelportales drei Rundbogenfenster, welche das nötige Tageslicht dem Innern zuführen, da die Langseiten des Schiffes zwischen Wohnhäusern nur fensterlose Brandmauern haben.

Nächst dem linken Lechbrückenkopfe stiftete im Jahre 1469 der Bürger Konrad Bayrhof das Hospital; alsbald wurde dessen Gotteshaus „zum heiligen Geiste" vom Rate der Stadt zur Ausführung gebracht, was selbstverständlich im damaligen Stile der Spätgotik geschah; leider brannte aber 1733 das Hospital ab und damit wohl auch sein Gotteshaus, denn das jetzige wurde mit der Fassade nach Norden und dem gerade geschlossenen Chore

nach Süden erst 1748—1750 errichtet.[1] An den ehemaligen Bau des Mittelalters erinnert hier kein einziges Kunstwerk; nur drei Zopfaltäre birgt sein Inneres, welches im lichten Schiffraume 11⅓ Meter Länge bei 9¼ Meter Breite, eine Volute und Gipsspiegeldecke besitzt. Die Fassade zeigt auf der Epistelseite den heiligen Christophorus mit dem Jesuskinde und auf der Evangelienseite St. Florian als große Wandbilder, die Glöckchen wurden in einer oberen Giebeldurchbrechung angebracht. Endlich haben offenbar die verschnörkelten Fenster des Gotteshauses in ihrer aus Holz hergestellten geschmacklosen Sprossenteilung unsern Modernen zu Muster und Vorbild gedient.[2])

Wer Augsburger Art und Kunst kennen lernen und studieren will, der darf nicht versäumen, auch den Sommersitz von Augsburgs Fürstbischöfen in Füssen aufzusuchen und hier zu sehen, wie sie im Stile deutscher Gotik schufen und als Schirmvögte des Benediktinerklosters St. Magnus anregend und fördernd wirkten, so daß wir noch heute in der ehemaligen Abteikirche ein gewölbtes dreischiffiges Bauwerk mit östlichem Querhause, einem Ost- und einem Westchore nebst je einer darunter befindlichen Krypta antreffen, weiter Skulpturen aus weißem Marmor in der sitzenden Statue des heiligen Magnus [3]), in den stehenden Statuen von St. Benediktus, St. Scholastika, St. Kolumbanus und St. Gallus beim Hochaltare, sowie den Carraramarmor-Brustbildern des Erlösers, seiner heiligen Mutter, der zwölf Apostel, der Erz- und Schutzengel in den korinthischen Pilastern des Kirchenschiffes; mit diesen Kunstwerken hat auch die Zeit des Zopfstiles sich hier im Algäu hervorragend betätigt.

1) Seite 32 in den zu Füssen 1861 herausgekommenen „Materialien zur Geschichte der Stadt Füssen" vom Lehrer Joseph Feistle in Füssen.

2) Ein Kilometer von dem 1882 abgebrochenen Augsburger Tore befindet sich zur Linken der Landstraße die dem heiligen Ulrich konsekrierte Wegkapelle, errichtet im Laufe des XVIII. Jahrhunderts als einschiffiger Zopfbau, das Backsteinmauerwerk des Äußern trägt Speisverputz. Der Hochaltar steht in einer westwärts gerichteten Concha, davor erhebt sich über einem Kuppelgewölbe ein Glockentürmchen von Stein; nach Süden tritt eine Sakristei hinaus, welche oberhalb eine Empore besitzt.

3) Aufgestellt in der ihm zu Ehren am Südwestende erbauten Kapelle, die von der gewölbten Westkrypta aus zugänglich ist.

LIV.

Von der Solidität der Französisch-Englisch-Russischen Kombination.

Bereits zur Zeit als Graf Gontaut-Biron Botschafter der französischen Republik in Berlin war,[1]) trat das Bild einer Annäherung zwischen Frankreich, Rußland und England auf. Der englische Botschafter Lord Russel erwies dem Grafen Gontaut-Biron große und vertrauliche Aufmerksamkeiten, welche über das Maß des in der Diplomatie Üblichen weit hinausgingen. Die vortrefflichen Beziehungen zwischen Gontaut und dem Kaiser Alexander sind bekannt; sie verhinderten seinerzeit die Zuspitzung der Bismarck'schen Politik gegenüber Frankreich. Die Welt wird wohl niemals erfahren, ob die französisch-russische Auffassung, daß damals der Krieg vor der Türe stand, oder die entgegengesetzte Behauptung Bismarcks die Wahrheit enthalten. Der Korrespondent der „Times", M. Oppert de Blowitz (so nannte er sich nach seinem böhmischen Geburtsort) hielt damals in seiner Wohnung, in der Rue de Tilsit, die publizistischen Fäden in der Hand und vielleicht ist die Ansicht des Herzogs Décazes, wonach Blowitz sich seine Meinung über die Kriegsgefahr auf Grund von Äußerungen aus seinem Munde und dem Mund des Grafen Münster geformt habe, das Zutreffende. Auch kann man nicht wissen, wieviel Anteil die Haute-Finance (heute sagt man die Banken) an dem damaligen publizistischen Ereignis hatten. Diplomatie und Finanz sahen sich gegenseitig in die Karten. Gewiß ist, daß die Lage damals eine alarmierende Sprache begründet hat.

Die unter hervorragender Mitwirkung des Grafen Gontaut erfolgende Intervention des Kaisers Alexander stellte, zweifellos zur Genugtuung des Kaisers Wilhelm I., die

1) Vgl. Band 141 S. 551 ff. dieser Blätter.

Ruhe wieder her. Wer den Anspruch desselben auf den Titel „der Große“ begründen will, kann nichts besseres tun, als auf die Haltung des Kaisers in jenen Tagen hinweisen. Hätte Bismarck damals den Krieg gewollt und erreicht, so hätten in den ersten drei Monaten weder Frankreich noch Rußland der Invasion genügende Truppen entgegenstellen können.

Gontaut-Biron, unterstützt von den Herzögen Décazes und Broglie, hatte damals das Vertrauen in die Politik und die Zukunft Frankreichs gewaltig gehoben. Dieser Umstand war es gerade, welcher ihm die unversöhnliche Gegnerschaft Bismarcks eintrug. Über ein Jahr lang vermied er jede Begegnung mit ihm. Gleichzeitig ließ er ihn in der deutschen und französischen Presse zum Hindernis eines guten Einvernehmens mit Frankreich stempeln und, im geheimen Einverständnis mit Gambetta, seinen Sturz in Paris vorbereiten. Als die parlamentarische Macht sich denen um Gambetta zuwandte, war die Abberufung Gontauts sicher. So groß war die Undankbarkeit der Republikaner, daß Gontaut, als er sich nach seinem Abschied in das Palais des Quai d'Orsay in Paris begab, um dem Minister des Auswärtigen zu berichten, nur einen kurzen und unfreundlichen Empfang fand.

Mit Gontauts Rücktritt war die aufsteigende und werbende Phase der französischen Diplomatie zu Ende. Sowohl seine Nachfolger in Berlin als die Minister in Paris verfolgten kein anderes Programm, als, jede Diskussion mit Deutschland vermeidend und sich den Berliner Wünschen anpassend, die revolutionäre Republik zu begründen und zu diesem Zweck vor allem die Stellung der Katholiken in Frankreich zu zerstören, in deren Reihen sich das Palladium des alten Frankreich befand und befindet.

Die Beziehungen zu Deutschland wurden gleichgiltig. Mit England kam es nachmals zu ernsten Zwisten, die in der Faschoda-Kontroverse auf ein Haar zum Kriege geführt hätten. Ab und zu gab es allerdings Annäherungsversuche,

die jedoch das Gepräge des Dilettantismus trugen, der überhaupt das Merkmal der französischen Diplomatie seit dem Jahre 1876 ist bis auf den heutigen Tag. Diesem Dilettantismus hat Frankreich unter anderem den Verlust Egyptens zu verdanken, während aus derselben Ursache ihm heute sogar der Verlust seiner Stellung in Marokko und in der Folge vielleicht der Verlust von Algier und Tunis droht. Dilettanten in der Diplomatie richten stets nur Unheil an.

Ende der achtziger Jahre versuchte Lord Salisbury eine prinzipielle Entente mit Deutschland herzustellen. Sie ist nur deshalb nicht zustande gekommen, weil man in Berlin geglaubt hat, bei längerem Zuwarten von England größere Zugeständnisse zu erhalten. Diese „spes longa“ wurde, als sie gescheitert, zum Urgrund der heutigen Spannung zwischen London und Berlin. In Paris hatten die leitenden Kreise an der Regierung in dem Glauben gelebt, daß die englischen Liberalen sich zum Schutzwall der Republik gegen Deutschland entwickeln würden; ebenso wie sie heute glauben, die Freimaurer in Berlin und Wien zusammen mit der Finanz dort und in Paris vermöchten in entscheidender Stunde den Arm der deutschen Politik gegenüber Frankreich zurückzuhalten.

Im Jahre 1887 hielt es Bismarck, um die Annahme seiner Militärforderungen im Reichstag durch „gute Wahlen“ zu sichern, für nützlich, eine neue Beunruhigungsphase zu schaffen. In Paris geriethen die Herrn in Besorgnis. M. de Freycinet war zwar nicht mehr Minister, aber er war in enger Fühlung mit seinen Nachfolgern geblieben. In jenen Tagen empfing er in seiner Wohnung in der rue de la Faisanderie den Besuch eines Amateurs in der auswärtigen Politik, der, von London kommend, dort einige Tage zuvor eine Unterhaltung mit den Vertretern des konservativen und des liberalen auswärtigen Programms, Lord Salisbury und Earl Granville, geführt hatte. Der erste hatte sich zurückhaltend geäußert, ließ aber erkennen, daß er den Berliner

Kriegslärm ironisch ansah. Der andere war in seiner Friedenszuversicht fest. Dieser Teil der Unterhaltung beruhigte M. de Freycinet; als er aber auf seine Frage: „wie lange meint man in London, daß das konservative Kabinett an der Regierung bleibe?“ die Antwort erhielt: „Jedenfalls während der ganzen Dauer der Session“ neigte er betroffen das Haupt. In dieser Unterhaltung birgt sich der Ursprung der alsbald erfolgenden „Friedens-Mission“ M. de Lesseps nach Berlin.

Es geht über den Rahmen dieser Darstellung hinaus, die verschiedenen Phasen zu schildern, welche zu der französisch-russischen Allianz geführt haben. Die Anhänger Bismarck's nach seinem Sturz haben dafür das, wie sie sich ausdrücken, „Ungeschick“ des Grafen Caprivi verantwortlich machen wollen. Mit mehr Recht sollen sie sagen können, „die Geschicklichkeit“ Bismarck's habe zu der französisch-russischen Annäherung geführt. Auch der erfolgreichste Staatsmann kann einmal zu große Geschicklichkeit zeigen, und die Art und Weise, wie Bismarck zwischen Österreich-Ungarn und Rußland Verträge und Geheim-Verträge hin und her schloß, mußte ab und zu beide Theile stutzig machen. Es ist in der Diplomatie nicht unbekannt geblieben, wenn es auch nicht in die Öffentlichkeit drang, daß Kaiser Franz Joseph einst zu dem Fürsten Adam Sapieha das Wort sprach: „Ich fürchte preußischen Verrat“. In Petersburg habe Gortschakoff dafür gesorgt, daß der „Prußki-Flügel-Adjutant“ nicht mehr die russische auswärtige Politik machte.

Es fehlt hier der Raum, um sich über die auswärtige Politik des Grafen Caprivi begründend zu äußern. Der „russische Draht“ war schon unter Bismarck am Reißen. Mit England aber hätte die gemäßigte Absicht Caprivis auf politischem und handelspolitischem Gebiet eine Verständigung ermöglicht. —

Nachdem sich die französisch-russische Allianz in die Vorstellungen der Zeitgenossen eingelebt hatte, suchte, besser beraten als je zuvor seit 1876, die französische Diplomatie,

den Faden mit England zu schürzen, wozu ihr das Krüger-Telegramm, mehr noch die schärfer werdende handelspolitische Rivalität zwischen Deutschland und England die Handhabe bot. Diese Annäherungspolitik war dem Bruch nahe, als während des Burenkrieges eine russisch-französische Aktion an der Seite Deutschlands gegen England am Horizont erschien. Es ist gewiß, daß ein ähnlicher Gedanke bestanden hat und daß Deutschland seine Mitwirkung damals versagt hat. Die näheren Umstände sind noch heute Geheimnis der zünftigen Diplomatie, in welcher dafür die Formel Geltung hat: „Im Burenkrieg war der Plan einer russisch-französisch-deutschen Intervention aufgetreten; er ist an der Haltung Deutschlands gescheitert."

Vielleicht werden in einiger Zeit die Archive der Vertreter des Auswärtigen in London, Paris und Petersburg authentische Mitteilungen über diesen Punkt bringen. Übrigens ist es bekannt, daß im Burenkrieg ernste Kontroversen zwischen Berlin und London geschwebt haben. Das Wahrscheinliche ist, daß eine zu hohe Einschätzung dieser Kontroversen in Petersburg und Paris den Gedanken, es sei eine Aktion Deutschlands zu erlangen, hervorrief; daß man in Berlin nicht darauf eingehen würde, war klar.

Der russisch-japanische Krieg bot der französischen Diplomatie Gelegenheit, sich in London und Petersburg nützlich zu machen. Daß der Zischenfall an der Doggers Bank im Kanal, wo die russische Flotte englische Fischerboote beschoß, nicht zum Krieg zwischen England und Rußland führte, ist zum Teil das Verdienst der französischen Vermittlung, obwohl auch die deutsche Diplomatie Anspruch auf diese Lorbeeren erhebt.

Diese Annäherung, unterstützt von den Sympathien des Königs Eduard für das alte Frankreich, bereiteten den engeren Anschluß zwischen Frankreich und England vor und in der Folge die Annäherung zwischen Rußland und England. Im Hintergrund erscheint bei allen diesen Vorgängen die wachsende Macht, die Expansion des Deutschen Reiches, von

welcher sich sowohl England als Rußland im nahen und fernen Orient bedrückt wähnen. Die deutsche Macht zu Land und zu Wasser erscheint allerorten zu groß, so daß die anderen Mächte sich aneinander schließen.

Die Frage: „Ist die französisch-russisch-englische Kombination von Dauer?“ stellt so zu sagen eine Preisaufgabe auf dem Schachbrett der Diplomatie dar.

Den wichtigsten Faktor in der Kombination bildet Frankreich. Durch seine Haltung wird bis zu einem sehr weitreichenden Grad die Haltung Englands und Rußlands bestimmt. Ein kriegerisch entschlossenes Frankreich hätte schon längst, seit drei Jahren jedenfalls, die Kriegsfackel entzündet und die anderen Mächte fortgerissen, aber Frankreich ist durchaus friedlich. Die seit dem Sturz von Broglie, Décazes und Gontaut stets erkennbar gewesene Unschlüssigkeit seiner Diplomatie im Verkehr mit Deutschland zeigt sich bis auf die heutige Stunde. Lieber ließ man den Minister (Delcassé), der die Verträge mit Rußland und England gemacht hat, fallen, ehe man nach Berlin ein unfreundliches Wort richtete. In der von deutscher Seite ganz unglaublich ungeschickt behandelten Marokko-Frage fügt sich Frankreich neuerdings Schritt vor Schritt den in Berlin aufrecht erhaltenen allerdings recht mäßigen Forderungen. Der Hauptgrund dieser Politik ist die Indifferenz der französischen Machthaber gegenüber allen auswärtigen Fragen; hat sich doch in diesen letzten Tagen der Minister des Auswärtigen, M. Pichon, zu der Äußerung verstiegen: „Frankreich pflegt heute eine höhere Art von Patriotismus, nämlich den europäischen Patriotismus.“ Konflikte, welche auch nur zum Kriege führen können, vermeidet man sorgfältig, weil der Ausbruch eines Krieges die heutigen Machthaber hinwegfegen würde.

Man könnte meinen, daß diese Tendenzen, wenn sie sich behaupten, das Interesse der englischen Staatsmänner an der Entente mit Frankreich früher oder später zum Erlahmen bringen müsse. Frankreich verlasse sich, hört man sagen, auf den Schutz durch England, ohne irgendwelche

Entschlossenheit zu bekunden, England zu schützen, wenn dasselbe in Gefahr gerate. Unter solchen Umständen könnten die englischen Staatsmänner auf den Gedanken kommen, sich mit der einzigen Macht, welche sie fürchten, mit Deutschland, eines Tages zu verständigen.

Es ist gewiß, daß diese Auffassung den schwachen Punkt der französisch-englischen Entente wenn auch nur im Umkreis, so doch zutreffend, darstellt. Eine Hand wäscht die andere. Die heutigen Männer der Republik werden sich aber niemals zum Krieg an der Seite Englands gegen Deutschland entschließen, ohne daß Frankreich angegriffen wird. Dieser Umstand scheint somit England zu nötigen, die Vollendung der deutschen Seerüstungen abzuwarten, um sich alsdann mit Deutschland zu vertragen. Zu solchem Zweck ist aber die Allianz mit Frankreich nicht unbedingt erforderlich.

Man hat von anfang an gesagt und es gilt, so meinen wenigstens die meisten, für richtig, daß der Einfluß Rußlands in der französisch-russisch-englischen Kombination zu Gunsten des Friedens in die Wagschale falle. Ein russischer Staatsmann soll dem Fürsten Bülow im Eisenbahncoupé gesagt haben: „Wer weiß, wie weit diese Leute (in Paris) gegangen wären, wenn wir ihnen, im Interesse des Friedens, nicht in die Zügel fielen.“ Jeder, der Personen und Dinge kennt, weiß, daß diese Darstellung schief ist. Zu allem muß man die französischen Machthaber antreiben, nur nicht zum Friedenhalten mit Deutschland; darauf sind sie ganz allein bedacht. Wenn man sich vor Augen hält, daß fast die ganze russische auswärtige Schuld in Frankreich untergebracht ist, an 12 Milliarden Franken, und daß Rußland ohne neue Anleihen den Staatsbankrott nicht vermeiden könnte, so gewinnt die russisch-französische Allianz ein anderes Gesicht, als man gewöhnlich meint.

Diplomaten vom echten Schlag, Staatsmänner, auf welche diese Bezeichnung zutrifft, müssen doch schon seit Jahren den Kopf schütteln über die Auslegung der russisch-französischen

Allianz. Chaudordy hat auf die Unfähigkeit der französischen Regierungsmänner hingewiesen, diese Allianz zu einem aktiven Faktor der Politik und der Interessen Frankreichs zu gestalten.

In den letzten Tagen gehen die Kritiker weiter und deuten an, daß, dank der Unfähigkeit der Minister am Quai d'Orsay, Rußland bereits wieder im Schatten der deutschen Politik stehe. Diese Auffassung, der man das Interesse nicht versagen wird, begründet man mit dem Bau der Amurbahn und der Haltung des Leiters der russischen auswärtigen Politik, M. Iswolski. Dieser Staatsmann gilt auch in Paris und London als Freund der französisch-englischen Entente. Man hebt jedoch stutzend hervor, daß seine in der Dumasitzung vom 17. April dieses Jahres (1908) gehaltene Rede im zweiten Teil eine entschieden deutschfreundliche Färbung trage, die dem ersten Teil fehlte. Woraus man folgert, daß das Konzept seiner Rede einer korrigierenden Hand vorgelegen habe und von da bis zu der Annahme, daß in Petersburg deutschfreundliche Kreise wirken bezw. das Konzept der Allianzpolitik verpfuschen, ist es nicht weit. Man hat in dieser Erörterung daran erinnert, daß Friedrich der Große die Schlacht bei Roßbach deshalb gewonnen hat, weil der russische General Apraxin die Unterstützung des von Soubise befehligten französischen Heeres verweigerte.

Das Wichtigste jedoch, was man geltend macht, ist die Entschließung Rußlands zum Bau der Amurbahn; rund 2040 Kilometer, Kostenaufwand 500 Millionen Rubel, Vollendung binnen 4 Jahren. Wozu soll diese sich niemals finanziell rentierende Bahn im fernsten Asien dienen, wenn nicht zur Wiederaufnahme der russischen Expansionspolitik gegen China und Japan? Diese Politik, bei Mukden und Tsuchima gescheitert, ist es aber gerade, welche Rußland von seinen Aufgaben in Europa und der Türkei abgelenkt und so für Deutschland die Bahn frei gemacht hat. Mit anderen Worten: wenn sich Rußland aufs neue in China engagiert, wie kann es alsdann seinen Allianzverpflichtungen nachkommen?

Aus solchen Fragen leuchtet die Besorgnis hervor, daß die Früchte der französisch-russischen Allianz hinter den Erwartungen der Franzosen auch fernerhin zurückbleiben können.

Nur die Pariser Finanzkreise lassen sich in ihrem Optimismus nicht stören. Die letzte russische Anleihe hat ihnen und ihren Korrespondenten in Berlin und Wien Provisionen bis zu 30 % gebracht; von den anderen Gewinnen nicht zu reden. Und eine neue Anleihe steht in Aussicht.

LV.

Bischof Sailer im Urteil seiner Zeitgenossen.

Bischof Sailer hat zwar bis auf den heutigen Tag keine seiner würdige Biographie erhalten, gleichwohl lebt er noch heute unvergessen im Gedenken aller Freunde eines innerlichen Christentums und aller Anhänger einer milden Denkungsart. Wer einst das Leben dieses edlen Gelehrten schreibt, wird auch zur Charakteristik die Berichte und Urteile seiner Zeitgenossen heranziehen müssen. Denn in diesen Berichten und Urteilen spiegelt sich Sailers Persönlichkeit und ihr Einfluß auf seine Zeitgenossen deutlich wieder. Wir wollen im Folgenden hiezu einen kleinen Beitrag liefern durch Mitteilung der Urteile Johann Georg Müllers über Sailer. Johann Georg Müller, bekannt als Theolog, Schulmann und Politiker, Freund Herders und Lavaters und Bruder des Geschichtschreibers Johann von Müller, hat im Briefwechsel mit seinem Bruder, den Eduard Haug[1]) herausgegeben hat, mehrfach Gelegenheit genommen über Sailers Schriften und Person sich zu äußern. Hier sind diese Äußerungen, sämtlich von Schaffhausen datiert.

1) Der Briefwechsel der Brüder Johann Georg Müller und Johann von Müller (1789—1809). Herausgegeben von Eduard Haug. Frauenfeld, J. Hubers Verlag, 1893.

Am 30. Mai 1791 schreibt Müller: „Mit Pater Sailer bin ich in Korrespondenz geraten. Kennst Du sein (herrliches) katholisches Gebetbuch, seine Glückseligkeitslehre, Vernunftlehre und seine schönen Predigten? Letztere würden Dich sehr erbauen.“ (S. 28 a. a. O.)

Am 22. September 1791 heißt es:

„Mein Mann ist Sailer. Wir haben uns ungemein nahe gefunden in den meisten Urteilen. Er ist stark, fest und milde zugleich, eben so wie ichs liebe; verwirfft keinen Menschen und sein Herz umfaßt viel. Er neigt sich, wie ich, zum Mysticismus, nur daß er mir an Erfahrung weit weit vorgeht. Ich fand viel Gelehrsamkeit und Liebe zu den Büchern bei ihm, die sonst in meinem Kreise und in der Circumferenz von 8 Stunden gar zu selten ist (außer bei Stockar). Dies war auch ein Band mehr zwischen uns. Ferners ist er von metaphysischen Spekulationen in Herzenssachen ganz zurükgekommen, wie ich wenigstens auf dem Wege bin — mit einem Worte, der ist ein Mann für mich: munter, lebhafft, lustig, herzlich, tieffsinnig, naiv und ein Freund der zerstoßenen Rohrstäbe.“ (a. a. O. S. 30—31.)

Am 19. Oktober 1791 kommt Müller wieder auf Sailer zurück und schreibt:

„Sailer ist ein edler Mensch und selig, weil er keine Dinge sucht, die wir Sterbliche nicht finden können. Er lebt ganz in dem kindlichen Geist des frommen Mysticismus, frölich, ja lustig in seinem Gott und reichlich gesegnet bei seiner Arbeit. Es ist ein großer Trost für mich, daß er mich ausgezeichnet liebt. Kaufe seine Predigten, 2 Bände, auf mein Wort. Pfenninger und Lavater waren hier, aber Sailer ist mir nun vor allen. Ich begreife nicht, wie Lavater die Patres so wenig achten kann. Ist doch so eine Einfalt und so viel fromme Erfahrung in ihnen! Er tadelt, daß sie so wenig Sinn für die Menschlichkeit Jesu, so wenig Verliebtheit für ihn haben. Aber sie sahen ihn mehr als den Gott an, denn als den Menschen, und damals dachte man mehr auf den Ausdruck der Gedanken als der Empfindungen. Von den letzten zeugen ihre Thaten und ihr Martertum. Was zeugt von unsern??“ (a. a. O. S. 32—33.)

Und mehr als 10 Jahre später, am 2. November 1803, gibt er uns Einblick in Sailers Gedankenwelt in jener Zeit. Er schreibt:

„Sailer, der Dich grüßt, war vorige Woche wieder hier (er logirt allemal bei uns) und ich habe mit dem treflichen Manne über viel wichtiges gesprochen. Eine wahrhaft brüderliche Offenheit herrscht zwischen uns. Über die Rathlosigkeit derjenigen katholischen Länder, die durch die Entschädigung ihre Bischöfe verlohren, und keine neuen erhalten haben — über den Mönchsgeist, der hie und da wieder mit neuem Eifer das Reich des Aberglaubens (sic!) aufzurichten strebt — über die üblen Folgen, die anderwärts (in Bayern) der Aufklärungstaumel auf den Glauben und die Ruhe des unvorbereiteten Volkes hat — über die traurige Meisterschafft, welche sich in den katholischen Cantons, besonders Unterwalden, die Capuziner über das blinde Volk erworben haben — über den geringen Einfluß Thaddaeus Müller und anderer Bessern — von dem abscheulichen Verderben der Universitäten (er zweifle, sagte er halbscherzend, ob ein Professor könne selig werden?) — von dem Partheyhaß der geschworenen und ungeschworenen Priester in Frankreich, der allem Guten im Wege ist — und von anderem mehr sagte er mir viel interessante Nachrichten und fügte doch noch bei, wenn ich weiter fragen wollte: ‚er möge nicht weiter eingehen, damit wir uns den vergnügten Abend nicht verdürben.‘ Wie viel Gutes aber hie und da im Stillen hervorkeime, hat er mir eben so wenig verschwiegen. Es ist wahrlich ein grosser Kampf, der zwischen Licht und Finsterniß, in unsern Tagen, nicht beginnt, sondern beim leichtesten Anlaß offen werden wird.“ (a. a. O. S. 358—59.)

Der künftige Biograph wird sich derartige Berichte nicht entgehen lassen dürfen. Wir werden bei Gelegenheit noch weitere neue Materialien zu Sailers Charakteristik beibringen.

Würzburg. Stölzle.

LVI.

Kurfürst Maximilian I. als Gemäldesammler.

Neue archivalische Beiträge von Archivrat Dr. Josef Weiß (München).

Im k. Geheimen Hausarchiv zu München ist vor kurzem durch einen Zufall ein Aktenbund[1]) wieder vorgekommen, welcher seit 1891 vermißt wurde, weil er sich nicht an seinem richtigen Lagerort befand. Er umfaßt Archivalien zur Geschichte der Münchener Hofhaltung, u. a. viele Schriftstücke aus dem Briefwechsel des Kurfürsten Maximilian I. von Bayern, die sich auf dessen Tätigkeit als Gemäldesammler beziehen und von F. v. Reber[2]) nicht benützt werden konnten.

Es sind 92 Schriftstücke. Der Zeit nach verteilen sich dieselben auf die Jahre 1627—33. Ihr Gegenstand ist die Erwerbung von Kunstwerken aus Forchheim, Köln, Meßkirch, Neumarkt, Nürnberg, Stendal und Niedersachsen, wobei das Urteil Rebers[3]) bestätigt wird, daß sich Maximilians „Hauptinteresse an die Werke des größten deutschen Künstlers, A. Dürer, klammerte". Eine Reihe von Schriftstücken aus der Zeit 1632 Juli 31 — 1633 Febr. 28 handelt von der Plünderung der Münchener Bibliothek und Kunstkammer durch die Schweden.

Zur Vervollständigung habe ich einige Beiträge aus dem Münchener Reichsarchiv und aus dem Geh. Staats=

1) Nr. 1712 P4.

2) Kurfürst Maximilian als Gemäldesammler. München 1892.

3) A. a. O. 12.

archiv hinzugefügt. Letztere gehören den Jahren 1612 bis 1614 an.

Am 29. Januar 1629 schreibt Maximilian an den Bischof von Bamberg,[1]) Bürgermeister und Rat von Nürnberg hätten ihm anno 1613 eine gemalte Tafel aus dem St. Katharinenkloster verehrt. Er glaube nun allerdings nicht, daß der Bischof, mit dessen Konsens als ordinarius loci eine solche „Alienation" geschehen müsse, etwas gegen dieselbe einwenden werde; er ersuche aber trotzdem, da er gehört habe, daß dem Bischof das jus ordinariatus zustehe, diese Schenkung approbieren zu wollen, damit er das Stück licite behalten könne. Es fällt zunächst auf, daß Maximilian den Konsens erst nach 16 Jahren einholt von Bischof Johann Georg Fuchs von Dornheim, während die „Alienation" schon unter dessen Vorgänger Johann Gottfried von Aschhausen erfolgt war. Allerdings war dieses Ansuchen ja nur eine Courtoisie, da die Katharinenkirche, die bekannte Meistersingerkirche, bereits von der Stadt säkularisiert war. Allein vielleicht hielt Maximilian aus politischen Gründen — am 5. Februar war ein Bundestag der Liga zu Heidelberg — damals eine solche Courtoisie gegenüber einem wichtigen Mitgliede der Liga für angezeigt.

Die „gemalte Tafel" aber, um die es sich handelt, ist nichts Geringeres als jenes Werk, welches ein Berufener[2]) jüngst „als das vielleicht wichtigste Denkmal deutscher Malerei von der Wende des 15. zum 16. Jahrhundert" bezeichnet hat: der sogen. Paumgartnersche Altar, jetzt in der Älteren Pinakothek zu München (Nr. 240—242). Die Flügelbilder sind bekanntlich im Jahre 1902 von Übermalungen befreit worden und zeigen die beiden Stifter des Altars, den Nürnberger Patrizier Lukas Paumgartner als St. Georg mit dem Drachen und Stephan Paumgartner mit der Fahne

1) Konzept im Hausarchiv a. a. O.

2) Voll K., Führer durch die alte Pinakothek S. 83.

als St. Eustachius.[1]) Über die Erwerbung besitzt das Münchener Geh. Staatsarchiv[2]) Korrespondenzstücke aus der Zeit vom 30. September 1612 — 22. März 1613, die das von K. Voll aus dem Nürnberger Kreisarchiv veröffentlichte Material[3]) ergänzen. Schon Kaiser Rudolf II. hatte sich 1596 um den Altar bemüht,[4]) aber vergeblich. Allerdings erst recht ein Ansporn für den Wittelsbacher, von seinem Vorhaben nicht abzustehen. Die Mittelspersonen waren Maximilians Unterhändler, Eustach Unterholzer, und Bürgermeister Wolf Löffelholz.

Am 30. September 1612 leitete der damalige Herzog Maximilian die Verhandlungen ein mit folgendem Schreiben[5]) an den Rat: es sei ihm glaubwürdig berichtet, daß in einer Kirche, zu St. Katharina genannt, ein Altar mit einem Bild von der Hand Albr. Dürers sei. „Weil wir dann zu Vermehrung unser Kunstkammer etwas von besagtes Dürers Handen gnädigst gern haben woldten, und vileicht bei euch, außer obbesagten Gemehles (umb das der Dührer vor Jahren euer Burger und Inwohner gewest) wohl ander mehr Stuck mechten vorhanden sein" — also bitte er, daß ihm solche Gemälde gegen baare Bezahlung ausgefolgt und die Preise derselben möchten mitgeteilt werden. Er werde ihre Gefälligkeit „auf begebende Gelegenheit" erwidern. In ähnlichem Sinne schrieb er gleichzeitig an Löffelholz[6]) und Unterholzer.[7]) Der Rat beschloß daraufhin, den Verwalter des Klosters, Jak. Starck, über den Altar einzuvernehmen und ferner bei Jörg Römer, Hans Imhoff, Hans Gebhard, Lazar Harßdorfer und Jul. Airers Erben nach Dürer-Werken nachzufragen.[8])

1) Vgl. Voll a. a. O. S. 85 und im 2. H. der Monatsberichte über Kunst u. Kunstwissenschaft von Helbing III (1903) S. 39 ff.
2) K. schw. 419/12.
3) Monatsberichte über Kunst 2c., vgl. Anm. 2.
4) Baader, Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs I, 12.
5) Konzept im Hausarchiv a. a. O. Nicht identisch mit dem Schreiben bei Voll a. a. O. vom 4. Oktober.
6) Konzept im Hausarchiv; Abschrift bei Voll.
7) Konzept im H.-A.
8) Hampe Th., Nürnberger Ratsverlässe (1908) II, Nr. 2508.

Und Unterholzer bat den Herzog, einstweilen sich noch etwas zu gedulden, da Löffelholz und die Stadt durch die Hochzeit[1]) am 14. Oktober in Ansbach geschäftlich sehr beansprucht seien.[2]) Als sich am 2. November noch nichts regte, mahnte Maximilian alle drei Beteiligten.[3]) Der Stadt kam das Ansinnen des Bayernherzogs sehr ungelegen. In Rücksicht auf seine „affection und erzeigte Willferigkeit“ wollte sie ihm nachgeben, wenn auch ungern, da in Nürnberg von anderen Gemälden Dürers fast nichts mehr vorhanden sei; man wolle aber eine Kopie von der Tafel machen, solange möge er noch des Originales harren.[4]) Gleichzeitig beruhigte Unterholzer den Herzog[5]), daß man dieses einzig in einer Kirche vorhandene Stück von Dürer am liebsten zu dessen Gedächtnis behalten möchte, zumal man es dem Kaiser Rudolf „so steif abgeschlagen“ und die Paumgartnerschen Erben den Entscheid hätten; jedoch wolle man ihm gefällig sein, eingedenk der „wolmainlichen Nachbarschafft“ des Hauses Bayern, die der Herzog stets geübt habe und auch fürder üben möge. Schwierigkeiten machten die Paumgartnerschen Erben: Jörg und Nikolaus Hieronymus; überdies sei auch von Dürer sonst keine Tafel mehr in einer Kirche vorhanden. Sie hätten aber jetzt für die Überlassung der Originale an den Herzog und Ersatz durch eine Kopie gestimmt. Jedenfalls, so meint Unterholzer, verdienten die Paumgartner einen Gnadenpfennig. Er, Unterholzer, und Löffelholz hätten die Sache gerichtet. Binnen 6 Wochen, während deren die Kopien[6]) angefertigt würden, könnte Maximilian die Originale in Händen haben.[7]) Der Herzog schickte daraufhin am 16. November ein Dankschreiben und für Unterholzer ein vergoldetes Trinkgeschirr, 2 Ketten mit Gnaden-

1) Des Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach mit Sofie von Solms.

2) Original im H.-A.; ebenda Originale von den bei Boll im Konzept vorh. Schreiben des Rates u. Löffelholz v. 1. Okt.

3) Konzepte im H.-A.; bei Boll Orig. a. d. Rat, Abschr. a. Löffelholz.

4) Konzept im H.-A.; Orig. b. Boll.

5) Orig. im H.-A.

6) Durch Jobst Harrich; s. Reber a. a. O. 15.

7) Hausarchiv a. a. O. 1612 Nov. 10.

pfennigen für die beiden Paumgartner und ein Schreib-„Gstadl“ für Löffelholz; zugleich wünschte er Bericht über Länge und Breite der Altartafel, ob sie Flügel habe und eingefaßt sei.[1]) Dem Rat war diese Lösung der Dinge sehr peinlich; er mutete jetzt Unterholzer zu, an den Herzog zu schreiben, daß er die Tafel gesehen habe, sie sei aber „ein schlecht Gemähl, das nit von des Dürers Handt gemahlet, und der Muhe nit werth sein möchte, gehn München zu führen.“ [2]) Allein der Herzog ließ sich nicht beirren, er wollte auch die Flügel haben und schrieb deshalb an Unterholzer: er habe gehört, daß die Tafel immer fest versperrt gehalten wurde und demnach Flügel habe, die Unterholzer nicht werde gesehen haben; er hoffe aber, daß man ihm diese Flügel als eine „Pertinenz“ mitsamt der Tafel schicken werde.[3]) Am 10. März 1613 schreibt daraufhin Unterholzer dem Herzog:[4]) er entnehme dem Schreiben, daß Maximilian die Altartafel nunmehr bekommen habe; die Flügel würden bis 18. März fertig sein, denn der Maler feiere nicht.

Und am 22. März 1613 spricht er davon, daß nun mittlerweile, seit dem 18. März, wohl auch die zwei Flügel nach München gekommen sein werden.[5]) Der Herzog sah jedoch davon ab, die Flügel und das Mittelstück in seiner Kunstkammer bei einander zu lassen, sondern tat letzteres unter die „geistliche gemalte Stuckh“ und zwar als Nr. 1: „Die Geburt Christi vom Albrecht Dürer . . . . Dise Tafel ist der Frl. Dchlt. von der Statt Nürnberg, daselbst sie in hoher reputation gehalten gewest, anno 1613 verehrt worden . .“; die Flügel tat er als Nr. 50 und 51 unter die „weltlich gemalte Stuckh“: „Ein Tafel, darauf ein Soldat mit aller Rüstung, vom Albrecht Dierer gemalt, hinder ihme ein praunes Pferdt vnd Landtschafft. . . .“ — „Ein andere dergleichen Tafel, darauff auch ain Soldat mit ainem weißen Pferdt, von Albrecht Dierer gemalt. . . .“ [6])

1) Hausarchiv a. a. O.
2) Voll a. a. O. Ratsverlaß vom 7. Dez. 1612.
3) Hausarchiv a. a. O. Dez. 7.
4) A. a. O.
5) Hausarchiv a. a. O.
6) Inventar bei Reber a. a. O.

An die Spitze der geistlichen Bilder setzte der Herzog gewissermaßen als „clou" der Sammlung ohne Inventarnummer:

„Erstlich das weit vnd brait beruehmbte Stuckh Albrecht Dürers, die Himmelfarth oder Crönung vnser lieben Frauen, so lange Jahr zue Franckhfort bey den Dominicanern gestanden, hohen vnd nidern Standts Personnen daselbst gezaigt von Kayser, Khönig vnd Potentaten, darnach lang vnd vilfaltig getracht worden, welches Ihre Frl. Dchlt. anno 1614 mit sonderbarer Mühe vnd Vnkoßten bekhommen. Anstatt diser Tafel, so das rechte Original, ist ein Copj nach Franckforth in den Altar, davor dises Stuck gestanden, gelifert worden, so ein Maler von Niernberg zimblich fleißig nach copiert. Weyl dises Stuckh an sich selbs seiner Fürtrefflichkheit halber leicht zu erkhennen, hat man solches zu numeriern für vnnöttig gehalten."

Die Erwerbung dieses Bildes, welches Dürer 1509 für den Kaufmann Jakob Heller in Frankfurt in die dortige Dominikanerkirche gemalt hatte, reiht sich zeitlich an die Erwerbung des Paumgartnerschen Altares an, wie sich aus den im Münchener Geh. Staatsarchiv [1]) vorhandenen Schriftstücken ergibt. Die Mittelsmänner waren David Kresser aus Nürnberg [2]) und Maximilians Kammerdiener Konrad Pühler, dessen besondere Stellung am Münchener Hof wir aus einem Berichte des Augsburger Patriziers Philipp Hainhofer vom Jahre 1612 kennen. [3])

Am 11. August 1613 schreibt Kresser aus Nürnberg an Pühler, der den Brief mit verschiedenen, für Maximilians ökonomischen Sinn charakteristischen Bemerkungen glossierte und so dem Herzog vorlegte: Der Tafel zu Frankfurt halber, habe Kresser den Abriß bei Friedrich von Falkenburg, [4]) „welcher Ihro

1) K. schw. 419/12.

2) Hampe, Ratsverlässe II, Nr. 1891.

3) Häutle Chr., Die Reisen des Augsb. Philipp Hainhofer nach Eichstädt, München und Regensburg i. d. J. 1611, 1612 u. 1613, in: Zeitschr. d. Hist. Vereins v. Schwaben u. Neuburg VIII, 151 [1].

4) Dieser aus Antwerpen stammende Maler heißt auch Falkenburger; vgl. Hampe, Ratsverlässe verschiedenen Orts.

hochf. Dchlt. Ertzherzog Maximiliano copiam gemacht jetzo 12 Jahr", abgemessen, wie die beigelegten[1]) Fäden auswiesen. Auf Befragen antwortete Falkenburg, er habe damals 6 Monate an der Kopie gearbeitet, und, als Kresser sich darüber wunderte, sagte Falkenburg, Dürer selbst habe 13 Monate in einem fort daran gearbeitet, das habe er von Dürers eigener Hand gelesen und besitze er in einer Abschrift, von welcher Falkenburg den Kresser eine Abschrift nehmen ließ mit der Bedingung, sie niemand sehen zu lassen, „welches beschehen und hat der Herr die copiam von denselben 9 Briefen hiemit zu empfangen",[2]) um sie dem Herzog ganz oder auszugsweise mitzuteilen. Um diese Briefe, die Falkenburg von Jakob Hellers Erben bekommen, dürften aber die Dominikaner nicht wissen, weil Dürer wollte, daß das Bild in Frankfurt verbleibe, „dahin viel Künstler, dadurch ihme einen ewigen Namen machen wollen, khomen". Von Erzherzog Maximilian habe Falkenburg für die Kopie des Gemäldes 200 Thlr. Bezahlung und 50 Thlr. Verehrung erhalten.[3]) Das wisse auch Jobst Harrich,[4]) der erkläre, er wolle die Tafel kopieren und dann möge man ihn nach Verdienst entlohnen. Kresser empfiehlt, da in Frankfurt keine tauglichen Schreiner oder Kistler seien, die Tafel nebst der erforderlichen Kiste in Nürnberg herstellen zu lassen und sie von da aus mit hinzunehmen. Für Falkenburg sei in der Kirche zum Arbeiten eigens eine Bühne aufgemacht worden; Harrich werde gut ½ Jahr zu tun haben und müsse bei Einbruch des Winters in der Stube arbeiten. Kresser solle am 30. August/9. September so wie so nach Frankfurt und wolle alsdann die grundierte Tafel

---

1) Fehlen.

2) Randnote von Pühler: er habe, um dem Herzog die Lektüre zu erleichtern, das Wichtige rot unterstrichen. — Die Brief-Abschriften liegen dem Akte nicht mehr bei.

3) Randnote von Pühler: ob Falkenburg die Kost im Kloster gehabt und außerdem noch 200 Thl. bekommen habe? Auch sei damals ein Thaler nur 17, höchstens 18 Batzen gegolten, während er jetzt auf 21 stehe.

4) Maler. S. oben S. 548 Anm. 6 u. **Hampe**, Ratsverlässe verschiedenen Orts.

samt dem Maler mit hinnehmen; das Original könne hierauf von Frankfurt aus nach Nürnberg und von da nach München geschickt werden.[1]) Der Herzog aber trachtete vor allem darnach, unmittelbar mit dem Prior des Dominikanerklosters sich zu verständigen, mit dem Erfolg, daß am 23. September 1614 die Tafel an ihn abgeschickt wurde.[2]) Am 20. Oktober bestätigte der Herzog den Empfang: Das bewußte Stück sei wohl eingemacht angekommen, nur habe es etliche Flecken, „so vor disem etwan wegen zu offt beschechen Auß- und Einthueung der Tafel geschechen sein mag". Maximilian versprach dem Kloster eine jährliche Rente von 400 fl., die aber bald ins Stocken kam, und er gab eine Kopie, welche, wie wir hörten, Jobst Harrich anfertigte, anscheinend so sehr zur Befriedigung des Herzogs, daß dieser anfragte, wie lange Harrich noch am Nürnberger Rathaus (s. unten S. 565) zu tun habe, da er, falls ihm Harrichs Manier gefalle, demselben gerne eine Arbeit in München — (vielleicht beim Residenzbau?) — übertragen wollte.[3])

Bezeichnend für den Sammlerehrgeiz ist seine Frage im Briefe an den Prior vom 20. Oktober, die sich in den Begleitworten des Inventars (s. S. 550) widerspiegelt: welche Kaiser, Könige und Potentaten vor ihm nach dem Stück getrachtet, und was sie geboten hätten, „umb malen wür unß umb sovil desto mer zu berühmen, daß es uns vor anderen zu teil worden". Auch wollte er wissen,[4]) ob es wahr sei, daß noch andere treffliche Meisterwerke in der Kirche vorhanden seien. In der Tat hatte seinerzeit Kaiser Rudolf II. für das Gemälde 10,000 fl. geboten[5]) und durften Kirche

1) Randnote P.'s: Kresser solle die grundierte Tafel und den Maler mitnehmen. Die Tafel könne er ohne Aufsehen unter seinen Kaufmannsgütern mitführen, das würde auch nicht viel kosten, und ebenso könne er den Maler unter seiner Dienerschaft mitnehmen, wodurch die Zehrkosten nicht so hoch anlaufen würden.

2) Brief des Priors Joh. Kocher u. a. veröffentlicht von G. Koch in Helbings Monatsberichten (1900/01) I, S. 187—189.

3) M. an Kresser am 18. Juni 1613; Geh. Staatsarchiv a. a. O.

4) Brief an Kresser v. 21. Okt. 1614, Staatsarchiv a. a. O.

5) Vgl. Koch G. a. a. O.; ebenso Eye A., Leben und Wirken A. Dürers (1860) S. 248—59, u. Cornill O., Jak. Heller und A. Dürer, im: Neujahrsbl. d. Ver. f. Gesch. 2c. zu Frankf. a. M. 1871.

und Kloster sich rühmen, noch andere Kunstwerke von Dürer, Holbein usw. zu besitzen.[1])

. Dürer war das *A* und *Ω* von Maximilians Kunstinteressen, und es wäre eine reizvolle Aufgabe, den Ursachen und Gründen dieser Geschmacksrichtung nachzuspüren. Das Interesse des Herzogs erstreckte sich bis auf die Persönlichkeit des Meisters und am 21. Oktober 1614 frug er Kresser,[2]) aus welchem Orte Dürer gebürtig sei, da etliche nicht zugeben wollen, daß Dürer aus Nürnberg stamme. Wahrscheinlich hörte er von der Tatsache, daß Dürers Vater aus Ungarn war.

Leider ist uns dieses Kleinod aus der Frankfurter Dominikanerkirche nicht mehr im Original erhalten, da letzteres beim Brande der Münchener Residenz in der Nacht vom 9.—10. April 1674 ein Raub der Flammen wurde.[3]) Umso mehr freuen wir uns des Besitzes eines Hauptwerkes aus der späten Zeit des Meisters, der 1526 fertiggestellten Vier Apostel. „Trotz allem Großen, was andere deutsche Maler geschaffen haben, trotz allem, was Dürer selbst gemalt hat, ist diese Schöpfung der Inbegriff alter deutscher Kunst. Imposante Wucht vereinigt sich mit einer tiefen menschlichen Auffassung zu einem unvergeßlichen Ganzen.“ [4]) Die beiden Bilder sind jetzt Nr. 247 und 248 der Münchner Älteren Pinakothek. Über ihre Erwerbung im Sommer 1627 hat bereits Baader[5]) die Nürnberger Archivalien veröffentlicht. Zu diesen bieten die im Geheimen Hausarchiv[6]) befindlichen Schriftstücke nicht unwesentliche Ergänzungen. Sie reichen vom 13. Juni bis 25. Sept. 1627. Ihnen zufolge hat

1) Koch H. H., Das Dominikanerkloster zu Frankfurt a. M. (1892.) S. 54 ff.

2) Staatsarchiv a. a. O.

3) So Reber a. a. O. Nach Häutle, Die Residenz in München (Bayer. Bibl. 27) 1892, S. 77, geschah es beim Brande vom 14. Dez. 1729.

4) Voll, Führer 87.

5) Beiträge z. Kunstgesch. Nürnbergs I. u. II.

6) A. a. O.

Maximilian seinen Kammerdiener Aug. Haimbl, von dem der schon erwähnte Augsburger Hainhofer rühmte,[1]) daß er „sich auf die Joyas[2]) und Kunstsachen wohl verstunde", bereits am 13. Juni, ein zweites Mal am 8. Juli nebst einem Maler[3]) nach Nürnberg, ein drittes Mal am 27. August an den Bürgermeister Sigm. Gabriel Holzschuher geschickt, um mit diesem die einführenden Schritte zu tun; das bayerische Zahlamt in Amberg streckte zu dem Zwecke dem Haimbl „biß in die 1000 Reichsthaler" vor. Die Nürnberger hofften anfangs, der Kurfürst würde sich mit einer Kopie, die „nicht weit von dem Originale steiche", begnügen und an den ketzerischen Sprüchen, die an den Tafeln angebracht waren, Anstoß nehmen. Allein Maximilian war es um die Originale zu tun, und Haimbl erklärte, im Bewilligungsfalle werde der Kurfürst es der Stadt lohnen, andernfalls aber werde die Ungnade umso größer sein und er es „für einen sondern hohen Despekt aufnehmen".[4]) Am 27. August beschloß der Rat, die Originale mit den Kopien zur Wahl an Maximilian zu senden, der am 14. September die Kopien wieder zurückschickte mitsamt den von den Originalen abgesägten und an die Kopien angefügten odiosen Inschriften, während er die Originale behielt.[5]) Holzschuher empfing am 18. September eine Belohnung und die „Eltern und Geheimen" des Rats neun Goldstücke mit des Kurfürsten Bild. Der Hauptgrund aber, der die Nürnberger zur Nachgiebigkeit bewogen hatte, war die praktische Erwägung: „daß diese Stadt und deren Bürgerschaft, sowohl der Zufuhr der Viktualien als auch der Privathandelschaft in das Land zu Bayern und Oberpfalz, vornehmlich auch der allgemeinen Kommerzien, die dadurch in das Welschland gehen, große Kommoditäten zu gewärtigen habe, wie denn auch wißlich,

1) A. a. O. 293.
2) = joyaux, Kleinodien.
3) J. G. Fischer; Reber a. a. O.
4) Baader I, 91—97.
5) Reber 14.

was Schaden allbereits der Stadt Regensburg durch die bairischen Aufschläg zugezogen werden." [1])

Vielleicht hat im stillen auch die Erinnerung an die schwere Heimsuchung durch den brandenburgischen Nachbar, von der sie sich erst am 2. Juni durch einen empfindlichen Vergleich zu Frauenaurach losgekauft hatten, [2]) dazu mitgewirkt, die Nürnberger gegen den bayerischen Nachbar nachgiebig zu machen.

Zur gleichen Zeit, da Maximilian mit Nürnberg wegen der Dürer'schen Apostel in Verhandlung stand, pflog er eine lebhafte Korrespondenz mit den Generälen Tilly und Aldringen sowie mit den bayerischen Obersten und Kriegskommissären Hans Christoph von Ruepp und Albr.. von Lerchenfeld. Abermals um eines Dürer habhaft zu werden und zwar eines Werkes, von dem die Kunstgeschichte nichts weiß. Am 31. Juli 1627 schreibt Maximilian an Tilly:

„Wür werden glaubwürdig bericht, das zu Stendel in der Markh Brandeburg in Unser L. Frauen Khirchen zu hinderist under der Orgl ein Altar sey mit St. Hieronimi Bildtnuß [so zweymal aufgethan] mit doppleten Flüglen vom Albrecht Dürer a^o 1511 gemalt. Wann euch dan bewust, das wür dises Maisters Hand bishero starkh nachgetracht, also wurdet ir unß ein gar großes Gefallen erweisen, wann jr solchem Altar nachtrachten und allein die Taflen oder Gemaehl ohne die Einfassung (weil solche allein die Fortbringung schweer machen) unß erhandlen und zuwegen bringen khundt. Ersuchen euch demnach an bester euer Müglichkeit herundter nichts erwinden zu lassen. Da es auch begert werden solte ein gleichmeßige copiam an die Statt in das verbleibende ornament oder Einfassung machen zu lassen, wellen wür solches zu Ankhonfft des Originals alhie alßbalt verfertigen und wider an sein Ort bestellen lassen, und wellen wür auch solche euer Bemhüeung mit g., damit wür ohne das wol beigethan verbleiben, erkhennen."

1) Baader I, 94—97. Über die bayerischen Aufschläge, Zölle und Einfuhrverbote s. Riezler S., Gesch. Baierns IV, 54 ff., 184 ff.
2) Heilmann J., Kriegsgesch. v. Bayern II, 1 S. 230—32.

Denselben Auftrag erteilt er am nämlichen Tage dem bayerischen Kommissär Hoffkammer- und Kriegsrat Hans Christoph von Ruepp, dem er eigens das bekannte Dürer-Monogramm an den Briefrand zeichnet.

Wenn es in Stendal auf eine Verehrung ankomme, wolle er es an 100 Talern[1]) oder noch mehr und an einer sauberen Kopie nicht fehlen lassen. Sollte es aber bei den Prädikanten oder der Obrigkeit nicht zu erhalten sein, sondern man an den Kurfürsten von Brandenburg gehen müssen, „da tragen wir wol die Beysorg, weder wir noch gedachter General bei S. L. sowol daran sein, daß sie uns sovil zu Gefallen thuen und besagtes Stuckh volgen laßen werde, es mechte dann auß einer Forcht geschehen." Im Notfalle solle man die Vermittlung Wallensteins, dem der Kurfürst von Brandenburg nichts abschlagen dürfe, oder besser noch die des kaiserlichen Generalkommissärs Aldringen anrufen, an welchen Maximilian am 3. August auch das Ersuchen richtet: Das Bild solle Ruepp ordentlich verschicken, damit „es durch die Bewegung nit gefikhlet oder Schaden neme"; aber nur das Bild wird gewünscht, nicht auch die „Einfassung oder ornamenta".[2]) In der Tat meldet Aldringen am 24. Sep-

1) In einem zweiten Konzept an Ruepp 31. Juli: „an einer ziemlichen Verehrung". Zur Vorsorge schickt er via Prag am 3. Aug. ein Duplikat dieses und der Abschrift des an Tilly gerichteten Schreibens, damit der Befehl ja ausgerichtet werde und „nit etwan andre herinnen vorkommen oder das Stuckh verzukht werden möchte".

2) An Lerchenfeld wiederholt Maximilian 18. August 1627 den an Tilly und Ruepp erteilten Auftrag, damit ja niemand zuvorkomme und den Altar wegschnappe: „wenn anderst, wie gemeldt, von des Dürers aigner Hand". Er gebe eine „billige Verehrung neben dem, daß wir ein andre saubere copiam, da mans begert, an die Statt wellen machen und richten lassen". Sollte die Verehrung zu hoch werden, dann solle L. berichten, mittlerweilen aber sich des Altars versichern. P. S. „Wür werden bericht, es befind sich in der Marckh Brandenburg noch wol mehr wolgemalte alte Altäre hin und wider von des Dürers auch anderer alter Maister Handen, deßwegen nachzuefragen und guete Khundschafft zuebestellen, bey welchem allem der Obrist Aldringer vil thuen khan, weils in den kayserlichen Quartieren." Am 29. August erneuert der Kurfürst das Schreiben an Lerchenfeld vom 18. August, imfalle dieses

tember 1627, daß der Rat in Stendal den Altar bewilligt habe und daß ihn Aldringen durch einen eigenen Abgeordneten habe holen lassen, „wie E. ch. Dhlt. auß beyliegender Abschrift seiner Relation auch wie der Altar beschaffen und gefunden worden, in Gnaden ersehen.“ [1]) Am 12. November übergibt Aldringen

---

demselben nicht zugekommen und da Ruepp z. Zt. dem Vernehmen nach nicht an Ort und Stelle sei. Deshalb solle L. allen Fleiß aufwenden, damit der Kurfürst zu seinem „intent“ gelange, sich aber zuvor vergewissern, was Tilly oder Ruepp gethan hätten, damit sie sich nicht gegenseitig hindern „oder dadurch den Altar desto teuerer machen“. Auf alle Fälle aber solle er sich nach Stendal verfügen und den Altar besichtigen, „ob er von des Dürers Hand und was es damit für eine Gestalt“ habe. — Am 4. September berichtet Ruepp aus Lauenburg an den Kurfürsten, daß er das Schreiben an Aldringen besorgt habe. Aldringen sei bereit und würde „gleich anheut“ zu dem Ende einen eigenen Boten nach Stendal abfertigen, um die Beschaffenheit gedachten Altars zu erfahren, und dann Ruepp verständigen, worauf Ruepp dem Kurfürsten berichten werde. Dieses Schreiben beantwortet Maximilian am 23. September: Ruepp solle den Aldringen mahnen und dahinter sein, auch sonst in der Mark und Niedersachsen nach alten und berühmten Gemälden fahnden, NB. „ob es solche gute Stuckh, welche nit nur von einem oder dem andern allein für guet gehalten und gelobt werden (zumal es nit allzeit also ist und wir selbst offt das Widerspil befunden), sonder die bey jedermeniglich und sonderlich denen der Sachen Verstendigen je und allzeit in sonderbahrem Rhuem gewest und in hohem Wehrt gehalten worden sind“. Ruepp müsse deshalb immer vorher einen genauen Bericht einreichen. Nachschrift von des Kurfürsten Hand: Ruepp solle, da man im Fürstentum Holstein sich befinde, auch schöne Pferde und Stuten zu erwerben suchen.

1) Am 11. Oktober befiehlt der Kurfürst Ruepp, er solle den zu Stendal erlangten Altar von Aldringen übernehmen und tunlichst bald heraufschaffen; am 12. an Lerchenfeld: er solle sich wegen des Stendaler Altars mit Ruepp verständigen; am 15. Oktober berichtet Ruepp: Aldringen habe ihm geschrieben, er werde ihm den Altar schicken (Abschrift von Aldringens Brief aus Wilster, 7. Oktober). Vgl. Allgem. Reichsarchiv, Dreißigjähr. Kriegsakten, Tom. 143, Fol. 233, 262, 274, 277. — Am 19. Oktober dankt Maximilian für Aldringens Schreiben vom 24. September „samt beygeschlossner, euers nach Stenndl, wegen deß begerten Altars

ihn an Ruepp und am 21. Dezember berichtet dieser, daß er den Altar „unbesehen" einer Proviantfuhre nach Hessen mitgegeben habe, von wo aus er selbst ihn weiterspedieren wolle.[1]) Am 25. Januar 1628 ist Ruepp wieder in München.

Damit hört alles auf, was ich über das Schicksal des Altars finden konnte. Nach München ist er, den Inventaren nach zu schließen, nie gekommen. In Stendal weiß man nichts von dem ehemaligen Vorhandensein dieses Altars, weder das dortige Archiv, noch die Literatur zur Geschichte Stendals.[2]) Aber auch die Dürerforschung bleibt die Ant-

daselbst Abgeordneten relation." Aldringen solle den Altar nun „je bälder, je lieber" an Ruepp befördern. Geh. Hausarchiv a. a. O. Ebenda am 30. Oktober Maximilian an Ruepp: er solle den Altar bald zu Handen bringen und, damit keine Zeit verloren gehe, „etwa auf einem Karren oder, da er darauf zu groß und schwer, auf einem Wagen eigens abschicken, und, damit der Wagenführer weniger koste und sich lohne, solle Ruepp auch noch andere Sachen beilegen, die herauf müßten. Auch schärft er ihm neuerdings ein, nach Gemälden zu fahnden. Am 8. November: Aus Ruepps Schreiben vom 15. Oktober habe er vernommen, daß der durch Aldringen „zu Stendel bekhommene Altar" an Ruepp nach Lauenburg geliefert werden solle. Nun liege aber Stendal viel weiter heraufwärts als Lauenburg. Wenn Ruepp also den Altar noch nicht habe, solle er ihn gleich von Stendal aus oder von da, wo Aldringen ihn verwahre, in der früher angegebenen Form fortschicken. Nachdem an Maximilian „Bericht eingelangt" sei, wo in der Mark und Niedersachsen sonst noch alte Gemälde seien, schickt er an Ruepp eine Abschrift des diesbezüglichen Verzeichnisses, welches auch Aldringen bekam (s. unten), damit Ruepp dem Aldringen an die Hand gehe, da dieser „mit anderen mehr wichtigen Sachen occupiert" sei.

1) Allgem. Reichsarchiv a. a. O. Fol. 396 und 427, und Akt 147 Fol. 42.

2) Götze L., Urkundl. Gesch. d. Stadt Stendal (1873). A. Ritterns Altmärk. Geschichtsbuch in: Antiquitates Tangermund. ꝛc. v. G. G. Küster (1729); Bekmann J. Ch., Hist. Beschreibung der Chur u. Mark Brandenburg (1753) II. Bd., 5. Teil, 1. Buch; Haake, Die mehrjährige Einlagerung eines Teiles des Tillyschen Heeres in Stendal seit d. Dezember 1627, in: Märkische Forschungen II, 84—96; Bergau R., Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler in der Provinz Brandenburg. 1885.

wort auf die Frage nach diesem Hieronymusbildnis schuldig. Sie berichtet uns allerdings, daß um das Jahr 1511, welchem angeblich der Altar angehört, Dürer sich wiederholt mit dem Hieronymussujet beschäftigt hat: 1511 entstand der Holzschnitt: Hieronymus in der Zelle, 1512 der Kupferstich: Hieronymus mit dem Weidenbaum und der Holzschnitt: Hieronymus in der Felsenhöhle, 1514 der Kupferstich: Hieronymus im Gehäuse.[1]) Als Hieronymusgemälde aber ist uns nur das 1521 für den Portugiesen Roderigo Fernandez gemalte Ölbild bekannt, welches nach A. Weber[2]) in Lissabon im Museu Nacional das Bellas Artes hängt.

Wo ist nun dieser Altar? Denn zuletzt ist immer von dem „Altar" die Rede, während der Kurfürst anfangs nur das Altarbild wollte. Ist er wahrscheinlich auf dem Transport nach Hessen verunglückt? Oder, was weniger wahrscheinlich ist, steckt er irgendwo, und ist kein Dürer? Letzteres ist ebenso unwahrscheinlich, denn 1. wollte Maximilian den Altar nur imfalle, daß er von Dürer sei, 2. befahl er, als ihm Aldringen am 24. September die (leider nicht mehr vorhandene) „Relation" von der Beschaffenheit des Altars schickte, am 19. Oktober nach Empfang derselben sogleich die Übersendung des Altars „je bälder, je lieber";[3]) es muß also die „Relation" seiner Voraussetzung entsprochen haben. Dabei kommt aber inbetracht, daß Maximilian es mit seiner Würdigung Dürers sehr ernst und sehr genau nahm, wie wir bisher schon gesehen haben und wie es namentlich aus folgenden hier zum erstenmale bekannt gegebenen Briefen[4]) an seinen Bruder, Kurfürst Ferdinand von Köln, sehr anschaulich hervorgeht.

Am 18. März 1630 dankt er seinem Bruder, daß er sich wegen der „Schildereyen" selbst bemühe; er solle sich schonen und die Sache durch seine Kanzlei besorgen lassen. „Die Sach selbst belangendt, stehet zu erwartten, was der Augustiner und

1) Thausing, A. Dürer 332, 340 u. 446, 450 f.
2) Dürer[2] S. 77 ff.
3) Hausarchiv a. a. O.
4) Hausarchiv a. a. O.

Lißkirchen resolution sein würdt. Der angedeütte Abtruckh were ohne allen Schaden gewest und hab ich offtermal von meinen Dürerischen und andern vornemmen Stuckhen dergleichen ohne einigste wenigste Verlezung machen lassen.[1]) Und dennach es mit der pittura ein Sach wie mit den Pferdten, welche ohne das Aug nit wol khönnen khoufft werden, so hab ich gedacht, ob die Sach dahin khendt gericht werden, daß der Altar von der Lißkirchen mechte khinden auf mein Khoßten und Wagnuß heraufgebracht werden. Wann solcher annemblich, solle die Bezalung, deren man sich zu vergleichen, par dagegen geschossen, im widrigen Fall aber der Altar ohne Schaden und zwar wieder auf mein Khoßten und Wagnuß allspaldt eingelifert werden. Von den Dürerischen Stuckhen ist ohne das Aug nit wol zu iudicieren, und wann sonsten kein ander Mangl alß die gelben Fleckh von Fürneiß, so würden noch Mittl sein, solche Fürneiß ohne Schaden herab zu bringen. Sonsten hab ich die Tafel St. Laurentii, devon E. L mir den disegno übersandt, vor etlichen nit gar wenig Jaren alhie selbst gesehen, dazumalen sie mir zukheuffen angebotten worden. Es hat aber weder von mir noch andren der Khunst Verstendigen weder für deß Dürers Handt noch disegno nit khönden erkhendt werden, ob es wol von einem alten gueten Maister ist. Es gibt sonsten wol copiae von deß Dürers Sachen, die nit übl imitiert seind, also wol aufzusehen, wie ich dann bericht worden, daß neulich ein Dürerische copei auß Nüernberg nach Cöln p. 200 fl. sey verkhaufft worden."

„Kein anderer Meister, nicht einmal der vielgeprüfte Raphael, ist von der Fälschung so beharrlich ausgebeutet worden wie Albrecht Dürer", sagt Thausing a. a. O. 142, der eine Reihe von damaligen Kopisten in Nürnberg aufzählt und des Kunsthandels der Imhoff gedenkt. Diese präsentierten 1630 dem Kurfürsten Maximilian ihre Dürer-Stücke, doch der Kurfürst stutzte, erkannte viele nicht für Originale an und gab sie alle zurück, ohne ein Gebot zu machen.

1) Unter den „Abdrücken" sind Pausen zu verstehen, die mit Pauspapier (carta lucida) hergestellt wurden; vgl. die Anweisung bei Cennino Cenini: Das Buch von der Kunst. Kap. 23—26, herausg. v. A. Ilg in: Quellenschriften f. Kunstgesch. I (1871).

Am 26. März 1630 schreibt dann Maximilian abermals an Ferdinand:

„Der uberschickhten Direrischen Abtrückh thue ich mich nit weniger dienstbrüederlich bedanckhen, halte daß Principal oder mittere Stuckh, darauf Unser Liebe Fraw für deß Dürers Invention und disegno, gefallt mir deßwegen wol, ob es aber auch bemeldtes Dürers aigne Hand, das khan darauß nit erkhennt werden, sonder mueß es nur der Augenschein zu erkhennen geben.

Vor 8 Tagen hab ich geschriben, ob der Altar auß deß Lißkhirchen mechte ad statum videndi auf mein Khosten und Wagnuß uberbracht werden. Nun hab ich auß deß Campii[1]) uberschickhten Schreiben vernommen, daß mann solche auß der Khirchen nit volgen lassen will, biß die Taler uf dem Altar ligen. Ich verhoffe aber, wenn E. L. ir authoritet soweit interponierten und guetsprechen wolten, ich solte bey den Kirchen Pflegern souil credit erlangen, daß mann an richtiger redlicher Bezalung verner khein scrupl mehr haben solte, das mittere (oder Haubstuekh allain, weil ich der Flügel nit begere) mit diser condition hieher ervolgen ze lassen, daß (weil ich derzait khainen qualificierten Maler zur copierung hinabschickhen khan) alspald ein ganz gleiche Copi, so von dem Original nit zu erkhennen, gemacht und sambt dem paren Gelt in so khurzer Zeit alß die Copi zu verfertigen immer möglich, oder auch das Gelt noch vor Verfertigung der Copi, bald nur das Stuckh gesehen worden, ohne der Kirchen Entgelt eingelifert werden solle. Under deßen khundten die Fligel zuegesperrt und also die Kirchen ohne einen erscheinenden Abgang verbleiben, gleichwol ich mich versehen thue, dieweil daß mittere Stuckh nur allein ohne Flügl gefolgt wurde, man werde auch proportionaliter mit dem pretio herabsetzen. Solte man aber die Fligl nit vom andern Thail absondern lassen wöllen (da inen doch lieber sein sollte, solche alß originalia zu behalten), so laß ich es mir auch gleich gelten.

1) Wohl der von Maximilian seinem Bruder als Rat und Kanzler vorgeschlagene Dr. Kemp; vgl. Briefe und Akten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges IV, 354[b].

Was den Augustiner Altar belangt, weil sie khaines von dem andren lassen wollen, und zwar iezt die Gelegenheit nit vorhannden, ein hiesigen Maler hinabzuschickhen, alß mueß ich E. L. bemhüen und ersuechen, Befelch zu geben, sich zuerkhundigen, was ein cölnischer Maler von Copierung solcher Stuckhen, wie auch die P. P. Augustiniani pro ultimo pretio fordern wollen, so hette ich mich alsdann zu resoluieren, auf einen oder den andren Weeg. Dabey noch diß zu erinnern, wann die Stuckhen, außer deß wenigen so abgesprungen, ainig Khluppf oder Fissuram haben, oder sonsten die Taflen ungleich gemoltert oder khrumpp sein solten, ich mich einzulaßen nit gedacht were. E. L. verzeichen mir die molestiam ūnd laßen meinem jungsten Ersuechen nach durch iemanden die Antwort mir zue ordnen."

(Nachschrift): „E. L. seind gebetten die Jarzall von deß Direrß Stuckhen berichten ze laßen, dann es außm Abtruckh nit zuerkhennen. Weil auch Campius Anregung thuet, daß er einen Abtruckh von einer Fügel der Augustiner Tafel uberschickht, so mechte ich denselben, da es E. L. gefellig, gern sehen."

Der nächste Brief in der Sache enthält viele stilistische Korrekturen von M.'s Hand und ist vom 9. April 1630:

„Vor 14 Tagen hab E. L. ich wegen der gemalten Taflen geschriben und under andern gebetten, weil ich ieziger Zeit khein qualificierten Maler von hie hinab zu schickhen hab, ob [E. L. die angebottne copias][1]) der Augustiner Tafel durch einen cölnischen Maler bestellt werden khundte. Nun trag ich wol Sorg, es werden dise Copien nit ein geringes costen, sonder den Malern hoch bezalt werden müeßen, zu dem daß sie auch lange Zeit erfordern und andere mer Ungelegenheiten machen werden. Ist mir derowegen eingefallen, ob nit ein Weg, daß ich dieselben historien sonst durch einen guetten Maler und eben durch den Fischer[2]) alhie, welcher E. L. jungerstlich den [Altar][3]) gemalt, [nach seiner selbs inuention][4]) fleißig und sauber

1) Durchgestr. von M.s Hand und am Rande: der Augustiner tafel.

2) Derselbe Joh. Georg Fischer, der die Kopien der Dürerschen Vier Apostel ausführte.

3) Von M.s Hand statt coraltar gesetzt.

4) Von M.s Hand eingefügt.

malen und vor Heraußnemung der begerten Altartaflen auß dem Altar hinabschickhen ließe, also daß, wann die alten Taflen heraußgenommen, gleich dise newe Taflen alßpald an die Statt hineingemacht werden khundten: wie ich dann darfür halte, es mechte vielleicht nit so gar an den Copien der alten Taflen gelegen, sonder wann dieselben historien sonst schön sauber und lieblich, alla moderna und wie es iezIger Zeit gebräuchig auf die italianische Manier gemalt wer, sy sollen eben sowol oder mehr alß die copien von den alten Stuckhen, welche gemainlich was hart scheinen, annemblich sein. Doch stell ichs E. L. haimb, ob sie vermainen, das es [so wol bei den Augustinern als bei den Verwaltern der Liskhirchen][1][2]) dahin gericht werden khundt, auf welchen Fall ich dann dieselb, sich darin verner zu bemhüen, auch die Maß von den alten Taflen, damit die newen [Düecher, weil solche geschmeidiger vnd geschwinder hinunder zu bringen][3]) darnach gericht werden khünden, mir zuekhommen zelaßen, bitten thue."

So plastisch und wahrhaftig sich aus diesen Schriftstücken die Persönlichkeit Maximilians als Mensch, Kunstfreund und Kunstkenner abhebt, so unsicher und dunkel sind leider die Mitteilungen bezüglich der erstrebten Kölner Kunstwerke. Im Vordergrund steht wieder Dürer. Aber um welche Stücke von ihm handelt es sich? Der Kurfürst spricht sehr vorsichtig von einem Bild U. L. Frau und einem Laurentius. Es ist außerdem die Rede von einem Altar in der Augustinerkirche, die jetzt abgebrochen ist, und von einem Altar in Lyßkirchen. Ob letzterer der im Städelschen Institut zu Frankfurt a. M. befindliche ist, 1524 gemalt vom „Meister des Todes Mariä", darstellend in der Mitte die Beweinung Christi und auf den Flügeln Joseph von Ari-

1) Von M.s Hand eingeschaltet.

2) Pfarrer von Lyßkirchen war 1621–44 Heinrich Tertoris, Dekan von St. Severin und Rektor der Universität; vergl. Mering F. E. Frhr. v. u. Reischert L., Die Bischöfe und Erzbischöfe von Köln (1844) II, 112 f.

3) Von M.s Hand eingeschaltet.

mathäa und Veronika,[1] vermag ich nicht zu sagen. Ob es überhaupt zu einer Erwerbung durch Maximilian gekommen ist? Wir müssen auch die Lösung dieser Rätsel der kunstgeschichtlichen Forschung überlassen.

Am Münchener Hofe bestanden zwei Gemäldesammlungen: die von Albrecht V. geschaffene Kunstkammer, die nach dem Inventar von 1598 nicht weniger als 778 Bilder aufweist, und die Privat- oder Kammer-Galerie Kurfürst Maximilians I., deren Inventar ums Jahr 1628 uns allerdings nur 117 Stücke, aber erlesene, und 68 mit Künstlernamen vorführt.[2] Unter diesen 68 Nummern ist damals Albrecht Dürer, außer den von uns hier behandelten Bildern: aus Frankfurt die Himmelfahrt Mariä und aus Nürnberg die Vier Apostel und der Paumgartnersche Altar, noch mit sieben Werken vertreten, von denen nur das letzte noch in München ist: die Beweinung Christi, Herkules und die stymphalischen Vögel, ein Hieronymus in Miniatur auf Pergament und drei Studienköpfe, eine hl. Anna selbdritt, Maria mit der Nelke und das Christkind mit dem Apfel sowie das Gebetbuch Kaiser Maximilians,[3] während der Kurfürst von Lucas Cranach damals nur vier Gemälde selbst erworben hatte. Auch für die Cranachsammlung bieten nun die in Frage stehenden Schriftstücke des Geheimen Haus- und Staatsarchivs einige sehr interessante neue Beiträge.

Am 26./16. Februar 1613 schickt der uns schon (S. 550) begegnete Kresser an Maximilians Kammerdiener Pühler Höhen- und Breitenmaß von Hans Gebharts[4]) Tafel, die von Lucas Cranachs Hand, und am 2. März berichtet er, daß Hans Gebhart nach langem Zureden bereit sei, die Tafel an den Herzog zu schicken, doch erst in einigen Wochen, da er eine kleine Kopie an Jakob Starck[4]) versprochen habe.

1) Vgl. Münzenberger E. F. A. u. Beissel St., Zur Kenntnis u. Würdigung der m.-a. Altäre Deutschlands (1905) II, S. 217.
2) Reber a. a. O. 10 f.
3) Reber a. a. O. 15–20.
4) Oben S. 547 genannt.

Als Preis fordert Gebhart 500 Taler, während Kresser 400 bietet. Wenn der Herzog das Bild gesehen habe, könne man das Äußerste versuchen. [1])

Leider fehlen uns auch da wieder alle Anhaltspunkte zur Identifizierung dieses Bildes und Feststellung, ob es in den Besitz des Herzogs übergegangen ist. In letzterem Falle kann vielleicht an die Judith, oder die Jahel, oder das Madonnenbild, oder das „Lasset die Kleinen zu mir kommen" des Inventars von 1628 [2]) gedacht werden und beschäftigen sich möglicherweise auch die folgenden Stellen des Briefwechsels zwischen Kresser und Pühler mit diesem Cranach:

Am 27. Mai 1613 schreibt Kresser, daß er das von Pühler ihm überschickte „Täfelein" an Jobst Harrich zum Kopieren gegeben und in längstens 14 Tagen Original und Kopie samt noch einem anderen von seiner Hand nach München liefern werde; er wolle dem Harrich „auf dem Dach sein", damit er es baldigst erledige „und also imitire", wie die Andeutung geschehen sei; und am 13./3. Juni schreibt er, daß das Täfelein, welches Jobst Harrich kopiert, dem Original „fast ähnlich oder gleich zu werden" beginnt, doch wird es vor acht Tagen nicht fertig, da Harrich nicht mehr als zwei Stunden täglich daran arbeiten kann, weil er am Rathaus malt und nicht aussetzen darf. [3])

Näher zu einem Ziele führt uns eine andere Spur, welche wir in einem Briefwechsel des Jahres 1633 verfolgen können.

Am 19. Januar 1633 schreibt Maximilian an den Kommandanten von Forchheim, Obristleutnant Friedrich von Schletz: [4])

„Nachdem uns der Thumbprobst zu Bamberg Johann Cristoph Neüstetter, genant Stürmer, von seinen zu Vorhaimb bei seinen Thumbprobstei Caßtner hündterlassnen Gemählen aines, so die Histori von der Unserem Herrn Joannis 8 Cap. durch die Juden vorgestölten Ehebrecherin betrifft, mit der Überschrifft,

1) Staatsarchiv K. schw. 419/12.

2) Vgl. Reber 20.

3) S. oben S. 552.

4) Heilmann J., Kriegsgesch. v. Bayern II, 1 S. 505.

Qui sine peccato est primus tollat lapidem, et iaciat in eam, volgen und zuestehen zulassen bewilliget, auch deswegen durch seinen Vettern Geörg Erasmen Heüslen von Eisenhaimb gemeltem Casstner alberaith bevolchen, solches Gemähl demjenigen dem wür Gewalt geben werden alspalden zuüberantwortten, so bevelchen wür dir hiemit genedigist, das du dich bei dem Thumbprobstey Casstner obangeregten Gemähls halber anmelden und befragen sollest, ob er dergleichen Bevelch wie obengemelt, entweder von gedachten Heüslin oder Thumbprobsten selbsten empfangen, und imfahl er nun solchen empfangen hete, oder in bölde wie wür gennzlich verhoffen, noch empfangen wurde, wollest du mehrbemelte gemalte Tafel von ihme Castnern abfordern und zu deinen Hannden nemmen, auch alspalten durch einen Schreiner in [ein][1]) Bretter [Khiisten, damit khein Waßer durchgeen möge][2]) fein sauber und eng einschlagen und nur inwendig also woll [versteifen damit es sich in der Khiisten nit bewegen, stößen und straiffen thüe][3]) sonder auch von außen mit gewächster Leinbat gannz überziehen lassen, damit das Gemähl innen so wenig von dem Rottlen und Füklen als von außen her von Wasser, Schnee oder Regen im wenigisten kheinen Schaden[4]) empfangen möge. Wann du nun die Tafel also eingemacht und verwahrt haben würdest, wollest dieselbige bei zwayen Männern, denen darumb wol zu trauen ist an ainer Stangen [oder auf einer Khrexen abgewexlt, wie es am füeglichisten sein wirdt] nacher dem Rottenberg tragen, und unserem Haubtmann und commandanten alda, dem Leoprechtinger, als welcher auch schon Bevelch hat, wohin ers weiter lifern solle, überandtwortten, vorher aber die Strassen zwischen Vorchaimb und Rottenberg vleissig recognosciren oder wo es von Netten auch mit etlichen Musquetierern oder Reittern conuiern lassen, damit die Tafel sicher und ohne Gefahr nacher dem Rottenberg übergebracht werde. Was du für das Einschlagen und Pottenlohn außlegen würdest,

1) Hineinkorrigiert.
2) Zum Einschalten.
3) Verwahren; durchgestrichen und statt dessen das am Rande Eingeschaltete.
4) Oder maculam, durchgestrichen.

haben wür unserem Renntmaister zu Amberg alberaith Bevelch zuekhomen lassen, dir dasselbige widerumb guet zumachen. Hieran volziehest unsern zuverlessigen Willen, und seind dir mit Genaden" ꝛc.

Unterm gl. Tage ergeht vom Kurfürsten an den Kommandanten der Bergfeste Rothenberg bei Schnaittach in Franken, Hauptmann Wolf Christoph von Leoprechting[1]) die Weisung: daß er das Gemälde, wenn es ihm von Forchheim aus zukomme, gebührend übernehme und an den Rentmeister in Amberg weiterbefördere; er solle den Trägern „wohl einbinden, große Sorg darauf zu haben, und es fein stehet zu tragen, damit das Gemähl nicht verfickhelt werde und sonst Schaden nemen könne. [Jedoch muß es mit gueter Sicherheit geschehen, damit es dem Feindt nit under die Handt stoße][2])". Unterm gl. Tage erhält der Rentmeister zu Amberg, Georg Egid von und zu Siggenhausen, Befehl, daß er die Kosten auszahle und das Gemälde mit gleicher Vorsicht an den Mautner zu Regensburg weiterschaffen lasse, der am gl. Tage beordert wird, es von Regensburg nach Braunau zu befördern. Die Absendung von Forchheim unterblieb aber „wegen der um Forchheim sich ereigneten Feindsgefahr".[3]) Am 12. März moniert der Kurfürst von Braunau aus den Rentmeister zu Amberg, „nachdem der Feindt selbigen Orten geschlogen und widerumb zurückh getrieben worden", nunmehr, bevor der Feind sich wieder sammle, das Gemälde wegschaffen und nach Braunau, wie zuvor befohlen war, befördern zu lassen.

Zunächst fragen wir wieder, welches der etwa ein Dutzendmal von Cranach gemalten Bilder:[4]) Christus und die Ehebrecherin, ist hier gemeint? Ob das im Germanischen

1) Heilmann 361.

2) Einschaltung am Rande.

3) Ende Januar marschierte die schwedische Hauptarmee gegen Bamberg, wo sie am 9. Februar eintraf und in der Umgegend Winterquartiere bezog. Anfangs März machte Jan v. Wert bei Pretzfeld und Ebermannstadt einen glücklichen Vorstoß gegen die Schweden. Heilmann 408 f., 439.

4) Vgl. Heller J., Luc. Cranachs Leben und Werke² (1854) und Schuchardt Ch., dasselbe (1851) II. Teil. 110, 145.

Museum als Nr. 225 befindliche? Denn es trägt den angegebenen Schrifttext.[1]) Oder das Bild Nr. 278 der Münchener Älteren Pinakothek? Denn dieses gehörte einstmals zur kurfürstlichen Galerie, besitzt aber den angegebenen Schrifttext nicht, falls er nicht durch J. G. Fischer übermalt worden ist.[2]) Geschenkt wurde das Bild an Maximilian durch den als Kunst- und Bücherfreund damals berühmten Bamberger Dompropst Johann Christoph Neustetter genannt Stürmer. Von diesem erzählt 1617 der schon mehrmals genannte Hainhofer,[3]) daß Stürmer ihm zu Bamberg seine große Kunstsammlung gezeigt habe, u. a. einen Saal mit lebensgroßen Porträts der Kaiser aus dem Hause Habsburg und „ein Altärlein von A. Dürer".[4]) Joh. Christ. Neustetter unterhielt mit Maximilian auch literarische Beziehungen und half im Jahre 1608 bei den gelehrten Nachforschungen für das von Marx Welser bearbeitete bayerische Geschichtswerk mit.[5])

Noch ein Bild von Cranach hatte, wie wir ebenfalls aus dem vorliegenden Akt des Hausarchives zum erstenmale erfahren, der Kurfürst auch im Jahre 1633 in seinem Besitze. Er erinnere sich, schreibt er am 12. Februar dem

1) Katalog der im Germ. Museum befindl. Gemälde, S. 29.
2) Katalog d. Gemäldesammlung d. k. Ält. Pinakothek (1904) S. 65.
3) Baltische Studien (1834) II, 153, 169.
4) Vgl. auch Hampe, Ratsverläße II, 170.
5) Rockinger L. v., Die Pflege der Geschichte durch die Wittelsbacher S. 45 u. 50. — Der „Stürmer, mit Tod abgegangen", um dessen hinterlassene „Liberei" sich Herzog Maximilian am 12. Juli 1595 bemüht wegen allenfalls darin vorhandener Schriften von Leonh. von Eck und Aventin (a. a. O. S. 45 u. [63]), wird von Rockinger jedoch verwechselt. Es ist nicht unser Johann Christoph Neustetter, welchen R. annimmt, obwohl er selbst S. 50 Anm. 1 einen Brief vom 26. August 1608 mitteilt, demzufolge Johann Christoph noch am Leben ist. Es ist vielmehr der am 3. Dez. 1594 verstorbene humanistische Erasmus Neustetter; vgl. über denselben die Allg. D. Biographie und Stumpf Pl., Denkwürdige Bayern S. 138 f.

Schultheis von Neumarkt, daß er bei seiner Anwesenheit dort im Sommer 1632 — es wird sich um Maximilians Anwesenheit im Juli 1632 nach Vereinigung mit Wallenstein auf dem Marsche gegen Nürnberg gehandelt haben[1]) — dem Schultheis durch seinen Kammerdiener „ein gemaltes U. L. Frauen Bildt mit dem Christkindlein, so ein Weintrauben in der Handt, von Lucaß Cronach" bis auf weiteres habe in Verwahr geben lassen, das solle er ihm nun nach Braunau überschicken, und am 10. Mai mahnt er nochmals an diese Zusendung. Zurzeit besitzen ein solches Bild sowohl die Ältere Pinakothek als Nr. 270 und die Galerie zu Schleißheim als Nr. 193. Letzteres stammt aus der durch König Ludwig I. erworbenen Wallersteinischen Sammlung,[2]) während ersteres, im 16. Jahrhundert Fuggerisches Eigentum, 1824 dem König Maximilian I. geschenkt wurde.[3]) Trotzdem bleibt die Möglichkeit offen, daß eines dieser beiden jetzt im Besitze des königlichen Hauses befindlichen Bilder einmal vorübergehend 1633 bereits dem Kurfürsten Maximilian gehört hat.

(Fortsetzung folgt.)

---

1) Heilmann 362.

2) Katalog der Gemäldegallerie im k. Schlosse zu Schleißheim (1905) S. 49.

3) Katalog d. Gemäldesammlung d. k. Ält. Pinakothek (1903) S. 64.

LVII.

Betrachtungen über die Enzyklika Pascendi.

Allgemeine Bemerkungen.

(Schluß.)

Der Leser kann deutlich ersehen: wir legen alles Gewicht darauf, daß die Enzyklika sowohl in ihrer abwehrenden wie in ihrer positiven lehrhaften Stellungnahme vor der unverfälschten Vernunft und Wissenschaft gerechtfertigt dastehe, daß ihre innere, geistige, wissenschaftliche Überlegenheit gegenüber den von ihr verworfenen Lehren ins Licht trete. Zwar ist die Enzyklika als auktoritative Kundgebung des obersten Lehrers der Kirche nicht auf gleiche Stufe zu stellen mit irgend einem, auch dem bestbegründeten und festgefügtesten System menschlicher Wissenschaft. Aber das kirchliche Lehramt hat sich gewürdigt, diesmal in eingehender Belehrung, in gründlicher und begründender Auseinandersetzung zu uns zu reden. Darum will und muß seine Enunziation auch besonders nach ihrer philosophisch-theologischen Bedeutung gewürdigt werden. Es entspricht ganz der Intention und dem Zweck der Enzyklika, daß von allen Seiten möglichst genau auf ihre Darlegungen, Begründungen, kritischen Beurteilungen eingegangen werde. Sie bietet sich der einläßlichsten Prüfung dar, wofern solche nur objektiv und gerecht ist. Wenn sie gegen eine lange Kette glaubensgefährlicher Anschauungen den Kampf ansagt und den Kampf aufnimmt, so tut sie das, getragen von dem imponierenden Bewußtsein, daß die gesunde Vernunft und die wahre, echte, nicht voreingenommene Wissenschaft auf der ganzen Linie zu ihr steht und an ihrer Seite kämpft. Man wende nicht ein, es sei zu viel verlangt, es sei unmöglich, für die Wahrheit der von der Enzyklika vertretenen Lehren eine wissenschaftliche Rechtfertigung zu beanspruchen, da es sich doch um Glaubenslehren handle, die sich nicht mit Vernunftgründen

beweisen lassen. Es war allerdings bequem für gewisse Leute zu sagen: mit einer römischen Enzyklika verlohne es sich nicht zu disputieren, sie sei für die Auktoritätsgläubigen und vertrage keine Gegengründe. Die so redeten, redeten oberflächlich und verstanden die Fragepunkte nicht. Nein, diese Enzyklika gibt Gründe, übt reichlich wahrhaft wissenschaftliche, philosophisch-theologische Kritik, schon ihre Analyse des modernistischen Systems, die Offenbarung seiner Prinzipien und Konsequenzen wird von selbst zur Kritik und Widerlegung, und wenn sie bestimmt auf Zustimmung rechnet, so geschieht es nicht zuletzt im Vertrauen auf die durchschlagende Kraft der von ihr ins Feld geführten Argumente. Sie will eben nicht für dieses oder jenes Einzeldogma den Beweis erbringen, sondern die vernünftige und wissenschaftliche Grundlage des Glaubens überhaupt sichern. Sie will die Prinzipien schützen, auf denen die Wahrheit und Sicherheit unseres gesamten Glaubens ruht; sie will zeigen, welche Begründung des Glaubens falsch und unzulänglich, und welche allein genügend und unentbehrlich ist. Es handelt sich um die Grundpfeiler des Glaubens, bei denen die Vernunft und Wissenschaft das erste Wort zu sprechen hat, um den untersten Zusammenhang des Auktoritätsglaubens mit dem natürlichen Wissen, kurz, um die vernünftig-wissenschaftliche Legitimation des Glaubens. Und es handelt sich ferner um die Beziehungen, die, auch wenn der Auktoritätsglaube einmal vernünftig begründet ist, fortgesetzt zwischen ihm d. h. seinen einzelnen Lehrpunkten und den natürlichen Erkenntnissen weiter zu bestehen haben. Es handelt sich also durchaus um Dinge, die der vernünftigen Prüfung, dem wissenschaftlichen Beweis zugänglich sind und unterliegen. Wir haben es darum immer begrüßt, wenn Kritiker, anstatt die Enzyklika bloß mit der wohlfeilen allgemeinen Bemerkung abzutun, sie stelle sich im Gegensatz zum modernen Denken und Forschen, sich näher auf ihre Gedankengänge und Beweise einließen. Selbst wenn dies in ganz gegensätzlicher Stellungnahme geschah, wie z. B. bei W. Herrmann,

mußte es doch zur Klärung dienen und schließlich zur besseren Würdigung des Standpunktes der Enzyklika führen. Präzise Gegenüberstellung von Prinzip gegen Prinzip ist das Beste, was man sich von grundsätzlichen Gegnern für die Enzyklika wünschen kann, und solches Verfahren hat bisher ihrer Sache bei Unbefangenen zweifellos mehr genützt als geschadet. Überrascht sagten sich diese: also soweit muß man schon gehen in Bestreitung von Wahrheiten, die der gesunde Menschenverstand immer festgehalten hat, bis zur Leugnung einer festen, objektiven Wahrheit, bis zur Verzweiflung an einer wahren Erkenntnis und an einer wirklichen Wissenschaft muß man den Subjektivismus treiben, wenn man die Enzyklika wirksam bekämpfen will. Überhaupt können wir uns eigentlich blos freuen, daß die Enzyklika von den Gegnern so scharf aufs Korn genommen wurde. Die Prüfung hat die Richtigkeit, die Unanfechtbarkeit ihrer Grundgedanken nur in ein umso helleres Licht gestellt. Wir möchten das moderne philosophische oder liberal-theologische System kennen, das eine solche Herz und Nieren prüfende Durchleuchtung bestanden hätte. Die Enzyklika hat sie ausgehalten. Sie steht heute in ihren Grundvesten ebenso unerschüttert da als zur Zeit, da die ersten Angriffe auf sie losgingen. Ja die Festigkeit ihrer Stellung hat gewonnen, je mehr man sich objektiv prüfend mit ihr beschäftigte. Die Schwächen der Gegner sind schon durch die helle Beleuchtung, in der die Enzyklika sie aufzeigt, und nicht weniger noch durch die eigenen Verteidigungsversuche unerbittlich blosgelegt worden. Den treuen Katholiken aber ist das Bewußtsein, das Kraftgefühl und der Mut gewachsen mit der steigenden Einsicht, daß die katholische Weltanschauung trotz der wuchtigen Angriffe einer geistig überaus mächtigen und fürchterlich gerüsteten Gegnerschaft noch unbesiegt dasteht und daß Rom seinen Glauben gegen die feindliche moderne Wissenschaft mit unvergleichlicher Festigkeit und Sicherheit verteidigt. Es ist von außerordentlichem Wert für den gebildeten Katholiken, daß ihn angesichts einer so geistesgewaltigen und zu-

versichtlich vorrückenden gegnerischen Front das Bewußtsein nie verlasse: die katholischen Grundsätze sind doch die geistig sieghaften und überlegenen in der Welt! Die Enzyklika und der Kampf um sie hat dieses Bewußtsein gekräftigt und erhöht. All die unzähligen Besprechungen und Auseinandersetzungen, zu denen sie Anlaß gab, legen — positiv oder negativ — Zeugnis dafür ab: Rom, Roms Glaube und Roms Weltanschauung stehen im modernen geistigen Kampfe völlig ungebrochen da.

Daß es moderne Geister gibt, die aus Überzeugung die Grundsätze der Enzyklika nicht teilen, sondern entgegengesetzten huldigen, wollen wir nicht bezweifeln. Es handelt sich da um grundverschiedene Weltanschauungen, namentlich um grundverschiedene Auffassungen der menschlichen Erkenntnisfähigkeit und der Wahrheit. Ohne dieselben hier eingehender gegen einander abzuwägen, wollen wir nur noch einige, jedermann verständliche Vorteile herausstellen, die die Enzyklika auf ihrer Seite hat, einige Chancen, die zu Gunsten ihres Standpunktes schwer ins Gewicht fallen. Die Enzyklika verwirft den gegnerischen Standpunkt bei vollster Kenntnis und unter erschöpfender Würdigung desselben. Sie kennt dessen Gründe genau, weist ihn aber trotzdem oder vielmehr großenteils eben wegen dieser Gründe zurück und behauptet im bewußtesten Gegensatz dazu den traditionell-katholischen Standpunkt als den wahren. Sie stellt dem gegnerischen Argumente entgegen, die noch von niemandem entkräftet worden sind. Sie drängt ihn ferner mit logischer Nötigung auf letzte Prinzipien zurück, die so geartet und von solcher Tragweite sind, daß die meisten vor ihnen und vor ihrem offenen Bekenntnis zurückschrecken, und die, sobald man mit ihnen Ernst macht, erschreckende Folgen nicht blos für die Religion, sondern auch für die Wissenschaft haben. Die philosophischen Prinzipien des Agnostizismus und einer subjektiven immanenten Wahrheit mögen manchem in berückendem Lichte gesehen als die tieferen und fortgeschritteneren erscheinen gegenüber der alten scholastischen Gleichung: veri

tas est adaequatio rei et intellectus. Im praktischen Leben werden sie sich nie zur Geltung bringen können, weil sie dafür absolut unbrauchbar sind. Die Menschen können sich nie in der Weise gegen die Natur anstemmen, daß sie sich der Überzeugung von einer objektiven Wahrheit und von einer wirklichen Erkennbarkeit derselben entäußerten. Der Kantische Erkenntnissubjektivismus führt konsequent zum völligen Skeptizismus. Er macht nicht Halt vor den sinnlichen Erscheinungen. Denn wenn seine Argumente überhaupt etwas taugen, gelten sie nicht blos gegen die intellektuelle, philosophische, sondern gegen alle und jede menschliche Erkenntnis. Mit absolutem Skeptizismus aber läßt sich nicht leben; er hebt auch notwendig sich selbst auf, negiert bei jeder Behauptung, die er tut, sich selbst. Aber nicht blos das praktische Leben, auch die Erfahrungswissenschaften, vor allem die so großartig entwickelten Naturwissenschaften können nichts anfangen mit einer Erkenntnistheorie, die das Wissen auf die Erscheinungen einschränkt, und mit der Lehre von einer rein subjektiven Wahrheit. Sobald sie sich daran halten wollten, würden sie sich selbst entwerten oder geradezu unmöglich machen. Ohne Ursachen und Wirkungen und zwar im objektiven Sinne kommt die Wissenschaft nicht aus — sie lebt geradezu von deren Zusammenhang —, nicht einmal ohne Substanzen. Wenn nun die Naturwissenschaft, die den Ruhm der Neuzeit ausmacht, unmöglich sich mit der modernistischen Philosophie vertragen kann, mit welchem Recht mutet man der Religion und der Religionswissenschaft zu, daß sie es könne? Wenn keine Erfahrungswissenschaft sich an den Kantischen Kritizismus hält, wenn kein Mensch im gewöhnlichen Leben sich daran kehrt, auch nicht der Philosoph selbst, sobald er den Philosophenmantel ablegt, soll das auf einmal anders werden, wenn es sich um die Erforschung der religiösen Wahrheit handelt? Soll hier die vernünftige Fähigkeit des Menschen sich auf einmal jene Verkürzung, jene Einbannung aufs Phänomen gefallen lassen, an die sonst niemand glaubt? Soll hier und hier allein

auf einmal die Wahrheit dazu verurteilt sein, lediglich subjektiven Wert zu besitzen? Solche Widersprüche erwecken zweifellos kein günstiges Vorurteil für die Richtigkeit der modernistischen Philosophie. Wer sie bedenkt, könnte im Glauben an die Wahrheit des Agnostizismus und des Kantischen Idealismus wankend werden, auch wenn er sich nie näher auf die philosophische Prüfung dieser Systeme eingelassen hat. Nun wissen wir wohl: es fehlt nicht an solchen, die auch vor der Anwendung der agnostischen Ideen auf die Naturwissenschaft nicht zurückscheuen, ja dieser letzteren sogar eine Stütze für ihre Philosophie entnehmen wollen. Weil die Naturerkenntnis oft sich geändert und korrigiert hat, und weil sie nie eine absolut vollkommene ist, deshalb soll sie für den rein subjektiven Charakter aller menschlichen Erkenntnis zeugen! Der Schluß ist nicht gerechtfertigt.

Lucien Roure, der in einem Artikel Scholastiques et Modernistes in den Études vom 5. Februar und 20. März 1908 den Gegensatz zwischen scholastischer und modernistischer Auffassung von Wahrheit erörtert, behandelt diesen Punkt gut und lichtvoll. Nachdem er gegenüber der modernistischen Anschauung, wornach die Wahrheit etwas Schwankendes, in stetem Flusse Begriffenes ist, den Nachweis geführt, daß es eine Menge von Wahrheiten gibt, die durchaus exakt sind, die keiner Vervollkommnung und keiner Berichtigung mehr bedürfen, prüft er den Beweis, den der Modernismus aus der Beschaffenheit des menschlichen Naturerkennens herholt. Es ist offenbar, führt er aus (S. 773 f.), in Bezug auf die Natur und ihre Gesetze bleibt unser Erkennen hinter der Wirklichkeit zurück, erreicht es diese nur annäherungsweise (nous n'arrivons qu'à des approximations). Diese Einsicht ist eine der Quellen des Modernismus geworden. Man hat bemerkt, daß die früher von Gelehrten mit großer Zuversicht formulierten physikalischen Gesetze einer Korrektion bedurften, daß physikalische Theorien, die definitiv zu sein schienen, ganz schwankend und provisorisch waren, daß das, was man als Realität hinstellte,

großenteils nur Symbol war. So wollte man denn, indem sich eine Reaktion gegen die früheren sicheren Aufstellungen geltend machte, einer wissenschaftlichen Konstruktion nur noch den Wert einer geistvollen, geschickt erfundenen Fiktion oder eines Schemas zuerkennen; ja man ging soweit, dem menschlichen Geist das Vermögen ganz abzusprechen, etwas anderes zu erfassen als Phänomene. Und man erlebte das Schauspiel, das für den Denker der Ironie nicht ermangelt, daß jenen selben positiven Wissenschaften, die vom 18. und 19. Jahrhundert als Typus der wahren und einzigen Wissenschaft hingestellt und als Ausdruck der Wahrheit den Träumereien der Metaphysik und des Glaubens gegenübergestellt worden waren, jetzt von den Gelehrten der wahre wissenschaftliche Charakter abgesprochen wurde und daß die Philosophen sie dazu benutzten, um den Bankrott der Vernunft zu proklamieren. Es blieb den Scholastikern vorbehalten, die Verteidigung der Vernunft zu übernehmen. Diese gaben zwar zu, daß die wissenschaftlichen Theorien unvollkommen seien, zeigten aber, daß eine unvollkommene Erkenntnis noch nicht notwendig eine falsche Erkenntnis ist. Sie wäre nur dann falsch, wenn man sie als eine ganz adäquate ausgäbe. Jedes Ding bietet verschiedene Seiten, mehrfache Gesichtspunkte dar. Nun kommt es oft vor, daß der menschliche Geist nur einige derselben erfaßt. Solange er sich nur über die ausspricht, die er erfaßt, ohne zu beanspruchen, damit alles, was es an dem Gegenstand zu erkennen gibt, erschöpft zu haben, bewahrt er sich vor Irrtum.

Treten wir von dem Gebiete der Philosophie über auf das der historischen Kritik, so begegnen wir zwar hier einem besonders zuversichtlichen Gefühl der Modernisten sowie aller sogenannten unabhängigen Kritiker. Indem sie der katholischen Exegese den Vorwurf machen, sie sei gebunden an die Dogmen der Kirche, fühlen sie sich selbst als die Freien, als die lediglich nach historischen und kritischen Gesetzen Forschenden. Es möchte scheinen, daß hier kein Vorteil für die auf dem Standpunkt der Enzyklika Stehenden heraus-

zufinden wäre. Und doch wagen wir zu behaupten, daß dies der Fall. Es muß einmal ernstlich die Frage gestellt werden: wo ist die größere und namentlich wo ist die gefährlichere Gebundenheit? Ja, der katholische Exeget ist gebunden. Seine Gebundenheit bezieht sich aber im Grunde auf die Tradition d. h. auf den wichtigsten Faktor der Geschichte selbst und sie beruht weiter darauf, daß bei Erklärung der hl. Schriften das Milieu zu berücksichtigen ist, dem dieselben ihre Entstehung verdanken. Wer auf diese beiden Dinge gebührend Rücksicht nimmt, von dem kann man nicht sagen, daß er der historischen Methode fremde Prinzipien verwende. Vielmehr sind es solche, die der geschichtlichen Forschung im höchsten Maße förderlich sein können. Die sogenannte freie Exegese und Geschichte dagegen ist zum größten Teil beherrscht von aprioristischen Voraussetzungen, die mit der Geschichte an sich nichts zu tun haben, sondern einem ganz anderen Gebiete entlehnt sind, speziell von der Voraussetzung, daß Wunder, übernatürliche Eingriffe nicht denkbar sind, also auch geschichtlich nicht vorgekommen sein können. Man scheut sich nicht, geradezu offen auszusprechen, daß man diese Voraussetzung der Erforschung des Lebens Jesu und der Anfänge des Christentums zu Grund legt. Dieselbe beeinflußt denn auch die ganze freisinnig-protestantische Bibelkritik so stark, so durchgehend und so offensichtlich, daß es für keinen auf diesem Gebiet Bewanderten mehr eines Beweises dafür bedarf. Glaubt man, daß es immer nur zum Vorteil der historischen Wahrheit geschehe? Professor Mausbach in Münster stellt in seiner Besprechung über „die päpstlichen Kundgebungen des Jahres 1907 und die Lage der katholischen Kirche“ (Intern. Wochenschrift 1908 Nr. 7) diesen Punkt treffend ins Licht.

Nachdem er hervorgehoben, daß die päpstliche Enzyklika nicht gegen die geschichtliche Methode als solche, sondern nur gegen jene Art von Geschichtsforschung und Kritik sich wendet, die von aprioristischen Voraussetzungen, von falschen philosophi-

schen Ideen beherrscht ist, fährt er fort: „Und wer wollte leugnen, daß in der Tat das Feld der Bibelkritik und christlichen Religionsgeschichte, wie kein anderes, Beispiele solcher Beeinflussung der Geschichtsforschung bietet!" Hierauf führt M. eine Reihe eklatanter Belege an, um dann die Bemerkung anzufügen: „Diese Grundvoraussetzung (von der Undenkbarkeit eines übernatürlichen Eingriffs) ist doch zweifellos eine philosophische, noch dazu eine solche, die nie bewiesen und selten begründet wird, vielmehr unter dem offenbaren Zeiteindruck der herrschenden Naturwissenschaft steht; sie enthält ebenso deutlich — bei den Gegnern der Metaphysik — eine negative Metaphysik, die der unbefangenen Geschichtsbetrachtung gefährlicher sein muß als die positive, die Möglichkeit des Wunders behauptende Metaphysik der Alten." (Sp. 201 f.)

Ja, jene negative Metaphysik, jenes von außen hergebrachte Vorurteil bedeutet zweifellos eine beständige Gefahr, die christliche Religionsgeschichte zu fälschen. Sie nötigt dazu, lieber auf eine vernünftige Erklärung des gewaltigen Eindrucks Jesu und des unerschütterlich festen Glaubens seiner Jünger zu verzichten, als Wunder und Auferstehung anzunehmen. Sie verurteilt dazu, zum voraus, koste es was es wolle, alle Zeugnisse als unglaubwürdig zu verwerfen, die Wunderbares berichten, somit einen geschichtlichen Prozeß zu entscheiden ohne Rücksicht auf die Zeugen und schon ehe diese verhört sind. Sie stellt nie eine unbefangene Prüfung an über die Beglaubigung eines wunderbaren Ereignisses, sondern fragt immer nur: wie wird der Glaube daran aufgekommen sein, da das Wunder selbst doch nicht geschehen sein kann? Man sage, was man wolle: einer solchen voreingenommenen Geschichtsbetrachtung gegenüber ist der katholische Forscher ganz unstreitig im Vorteil. Nichts nötigt ihn, auch die Enzyklika nicht, einen einzigen sicheren Grundsatz der exakten Methode zu verleugnen. Alle Regeln, die eine vernünftige Kritik aufgestellt, um gutbeglaubigte Geschichte von schlecht beglaubigter Legende zu unterscheiden, kann er anerkennen und anwenden. Nur den einen Satz

von der Unmöglichkeit des Wunders wird er sich nicht als historisch leitende Regel aufdrängen lassen. Vielmehr wird er alles Gewicht auf die Bezeugung legen, und wenn die Beglaubigung sich als eine unanfechtbare, unüberwindlich starke herausstellt, die geschichtliche Folgerung ziehen.

Noch etwas ist hervorzuheben, was in der Enzyklika eine bedeutsame Rolle spielt und was ihr eine für jedermann ohne weiteres einleuchtende Überlegenheit gegenüber der gegnerischen Anschauung sichert. Die Enzyklika verwirft die doppelte Wahrheit, den zwiespältigen Haushalt von Wissen und Glauben. Sie legt Verwahrung dagegen ein, daß etwas für den Glauben wahr sein könne, was für das Wissen falsch ist, daß Heilstatsachen von dem Gläubigen geglaubt werden können, die von dem kritischen Historiker als nicht geschehen erwiesen werden. Sie verschließt die Türe des katholischen Hauses allen jenen Versuchen, welche zwischen dem Christus der Geschichte und dem des Glaubens einen Gegensatz und Widerspruch konstruieren wollen, jener merkwürdigen Theorie, die den Christus der Geschichte rein menschlich findet, es aber dabei dem Glauben frei und offen läßt, ihn zu vergöttlichen. Hiegegen protestiert sie mit aller Schärfe, weil sie will, daß in der katholischen Kirche das alte Christentum in seiner ehrlichen Klarheit, in seiner unverfälschten Echtheit erhalten und gewahrt bleibe. Wer will es ihr verdenken? Wer möchte sie darob tadeln? Hat sie hier nicht wieder den gesunden Menschenverstand ganz auf ihrer Seite? Wohlgemerkt, es handelt sich bei diesem Streite nicht etwa blos um metaphysische Glaubensgeheimnisse, die als solche der historischen Forschung unzugänglich sind: es handelt sich vielmehr um jene sinnenfälligen und geschichtlich bezeugten Tatsachen, durch welche Jesus seine göttliche Wesenheit bekundet und bewiesen hat, es handelt sich um die Heilstatsachen, die eben als Tatsachen Gegenstand des Glaubens sind, deren geschichtliche Wirklichkeit eben dadurch verbürgt ist, daß sie als Dogmen von der Kirche zu glauben vorgestellt werden. Wenn das Dogma von der Auferstehung Christi mir diese

Auferstehung als geschichtliches Faktum garantiert, so liegt doch ein offener und unausgleichbarer Widerspruch vor, wenn andererseits der Geschichtsforscher die geschichtliche Wirklichkeit dieser selben Auferstehung bestreitet. Damit ist Ja und Nein über dasselbe Objekt und in derselben Beziehung ausgesprochen. Man sucht den Widerspruch zu verschleiern, indem man immer wieder geltend macht, Glauben und Wissen gehörten verschiedener Ordnung an und hätten verschiedene Erkenntnisgebiete; die Geschichtswissenschaft erforsche nur die phänomenale Seite der Ereignisse, während der Glaube hinter den Phänomenen noch höhere, religiöse Wirklichkeiten entdecken könne. Diese Ausflucht hält genauerer Prüfung nicht stand. Fürs erste begnügt sich die vom Modernismus adoptierte historische Kritik ja nicht damit, zu sagen, die Feststellung eines Wunders Jesu Christi wie der Auferstehung gehe über ihre Kompetenz und ihre Aufgabe hinaus, sie sucht vielmehr direkt die Tatsächlichkeit des Wunders zu leugnen und Material gegen seine historische Wirklichkeit beizubringen. Sodann gehört es zweifellos zur Kompetenz und Aufgabe der Geschichtswissenschaft, auch übernatürlich gewirkte Tatsachen festzustellen, insofern dieselben in die sinnenfällige und darum eben historisch faßbare Erscheinung treten. Die Geschichtsforschung hat zwar nicht zu untersuchen und zu erklären, wie eine Totenerweckung vor sich gegangen d. h. durch welche Kräfte sie gewirkt worden ist. Aber sie kann feststellen und hat festzustellen, daß eine geschehen ist, — vorausgesetzt, daß hinreichende Zeugnisse vorhanden sind. Widerspricht sie nun inbezug auf grundlegende Heilstatsachen dem Glauben, leugnet sie Fakta wie die Wunder und die Auferstehung Christi, leugnet sie ferner die Tatsache, daß Christus wahre Gottessohnschaft von sich bezeugt hat, so entzieht sie dem Glauben die unentbehrliche historische Grundlage. Wer dann behauptet, diese historische Verneinung vertrage sich mit der Glaubensbejahung, der radikale Kritizismus tue der Wahrheit und Sicherheit des christlichen Glaubens keinen Eintrag, der entleert entweder, trotzdem er noch von Glaubenswahr-

heiten redet, den Glauben jeglichen Wahrheitsgehaltes, was gleichbedeutend ist mit seiner Zerstörung, oder er stellt sich, mag er es zugeben oder nicht, auf den unnatürlichen, absurden Standpunkt der doppelten Wahrheit. Es muß eigentlich rätselhaft erscheinen, wie es Geister geben kann, die zu diesem Standpunkt mehr oder weniger offen sich bekennen, die nicht einsehen wollen, daß die eine der beiden „Wahrheiten“ notwendig die andere töten muß. Daß die Menschheit je in größerem Maßstab einer solchen Theorie verfallen und sich dabei befriedigen könne, darf als völlig ausgeschlossen gelten. Die vernünftige und einheitliche menschliche Natur, die keinen solchen Zwiespalt verträgt, drängt mit Macht zu dem Standpunkt, den die Enzyklika vertritt. Oder hat man je erlebt, daß man sonst im Leben oder in der Wissenschaft eine doppelte Wahrheit für möglich hielt? Man streitet seit geraumer Zeit über das Datum des Todes Jesu. Von zwei Seiten her sucht man es zu ermitteln, auf Grund der evangelischen Berichte und mittelst astronomischer Berechnungen. Wem ist es aber jemals eingefallen, wenn die beiderseitigen Ergebnisse nicht übereinstimmen wollten, zu sagen, das eine sei historisch war, während das andere astronomische Wahrheit besitze; darum vertrage sich das eine wohl mit dem anderen?

Was die Glaubensgefährlichkeit der von der Enzyklika verworfenen modernistischen Grundsätze und ihre Unverträglichkeit mit den Lehren der Kirche anlangt, so steht dieselbe so sehr außer allem Zweifel, liegt für jeden Unterrichteten so klar auf der Hand, daß jedes weitere Wort überflüssig erscheinen könnte. Immerhin ist es für jene ängstlichen Katholiken, deren erste Sorge immer darauf geht, ob nicht die Gegner der Kirche unnötig aufgeregt und abgestoßen werden könnten, gut zu wissen, daß die Unvereinbarkeit des Modernismus mit der katholischen Glaubenslehre auch von zahlreichen protestantischen Gelehrten in anerkennenswerter Objektivität offen zugegeben, ja geradezu stark hervorgehoben wurde. Fügen wir zu den bereits gehörten diesbezüglichen Äußerungen noch einige weitere hinzu. Zu-

nächst noch das des Vertreters des katholischen Kirchenrechts an der Universität Würzburg, Professor Chr. Meurer. Dieser Gelehrte sucht begrifflich herauszustellen, was die Enzyklika als Modernismus verurteilt. Er findet:

„Und da wird uns in der Analyse der Enzyklika eine Theologie vorgetragen, die unter katholischem Gesichtspunkt allerdings von der bedenklichsten Art ist. Christus, die Bibel, die Kirche, die Sakramente usw. werden von ihr rein natürlich erklärt und dabei ein Dogma gewonnen und festgehalten, das seinen spezifisch kirchlichen Gehalt vollkommen einbüßt. Dabei rettet man sich mitunter auf ein Sprungbrett hinüber, das der doppelten Wahrheit der Neuaristoteliker zum Verwechseln ähnlich sieht, wobei daneben auch noch eine doppelte Geschichte und Exegese zum Vorschein kommt. . . . Die Systeme der Modernisten werden im übrigen allerdings ja wohl verschieden sein . . aber ein gemeinsamer Grundgedanke muß doch angenommen werden. Nach der Enzyklika ist der Modernismus eine Richtung in der katholischen Theologie, bei der sich der Kirchenglaube in ein höchst individuelles, religionsschöpferisches Gefühl auflöst und das katholische Dogma durch die Philosophie und Geschichte seine kirchliche Wesensbestimmtheit verliert, indem es unter Anwendung der kritisch-wissenschaftlichen Methode eine vollkommene Zersetzung durchmacht. Dieser Modernismus stellt ein System religiöser Unklarheit und Halbheit dar, für das sich bei uns in Deutschland wohl jeder Katholik bedanken würde. Insofern wird die Enzyklika hier kaum auf Widerspruch stoßen.“ (Internat. Wochenschr. 1908 Nr. 2 Sp. 47 f.)

Von Prof. Tröltsch haben wir schon gehört:

Die Kurie hat sich nicht blos eine Gefahr eingebildet, sondern es bestand vom Standpunkt des strengen Dogmas aus eine wirkliche Gefahr, die völlig derjenigen entspricht, die dem Protestantismus durch die ‚moderne Theologie‘ geschaffen wird. „In Deutschland und besonders in Österreich war und ist davon freilich weniger zu bemerken. Die Theologen und die wissenschaftlich gebildeten Laien des deutschen Katholizismus sind die

vorsichtigsten des ganzen Katholizismus überhaupt, und es ist mehr indirekt und vermittelt die deutsche Wissenschaft, gegen die die Enzyklika sich wendet. Dagegen war eine neue Art von Katholizismus in Italien, Frankreich, England und Amerika im Aufblühen". „Namentlich Italien und Frankreich wollten eine religiöse Wiedergeburt auf katholischer und doch zugleich moderner Grundlage".

Tr. kann hier über eigene Erfahrungen berichten, die lehrreich sind, wennschon er uns nicht genügend zu unterscheiden scheint zwischen solchen, die von modernistischen Ideen angesteckt sind, und solchen, die nur die moderne Arbeits- und Forschungsweise sich angeeignet haben. (Internat. Wochenschr. 1908 Nr. 1 Sp. 17 f.)

A. Hauck, Professor der Kirchengeschichte in Leipzig, will dem Papste seine Sympathie nicht versagen, „der in dem Streit um religiöse Probleme klar seine Stellung nimmt und was ihm als heilsam und notwendig gilt, offen vertritt." Er geht noch weiter. „Indem Pius X. den Offenbarungscharakter der christlichen Religion und die Geschichtlichkeit der evangelischen Überlieferung wahrt, schirmt er Anschauungen, auf die das Christentum niemals verzichten wird." Hauck geht insbesondere auf das System Loisys ein und sucht es zu würdigen. Hiebei zeigt er eine sehr weitgehende Nachsicht mit dem zwiespältigen Standpunkte des französischen Kritikers: Loisy sei Katholik bis in die Knochen, aber er habe von der protestantischen Wissenschaft Kritik gelernt.

„Und doch ist nichts verständlicher, als daß Pius X. in den Anschauungen Loisys eine Gefahr für den Katholizismus erkannte. Denn wenn einmal zugegeben wird, daß nicht Dogma und nicht Sakramente, nicht Kirche und nicht Papsttum dem Christentum ursprünglich sind, dann liegt gerade vom Traditionsprinzip der katholischen Kirche aus das Urteil: also ist alles dieses für das Christentum nicht wesentlich, in unvermeidlicher Nähe. Um das Katholische zu schützen, mußte die Kurie die Anschauungen Loisys ablehnen, obgleich Loisy ein treuer Sohn der katholischen Kirche ist (?). Darin liegt das Tragische an diesen Vorgängen."

Um so verwunderlicher ist die Frage Haucks: „Aber warum geschah die Ablehnung in dieser Form? . . . . Warum hat die Kurie die Auflösung seiner Lehre nicht dem inneren Zwiespalt überlassen, der diese Kombination früher oder später zersetzen mußte?" Die Antwort ist nicht schwer zu geben. In welcher Richtung der Zersetzungsprozeß verlaufen würde, ist klar. In der katholischen Kirche ist es aber nicht Brauch und Herkommen, daß die Auktorität der Zersetzung des Christentums mit akademischer Ruhe zusieht. Sie weiß sich verpflichtet, die geoffenbarte Wahrheit zu schützen. (Intern. Wochenschr. 1908 Nr. 2 Sp. 35 ff.)

W. Köhler, Professor der Kirchengeschichte in Gießen, sagt, nachdem er eine Darstellung der modernistischen Anschauungen gegeben: „Die Gefährlichkeit des Modernismus für den herkömmlichen Katholizismus wird einleuchten". Allerdings meint er noch: ein Modernismus in gemäßigter Form wäre nicht ganz unvereinbar mit katholischem Empfinden; auf protestantischer Seite sei eine Ableitung der Theologie der Bekenntnisse aus der Erfahrung ja auch möglich gewesen. Dieser Hinweis auf das protestantische Vorbild ist nicht gerade geeignet, Vertrauen zu erwecken.

Der Berliner Kirchenhistoriker Karl Holl gibt folgendes Urteil ab:

„Daß die katholische Kirche sich der Modernisten erwehrte, ist von ihrem Boden aus nur berechtigt. Sie lösen tatsächlich die katholische Kirche auf. Ob der Papst Pius X. oder Leo XIII. heißt, macht in unserem Falle gar nichts aus. Jeder Papst mußte so entscheiden wie Pius X. . . . . Loisy und Tyrell haben neuerdings (Januar 1908) offen zugestanden, daß die Kirche, so wie sie ist und wie sie seit dem 2. Jahrhundert war, nicht anders konnte, als sie verurteilen." (Modernismus, ein Heft der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher", zitiert im „Katholik" 1908, Heft 9 S. 223).

Die nicht gewöhnliche Gefährlichkeit des Modernismus liegt darin, daß er die Grundbegriffe und Grundlehren der katholischen Religion geradezu zerstört. Vor allem die Be-

griffe Glaube und Offenbarung. Glauben ist für den Modernisten alles mögliche, nur nicht das katholische Fürwahrhalten der geoffenbarten Wahrheiten auf das Zeugnis des offenbarenden Gottes hin. Der Unterschied zwischen natürlicher und übernatürlicher Offenbarung wird verwischt. Die letztere gilt dem Modernisten nicht als ein durch äußere Zeugnisse verbürgtes Sprechen Gottes zu den Menschen, nicht als die göttliche Mitteilung von objektiven Wahrheiten, die durch die Kirche den einzelnen vermittelt werden, sondern als ein inneres, durch nichts beglaubigtes Gefühlserlebnis.

Die sichersten objektiven Stützen des alten Glaubens, Wunder und Weissagungen, sind dem Modernisten wertlos, ja nicht vorhanden. Der modernistische Kritizismus räumt auf mit allen historischen Beweisen für die Gottheit Christi. Der Christus der Geschichte war lediglich Mensch, und zwar ein fehlbarer, irrender Mensch. Der Glaube hat ihn zum Gott gemacht. Der Glaube allein kann Göttliches an ihm entdecken. Am deutlichsten zeigt sich das Verderbliche des Modernismus an dem, was er aus den katholischen Dogmen macht. Er sucht ihnen das zu nehmen, was ihr Grundwesen ist und was sie zum lichtspendenden Mittelpunkt der ganzen Offenbarungsreligion macht, den Wahrheitswert, den intellektuellen, gedanklichen Inhalt. Damit wird dem Christentum so recht eigentlich das Auge ausgerissen. Mit der spekulativen Entwertung und Entleerung der Dogmen geht Hand in Hand die behauptete Notwendigkeit ihrer Entwicklung d. h. Veränderung. Sie müssen sich jeweils dem religiösen Gefühl anpassen. Die heiligen Schriften sind nur Menschenwerk, inspiriert nur, wie eine Dichtung inspiriert ist; Gott ist ihr Urheber etwa so wie man von ihm sagen kann, er sei der Baumeister des Petersdomes. Die Kirche ist nicht von Christus gestiftet, sondern ohne und selbst gegen seine Voraussicht entstanden. Sie ist geboren aus den sich einstellenden Bedürfnissen; ebenso die kirchliche Auktorität. Die Sakramente sind nicht direkt von Christus eingesetzt, sondern stammen höchstens insofern von ihm, als der in der

Kirche fortlebende Geist Christi sie schuf. Es ist klar: es handelt sich hier um grundstürzende Irrtümer, die nichts mehr gemein haben mit dem, was wir von Jugend auf in der religiösen Unterweisung gehört haben über unseren Glauben, seinen Ursprung, sein Wesen, seine Wahrheiten und seine Beweise. Dabei ist es dem modernistischen System in besonderer Weise eigentümlich und macht es nur umso gefährlicher, daß es in allen Stücken die christlichen Worte beibehält, aber die Begriffe vollständig aushöhlt. Man mag die Modernisten, wie es vielfach von protestantischer oder antikirchlicher Seite geschehen ist, wegen ihrer subjektiv guten Absicht in Schutz nehmen, man mag sie, wie Meurer tut, zu entschuldigen suchen, weil sie nur aus verehrungsvoller Rücksichtnahme auf die Kirche das Unmögliche versucht hätten, freie Wissenschaft und kirchliches Dogma mit einander zu versöhnen, mit vollen Zügen am Quell der Wissenschaft zu trinken und doch in ihrer Kirche bleiben zu wollen —, das ändert absolut nichts an dem klaren und unanfechtbaren Ergebnis, zu dem die objektive Betrachtung führt: Der Modernismus mußte von Rom verurteilt werden, und die Kritik, die er durch die Enzyklika erfuhr, ist für ihn eine vernichtende.

LVIII.

Ein Bild aus dem Wirken der katholischen Orden auf den Philippinen.

Die Franziskanermission auf den Philippinen.

Von mehr als einem Kirchenfeinde ist es offen und ehrlich anerkannt worden, daß besonders den Orden der katholischen Kirche das Verdienst gebührt, auf den philippinischen Eilanden die Kultur und Zivilisation zur schönsten Entwickelung gebracht zu haben. Neben den Augustinern, Dominikanern und Jesuiten wirkten seit drei Jahrhunderten besonders auch die Franziskaner mit großem und dauerndem Erfolg auf den Philippinen, und der Name von mehr als einem Sohne des hl. Franziskus ist mit goldenen Lettern in die Geschichte dieser Inseln eingetragen.

Wenige Jahre nach der Ankunft der Augustiner auf den Philippinen faßte der Spanier P. Anton a S. Gregorio den Entschluß, die Übernahme einer Mission dortselbst auch von seiten seines Ordens zu bewirken. Das 1576 zu Sevilla tagende Kapitel gestattete freudig die Ausführung des Planes und bestimmte zum Obern der neuen Mission den gelehrten P. Pedro de Alfaro, der sich im gleichen Jahre mit 16 Mitbrüdern über Mexiko nach den fernen Inseln einschiffte. Da eine Seuche den dritten Teil der Gesellschaft bereits in Amerika hinwegraffte, sah P. Antonio sich gezwungen, nach Spanien zurückzukehren und Ersatz zu holen. Erst im Juni 1577 langten die Missionare in Manila an und begründeten die Kustodie zum hl. Philippus, welchen Namen Papst Gregor XIII., der dem Unternehmen das größte Interesse entgegenbrachte, in den der Kustodie zum hl. Gregor dem Großen umwandelte.[1])

Bei den Augustinern, den ersten Glaubensboten auf den Philippinen, fanden die Söhne des hl. Franziskus gast-

1) „S. Gregorii Magni Philippinarum“: Breve Gregorii XIII. „Ad hoc nos Deus“ diei 12. Nov. 1578.

liche Aufnahme, bis sie ein eigenes Heim sich errichtet. Noch im Jahre 1577 ward das Kirchlein fertig, das erste auf den Inseln, in dem das Allerheiligste aufbewahrt wurde; denn aus Furcht vor Profanation war dies von seiten der Augustiner als Wanderpredigern nicht geschehen.

Unter der Leitung des P. Pedro de Alfaro blühte das Missionswerk rasch empor. Wie ehedem Franziskus seine Jünger in alle Himmelsrichtungen zur Predigt des Evangeliums hinaussandte, so eilten seine Söhne jetzt zu zweien auf die benachbarten Inseln hinaus: P. Juan de Plasencia und Diego de Oropesa nach Bay und Tayabas; P. Juan Bautista Pisaro und Sebastiano da Baeza in die Provinz Illoca und Pangasinan; P. Paulus a Jesu und Bartollomeo Ruiz auf die Halbinsel Camarines (Luzon); P. Pedro Munigue und Alonso de Medina nach Cebú und Panaya; P. Stephan Ortiz und Juan Porras nach Balaya und Mindora. Zu Manila blieben P. Juan de Ayora, Agostino de Tordesillas, Franz a S. Maria, der 1587 als Erstlingsmartyrer des Ordens auf Borneo von den Wilden getötet wurde, und P. Juan Clemente, der 1578 das große Aussätzigenspital San Lazaro in Manila gründete.[1])

Auch in der Folgezeit standen Männer von erprobter Tugend und ungewöhnlicher Tatkraft an der Spitze des Missionswerkes. Zunächst P. Pedro de Alfaro von 1576 bis 1579, in welchem Jahre er sich nach China begab, um dort die seit mehr als einem Jahrhundert unterbrochenen Franziskanermissionen neu aufleben zu lassen. Von 1580 bis 1583 leitete die Kustodie P. Paulus a Jesu; von 1583 bis 1586 P. Juan de Plasencia; von 1586 bis September 1591 der heil. Petrus Baptista, der Erstlingsmartyrer Japans.[2])

1) Das berühmte Hospital zählte im Jahre 1897 nicht weniger als 150 Aussätzige. Über die Genannten vergl. auch P. Eusebio Gomez Platero O. F. M. Catálogo Biográfico de la Provincia de S. Gregorio. Manila, 1880.

2) Cfr. P. Franc. Gonzaga, De Orig. et Progr. Seraph. Religionis, 1351 sqq.

Unter dem hl. Petrus Baptista fand die Erhebung der Kustodie zur Provinz im Jahre 1586 statt,[1]) da in den letzten Jahren eine ganze Anzahl junger Kräfte aus Spanien herübergekommen war. Von 1581—1583 erhielt die Provinz einen Zuwachs von 40 Mitgliedern. Infolgedessen war es möglich, den verschiedensten Indianerstämmen Missionare zu senden und innerhalb eines Zeitraumes von 9 Jahren 250,000 Indianer dem Christentum zu gewinnen. Man pflegte die zerstreut wohnenden Indianer um die Hütte des Missionars zu sammeln und sogenannte Pueblos zu bilden, wodurch die Tätigkeit des Missionars zentralisiert wurde.

Auf diese Weise entstanden zahlreiche Ortschaften in den Provinzen Manila, Saguna de Bay, Tabayas, Albuy, Camarines, Mindoro, Bulacan, Pangasinan und Morony. Die Zahl aller gegründeten Ortschaften mit Kirchen betrug nicht weniger als 233. Man legte eben hohen Wert darauf, die Indianer zum gemeinsamen Wohnen zu veranlassen, wie auch deutlich aus den Bestimmungen des 1580 abgehaltenen Provinzialkapitels erhellt, das den Bau von Wohnhäusern für die Missionare vorschreibt. Mit diesen Wohnhäusern verband man Schulen, welche von Anfang an in allen Pueblos mit besonderer Liebe gepflegt wurden. Auf diese Weise erreichten es die Franziskaner, daß in ihren Pueblos von 100 Personen 85 im Lesen und Schreiben vollkommen bewandert waren. Noch neuerdings spendete der Dominikaner Marin y Morales diesen Erfolgen hohes und gerechtes Lob.[2])

Man gab sich nicht einmal zufrieden, auf den Philippinen das Missionswerk so hoffnungsvoll begonnen zu haben, mehrere Mitglieder der Provinz drangen über die Inseln hinaus bis China, Siam, Formosa, selbst Japan vor. Auch das ist

---

1) Bulla Sixti V. „Dum ad uberes fructus" diei 15. Nov. 1586.
2) P. Valentin Marin y Morales, Ensayo de una sintesis de los trabajos realizados por las corporaciones Religiosas Espanolas de Filipinas. Manila 1901, p. 503.

ein Zeichen von dem Erstarken der Provinz und dem warmen Seeleneifer, der in ihr wohnte. Dieser Provinz gehörten ja P. Pedro de Alfaro und Juan Bautist Pisaro an, die 1583 die jetzige Missionsepoche des Ordens im Reiche der Mitte eröffneten.[1]) Die Franziskaner von den Philippinen verwalteten nicht weniger als 72 Christengemeinden in Schantung, 8 in Fokien, 15 in Canton, wo man Eingeborne zu Priestern und Katecheten heranbildete. Im ganzen verdankt China diesen Missionaren 97 Kirchen.

Auch auf Formosa gründete P. Gaspar Alenda ein Kloster, das bestehen blieb, bis die Holländer 1642 der Insel sich bemächtigten. In Siam wirkten seit 1583 mit bedeutendem Erfolg die PP. Hieronymus Aguilar, Franz de Montilla und Diego Ximenez, denen die Kirchen zu Yukina und Mergia ihr Entstehen verdanken. Auch jene heldenmütigen Märtyrer, die mit den Jesuiten als erste Glaubensboten in Japan das Evangelium verkündeten, der hl. Petrus Baptista und seine Gefährten, gehörten der Provinz der Philippinen an.[2])

Auf den Inseln nahm das Missionswerk einen steten sicheren Fortgang. Sobald ein Pueblo fest begründet war, trat man die Gemeinden den Bischöfen ab, die sie zur Pfarrei erhoben und mit einem Weltgeistlichen besetzten. Freilich wurde dies mit der Zeit wegen der übergroßen Zahl der Neuchristen unmöglich und es blieb den Patres nichts übrig, als die Verwaltung selbst in Händen zu behalten.

1) Vgl. meinen Art.: „Die Franziskanermissionen Chinas vom 16. bis 20. Jahrhundert" in: Pastor bonus, XX (1908), S. 456—468.

2) Über die Wirksamkeit der philippinischen Franziskaner in China und Japan vgl. das Monumentalwerk von P. Juan Franc. de S. Antonio, Chronicas de la apostol. provincia de S. Gregorio etc. Sampaloc 1738—1744. Bd. III. Leclerc (Bibl. Americ. nr. 2033) nennt es äußerst selten und wertvoll. Einen Auszug daraus verfaßte P. Domingo Martinez, Compendio hist. de la apost. prov. de S. Gregorio de Filipinas. Neu herausgegeben von P. Ferrer 1756 zu Madrid.

Die stets steigende Zahl der Christen bietet ein anschauliches Bild von der Wirksamkeit der Franziskaner. Im Jahre 1705 zählten ihre Missionen 74 037 Katholiken; 1797 schon 255 602; im Jahre 1844 bereits das Doppelte, nämlich 532 570 und im Jahre 1890 betrug die Zahl 1 032 842.[1]) So hatte die unermüdliche Tätigkeit im Zeitraum von drei Jahrhunderten wahrhaft staunende Erfolge erzielt.

Aber nicht nur auf geistlichem Gebiete waren die Franziskaner rastlos tätig, auch für das leibliche Wohl der Eingeborenen boten sie alle Kräfte auf. Dauernde Denkmäler ihrer aufopfernden Liebe werden die von ihnen gegründeten und unter den größten Opfern bis heute fortgeführten Krankenhäuser sein.[2]) Das bedeutendste und älteste von diesen ist jenes vor den Mauern Manilas, S. Juan de Dios genannt, über das dem Provinzial die Oberaufsicht zusteht. Das bereits erwähnte Krankenhaus S. Lazaro ist ihnen leider von der amerikanischen Regierung genommen worden, trotzdem es sein Wiedererstehen nach dem Erdbeben von 1880 dem P. Felix Huerta verdankt, der vom Jahre 1859 bis 1896 hier äußerst segensreich wirkte. Zahlreiche Aussätzige finden hier Aufnahme und liebevolle Pflege. Auch für die Soldaten errichteten die Franziskaner 1578 ein Hospital, das mehrmals niederbrannte, aber stets wieder aufgerichtet wurde. Gegenüber den beständigen Bedrückungen von seiten der Regierung bestimmte König Philipp IV. im Jahre 1624: „Die Söhne des hl. Franziskus haben in geistlicher und weltlicher Beziehung die Administration dieses von ihnen errichteten Krankenhauses und zwar zur Erbauung der Gläubigen und zum Troste der Kranken. Wir bestimmen und befehlen, daß hieran nichts geändert werde, sondern

1) Cfr. Estado generál de los Religiosos y Religiosas de la Provincia de San Gregorio Magno de Padres Franciscanos de Filipinas del anno 1875. Isla de Romero, 1877.

2) Cfr. P. Joachim de Coria O. F. M., Memoria apologética sobre le utilidad y servicios prestados a Espanna por los Religiosos Misioneros de Filipinas. Manila 1840.

daß man sie in diesem hl. Berufe lasse, und daß sie fortan wie bisher die Verwaltung des Hauses besitzen. Dies ist unser Wille." Dennoch mußten sie 1704 das Haus verlassen, das später einem Erdbeben zum Opfer fiel und von Grund aus zerstört ward.

Das Krankenhaus S. Diego in der Provinz Camarines ist ebenfalls eine Gründung der Franziskaner. Als es zu Anfang des 19. Jahrhunderts in weltliche Hände überging, währte es nicht lange und das große blühende Institut ging seinem Verfall entgegen. Erst in der Neuzeit gelang es dem tüchtigen Bischof Franz Gainza, das Werk mit Hilfe des P. Provinzials der dortigen Franziskaner zu erneuern, und so blieb es in den Händen der Franziskaner bis zum unglücklichen Kriege mit Amerika. Mit Recht betonte es Bischof Gainza immer wieder: „Das erste Krankenhaus dieser Stadt ist der ausschließliche Ruhm des seraphischen Ordens".[1])

Die Heilquellen zu Los Bannos entdeckte im Jahre 1590 der hl. Petrus Baptista, der sie durch den spanischen Arzt Fr. Francisco de Gata einer Analyse unterziehen ließ, die den reichen Gehalt an heilsamen Chemikalien erwies. Unter dem Nachfolger des hl. Petrus Baptista im Provinzialat erhoben sich von 1593—1603 Badehaus und Krankenhaus, und „die heiligen Wasser von Mainit" erlangten bald ein großes Ansehen auf dem ganzen Archipel. Die Stadt Bay schenkte dem Bade ein ausgedehntes Gelände zwischen den Flüssen Dampalit und Quinapallan, doch nur „wofern die Administration von seiten der Franziskaner geschehe. An dem Tage, wo sie die Administration des Krankenhauses niederlegen, soll die Schenkung für null und nichtig anzusehen sein, wenngleich das Krankenhaus bestehen bleibt und die äußern Güter von ihnen verwaltet werden". Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurde auch dieses Kranken-

1) Msgr. Gainza, Resenna sobre el Hospital Diocesano de Nueva Cáceres.

haus weltlichen Händen übergeben; aber schon bald darauf, 1727, brannte es gänzlich nieder. Erst der Generalgouverneur der Inseln, Moriones, ließ 1877 mit Unterstützung des Provinzials die Gebäulichkeiten erneuern und unter der kundigen Leitung des P. Gabino Perez begannen die Anlagen der Bauten, die heute von den Amerikanern bewundert werden.[1])

Auch um die Förderung der Landwirtschaft unter den Eingebornen bemühten sich die Franziskaner auf jede Weise. Sie waren es, die die Eingebornen die Anpflanzung von Kaffee und Kakao, die Zucht der Seidenraupe und die Bearbeitung zu Geweben lehrten; sie erfanden Maschinen für Herstellung von feineren Textilarbeiten, wie jene des P. Pedro Espallargas aus dem Jahre 1656, die heute noch von den Eingebornen allgemein verwendet wird.

Und um öde unfruchtbare Gegenden fruchtbringend zu machen, leiteten die Franziskaner die Wasser der Berge durch Kanäle in die Ebenen. Der erste, welcher sich in dieser Weise verdienstlich machte, war P. Laurentius a S. Maria, der 1585 zu Cebú starb.[2]) Zu Nueva Ecija verlegte P. Dominicus de Soledad 1781 den Lauf des Pantubangan und leitete ihn durch ein weites, bisher unfruchtbares Gebiet, um durch abgeleitete Kanäle die Wüste zu überaus fruchtbaren Feldern zu machen. Bei Baler erbaute P. Esparragosa einen langen Kanal, der 13 000 Eingeborenen die Bewirtschaftung ihres bisher dürren Bodens ermöglichte. Im Gebiete von Morong führen noch heute die

1) P. Felix Huerta, O. F. M., Estado geografico, topografico, estadistico, historico-religioso de la S. y Apostolica Provincia de S. Gregorio Magno. Hinondo 1865, p. 576.

2) Vgl. P. Marcello de Ribadeneyra O. F. M., Historia de las Islas del Archipielago. Barcelona 1601 (andere Ausgaben 1613 und 1654). Der vollständige Titel dieses reichhaltigen Werkes lautet: Historia de los reynos de la gran China, Tartaria, Cochinchina, Malaca, Sian, Camboxa, y Japon, y de lo sucedido en ellos a los religiosos descalcos de la orden del Seraphico P. S. Francisco de la provincia de San-Gregorio.

von P. Maximo Rico um 1780 erbauten Kanäle der bisher öden Ebene Balso die Wasser der Berge zu. In den Ortschaften Irigu, Nabua, Buhi und Bahoo haben die Patres Cabrera, Toledo und Guadalajara durch Anlage von Kanälen sogar einen gewissen Wohlstand herbeigeführt. Für die Gemeinden Cariguro und Barugo erbauten die Patres Yepes, La Madrid und Calderon eine große Wasserschleuse.

Und was taten die Franziskaner nicht, um Handel und Verkehr im Lande zu fördern? Wir wollen wieder nur Tatsachen reden lassen. Noch heute erweckt die gewaltige Brücke Erstaunen, die P. Francisco Robles 1789 erbaute, um Manila mit Meycanayan zu verbinden, der Hauptstadt der Provinz Bulacan. Noch drei andere nach 1845 errichtete Brücken dieser Provinz haben Franziskaner zu Erbauern, so jene zu Pandi den P. Jose Balaguer, die zu Bocane den P. Morales, ebenso jene zu Polo. Die Patres Garcia Tapetado, Leonard Eraso und Agostino Ximenez die den breiten Fahrweg von Marilao nach S. Jose anlegten und die Dörfer dem Verkehr öffneten, erbauten nicht weniger als vier Brücken. Zu wahrer Berühmtheit gelangte die von P. Vittorino del Moral 1851 über den Nolla erbaute Brücke, genannt „del Capricho“, von der es in einem an die Regierung in Spanien 1852 gesandten Berichte heißt, „ihr Bau bekunde sowohl eine große Kühnheit, wie auch ein gründliches Sachverständnis und eine reiche Erfahrung des Erbauers“. Sie hat sich bis heute trotz der mehrfachen heftigen Erdbeben unversehrt erhalten. In der Provinz Tabayanes sind eine Reihe von Brücken, so die 445 Fuß lange steinerne Brücke, die sich 40 Fuß über den Malangolong wölbt, und jene von 180 Fuß Länge über den Manala, das Werk von Franziskanern. In Luchan erbaute P. Emanuel Sancho von 1844—1849 eine Brücke, ebenso P. Joachim Coria zu S. Pablo. Die Puente de Baras zwischen Bahoo und Tigra erbaute P. Cabrera, jene gewaltige Steinbrücke zu Palo P. Juan Perez im Jahre 1877, jene zu Dagami P. Marian Casanova im Jahre 1893.

Nicht nur auf charitativem und kulturellem Gebiet erwarben sich die Franziskaner um die Philippinen hohe Verdienste, sie erschlossen auch die bisher unbekannten Gebiete der Kenntnis Europas, indem sie die Sitten und Gebräuche der von ihnen besuchten Stämme und Völker beschrieben. Vor kaum einem Jahrzehnt gab der spanische Gelehrte Pardo de Tavera das von P. Juan de Plasencia [1]) verfaßte grundlegende Werk über einen der bedeutendsten Indianerstämme auf den Philippinen, die Tagalen, neu heraus, und in Petermanns Mitteilungen heißt es darüber: „daß dem mit wertvollen Erläuterungen versehenen Werke ein großer ethnographischer Wert beigemessen werde“.[2]) Die Berichte des P. José Castanno, eines gewiegten Kenners der Bicols, Dumagats und Atas, hat Prof. Blumentritt herausgegeben,[3]) wie auch dessen Wörterbuch,[4]) während der holländische Sprachgelehrte Kern dessen Berichte über die Sintflutsage der Filipinos übersetzte.

P. Buenaventura Campa schrieb wertvolle Berichte über den bisher wenig bekannten Kopfjägerstamm der Ilongoten,[5]) über die Negritos am Oberlauf des Rio Grande de Cagajan [6]) und über die Mayoyaos und Ifugao-Rasse, die der Philippinenforscher Retanna zu Madrid 1894 und Blumentritt in deutscher Sprache 1895 veröffentlichte.[7]) Dem späteren Bischof von Nueva Cáceres, P. Antonio de S. Gregorio verdanken wir ein Werk über die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen der Provinz

1) Vgl. über ihn P. Huerta, l. c., p. 433. — P. Gomez Platero, l. c., p. 17, 18.

2) Petermanns Mitteilungen, 1892, 1899. Lit. B. 1057. Deutsch erschien die Arbeit in der Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 25, S. 1 ff., übersetzt von Blumentritt.

3) Mitteil. der k. k. Geograph. Gesellsch. in Wien, XXIX, S. 300 f. Vgl. Jahrg. 1896 S. 845 ff.

4) Geogr. Jahrbuch, Bd. XXI, S. 138.

5) Globus, Band 64, S. 165 ff.

6) Mitteilungen der k. k. Geogr. Gesellschaft in Wien, 1893, S. 329 ff.

7) Ebenda, 1895, S. 228 ff.

Camarines.[1]) Ein anderes auf Befehl König Pilipps III. verfaßtes Werk „De usibus et moribus populorum Orientalium“ von P. Fernando de Moraga, das 1619 erschien, enthält gerade über die Philippinen, wo der Verfasser als Kustos wirkte, wertvolle Aufschlüsse. Auch der auf den Molukken wirkende P. Blasio Palomino, der 1622 des Martertodes starb, schrieb eine Abhandlung über die Sitten, Gebräuche und religiösen Anschauungen der Manaos-Indianer.

Wenn irgend ein Orden auf den Philippinen sich auch um die Kenntnis der Indianerdialekte, namentlich des Tagale und des Bicol, Verdienste erwarb, dann gewiß der Franziskanerorden. Der erste, dem wir eine größere Dichtung im Tagale verdanken, ist P. Francisco de Trinidad.[2]) Der um die Erforschung des Japanischen so hoch verdiente P. Melchior Oyanguren war auch ein gewiegter Kenner des Tagale. Sein größeres Werk, das 1742 in Mexiko gedruckt wurde, bietet einen eingehenden Vergleich zwischen dem Tagalischen, dem Hebräischen und Griechischen und bekundet eine staunenswerte Sprachkenntnis des Verfassers.[3]) Bekannter als Oyanguren wurde P. Sebastiano Totanes, dessen tagalische Grammatik 1745 erschien. Leclerc sagt, daß diese Grammatik von vielen als die beste grammatische Bearbeitung der Sprache angesehen werde. Sein Wörterbuch des Tagale erlebte mehrere Auflagen.[4])

Ein hervorragender Schriftsteller im Tagale war auch der bereits erwähnte P. Juan de Plasencia. Nicht nur eine Grammatik verdanken wir ihm, sondern auch ein spanisch-tagalisches Wörterbuch, einen weitverbreiteten Katechismus in dieser Sprache und verschiedene religiöse Werke.[5]) Der

1) Informe al Superior Gobierno de Filipinas sobre los usos y costumbres de los Indios de Camarines.

2) Dahlmann, Die Sprachkunde und die Missionen, S. 115 ff.

3) Archivum Franciscanum historicum, tom. I. Quaracchi 1908, p. 241, sqq.

4) Leclerc, Biblioth. Americana, n. 2427, Ann.

5) Huerta, Estado etc. p. 43, 44, et 433. Gomez Platero, Catálogo Biográfico, p. 17, 18. Plasencia verschied 1590, und

Bearbeiter der Grammatik Plasencias, P. Juan de Oliver, der zwei Jahrzehnte unter den Tagalen und Bicols in der Provinz Camarines gewirkt, verfaßte 20 Schriften in deren Dialekten.[1]) Grammatiker des Tagale waren auch die PP. Bernardino de Jesus, Geronimo Montes und Diego de la Asuncion. „In letzterem erhielt das Tagale einen gewandten Übersetzer der heiligen Schrift; hervorgehoben werden seine Übertragungen der Genesis und der Evangelien." Er schrieb auch ein Wörterbuch und eine Predigtsammlung. Ferner seien als Schriftsteller des Tagale erwähnt P. Antonio de S. Gregorio, P. Pedro de S. Buenaventura, und aus dem letzten Jahrhundert P. Joachim de Coria, Guardian zu Manila, der 1840 eine Tagale-Grammatik für die Studenten der Universität Madrid veröffentlichte. Ein heute äußerst selten gewordenes Wörterbuch des Tagale verfaßte auch P. Domingo de los Santos, dessen erste Auflage 1703 erschien, während die letzte 1835 gedruckte, jetzt selbst auf den Philippinen zu den Seltenheiten gehört.[2])

Der erste, der eine Grammatik, einen Katechismus und ein Wörterbuch der in der Provinz Camarines vorherrschenden Bicol-Sprache verfaßte, war P. Marcos de Lisboa. Doch erschien das Wörterbuch erst 1754 zu Manila und war nur noch in zwei wurmstichigen Exemplaren vorhanden, als Bischof Franz Gainza von Nueva Cáceres 1865 eine Neuausgabe veranstaltete.[3]) Auch P. Andreas de S. Au-

auf die Kunde hiervon rief der erste Bischof auf den Philippinen Dominikus von Salazar, aus: „Die Kirche hat einen schweren Verlust erlitten, eine Säule des Christentums ist gefallen".

1) Die Titel finden sich bei Civezza, Saggio, p. 435.

2) Leclerc, Bibliotheca Americ. n. 2424 et 2425 sagt: „Le seul exemplaire connu se trouvait dans la collection Marsden".

3) Leclerc Biblioth. Americ. n. 2123. Huerta, Estado, verlegt die Tätigkeit des P. Marcos de Lisboa in die Jahre 1590—1628. Er ist wohl zu unterscheiden von dem gleichnamigen portugiesischen Historiker. Civezza, Saggio, kennt die beiden Drucke nicht und vermutet, daß die Werke noch als Handschriften in Manila aufbewahrt würden.

gustin verfaßte eine treffliche Grammatik des Bicol, die mehrere Auflagen erlebte und von Kennern sehr geschätzt wird.[1]) 1647 veröffentlichte er auch einen Katechismus in diesem Dialekt gleichwie P. Domingo Martinez, dessen Doctrina christiana 1708 in Manila erschien.

Eine Grammatik der Ilongoten-Sprache verfaßte P. Franzisko de la Zarza, ebenso einen Katechismus.[2]) Einen anderen Katechismus in diesem Dialekte schrieb P. Domingo Martorel. Der bereits erwähnte Martyrer P. Blasio Palomino verfaßte eine Grammatik der Manadensischen Sprache.

So pflegten die Franziskaner mit Liebe und Sorgfalt die Sprachen der einheimischen Bevölkerung, statt auf deren Zurückdrängung und Ausrottung zu sinnen, wie es die spanische Regierung in den Kolonien Mittel- und Südamerikas zu tun beliebte. Ein jeder Missionar mußte außer der spanischen auch eine der Indianersprachen verstehen, ehe er sich der Seelsorge widmen konnte. So erlernten, erhielten, förderten die Missionare die Indianersprachen und stellten sie wissenschaftlich fest. Selbst der den Ordensleuten feindlich gesinnte Adalbert von Chamisso staunte, als er in den Bibliotheken Manilas die reichen linguistischen Schätze zu sehen bekam, die der unermüdliche Fleiß der Ordensleute im Laufe von drei Jahrhunderten gesammelt.

Da kam vor einem Jahrzehnt die Eroberung der Inselgruppe durch die Amerikaner und ein gänzlicher Umschwung aller Verhältnisse bereitete sich vor, der dann auch gewaltsam und sicherlich nicht zum Segen der blühenden Eilande durchgeführt wurde. Die Hauptangriffe richteten sich gegen die Orden der katholischen Kirche, denen die Philippinen doch ihre Kultur und Blüte verdanken.

Von 1577 bis 10. Oktober 1897 waren nicht weniger als 4037 Franziskaner aus Spanien nach den fernen Inseln übergesiedelt, hatten hier rastlos und unermüdlich im Wein-

1) Leclerc Bibioth. Americ. n. 2124.

2) Die Ilongoten-Grammatik gab Prof. Ferd. Blumentritt 1893 zu Wien neu heraus.

berge des Herrn gearbeitet, jetzt sollte ihrer segensreichen Tätigkeit ein jähes Ende gesetzt werden. Noch im Jahre 1857 war der Franziskanerorden der am stärksten vertretene Orden auf den Philippinen.[1]) Er verwaltete damals nicht weniger als 139 Pfarreien mit 749894 Seelen. In einem Jahre wurden 31285 Personen getauft. Nach der Unterwerfung durch die Amerikaner wurden die Franziskaner gleich den andern Ordensleuten aus den Pueblos ausgewiesen und ihre Tätigkeit auf die Klöster beschränkt. Die meisten Franziskaner kehrten entweder nach Spanien zurück oder begaben sich in die südamerikanischen Missionen. „Es gibt nicht Worte genug", schreibt ein Pater, „um es auszusprechen, noch Tränen, um das Unglück zu beweinen, das über unser Volk hereingebrochen".[2]) 1902 befanden sich noch 60 Franziskaner auf den Philippinen.[3]) 1907 betrug die Zahl der Patres 71.[4]) „Misericordiae Domini, quia non sumus consumpti", heißt es in dem Bericht aus dem Jahre 1907; „man hätte uns ganz des Landes verweisen können; jetzt hält uns noch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft".[5])

Gerade die Orden auch waren es, die im Laufe der Jahrhunderte den philippinischen Bistümern eine ganze Reihe hervorragender Oberhirten schenkten. Aus dem Franziskaner-Orden gingen 4 Erzbischöfe und 27 Bischöfe hervor.[6]) Einer derselben war der bereits öfter erwähnte P. Anton a S. Gregorio, der das im Jahre 1600 auf der Insel Luzon

1) Vgl. Das Ausland, Jhrg. 1860, S. 348.

2) Kath. Missionen, XXX (1901/02) S. 279.

3) So nach der von dem Administrator der Diözese Nueva Cáceres, P. Roman Gonzales, 1903 aufgestellten Liste, mitgeteilt in Kath. Missionen, XXXI (1902/03) S. 258.

4) Cfr. Acta Minorum, XXVI (1907) p. 134.

5) Eine kräftig einsetzende protestantische Propaganda macht sich anscheinend die neue Situation nicht ohne Erfolg zu Nutze. Vergl. the Catholic Fortnightly Review 1908, S. 563 (Nr. 18). D. Red.

6) Gams, Series Episcoporum Eccl. Cath. Ratisbonae 1873, p. 113 sqq., bietet begreiflicherweise ungenaue und hier unvollständige Angaben.

errichtete Bistum Nueva Cáceres inne hatte. Der letzte Franziskanerbischof von Cebú, P. Martin Garcia y Alcocer, der seit 1886 das Bistum segensreich verwaltete, mußte in die Verbannung gehen, aus der er im Jahre 1900 zum Jubel der Bevölkerung zurückkehrte.[1]) Dennoch traf auch ihn, wie die übrigen spanischen Bischöfe das Los, bald darauf dauernd die Inseln verlassen zu müssen. Wenn auch die philippinischen Missionen wohl nicht so bald ihre Wiedererstehung feiern werden, so wird doch das von den Franziskanern mühsam errichtete Werk mit Gottes Gnade dauernden Bestand haben.

Wiedenbrück. P. Autbert Groeteken.

LIX.

Von den christlichen Gewerkschaften.

Als der Reichs- und Landtagsabgeordnete Giesberts auf der internationalen Konferenz christlicher Gewerkschaftsführer in Zürich seine Schlußrede hielt, bedauerte er zunächst, daß die Debatte eine andere Wendung genommen, als er auf Grund seines Referates hätte erwarten dürfen. Das ging offenbar hauptsächlich auf die Behandlung des Standes der Dinge in Holland und namentlich auf die Bemerkungen gegenüber den holländischen Bischöfen, wie sie aus dem Munde des Reichstagsabgeordneten Schiffer gefallen waren. Jene Bemerkungen wurden in der Folge besonders vom Erzbischof von Köln, Kardinal Fischer, sehr schmerzlich empfunden und auf dem Katholikentag in Düsseldorf kam er mehrfach darauf zurück, indem er, wenn auch milde in der Form, so doch

1) Kath. Missionen, XXIX (1900/01) S. 39.

recht nachdrücklich, seine Unzufriedenheit erkennen ließ. Das war um so bemerkenswerter, als der Kardinal sich bei den verschiedensten Anlässen früher den christlichen Gewerkschaften freundlich gegenübergestellt hatte. Aus ihm sprach also nicht der prinzipielle Gegner, sondern der Freund, der durch diese oder jene Vorgänge beunruhigt war. Und der verständnisvolle stürmische Beifall, den seine Worte fanden, bewies, daß er nicht der einzige war, dem einzelne Worte, die in Zürich gefallen waren, Ansichten, die dort geäußert worden waren, nicht einwandsfrei zu sein schienen. Das wird um so weniger Verwunderung erregen können, als, wie erwähnt, auch Herr Giesberts eines gewissen Unbehagens sich nicht erwehren konnte. Als eine wie starke Entgleisung ich nun auch speziell die bewußten Worte des Herrn Schiffer ansehe, so möchte ich sie doch nicht zum Gegenstand einer mehr oder minder unfruchtbaren persönlichen Polemik machen. Meine Absicht geht vielmehr dahin, auf gewisse Gesichtspunkte hinzuweisen, deren wohlwollende Beobachtung vielleicht in mancher Hinsicht günstig wirken und ähnlichen Vorkommnissen für die Zukunft vorbeugen kann. Dabei möchte ich an ein Wort des Delegierten Kunschack aus Wien auf der Züricher Konferenz anknüpfen. Laut Bericht der „Westdeutschen Arbeiterzeitung" (Nr. 37 vom 12. Sept. 1908) führte Kunschack aus, „daß man sich im Streitfall der Holländer, ob konfessionelle oder interkonfessionelle Gewerkschaften, zunächst fragen müsse, ob die konfessionellen Gewerkschaften Hollands auf dem Boden der Gewerkschaftsidee stehen oder nicht. Nun haben wir erfahren, daß die katholischen wie die evangelischen Gewerkschaften in Holland unter allen Umständen die gewerkschaftlichen Grundsätze anerkennen; das kann und soll uns genügen. Was wir anzustreben haben, das ist die Bildung taktischer Einheiten; zu einer solchen können auch die Holländer, unbeschadet ihrer konfessionellen Trennung kommen."

Das ist ein sehr vernünftiger Standpunkt. Wäre er allgemein beherzigt und geteilt worden, so wäre nichts an der Züricher Tagung zu beklagen gewesen. Die Idee geht über die

Form. Ich will damit ebenso wenig etwas gegen die interkonfessionelle Form sagen, wie es Kunschack wollte, ich will vielmehr nur andeuten: Wenn die Idee gewahrt bleibt, dann muß man in der Diskussion über die Form auch denen gegenüber, die anderer Ansicht sind, die kühle Ruhe nicht verlieren und vollste Sachlichkeit walten lassen. Wollte man aber auch in dem Falle Holland sachlich in denkbar eindringlichster Weise die interkonfessionelle Form vertreten, so war das Hineinziehen der Bischöfe in die Angelegenheit immer noch vollständig überflüssig, in der beliebten Form aber auf alle Fälle durchaus ungehörig. Ohne Not sollte ein Katholik an unsere katholischen Bischöfe nicht rühren. Führe man für seine derjenigen der Bischöfe entgegenstehende Auffassung seine guten Gründe an. Findet man dann Anklang, nun gut; wer aber erst durch eine persönliche Befehdung der Bischöfe gewonnen werden muß, wird kaum eine wertvolle Bereicherung christlicher Gewerkschaften sein. Die Gewerkschaftsführer sollten nie vergessen, daß die Zustimmung zu der interkonfessionellen Gewerkschaftsbewegung in weiten Kreisen sich nur auf rein praktische Gründe aufbaut, keineswegs aber auf die Überzeugung, daß diese Form unter allen Umständen die einzig richtige und selbstverständliche sei. Die für diese Auffassung geführten Beweise sind noch sehr lückenhaft. Man kann häufig hören und lesen: die Arbeitgeber organisieren sich ohne Rücksicht auf die Konfession des einzelnen, also muß das den Arbeitern auch erlaubt sein. Das ist indes durchaus nicht so logisch, wie es vielen scheinen mag. Die Organisationen der Arbeitgeber und die der Arbeiter sind doch recht verschiedene Dinge, und wenn sie in der Form vielleicht auch über denselben Leisten geschlagen werden können, so ist es doch noch keine so unabweisbare Selbstverständlichkeit, daß sie es auch müssen. Die Arbeitgeberverbände haben rein praktische Ziele mit durchweg materieller Tendenz: sie wollen „Herr im Hause“ sein und nicht „zu viel Lohn“ — nach ihren Begriffen — zahlen. Darauf läuft fast alles hinaus, und zwar so ziemlich bei allen, wenn

die beiden Begriffe in ihrem Inhalt sich bei den einzelnen natürlich auch nicht unwesentlich von einander unterscheiden.

Bei den Arbeiterorganisationen liegt die Sache aber wesentlich anders. Sie können vollständig überhaupt mit keiner andern Organisation verglichen werden. Gewiß ist auch ihr Streben vorwiegend auf die materielle Besserstellung gerichtet, aber nicht minder laut betonen sie doch auch die ideelle Hebung des Standes. Und für die christlichen Gewerkschaften kommt noch hinzu, daß sie im bewußten Gegensatz zur Sozialdemokratie mit ihrer Thron und Altar verneinenden Grundrichtung entstanden sind und die Aufgabe haben, die Sozialdemokratie nicht sowohl möglichst heftig polemisch zu bearbeiten, als sie durch ihre praktischen positiven Leistungen schließlich zu überwinden. Damit ist zwar nicht bewiesen, daß die Gewerkschaften nicht interkonfessionell sein können und dürfen, was ich auch gar nicht beweisen will, aber soviel dürfte doch klar sein, daß die Interkonfessionalität der Arbeitgeberverbände für die Interkonfessionalität der Arbeiterorganisationen nichts beweist. Im übrigen steht auch fest, daß der konfessionelle Charakter eine Arbeiterorganisation nicht notwendigerweise untauglich macht zur Erhebung und Erreichung gewerkschaftlicher Ziele. Auf der andern Seite ist auch sicher, daß sich gewisse ideelle und ethische Grundsätze am leichtesten auf der einheitlichen Basis einer Konfession zur Geltung bringen lassen. Der Einwand, der auch in Zürich geltend gemacht wurde: die gewerkschaftlichen Organisationen sollen nicht konfessionell sein, weil die Geistlichen als Leiter sich nicht gut in wirtschaftliche Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, die beide ihre Pfarrkinder sind, einmischen können, erledigt sich einfach durch die Frage: wer sagt denn, daß die Leiter konfessioneller Organisationen Geistliche sein müssen? Die konfessionelle Organisationsform haben sehr viele für Deutschland nicht deshalb abgelehnt, weil sie sie an sich für unrichtig hielten, sondern, weil sie sich sagten: Wenn wir konfessionelle Organisationen schaffen, werden diese nicht nur die Sozialdemokratie, sondern sich

auch untereinander bekämpfen und so den größten Teil ihrer Zeit und Kraft, die der ideellen wie materiellen Standeshebung dienen sollen, in unnützem Streit verlieren. Dieser Grund, der für viele Einsichtigen bestimmend war, ist ein rein praktischer Grund. Eigentlich hätte man von den Arbeitern ja verlangen können, daß ihnen das persönliche Schicksal als Arbeiter über den konfessionellen und politischen Zank gegangen wäre. Sie hätten in ihren konfessionellen Bahnen getrennt marschieren und vereint schlagen können. Wenn man nun aus praktischer Vernunft es mit der interkonfessionellen Form hält, so muß man doch verlangen, daß von ihren begeistertsten Freunden nicht Gründe für sie ins Feld geführt werden, die eher dagegen als dafür sprechen würden, wie z. B., wenn gesagt wird: die Gewerkschaftsbewegung hat mit religiösen Dingen nichts zu tun. Das ist nur zum Teil richtig, und eine allzu laute Betonung kann sehr leicht zu recht gefährlichen Mißverständnissen führen. Mit Rücksicht auf ein solches Mißverständnis hat Herr Giesberts in Zürich erklärt: für die christlichen Gewerkschaften muß das christliche Sittengesetz gelten.

Wenn das der Fall ist, dann verdient sollte man meinen doch auch das Wort der kirchlichen Autoritäten immerhin einige Beachtung. Das hat wohl Kardinal Fischer gemeint, als er in Düsseldorf sagte: „Sie (die Bischöfe) werden stets, ohne sich in solche Einzelheiten zu verlieren, die nicht ihres Amtes sind, die katholischen Prinzipien vertreten, die ihre Geltung haben für das private, aber auch für das öffentliche Leben nach seinen verschiedenen Gestaltungen". Auch Herr Giesberts erklärte in Zürich, die Hebung des religiösen und sittlichen Empfindens müsse mit der wirtschaftlichen Hebung Hand in Hand gehen. „Wozu hätten wir uns denn sonst von der Sozialdemokratie emanzipiert?" fragte er ausdrücklich. In seiner Eröffnungsrede hatte er freilich gesagt: „Dazu (zur religiösen und sittlichen Hebung) haben wir bei uns in Deutschland unsere besonderen konfessionellen Arbeitervereine, und ich darf wohl sagen, daß dieselben ihre Auf-

gabe bisher mit Entschiedenheit und Energie und durchschlagenden Erfolgen erfüllt haben. Sie sind die eigentlichen Erziehungsanstalten für unsere Arbeiter." Das ist gewiß sehr schön, aber hier klafft trotzdem eine empfindliche Lücke: wenn die religiösen und sittlichen Faktoren auch in der christlichen Gewerkschaftsbewegung zur Geltung kommen sollen, dann genügt es nicht, die Pflege dieser Faktoren einfach in die konfessionellen Arbeitervereine zu verweisen, schon deshalb nicht, weil nicht alle Gewerkschaftler auch Mitglieder dieser Vereine sind. Wenn es genügen sollte, müßten die Arbeitervereine und Gewerkschaften einen Gegenseitigkeitsvertrag haben, durch den sie einander offiziell ihre Mitglieder zuführen. So lange das nicht der Fall ist, und es dürfte so leicht nicht durchzusetzen sein, müßten gewisse allgemeine religiöse und sittliche Grundsätze auch in den Gewerkschaften betont werden. Die Mitglieder der konfessionellen Arbeitervereine würden sich daran wohl kaum stoßen, und für die übrigen wäre es erst recht notwendig. Diesen Gesichtspunkt dürften die Gewerkschaftsführer einmal recht ernsthaft ins Auge fassen. Es gehört zu praktischem Vorgehen in dieser Richtung sicherlich nicht wenig Geschick und Takt, aber es muß möglich sein, denn auf die Dauer kommen die Gewerkschaften ohne eine gewisse ideale und ethische Grundlage für sich selbst, abgesehen von dem, was die konfessionellen Arbeitervereine für sie leisten, nicht aus. Ich verkenne durchaus nicht die großen Schwierigkeiten, die sich ergeben müssen, wenn man religiöse und ethische Gedanken verwerten will in einem Kreis, dessen Mitglieder den Einzelheiten dieser Materie durchaus nicht mit der gleichen Auffassung begegnen, und hier liegt ja auch für die Fachabteilungen der Angelpunkt für ihre ablehnende Haltung gegenüber den christlichen Gewerkschaften. Man kann da gewiß nicht einzelne Fragen bis in ihre Einzelheiten erörtern, aber das ist, die konfessionellen Arbeitervereine vorausgesetzt, auch nicht unbedingt notwendig. Es ist schon viel, wenn die Gewerkschaftsführer als in sich gefestigte ernste christliche Männer nicht nur Ver-

treter, sondern auch wirkliche Führer und Erzieher der Arbeiter sein wollen, die mit derselben Energie, mit der sie diesen Wunsch vertreten, jenen ablehnen, unter überzeugender Begründung, die außer zu sachlichen Argumenten auch zu idealen und ethischen Hilfsmitteln greifen darf. Nicht den Willen haben die Führer den Arbeitern zu tun, sondern ihnen die Wege zu zeigen, die zu ihrem Besten führen, einerlei, ob es immer leicht fällt, diese Wege zu gehen oder nicht.

Wie bescheidene Anforderungen man in dieser Richtung auch stellen mag, es muß mindestens verlangt werden, daß nach Möglichkeit alles vermieden wird, was minder Einsichtigen gefährlich werden kann. Herrn Schiffer mag es in seiner katholischen Gesinnung nicht beeinträchtigt haben, wenn er in Zürich den Bischöfen zurief: „Bis hierher und nicht weiter!“ Daß ein solcher Ruf aber in den Ohren mancher Arbeiter einen ganz eigenen Klang annehmen und in ihren Herzen ganz eigene, sagen wir einmal „antiklerikale“, Gefühle wecken und nähren kann, wird niemand zu bestreiten wagen, der von der Psychologie der Massen einige Ahnung hat. Wer selbst Autorität genießt, muß fremde Autorität schonen, er muß ihr gegenüber doppelt vorsichtig sein, denn bei ihm können unglückliche Worte weit schlimmer wirken als im Munde eines andern. Ich bemerke dabei ausdrücklich, daß mir unter gleichen Umständen scharfe Worte gegen Vertreter der protestantischen Geistlichkeit in ähnlicher Stellung ebenso unsympathisch gewesen wären. Hinsichtlich der Behandlung dieser ideellen Seite ist auch nach den Empfindungen in Arbeiterkreisen keineswegs alles so, wie es sein könnte. Hier muß aber kräftig eingesetzt werden, wenn die christlichen Gewerkschaften zu der wirtschaftlichen und geistigen Bedeutung emporsteigen wollen, die sie haben müssen, wenn sie die gesetzten Ziele, wirtschaftliche, religiöse und sittliche Hebung des Arbeiterstandes, erreichen wollen, zum Wohle der Arbeiter und zum Wohle des Volksganzen. Wird hierauf die nötige Zeit verwandt, so wird das, was geleistet werden muß, geleistet werden können. Dadurch würde auch

eine nicht ungünstige Ablenkung erfolgen von Gebieten, wo eine gewisse Geschäftigkeit auch in durchaus arbeiterfreundlichen Kreisen schon manchmal Unbehagen hervorgerufen hat, so z. B. auf politischem Gebiet. Sicher sollen auch Arbeiter ins Parlament gewählt werden, aber weil sie tüchtige Volksvertreter und nicht lediglich deshalb, weil sie Arbeiter sind. Und dann muß der Kampf um die Aufstellung von Arbeitern als Kandidaten nicht den Eindruck erwecken: der und der tritt für die Kandidatur eines Arbeiters ein, aber der Kandidat möchte er selbst sein. Solche Fälle hat es gegeben, und sie sind auch den Arbeitern nicht unbekannt. Das sieht nicht uneigennützig und nicht sachlich aus und kann die Arbeiterbewegung leicht in Mißkredit bringen. Und obendrein ist daran festzuhalten, daß nicht der Stand des Kandidaten, sondern seine Gesinnung und seine Fähigkeit ausschlaggebend sein darf. Wenn die Arbeiter als Wähler es dahin bringen, daß die Parteien und Fraktionen ihren Interessen sachlich dienen, dann ist das mehr wert, als wenn sie Angehörige ihres Standes im Reichstage haben, die aus Blockgesinnung einem Gesetz zustimmen wie dem neuen preußischen „Reichsvereinsgesetz", wie es der Abgeordnete Behrens, der Generalsekretär des Gewerkvereins christlicher Bergleute, getan hat. Wenn die führenden Geister in der Gewerkschaftsbewegung in der Organisation alles das tun wollen, was getan werden muß, dann haben nicht viele Zeit und Kraft genug, noch ein Abgeordnetenmandat zu versehen. Manche müssen es ja können, aber das andere geht vor. Übrigens: gut geleitete, wirtschaftlich starke und auf festem, ethischem Grunde stehende Gewerkschaften werden ihre Interessen im Parlament gewahrt sehen, einerlei, ob von den Parlamentariern zwei Dutzend oder nur ein halbes Dutzend aus ihren Reihen hervorgegangen sind. Wirkliche Macht setzt sich nach allen Richtungen durch, besser als künstliche Bestrebungen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen möchte ich noch einmal kurz auf die Vorgänge in Zürich und einige Folgeerscheinungen zurückkommen. Diese Vorgänge sind, das muß

betont werden, nicht in befriedigender Weise geklärt worden, obwohl sich mit ihnen zahlreiche Gewerkschaftsversammlungen u. a. in Köln, Berlin, Hagen und Düsseldorf befaßt haben. Man hat wohl von Mißverständnissen gesprochen, die der Kritik über Zürich zu Grunde liegen sollten, aber man hat diese Mißverständnisse nicht beseitigt, man hat nicht einmal gesagt, wo sie zu suchen sind, sondern man hat alles aufrecht erhalten, was in Zürich gesagt wurde. Von aus dem Zusammenhang gerissenen Wendungen sprach man, aber man hat nicht angegeben, wie der Zusammenhang war. Was heißt auch Zusammenhang, wenn man ohne Not, vielleicht nicht zuletzt des imponierenden Eindrucks wegen, sich hinstellt und die Bischöfe anfährt: „Bis hierher und nicht weiter!" Das bleibt ein sehr unehrerbietiges Wort, und wenn man sich dabei gleich auf seine gut katholische Gesinnung beruft, was mancher vielleicht entschieden lieber nicht gesehen hätte. Freilich man will durch die katholischen Fachabteilungen gereizt worden sein. Ja, dann rufe man doch denen solche Worte zu, aber nicht den holländischen Bischöfen, die doch nicht für die deutschen katholischen Fachabteilungen verantwortlich sind.

Die Versammlungen, die den Berichten über die Züricher Konferenz und der tatsächlichen Aufrechterhaltung alles dessen, was dort gesprochen wurde, zustimmten, können über die Tatsache nicht hinwegtäuschen, daß es unter den Gewerkschaftlern katholischer Konfession wenigstens viele gibt, denen gewisse Worte und Manieren nicht behagen. Das erfährt man nicht, wenn man in wohlgesetzten Worten ein Referat hält, eine Resolution vorlegt und es dann darauf ankommen läßt, ob einer widersprechen will oder nicht. Aber man könnte es erfahren, wenn man die Leute ohne vorherige Bearbeitung durch Rede und Resolution einmal ehrlich um ihre Meinung fragte. Dann würde man hören können: das gefällt uns nicht. Mir hat das mancher gesagt. Und es waren nicht die schlechtesten Gewerkschaftler, intelligente Leute, die nicht in allem in verba magistri schwören wollen, sondern sich über den Stand der Dinge ihre eigenen Ge-

danken machen. Recht übel hat man es in solchen Kreisen auch vermerkt, daß am 14. September in einer Versammlung in Hagen eine Geschichte erzählt worden ist von einem katholischen Arbeiter im Saarrevier, dem die Absolution verweigert worden sei, weil er ein Freund der christlichen Gewerkschaften war. Derartige Erzählungen sind denn doch, selbst wenn sie wahr wären, was ja infolge des Beichtgeheimnisses, an das auch der Redner hätte denken sollen, wenn es sein Gewährsmann nicht getan hat, nicht nachzuprüfen ist, keine Mittel, mit denen Leute von Geschmack in öffentlichen Versammlungen operieren sollten. Wem soll denn das nützen? Den christlichen Gewerkschaften wohl kaum, und dem Katholizismus auch nicht. So etwas ist nur ein fetter Brocken für Leute, die alles, was katholisch und christlich ist, mit Wollust bekämpfen. Unsere katholischen Mitglieder der christlichen Gewerkschaften haben ein Recht darauf, zu verlangen, daß die aus ihrer Mitte hervorgegangenen Führer die katholischen Interessen nicht unter die Füße nehmen, wenn sie gewerkschaftliche Interessen schützen wollen. Beichtstuhlgeschichten haben bisher nur unsere Gegner verbreitet, antikatholische Blätter haben sie mit Behagen breitgetreten, wie es auch in unserem Falle geschieht. Die „Neunkircher Volkszeitung, Generalanzeiger für Neunkirchen und Umgebung“ behauptet in Nr. 230 vom 3. Oktober ganz kühn, es gehöre an der Saar zu den „offenen Geheimnissen“, daß von den Fachabteilungen, soll heißen von den katholischen Geistlichen, im Kampfe gegen die christlichen Gewerkschaften der Beichtstuhl zu Hilfe genommen werde. Der betreffende Artikel, der allem Anschein nach von einem evangelischen Gewerkschaftsbeamten herrührt, verrät einen höchst bedenklichen „christlichen“ Geist. Sollte er aber von einem katholischen Gewerkschaftler herrühren, so müßte das noch bedenklicher stimmen. Freilich die dii minores sind ja kühn gemacht worden durch das gute Beispiel von oben. Geht das so weiter, dann wird man auf katholischer Seite eine derartige Entwicklung zum Gegenstand

ernstester Fragen machen müssen. Sind die christlichen Gewerkschaften nicht imstande, ihren Weg zu machen bei stiller, ruhiger Eroberungsarbeit, halten sie vielmehr den Kampf gegen Geistlichkeit, Beichtstuhl und Kanzel für taugliche Mittel in dem Streben nach Hebung des Arbeiterstandes, dann geraten wir in Zustände hinein, welche die Emanzipation von der Sozialdemokratie als sehr fragwürdig erscheinen lassen. Wenn wirklich dieser oder jener Geistliche im verschwiegenen Beichtstuhl einmal übers Ziel hinausschießen sollte, so gehört das doch nicht gleich in die breiteste Öffentlichkeit. Daß katholische Geistliche die konfessionelle Organisationsform für die wünschenswertere halten, ist ja wohl noch zu verstehen. Und man hat gerade im Saarrevier von anfang an nicht den richtigen Ton gewählt, um sie zu bekehren. Bei manchen wäre das vielleicht aussichtslos gewesen, aber nicht bei allen. Heute aber sagt man sich: Leute, die so wie mit ihresgleichen mit dem katholischen Geistlichen umspringen, können kaum die richtigen Propheten sein. Daß im Eifer einmal ein unglückliches Wort fallen kann, wissen wir alle, aber man muß sich dann nicht darauf versteifen, man darf nicht zu stolz sein, wieder einzulenken. Aber gerade hier fehlt es manchen Gewerkschaftsbeamten noch sehr. Auf Selbstzucht muß weit mehr als bisher Wert gelegt werden, Selbstzucht ist für Massenführer alles, ohne diese Tugend geraten die Führer mit den Geführten auf schlimme Bahnen.

Die gegenwärtige Zeit ist für die christlichen Gewerkschaften recht kritisch. Darüber möge man rechtzeitig nachdenken. Von ihren Bischöfen und Priestern lassen sich die katholischen Arbeiter auch aus Liebe zu den Gewerkschaften nicht losreißen. Und schon der Versuch, das zu tun, würde das Urteil über den christlichen Geist der Bewegung sprechen. Ich mag bittere Worte geschrieben haben, aber vielen werden sie wie eine Erlösung klingen. Ich schrieb sie, weil unbedingt einmal über die Sache diskutiert werden muß, weil ich immer noch nicht den Glauben an eine nicht nur in der

Firma, sondern auch im Wesen christliche Gewerkschaftsbewegung verloren habe, nicht zuletzt aber auch, weil ich mir sage, daß unter der Gewerkschaftsbewegung unser Katholizismus nicht leiden darf. Eine Überspannung des Bogens würde aber auch den Gewerkschaften mehr schaden als dem Katholizismus. Aus all diesen Gründen: Ne quid nimis!

LX.

Nachtrag zu dem Artikel „Justizielles aus Preußen".[1])

Gleichfalls im Jahre 1907 erschien von Herrn E. Theisen die Schrift „der Kampf um die Unabhängigkeit der Justiz von E. Theisen Rechtsanwalt bei dem Oberlandesgericht zu Düsseldorf, Landgerichtsrat a. D." Diese Schrift gibt Auskunft darüber, welche Folgen die Schrift „Unwürdig und Unfähig" für den Herrn Verfasser gehabt hat. Im Eingange seiner Schrift spricht der Verfasser seine Verwunderung darüber aus, daß „Fachzeitschriften" die ihnen von verschiedenen Seiten, auch aus Richterkreisen, zur Verfügung gestellten Kritiken der Schrift aus Zweckmäßigkeitsgründen aufzunehmen abgelehnt hätten. Verfasser findet darin, daß die liberale Presse, mit Ausnahme zweier liberaler Blätter, und der Liberalismus wenig Interesse für die erste Schrift an den Tag gelegt haben, ein bedenkliches Zeichen des Verfalles des liberalen Geistes! Ist es denn aber jetzt „liberal", für ideale Güter einzutreten? Verfasser stellt fest, daß die Kölnische Zeitung in der Mittagsausgabe vom 5. Dezember 1906 die Disziplinierung des Oberlandesgerichtsrats Dr. Rösler wegen seiner Kolonial-Rede im Reichstage entgegen der klaren Bestimmung des Art. 84 der preußischen Verfassung (warum zieht

1) S. oben Seite 457 ff.

Verfasser nicht Art. 30 der Reichsverfassung an?) angeregt hat, als wenn das contra naturam sui generis der Kölnischen Zeitung wäre! Verfasser sagt: „Wenn ich nun keinen Erfolg mit meiner Schrift gehabt habe, so hat sie doch eine Folge, nämlich die gehabt, daß ich ihretwegen diszipliniert worden bin. Aber auf eine Strafversetzung war ich doch nicht gefaßt". Verfasser führt an, daß diejenigen, die ihm zugestimmt, erklärt hätten, wenn man das, was in der Schrift gesagt ist, und was jeder als richtig anerkennen müsse, nicht einmal sagen dürfe, so zeige das wiederum, daß die Unabhängigkeit der Gerichte in Preußen nur eine Phrase sei. Diese neueste Schrift „Der Kampf" gibt uns noch zu folgenden kurzen Bemerkungen Anlaß:

Verfasser führt an, der Vorsitzende des Disziplinar-Senates, der Oberlandesgerichts-Präsident, habe bei der Beratung über die Einleitung des Disziplinarverfahrens erklärt, „man müsse mich amtsentsetzen, wenn mir auch hinsichtlich meiner Leistungen die besten Zeugnisse zur Seite stünden; denn das dürfe sich die Justizverwaltung nicht bieten lassen" —! Der genannte Präsident war auch Mitglied des erkennenden Gerichts und hat als Vorsitzender des Gerichts fungiert, welches am 6. Juli 1907 auf Strafversetzung des Th. erkannt hat.

Man weiß nun nicht, soll man sich mehr über das Verhalten des Präsidenten oder derjenigen wundern, welche die gemachte Äußerung dem Angeklagten hinterbracht haben. Das Verhalten des Vorsitzenden, falls es dem Angeschuldigten vor dem Sitzungstermin bekannt geworden war, gab demselben nicht einmal das Recht, den Vorsitzenden abzulehnen. Denn ein solches Recht kennt das preußische Richterdisziplinargesetz zu Gunsten des Angeschuldigten nicht. Das Gesetz kennt nur eine Verweisung an ein anderes Oberlandesgericht, „wenn Gründe vorliegen, aus welchen die Unbefangenheit des zuständigen Gerichts bezweifelt werden kann".

In der Beantwortung der Anklageschrift erörtert Th. eingehend die Anklagegründe und bietet Beweise für die von ihm in seiner ersten Schrift aufgestellten Behauptungen an. Der Kürze wegen will ich nur auf einen der vorgebrachten Punkte zurückkommen.

Herr Th. führt an:

Gegen X. war entgegen dem Antrage der Staatsanwaltschaft seitens des Gerichts die Eröffnung des Hauptverfahrens beschlossen. Der in der Hauptverhandlung freigesprochene Angeklagte beschwert sich hierüber beim Justizminister und dieser fordert die Richter zum Bericht über die Gründe der Eröffnung des Hauptverfahrens auf. Die Richter protestieren dagegen, da das Gesetz vorschreibt, daß Gründe nicht anzugeben seien, kamen aber doch der Aufforderung nach. Herr Th. behauptet nun, der Vorsitzende habe bei der Verhandlung der Sache erklärt, der Justizminister habe nur „zur Äußerung" (sic!) aufgefordert und geäußert, das sei nicht ungesetzlich! Sind diese Tatsachen richtig, so muß man bedauern, daß solche Auffassung herrscht. Herr Th. führt mit Recht an, daß das Reichsgericht zutreffend dargelegt hat:

„Der Grundsatz der Unabhängigkeit würde einen wesentlichen Teil seines Wertes verlieren, wenn es zulässig wäre, über richterliche Abstimmung und deren Gründe Auskunft zu verlangen. Schon das Bestehen der bloßen Möglichkeit, einer solchen Anrufung als Zeuge Folge leisten und demgemäß dritten Personen Rede und Antwort stehen zu müssen, kann geeignet sein, die Unbefangenheit des Urteiles und damit die Unabhängigkeit des Richterspruches zu gefährden."

In dem am 6. Juli 1907 gesprochenen Urteile nimmt das erkennende Gericht an, daß der Angeschuldigte als Richter sich durch sein Verhalten außer dem Amte der Achtung, die sein Beruf erfordert, unwürdig gezeigt habe. Das Gericht verurteilt den Angeklagten zur Strafversetzung. Es wird der Angeklagte als durchaus tüchtiger, fleißiger, mit umfassenden Rechtskenntnissen begabter Beamter bezeichnet, dessen Führung abgesehen von den den Gegenstand des früheren Verfahrens bildenden Disziplinarfällen ohne Tadel gewesen sei. Also auch dieses Gericht verurteilt nicht zur Amtsentsetzung.

Bedenkt man nun, daß in dem ersten, gegen den Angeklagten eröffneten Verfahren der Oberstaatsanwalt sich dahin geäußert hatte: „Es kann einem Zweifel nicht unterliegen, daß der Angeschuldigte seine Kassation als Offizier zu gewärtigen

hat. Ist schon sein Umgang für jeden anständigen, patriotisch gesinnten preußischen Beamten ausgeschlossen, so kann sein Verbleiben im Richteramte, namentlich in Frankfurt a. M., nur als unmöglich erscheinen. Seine weitere Zugehörigkeit zu dem hiesigen (sic!) Richterstande kann für denselben nur herabwürdigend wirken," so muß man sagen, daß die Anklagebehörde in dem Verfahren gegen Th. einen vollen Erfolg nicht erzielt hat. Verurteilt ist Herr Th., weil er „in seinen Ausführungen, die namentlich von ihm als Richter zu beobachtenden Grenzen, das Maß des Erlaubten weit überschritten und sich der ihm zur Last gelegten dienstlichen Verfehlung schuldig gemacht habe." Dem Angeklagten wird eine maßlose Kritik des Disziplinarverfahrens und eine Herabsetzung des Urteils des großen Disziplinarsenats zur Last gelegt. Dem Angeklagten wird vorgeworfen, daß die Beurteilung des preußischen Richterstandes, wie sie in der Schrift zu Tage trete, „in den bestehenden Verhältnissen keine zureichende Begründung finde, sondern eine auf Übertreibung und unzulässiger Verallgemeinerung beruhende Verdächtigung und Schmähung des Richterstandes sei. Besonders schwer sei die Verfehlung des Angeklagten, welche er durch die gegen die preußische Justizverwaltung erhobenen Vorwürfe sich habe zu Schulden kommen lassen."

Herr Th. unterwirft das Urteil einer sehr scharfen Kritik. Er macht dem Urteil den Vorwurf, daß es der Gründe ermangele. Die Ausführungen sind in der Schrift nachzulesen. Th. will jetzt, wie er mitteilt, durch Zivilklage festgestellt wissen, daß das Urteil vom 6. Juli 1907 und die preußischen Gesetze, auf denen es beruhe, gegen das deutsche Gerichtsverfassungsgesetz verstießen. Trotzdem die Führung dieses Rechtsstreites in seiner bewährten Hand liegen wird, erscheint uns der Erfolg doch sehr zweifelhaft. Herr Th. hat seinen Abschied genommen. Er will trotzdem Zahlung des Gehaltes! Volenti non fit injuria!

Jeder vaterländisch gesinnte deutsche Mann muß aber Sympathie empfinden mit einem Manne, der durch sein Verhalten im Amte als Richter der Achtung, des Ansehens und Vertrauens, die sein Beruf erfordert, sich sehr würdig gezeigt, aber nach Auffassung seiner vorgesetzten Disziplinarbehörde als

Beamter außer dem Amte der Achtung, die sein Beruf erfordert, sich unwürdig gezeigt hat, zumal, wenn berücksichtigt wird, daß diese von dem Disziplinargericht festgestellten, außeramtlichen Verfehlungen ihre erste Veranlassung gehabt haben darin, daß der disziplinierte Richter gegen einen ungesetzlichen, von staatlichen Behörden aufrecht erhaltenen Zustand, den er amtlich erfuhr und den er als Richter nicht dulden wollte und konnte, allerdings in einer die Form und den Takt nicht immer wahrenden Art und Weise ankämpfte.

LXI.

Politische Betrachtungen.

Österreich.

14. Oktober 1908.

In einer kurzen Besprechung über die durch die Revaler Entrevuen neugeschaffene europäische Lage ist in diesen Blättern [1]) der Gedanke angedeutet worden, daß die Kombination Frankreich-England-Rußland eine ganz hervorragende Wirkung auf die Machtstellung Österreich-Ungarns im Konzerte der Kabinette haben könnte, daß die alte Habsburgische Monarchie freier und unabhängiger geworden sei als je seit 1866. Seitdem haben sich die Ereignisse förmlich überstürzt und ist die sonst ruhige Sommerzeit so lebhaft gewesen, wie schon lange nicht mehr. Es schien, als ob die feine diplomatische Hand des englischen Königs nunmehr alle Fäden zusammengefaßt habe und nur anzuziehen brauche, um die Schlinge um den Hals derer zuzuziehen, gegen welche sich seine Bündnispolitik jeweilig zu richten Anlaß hätte. Es stand allerdings in der gleichen Betrachtung über die Situation auch zu lesen, daß „gerade die Häufung der Allianzen und Ententen eine gewisse Unnatürlichkeit und Schmälerung der

1) S. oben S. 64 ff.

Aktionsfreiheit in sich trage, so daß die Fäden, welche König Eduard zur Zeit in seiner Hand zu halten glaube, eines Tages infolge ihres eigenen Gewichtes abreißen könnten". Freilich zunächst hatte man allgemein den Eindruck, daß die Revaler Zusammenkünfte eine Ausschaltung Österreichs in der orientalischen Frage bedeuten möchten, da Rußland ohne Rücksicht auf die sogenannten Mürzsteger Abmachungen vom 3. Oktober 1893 die mazedonische Frage nunmehr im Bunde mit England einer rascheren und energischeren Lösung zuführen wollte. Ein Abrücken Rußlands von dem der Pforte am 22. Oktober 1903 übergebenen „Mürzsteger Programm" konnte in Italien neue Hoffnung auf Albanien wecken, was für Österreich gewiß keine Erleichterung der Lage gewesen wäre.

Da kam er wie ein Blitz aus heiterem Himmel — zur Überraschung der gesamten und nicht zuletzt der deutschen Diplomatie wurde gesagt, wir glauben es nicht von allen — der jungtürkische Streich mit der unblutigen Revolution in Konstantinopel. Es war, wie wenn die ganze politische Welt in der Türkei plötzlich ins Wanken geraten wäre, Minister kamen und wurden wieder gestürzt, ohne daß man eigentlich so recht wußte, wer denn hinter all dem stecke, wer die leitenden Motive abgab. Die Kölnische Volkszeitung dürfte wohl das Richtige getroffen haben, wenn sie in einem Artikel mit der Überschrift „Wer hat das Regiment?" [1]) schreibt:

„Wenn wir fragen, wer das Regiment jetzt in der Türkei hat, so ist es nicht der Sultan, nicht die Regierung, sondern die geheime freimaurerisch nüancierte und mit den europäischen Logen alliierte Neben- und Gegenregierung der Jungtürken in Saloniki, mit ihr aber auch eine Anzahl jungtürkischer Nebenorganisationen, die auf eigene Faust vorgehen und sich für ebenso legitime Personen und Umstürzler halten, wie es die Leute in Saloniki nur tun mögen."

Damit dürfte vielleicht ein Fingerzeig gegeben sein, wohin die Fahrt einst gehen soll. Das jungtürkische Komite

1) Kölnische Volkszeitung vom 19. August 1908 Nr. 717.

hatte seit Jahren seinen Sitz in Paris und ist natürlich modern, durch und durch modern, in politischer, religiöser, in jeder Beziehung. Das Programm der Jungtürken ist dadurch von selbst vorgezeichnet: Freiheit in der Verfassung, „Modernismus" im religiösen Leben, Freiheit in jeder Betätigung des Individuums. Das Alles soll dem kranken Körper neues Leben einimpfen und ihn konsolidieren.

Der große Diplomat aber, Sultan Abdul Hamid, erinnerte sich dessen, was vor mehr als 30 Jahren sich vor seinen Augen abgespielt hatte, und setzte sich mit einem geschickten Schachzuge an die Spitze der Bewegung, indem er über Nacht den verblichenen türkischen Verfassungsstaat vom 23. Dez. 1876 aus seinem langen orientalischen Schlummer wieder erweckte: die Türkei wurde wieder ein konstitutioneller Staat, die Wahlen zu einem Parlament wurden anberaumt und im übrigen dachte sich der Gefangene der Jungtürken: abwarten.

In dem Augenblicke als durch die hervorragend gewandte Taktik des Sultans der Türkei eine Verfassung gegeben wurde, war für Österreich-Ungarn die schwierige Frage aufgerollt: was soll mit den Okkupationsländern geschehen? Gerade 30 Jahre waren es diesen Sommer, daß die österreichisch-ungarischen Truppen am 30. Juli die Save überschritten und damit das auf dem Berliner Krongreß erhaltene Mandat zum Vollzuge brachten.

Wenn jetzt plötzlich die sämtlichen türkischen Länder mit einem Parlamente beglückt werden, mußte irgend etwas auch für Bosnien und die Herzegowina getan werden. Angesichts der großserbischen Konspirationen insbesondere war für Österreich-Ungarn die eine Lösung nahegelegt: die Annexion der okkupierten Provinzen.

Schon am 28. Juli war anläßlich einer Indiskretion des Sektionschefs im Reichsfinanzministerium Dr. Ritter von Horowitz im Wiener Vaterland[1]) zu lesen:

1) Vom 28. Juli 1908 Nr. 341.

„Die Kroaten Bosniens forderten von allem Anfange, daß der Schaffung eines bosnischen Landtages die Annexion der okkupierten Provinzen vorausgehen müsse, soll in diesem Landtage nicht ein Beschluß zustande kommen, welchen die provisorische Herrschaft Österreich-Ungarns für beendet erklärt. Jedenfalls aber werden die maßgebenden Kreise Österreich-Ungarns angesichts der Vorgänge in der Türkei daran denken müssen, Mittel und Wege zu finden, um an Stelle der provisorischen Verhältnisse in Bosnien das Definitivum der Annexion zu setzen, da sonst zu befürchten ist, daß wir in Bälde in Bosnien vor ähnlichen Ereignissen stehen werden, wie die es sind, die sich jüngst in Macedonien abspielten."

So die im „Vaterland" verlautbarte kroatische Stimme, die nur — vielleicht etwas verfrüht — ausgesprochen hat, was sozusagen in der Luft liegen mußte. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob es nicht doch einen anderen Ausweg aus der einmal vorliegenden Situation gegeben, den Österreich-Ungarn hätte wählen sollen, als den einer Einverleibung der Okkupationsländer nach dreißigjährigem Provisorium.

Gewiß mag es für Freiherrn von Ährenthal keine leichte Aufgabe gewesen sein, den greisen Monarchen davon zu überzeugen, daß es notwendig geworden, daß es eine Staatsnotwendigkeit sei, das Mandat, welches der Berliner Kongreß im Jahre 1878 in seine Hände gelegt, zu einem Defintivum zu gestalten — allerdings unter gleichzeitigem Verzicht auf den Sandschak Novibazar als Kompensation für die Türkei — und damit eine Aktion einzuleiten, welche zweifellos die schwerwiegendsten Folgen zeitigen konnte und mußte. Die Vertragsbestimmungen des Wiener Kongresses werden von allen jenen, welche durch die Proklamation des Kaisers Franz Joseph vom 5. Oktober sich geschädigt oder in ihren Plänen behindert oder gefördert sehen, in ängstlichster Skrupelhaftigkeit hervorgeholt werden, auch wenn sie von ihnen, die sich den Anschein der betrübten Lohgerber geben, selbst längst außer Acht gelassen waren. Das strenge Gerechtigkeitsgefühl der europäischen Kabinette wird zum

mindesten dazu zwingen, daß diese „Verletzung“ des Vertrages gesühnt werde durch — Entschädigung derjenigen, welche sich bereits Stücke von dem Leibe des kranken Mannes herausgeschnitten haben oder solches noch zu tun gedenken.

Bulgarien, dessen uns Katholiken persönlich keineswegs sympathischer Fürst wenige Tage vor der Unabhängigkeitserklärung vom Kaiser in Budapest wie ein Souverain empfangen worden war, dürfte wohl, gleichviel ob es im Einvernehmen mit Österreich-Ungarn gehandelt oder, was weniger wahrscheinlich, ohne dessen Vorwissen eigenmächtig sich zum Königreich „befördert“ hat, gerade durch dieses zeitliche Zusammentreffen, das gewiß kein zufälliges ist, seine Situation unverdientermaßen, aber wesentlich, erleichtert haben. Richtet sich doch das ohnmächtige serbische Kriegsgeschrei in erster Linie gegen Österreich und nicht gegen Bulgarien; übrigens ist anzunehmen, daß Serbien, wenn nicht der Kronprinz einen tollen Streich macht, sich hüten wird, sich in einen aussichtslosen Kampf mit Österreich einzulassen. Denn König Peter, die serbische Majestät, welcher durch die jüngsten Publikationen über die Verschwörung gegen König Alexander noch ärger als bisher kompromitiert erscheint, wird sich der Gefahr und den Folgen einer Revolution im eigenen Lande für den Fall der Niederlage nicht aussetzen wollen. Dagegen wird die großserbische Wühlarbeit in Bosnien mit umso größerer Energie einsetzen, um dort, wenn möglich, Aufstand und Revolution hervorzurufen — ein Vorgehen, das, wenn erfolgreich, wohl auch anderwärts nicht ungern gesehen würde. Denn ein in Bosnien festgehaltenes Österreich wäre, so hofft man vielleicht, an sonstiger Aktion behindert oder doch wenigstens zu Konzessionen irgend welcher Art bereitwilliger.

Die Großmächte, welche durch Österreichs selbständiges Hervortreten überrascht worden sind, trotzdem Iswolski sämtliche europäische Höfe in den letzten Wochen besuchte und lange Konferenzen mit Baron Ährenthal gehabt, werden wohl die durch Österreich geschaffene Sachlage mit oder ohne Protest und mit oder ohne Konferenz schließlich anerkennen.

Daß das Deutsche Reich durch die Proklamation des Kaisers Franz Joseph überrascht werden mußte, versteht sich natürlich von selbst. Staatssekretär von Schön hat zwar mit Herrn v. Ährenthal jüngst wiederholt Besprechungen gehabt, aber er war doch in Urlaub, ebenso befand sich der Reichskanzler Fürst von Bülow in Norderney und Kaiser Wilhelms II. Aufenthalt war nach Zeitungsmeldungen sogar in Berlin unbekannt, als der österreichische Botschafter das Handschreiben seines kaiserlichen Herrn übergeben sollte. Diese auffallende Erscheinung wird sofort verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Deutsche Reich bis jetzt als der beste Freund der Türkei gegolten hat, eine Rolle, in welcher es nun von dem stets uneigennützigen England abgelöst werden will. Man darf nicht vergessen, mit welcher Wärme der Kaiser bei seiner Palästinareise im Jahre 1898 sich wiederholt den Türken gegenüber ausgesprochen hat. So sagte er am 30. Oktober in Bethlehem:[1])

... Wir können nur durch das Beispiel wirken, durch das Vorbild und den Beweis, daß das Evangelium ein Evangelium der Liebe ist nach allen Himmelsrichtungen hin und daß es andere Früchte trägt. Auf die Mohammedaner kann nur das Leben der Christen Eindruck machen; das kann ihnen kein Mensch übel nehmen, wenn sie vor dem christlichen Namen keine Achtung haben. Kirchlich spalten sich die Christen, sie müssen sogar durch äußere Gewalt der Waffen von Streitigkeiten unter sich zurückgehalten werden. Politisch reißt man unter allen möglichen Vorspiegelungen ein Stück nach dem anderen von den Mohammedanern los, wozu man gar keine Berechtigung hat ...

Und am 8. November in Damaskus, am Grabe des Sultans Saladin:

... Tief ergriffen von diesem überwältigenden Schauspiele, zu gleicher Zeit bewegt von dem Gedanken, an der Stelle zu

1) Nach der Kölnischen Volkszeitung vom 7. Oktober 1908 Nr. 363 aus Klaußmann's Kaiserreden.

stehen, wo einer der ritterlichsten Herrscher aller Zeiten, der große Sultan Saladin, geweilt hat, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der oft seine Gegner die rechte Art des Rittertums lehren mußte, ergreife ich mit Freuden die Gelegenheit, vor allen Dingen dem Sultan Abdul Hamid zu danken für seine Gastfreundschaft. Möge der Sultan und mögen die dreihundert Millionen Mohammedaner, welche, auf der Erde zerstreut lebend, in ihm ihren Kalifen verehren, dessen versichert sein, daß zu allen Zeiten der deutsche Kaiser ihr Freund sein wird."

Angesichts solcher in der Türkei natürlich nicht vergessener Freundschaftsversicherungen ist es begreiflich, daß man in Berlin auch nicht den Schein erwecken will, als habe man von den bevorstehenden Ereignissen auch nur eine Ahnung gehabt oder sei gar mit ihnen einverstanden gewesen. Vielleicht aber macht sich der kranke Mann am goldenen Horn doch seine eigenen Gedanken darüber, und frägt sich, ob es nicht etwa mit dem diplomatischen Nachrichtendienst im Berliner auswärtigen Amte recht bedenklich hapern müsse; ob das unter Bismarck auch passiert wäre?

Abdul Hamid, der kluge Rechner, protestiert gegen eine Vergewaltigung, die ihm abgesehen von dem Ausfall an Tributzahlung nichts wesentlich Schlimmeres schafft, wird sich die neue Konstellation der Mächte und seine neuen Freunde „mit vergnügtem Sinnen" betrachten und nicht ungehalten sein, wenn die Jungtürken die Zeche bezahlen.

So hat Österreich im Jubeljahre seines greisen Kaisers eine Initiative ergriffen, welche es plötzlich wieder in den Mittelpunkt des politischen Lebens in Europa gestellt hat.

Bezeichnend für die heutigen Verhältnisse in Österreich ist allerdings eine Meldung der „Neuen freien Presse", [1]) wonach die Vertreter der großen Wiener Banken am 6. Oktober vom Finanzminister Dr. von Korytowsky empfangen wurden, der ihnen Mitteilungen über die Angliederung Bos-

1) Vom 7. Oktober 1908 Nr. 15851.

niens und deren voraussichtliche wirtschaftliche und politische Konsequenzen machte. Er betonte dabei, daß „die Monarchie sich mit ihren Verbündeten, Deutschland und Italien, ins Einvernehmen gesetzt und ihre volle Zustimmung im voraus (!) erzielt habe“.

Vielleicht ist hierin und in verschiedenen anderen Symptomen der Schlüssel für das Verständnis der Vorgänge im Orient während des heurigen Sommers überhaupt zu suchen.

LXII.

Kürzere Besprechungen.

1. Von der „geschichtlichen Jugend- und Volks-Bibliothek“ der Manz'schen Verlagsanstalt liegen zwei neue Bändchen, das vierte und das sechste, vor. Im ersteren behandelt J. Falk, Schule, Unterricht und Wissenschaft im Mittelalter. (Mit 23 Illustrationen. Regensburg 1907. S. 97.)

Wenn man von dem Gedanken ausgeht, daß für Jugend und Volk das Beste gerade gut genug sei, wird man sich mit diesem Schriftchen — nach Ansicht des Referenten — nicht zufrieden geben können. Vor allem vermißt man eine klare Übersicht und Einteilung des Stoffes; schon die Kapitelüberschriften zeigen dies: während ein Kapitel den „Beginn des Schuljahres“ als Überschrift trägt, hat ein anderes „Die höheren Studien“, also einen Stoff von unverhältnismäßig großem Umfang zum Inhalt; und mitten in diesem letztern Kapitel kommt dann der Verfasser wieder auf das „Schulhaus“ und dergleichen Dinge, die hieher keinesfalls gehören, zu sprechen; oder was soll der Absatz über „Anstandslehre — Tischzucht — Hofzucht“ unter dem Kapitel über „Mädchenschule“ und „gebildete Frauen“? Auch die Auswahl des Stoffes muß recht willkürlich

genannt werden. Wozu doch der Abschnitt über „Wunderkinder"? und wozu beispielsweise die Aufzählung der Ausgaben der Werke Nikolaus' von Cues (S. 78)? Wäre es nicht wünschenswert, statt all dessen einen zusammenfassenden Überblick über die Organisation der Stifts-, Kloster- und Pfarrschulen, über ihre Wirksamkeit, über die allmähliche Ausbreitung der Laienbildung, über das Entstehen der Stadt- und Ratschulen, über die Universitäten, kurz ein klares Bild über Schule und Unterricht — die Behandlung der Wissenschaft paßt wohl überhaupt nicht recht in den Zusammenhang — im Mittelalter zu geben. Gerade die Entwicklung ist leider fast gar nicht betont; der geschichtsunkundige Leser läuft so Gefahr zu glauben, daß das, was aus dem 15. Jahrhundert erzählt ist, auch für die Zeit Karls d. Gr. gelte. — Die Volkstümlichkeit der Darstellung, die freilich manchmal etwas banal wirkt, hätte gewiß auch gewahrt werden können, wenn der ganzen Schilderung eine feste systematische Grundlage gegeben worden wäre Klarheit ist doch wohl gerade für die breitern Massen ein erstes Erfordernis. Und endlich möchte ich gerne die zuweilen ziemlich stark hervortretende Tendenz des laudator temporis acti vermissen. Die Verdienste der mittelalterlichen Kirche um das Geistesleben sind dem unbefangenen Blick auch offenbar, ohne daß man sie doppelt unterstreicht.

Ein günstigeres Urteil kann über das 6. Bändchen derselben Sammlung abgegeben werden:

P. Patricius Schlager O. F. M.: Die deutschen Franziskaner und ihre Verdienste um die Lösung der sozialen Frage. (Mit 12 Illustrationen. Regensburg 1907. S. 138.) Vielleicht hätte einzelnes Detail (so die doch allzu anekdotenhaft klingende Erzählung auf S. 2; die Behandlung Capistrans S. 69ff. ist viel zu breit) wegfallen dürfen und der Gedanke zuweilen strenger festgehalten werden müssen, daß es bei dieser Sammlung der Jugend- und Volksbibliothek doch wohl vor allem darauf ankommt, dem Leser das Wesentliche der jeweils behandelten Frage zu bieten. Im ganzen ist es aber doch ein hübsches Bild, das wir hier von der Ausbreitung der Franziskaner in deutschen Landen — Augsburg war zu ihrem Ausgangspunkt ausersehen —, von der baldigen

Organisation des Ordens in drei (oberdeutsche, niederdeutsche und sächsische) Provinzen, von seinen Leistungen auf seelsorgischem, wissenschaftlichem und besonders auf sozialem Gebiet erhalten. Schlicht und einfach und darum nicht minder anschaulich und überzeugend weiß der Verfasser zu berichten, wie die Söhne des hl. Franziskus von diesem ausgesandt wurden, „nicht um Klöster zu gründen, sondern um Seelen zu gewinnen, Buße zu predigen und den Frieden zu verkündigen“, wie sie mit der Predigt überall einsetzten, die, frei von oratorischem Schmuck, ins volle Leben hineingriff und die Zuhörer zu packen wußte. — Die Proben, die der Verfasser aus franziskanischen Predigten und publizistischen Schriften gibt, sind recht gut gewählt; dagegen hätte er nicht behaupten dürfen, daß man die Erfindung des Schießpulvers „allgemein dem Franziskaner Berthold Schwarz“ zuschreibt (S. 128).

2. H. Fischer, der heilige Franziskus von Assisi während der Jahre 1219—21. Chronologisch historische Untersuchung (Freiburger histor. Studien fasc. IV). Freiburg (Schweiz) 1907. Universitätsbuchhandlung. 144 S. Preis 3 M.

Aus äußerst dürftigen Angaben sucht der Verfasser für die Jahre 1219—21 die zeitliche Aufeinanderfolge von Ereignissen zu gewinnen, die für das Leben des Heiligen, für die Entwicklung seiner Schöpfung von Interesse sind; das Resultat seiner Untersuchung weicht von den Ergebnissen manch anderer Forscher ganz erheblich ab. Einzelnen Beweisgründen, die Fischer für seine Datierung vorbringt, möchte man freilich ein Fragezeichen beisetzen; bei der Beschaffenheit der Quellen ist dies ja nur allzu erklärlich. Als Ganzes betrachtet, scheint jedoch die Gruppierung der Ereignisse, wie sie der Verfasser versucht, wohl annehmbar; jedenfalls werden durch seine Datierung die behandelten Ereignisse zu einem festen Bilde zusammengerückt, und so mancher Zug an dem Porträt des Heiligen in neue Beleuchtung gesetzt.

Buchner.

LXIII.

Ein Patenkind König Ludwig I. von Bayern.
(Ludwig Seitz.)

Von Dr. Johann Ranftl.

Es war ein sonnenheller, blauer, italienischer Herbsttag, als ich am 12. September dieses Jahres durch die alten krummen Gassen und Gäßchen von Treviso schritt. Scharf zeichneten sich die Schatten der Häusergiebel und die Bogen der Säulengänge auf die staubigen Steinfließen des Weges. Klar und rein hoben sich Giebel und Schornsteine und Kirchtürme vom tiefen krystallenen Äther ab. Das war ein Tag, an dem man den majestätischen Raum der alten Dominikanerkirche S. Niccolo genießen konnte, an dem das mächtige Licht auch in die dunkeln Kapellen und Seitenräume des Domes hineinrieselte, um die altvenezianischen Farbenwunder zu frischem Leben zu erwecken. Die Helle schimmerte und prickelte auf dem Anbetungsbild von Paris Bordone. Tizians „Verkündigung" glühte und leuchtete in ihrem vollen Akkorde und der glattpolierte alte Marmor der Lombardi glitzerte auf Altar und Wänden der Sakramentskapelle. An diesem sonnenerfüllten Tage stieg ich auch in das Presbyterium des Domes hinauf, um mir die vier großen Fresken, die unser trefflicher deutscher Meister Ludwig Seitz hier vor zwei Dezennien geschaffen, wieder einmal ruhig zu besehen. Und als ich eben in das Anschauen der greifbar realistischen Straßenszene mit dem sel. Heinrich von Bozen vertieft stand, schlich sich ein Kirchendiener aus der Sakristei heran. Diesmal nicht so sehr, um den lästigen,

trinkgeldhungrigen Cicerone zu machen, sondern um mir ins Ohr zu flüstern: „Der Maler dieser Fresken ist in der eben vergangenen Nacht gestorben. So heißt es im Telegramm der Gazetta di Venezia."

Der gute Sakristeimann ahnte nicht, wieviel er mir mit seiner trockenen Zeitungsnotiz sagte.

Eine solche Nachricht, gerade hier vor den Bildern des Meisters ausgesprochen, so förmlich romanhaft beabsichtigt, mußte mich auf das tiefste ergreifen und verwirren. Vor meinem Blicke verschwanden die Fresken an der Wand und der weite Dom. Ich sah mich mit einemmale zurückversetzt an einen hellen sonnigen Frühlingstag, den ich zu Ostern 1907 in Rom erlebte, als ich in der Via del Babuino am Fuße des Monte Pincio von Haus zu Haus ging, um nach dem Atelier des berühmten Malers Seitz zu suchen. Bald war es gefunden und damals, vor kaum anderthalb Jahren, stand er mir noch in seiner ganzen schlichten Herzlichkeit gegenüber, in ungebrochener Arbeitslust, die Pläne und Hoffnungen, die sich an die Arbeiten in der St. Antoniuskirche in Padua knüpften, in Kopf und Herzen. Und heute soll der liebe große Meister auf der Bahre liegen und die reiche Phantasie und das fromme Herzensfeuer, das sich schon in so viele herrliche Werke ergossen und unzählige Kunstfreunde entzückt hatte, für diese Erde auf immer erloschen sein! Nur mehr wie durch einen dunkeln Flor sah ich seine Fresken und den feierlichen Raum des Domes. Matter erschien mir das laute, lebhaft pulsierende Menschengetriebe in den Straßen Trevisos. Ich ging wie im halben Traum melancholisch meiner Wege, mühsam die traurige Wahrheit begreifend, daß einer unserer edelsten deutschen Künstler nicht mehr der Erde angehöre.

Außer der aufrichtigen Verehrung der Werke, die Seitz geschaffen, und der Hochachtung vor seinem großen, reinen Streben drängt mir auch die persönliche Hochschätzung, die ich nach einem kurzen brieflichen und persönlichen Verkehre mit dem Verewigten empfand, die Feder in die Hand, um

unseren Lesern ein wenig von dem Manne zu berichten, den die Wurzeln seines Wesens und seiner Persönlichkeit enge mit der deutschen Nation verknüpften, der jedoch gerade die größten Leistungen seiner frommen Kunst auf fremdem Boden schuf und damit im fremden Lande dem deutschen Namen Ehre erwarb, wie denn auch fremde Erde bereits seine sterblichen Reste aufnahm. —

Ludwig Seitz und seine Kunst wuchsen aus dem nazarenischen Künstlerkreise heraus, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Rom ein wichtiges Zentrum hatte. Rom ist ja bekanntlich auch die Wiege jener einst so einflußreichen religiösen Richtung innerhalb der deutschen Kunst, die man kurzweg als Romantik oder Nazarenertum bezeichnet. Wir erinnern uns hier nur, wie sich seit 1810 um Friedrich Overbeck in der ewigen Stadt eine Anzahl von Künstlern schaarte, unter denen wir Namen wie Cornelius, Schadow, Veit, Schnorr, Koch, Führich, Ahlborn finden. Gedenken wir der Tatsache, daß diese Männer im schroffen Gegensatz zum herrschenden Klassizismus in ihren Fresken und Tafelbildern religiöse und romantische Stoffe bevorzugten. Unvergessen bleibt ihnen vor allem das Verdienst, daß sie die halbvergessene Freskotechnik zu neuem Leben erweckten und mit tiefem Verständnis in den Dienst der raumschmückenden kirchlichen Monumentalmalerei stellten. Eine merkwürdige und bedeutungsvolle Erscheinung war es dabei, daß eine Anzahl dieser romantischen Maler aus ihrer anfänglichen ästhetischen Begeisterung für katholisches Wesen die ernstere Konsequenz auch für ihr Leben und ihre Weltanschauung zogen und zum Katholizismus übertraten. Die jetzt nach Berlin übertragenen Fresken der Casa Bartholdy, die Malereien der Villa Massimi, Werke im Quirinal, Vatikan und in verschiedenen Kirchen Roms zeugen noch heute von jener frohbeherzten, frühlingsfrischen Begeisterung, welche einst diese Künstlergeneration beherrschte, in welcher jeder wie ein neuer Parzival auszog nach dem heiligen Gral, nach dem Ideal einer hohen, heiligen deutschen und christ-

lichen Kunst. Seit damals genoß die deutsche Künstlerkolonie in Rom wieder besonderer Achtung, wenn ihr Geist auch nicht derselbe blieb, sondern von den wechselnden Strömungen des 19. Jahrhunderts vielfach berührt und umgebildet wurde. Wer die Kultur und Kunst des 19. Jahrhunderts auch nur in ihrem Umrisse kennt, weiß, wie jenes Samenkörnlein, das Overbeck und seine Freunde in Roms christliche Erde säten, allmählich weiter fruchtete und der Kunst in der deutschen Heimat Blühen und Gedeihen brachte. Es waren hochgestimmte Tage, als Clemens Brentano im Tone des Volksliedes von Prinz Eugenius Peter Cornelius nach der Vollendung der Fresken in der Glyptothek lobpries:

„Peter Cornelius auf der Rechten
Thät vereint den Lorbeer flechten
Mit General und Korporal;
König Ludwig schritt auf und nieder:
Malet brav ihr deutschen Brüder,
Greift die Kunst recht herzhaft an!

König Ludwig! Du kannst erheben
Alte Kunst zu neuem Leben,
Bleigetroffen liegt der Schein.
Hoch! Cornelius, der Dich liebet,
Hoch! der König, der ihn übet,
Ludwig hoch! der Peter ward dein!"

Wie das frische Wachstum dieser romantischen Kunst noch bis in unsere letzten Jahrzehnte fortwirkt, wie in den bedeutenderen Vertretern der Beuroner Schule und in einzelnen künstlerischen Persönlichkeiten der alte Geist in neuen Formen auferstand, sei nur im Vorbeigehen flüchtig erwähnt.[1])

Alexander Maximilian Seitz, der Vater unseres jüngst dahingeschiedenen Ludwig, war ein Korneliusschüler und gehörte der genannten römischen Gruppe deutscher Maler durch längere Zeit an. Er erfreute sich als Kirchenmaler und als

1) Vergl. hiezu oben S. 245 ff.

Schilderer des römischen Volkslebens einer großen Beliebtheit. Seine Genrebildchen wanderten nach Griechenland, Rußland und England. Die ansehnlichste Leistung seiner Monumentalmalerei sehen wir im Dome von Djakovàr (Slavonien), wo bereits sein Sohn mit ihm arbeitete. Der ältere Seitz stand bei Ludwig I., dem königlichen Kunstfreund, der so gerne und leutselig mit seinen deutschen Künstlern in Rom verkehrte, in hoher Gunst. Der bayerische König übernahm denn auch die Patenstelle, als dem Maler, welcher eine Tochter jenes Ernst von Platner zur Frau hatte, der zusammen mit Bunsen die wertvolle „Beschreibung Roms" herausgab, am 11. Juli 1844 ein Söhnchen geboren wurde, das den Namen Ludwig erhielt.

Mitten im kunsterfüllten Rom und inmitten einer schaffensfreudigen, idealgesinnten Künstlerschaft, wohin ein gütiges Geschick das Patenkind König Ludwigs versetzte, zeigte dieses sehr bald seine vielversprechende künstlerische Begabung und wurde darum frühzeitig im Vaterhause in die Anfänge künstlerischen Schaffens eingeführt. Schon im 11. Jahre erhielt der Lernende eine Preismedaille für Komposition. Es folgten weitere Auszeichnungen für seine Versuche in Malerei und Skulptur. Die Familienbeziehungen sowie die künstlerische Stellung des Vaters führten Ludwig Seitz naturgemäß unter die römischen Nazarener und machten den strebsamen Jüngling rasch mit den Idealen der Kunstströmung, welcher damals die Gegenwart und die Zukunft gehörten, auf das innigste vertraut. Bei Cornelius und Overbeck vergingen seine Lehrjahre und das Studium der großen Meister der Vergangenheit ward daneben nicht versäumt. Einer eingehenden Biographie wird dereinst die lohnende Aufgabe zufallen, zu zeigen, wie sich aus der Anlehnung an alte und neue Vorbilder Schritt für Schritt allmählich die selbständige, eigene persönliche Art des Künstlers, die uns in den Hauptwerken seines späteren Lebens so anmutig fesselt, herausbildete. Seitz dachte noch in seinen letzten Jahren mit inniger Freude an die schönen Lehrjahre zurück. So

schreibt er: „Alle Familienbeziehungen führten mich in den Kreis der deutschen Künstler und meine Laufbahn wurde in besonderer Weise begünstigt durch alle jene edlen Seelen, welche unter dem Namen der Nazarener bekannt sind. So erklärt sich auch meine große Vorliebe für die altdeutsche Kunst und besonders für den tiefen Ernst derselben bei religiösen Darstellungen, im weiteren für die Vollkommenheit in der Vollendung und die glänzende Farbengebung . . .“ [1])

Seine selbständige schöpferische Tätigkeit begann Seitz mit verschiedenen Tafelbildern und graphischen Arbeiten (Zeichnungen für Holzschnitt in Herders Verlag), um bald zur monumentalen Wandmalerei überzugehen, welche ihm die reichlichsten Lorbeeren einbringen sollte. Von den Werken seiner Anfangszeit seien hier genannt: die Zeichnung einer „Krönung Mariens“ im Besitze der Malerin Freiin von Oer, das Ölbild „Adam und Eva“ in Leipziger Privatbesitz, „Gretchen am Spinnrad“ und „Eine Seidenspinnerei“ für den Mailänder Fabrikanten Albert Keller, ein Triptychon mit Johannes auf Patmos im Mittelstück und Heiligen auf den Seitentafeln für die gräfliche Familie Clam-Martinitz in Böhmen. Erwähnt seien noch die „Madonna mit zwei Engeln“ in der Agramer Galerie sowie verschiedene Heiligenbilder für die Königin Olga von Württemberg. Die ersten bedeutenden Wandmalereien sind diejenigen im Dome von Djakovàr. Während der Vater des Künstlers daselbst einige Historien des Langschiffs und die Hauptapsis malte, fielen dem Sohne außer mehreren Szenen im Langschiffe die Seitenapsiden zu. Die Ausführung dieser Arbeit fällt in die letzten Siebziger Jahre. Der Ruhm, den der junge Künstler erntete, veranlaßte die Kanoniker von Treviso, die vier großen Fresken, die wir heute im Chor des Domes sehen, durch ihn ausführen zu lassen (1882—88). Es folgen die Wandbilder der Capella di S. Bonaventura in Ara coeli in Rom, die Fresken

1) Aus einem Briefe an den Grazer Maler Ludw. Ritter von Kurz zu Thurn und Goldenstein vom 17. Dezember 1903.

sowie die Restaurierungsarbeiten in der Kirche des deutschen Hospizes S. Maria dell' Anima und die Apsismalereien der französischen Kirche S. Ivo. Die acht Rundbilder der großen griechischen und lateinischen Kirchenlehrer in der Kathedrale von Sarajevo sind gleichfalls hier zu nennen.

Auf deutschem Boden begegnen uns verhältnismäßig wenige Werke unseres Meisters. Das Fresko „Mariä Krönung" im Freiburger Münster und die Gemälde der Fürstenberg'schen Schloßkapelle in Heiligenberg am Bodensee sind die bekannteren.

Bald erwarteten den rastlos Schaffenden wieder Aufträge in der Fremde. So hatte Seitz die Kartons für die Mosaiken in der Gruft Pius IX. in S. Lorenzo fuori le mura herzustellen und den Kuppelsaal der Torre Leonina im vatikanischen Garten auszumalen. Ein Hauptwerk in seiner Lebensarbeit bilden die groß und originell gedachten Wand- und Deckenbilder in der vatikanischen „Galleria dei Candelabri", die gleichfalls in den achtziger Jahren vollendet wurden. Der Künstler erhielt für seine glänzende Leistung das Commandeurkreuz des Piusordens und wurde zum Direktor der päpstlichen Gallerien ernannt. Daran schließt sich mit kurzem Intervall eine neue große Aufgabe, die Ausmalung der Marienkapelle in der Wallfahrtskirche von Loreto, die den Künstler in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beschäftigte. Es kam noch ein verwandter Auftrag, als der paduanische Senator Breda eine große Summe für die Restaurierung der St. Antoniuskirche seiner Vaterstadt stiftete. Seitz sollte drei Kapellen mit Fresken schmücken. Leider riß ihm der Tod den Pinsel aus der Hand, da er noch nicht die Hälfte der großen Arbeit beendet hatte.

Daß nebenher noch eine Anzahl anderer, keineswegs geringwertiger Arbeiten entstand, wurde schon flüchtig angedeutet, wenn vom Restaurieren die Rede war. Wie die großen Meister alter Zeiten war Seitz nicht bloß in seinem Hauptfache, der Wand- und Tafelmalerei allein tätig. Sein reicher Genius umfaßte noch verschiedene andere Kunstgebiete.

Schon der Lernende strebte bewußt nach Vielseitigkeit. Er bekennt ja selbst: „Bald hatte ich eingesehen, daß für alle diejenigen, welche sich der monumentalen Malerei widmen wollen, das Studium der Architektur und Plastik nicht ausgeschlossen sein darf und darum beschäftigte ich mich immer in diesem Sinne weiter und ergreife auch jetzt noch (1903) gerne jede Gelegenheit, Arbeiten auszuführen, welche in diesen Bereich gehören." So finden wir vorzügliche Proben seines graphischen Könnens in den Herder'schen Sammlungen „Achtundvierzig Darstellungen aus dem Leben Jesu und der Heiligen" (1872) und „Darstellungen aus dem Leben Jesu und der Heiligen" (1891) wie in den „Zeichnungen zu den Gleichnissen des Herrn" (Leipzig 1869, Dürr). Diese äußerlich unscheinbaren Leistungen waren es übrigens, welche zuerst die Aufmerksamkeit der deutschen Kenner und Kunstfreunde auf das große Talent lenkten, das sich darin zu entfalten begann.

Da Seitz die Aufsicht über so viele und große Kunstwerke, wie sie der Vatikan birgt, zu führen hatte und einem pietätvollen, historisch gestimmten Jahrhundert angehörte, so fand er wiederholt Gelegenheit, seinen Takt und seine ungewöhnlichen kunsthistorischen Kenntnisse als Restaurator, genauer gesagt als Erhalter der größten Kunstwerke der christlichen Ära zu erproben. Er arbeitete in diesem Sinne in den Rafaelischen Loggien, in der Kapelle Eugens IV., welche die schönen Fresken von Fiesole enthält. Das größte Verdienst erwarb er sich um die Wiederherstellung der Appartamenti Borgia, sowie um die Sicherung der Deckenmalereien in der sixtinischen Kapelle. Daß er als Galleriedirektor sonst noch des öfteren Gelegenheit fand, gefährdete und beschädigte Werke vor dem weiteren Verfall zu schützen, ist selbstverständlich, wie er auch zur Restaurierung der deutschen Hospizkirche, des dem Fürsten Massimi gehörigen Schlosses Arsoli und anderen ähnlichen Arbeiten berufen wurde. Diese Tätigkeit führte ihn der Architektur und Plastik und dem Kunsthandwerk wieder näher. Zu seinen besten Leistungen dieser letztgenannten Art zählen außer den Kartons

für die Mosaiken in S. Lorenzo diejenigen für Glasmalereien in der Kirche der Anima und in Loreto. Von seiner Hand stammt der Entwurf für eine geschnitzte Tumba und die zugehörigen eisernen Leuchter, zu einem Bronzereliquiar und zu Paramenten: alles für die deutsche Nationalkirche in Rom. Besonderes Lob erntete ein nach Seitz' Entwurf gefertigtes Silberreliquiar für Leo XIII. Von ihm stammen die Zeichnungen für 7 Pontifikatsmedaillen, sowie diejenige für einen Altar mit den Reliquien aller durch Pius IX. Heilig- und Seliggesprochenen. Der Künstler fertigte die Entwürfe für die Grabkapelle des um die Anima bestverdienten Monsignore Jänig, für verschiedene Grabmonumente, für das Marmorrelief einer Prinzessin Colonna in S. Maria sopra Minerva. Ebenso die Skizzen für den Majolicafußboden und für die eisernen Träger von Reliquiarien in der Kapelle des Palazzo Massimi. Das vergoldete Bronzekreuz, das man zum Gedächtnis der Jahrhundertwende in der Lateransbasilika setzte, und noch viele andere Werke der angewandten Kunst sprechen von der Freigebigkeit, mit der dieser Künstlergeist seinen schönen Reichtum auf alle Gebiete ausstreute. Schon vor längeren Jahren, als bei uns die Bewegung für das moderne Kunstgewerbe noch nicht so lebhaft im Gange war, bemühte sich Direktor Seitz in Rom persönlich um die Hebung des kunstgewerblichen Zeichenunterrichtes. Ebenso bekannt wurden in den letzten zehn Jahren seine Bestrebungen an der Spitze der „Römischen Künstlerzunft“, welche Vereinigung den in der ewigen Stadt weilenden christlichen Künstlern einen Sammelpunkt bieten und durch wissenschaftliche Vorträge, gemeinsame Besuche der Kunstsammlungen, durch künstlerische Ausflüge und praktische Übungen den Aufenthalt nach allen Seiten fruchtbar und anregend machen sollte. Aus Vorträgen, die Seitz in dieser Genossenschaft hielt, entstanden auch einige Broschüren, die unter dem Titel „Erörterungen über wichtige Kunstfragen“ erschienen.[1])

1) Vergl. Bd. 134 S. 190 ff. dieser Blätter.

Diese etwas eintönige Aufzählung der mannigfaltigen Arbeiten des Malers Seitz gibt allein schon eine beiläufige Vorstellung von seiner rastlosen, vielseitigen Tätigkeit. Solch unermüdlicher Schaffensdrang und ein solches erfolgreiches Ausgreifen in die verschiedensten Kunstgebiete läßt schon auf eine mehr als gewöhnliche Durchschnittsbegabung, läßt vielmehr auf eine genial veranlagte Persönlichkeit schließen.

Während sich das Werden und Wirken dieses Künstlergeistes so groß und reich entfaltete, läßt sich vom äußeren Leben und seinen Zufälligkeiten nicht viel Ungewöhnliches sagen. Es verlief schlicht und einfach in angestrengter, rastloser Arbeit. Wie mancher andere deutsche Künstler heiratete auch Seitz eine Römerin, die ihm eine liebe gute Hausfrau wurde, die aber weder die deutsche Sprache noch das deutsche Gemüt und tiefere Wesen ihres Mannes recht verstehen konnte. Der einzige Sohn starb mit 23 Jahren zum großen Schmerze des Meisters. Die einzige Tochter ist einem Italiener verheiratet. Ein besonderer Ehren- und Freudentag war unserem Maler für den Anfang Oktober 1908 zugedacht, wo die feierliche Übergabe und Einweihung der deutschen Kapelle in Loreto stattfinden sollte, welche das herrliche Marienleben schmückt. Allein ein unerforschlicher Ratschluß wollte, daß nur mehr sein „verklärtes Wesen“ auf das Werk und die Ehren, die wir ihm zollen, herniederblickt. Der Künstler war schon seit einiger Zeit kränklich und fühlte, daß sein Lebenswerk zu Ende sei. Allein sein Geist kannte darum noch keine müßige Ruhe. Während der letzten Lebenstage beschäftigte ihn noch die Idee einer Broschüre über „das Typische in der Kunst“ und die Neuaufstellung der vatikanischen Gemäldegallerie. Und gerade die Übertragung der „Transfiguration“, des Werkes, das einst halbvollendet an Rafaels Bahre stand, war beim Transport am 10. September die letzte aufregende Sorge des gewissenhaften Mannes. An diesem Tage fuhr er dann nochmals hinaus in seine Villa nach Albano, wo er sich diesen Sommer auf energisches Drängen der Ärzte etwas Ruhe und Erholung gönnen sollte.

In der folgenden Nacht quälten in Asthmaanfälle und Herzbeklemmungen und gegen Morgen verschied er. Er ruht in seiner Familiengruft auf dem allgemeinen Friedhof Roms, nahe bei S. Lorenzo, wo er die Gruft Pius IX. mit den schönen Mosaiken schmücken half. Wie von Leo XIII. war er auch von Pius X. hochgeschätzt. Der Papst kannte ihn noch von seiner trevisanischen Domherrenzeit her, von damals, als Seitz die erwähnten Fresken im Dome von Treviso malte. Es heißt auch, daß ein Prälat auf dem Bilde, das Benedikt IX. und die Abgesandten von Treviso darstellt, die getreuen Züge des damaligen Domherren Giuseppe Sarto trage. So würde also das erste gemalte Portät unseres hl. Vaters von Seitz stammen. Daß letzterer bei den höchsten Prälaten des Vatikan so beliebt war wie beim untersten Museumsdiener, versteht jeder, der einmal dem freundlichen, seelenguten, anspruchslosen Manne begegnete. Daß er mit wahrer Toleranz und Herzensgüte doch eine große Charakterfestigkeit in Kunst und Leben verband, dürfen wir seinen nahestehenden Freunden gleichfalls aufs Wort glauben.

* * *

Wenn in den folgenden Zeilen der Versuch gemacht wird, die Hauptschöpfungen in Seitz' Lebenswerke zu charakterisieren, so muß gleich im voraus betont werden, daß dies heute nur in einer wenig erschöpfenden, ungleichmäßigen und lückenhaften Skizze geschehen kann. Denn einmal sind uns verschiedene Tafelbilder aus seiner ersten Zeit, die gerade den werdenden Künstler zeigen könnten, weder im Original noch in brauchbaren Abbildungen erreichbar. Und was hier gegeben wird, beruht wohl auf Kenntnis der Werke, auf Erinnerungen und Eindrücken, aber nicht auf eindringendem Studium, das ja lange Zeit in weit entlegenen Orten verlangen würde. Und ein kleines Erinnerungsblatt für den verdienstvollen Meister will doch geschrieben sein, ehe die letzten Kränze auf seinem Grabe verwelken und die winterliche Tramontana über den Campo Verano braust.

Einigen Einblick in die erste Entwicklung gewähren wenigstens die Holzschnitte. Schon in den sechziger Jahren entsteht eine Reihe jener reizenden charaktervollen Zeichnungen für den Herder'schen Verlag, die in der Sammelausgabe mit Recht Lob und Anerkennung erwarben. Man fühlt darin auf Schritt und Tritt das ungewöhnlich starke Talent, wenn auch immer zugleich die Vorbilder, welche den Stift des Zeichners noch vielfach regierten, überall erkennbar sind. Wer etwa in der A. Stolz'schen „Legende" die Heiligen Anton Einsiedler, Franz von Sales, Leo, Notker ein wenig aufmerksam betrachtet, bemerkt unschwer, wie in der Auffassung der Gestalten, in der Einordnung derselben in den Raum, in der Landschaft und in manchen Details Dürers Holzschnittkunst durchschlägt, während wiederum eine so zartlinige Gestalt wie die der hl. Agnes oder der hl. Notburga mit ihrer jeweiligen Umgebung uns sofort an die Werke der Nazarener denken läßt. In Bildchen jedoch, wie demjenigen von der hl. Büßerin Maria oder vom hl. Wolfgang unter dem mächtigen Eichenstamme zeigt sich eine Phantasie, die der unseres lieben Schwind verwandt ist und die hier und in anderen Fällen durch eine zarte seelenvolle Auffassung des Themas unser Herz gefangen nimmt. Die naive Lieblichkeit des St. Isidor- oder Notburgabildchens, des hl. Vitus, die Kinderköpfchen beim hl. Vinzenz von Paul, die energische Charakteristik eines Giovanni Colombini, die poetische Landschaftsidylle, die den jugendlichen hl. Alphons umgibt, und ähnliche feine Züge künden bereits das originelle, aus seiner fremden Hülle herausbrechende Künstlertalent an.

Den ersten bedeutungsvollen Schritt zur großen religiösen Monumentalkunst durfte Seitz in der slavonischen Bischofsstadt Djakovàr tun, als er mit seinem Vater und dem Italiener Ansiglione im Auftrage des kunstsinnigen Bischofs Stroßmayer den großen Freskenzyklus der dortigen Domkirche schaffen half. Der junge Maler mußte es zweifellos für ein großes Glück ansehen, daß ihm bei der ersten Entfaltung seiner Schwingen ein so günstiges Arbeitsfeld eingeräumt ward.

Wie mancher religiöse Künstler muß oft vergebens viele Jahre warten, bis ihm eine Gelegenheit geboten wird, den versammelten Reichtum seines Herzens in Form und Farbe ans Licht zu bringen. Und wie wächst nicht in den Jahren des ersten frühlingsmächtigen Werdens mit der Aufgabe die Kraft des Talentes! — Der Gedanke der Malereien in Djakovàr ist der altüberlieferte: die Darstellung der Heilsgeschichte mit ihren besonderen Nebenbeziehungen auf das jeweilige Gotteshaus. Das Langschiff enthält demgemäß Szenen des alten, die Wände der Querschiffe solche des neuen Testamentes. Die Seitenapsiden schließen sich mit dem idealen Gedanken „der sich durch die Jahrhunderte fortsetzenden Anbetung Christi als Gottmensch und Erlöser" und den Apostelbildern an, während die Hauptapsis den Abschluß des großen Gedankenkreises, die sieben Sakramente, den Eingang in den Himmel und die ewige Herrlichkeit mit der Krönung Marias zeigt. Nebenher gehen im Seitenschiff kleinere grau in grau gemalte Szenen aus dem Leben des hl. Petrus. Von der Fassade grüßen den nahenden Besucher der Kirche Christus am Kreuz und die acht Seligkeiten mit dem apokalyptischen Lamm entgegen.

Der weitaus größere Anteil an der Ausführung dieses ganzen Gemäldeschmuckes entfällt auf die beiden Seitz. Ansiglione malte nur zwei Szenen des alten Testamentes. Und das künstlerisch Wertvollste des Ganzen stammt von Ludwig Seitz. Ihm gehören 10 figurenreiche historische Kompositionen, die Malerei der Seitenapsiden, die Petrusszenen und die Entwürfe für den Fassadenschmuck in Majolika.

Eine Betrachtung der historischen Darstellungen wie „Gott Vater führt Eva dem Adam zu", „die Auffindung des Moses", „die Geburt Christi", „Christus im Tempel" u. a. zeigt, wie der junge Künstler bei aller Anlehnung an überlieferte ikonographische Typen doch überall seine eigenen, glücklichen Gedanken aufblitzen läßt. Man sehe nur darauf hin z. B. die „Geburt Christi" an. Die Anordnung der Hirtengruppe und der Engelschaar, das liebliche Motiv des

hl. Joseph, der einem greisen Hirten die Hand reicht, die Stellung der herrlichen Gottesmutter im Bilde: lauter Momente, die einen frisch zugreifenden Künstlersinn verraten, der aber nichtsdestoweniger die Ehrfurcht vor dem hl. Geheimnis, das er darstellt, nie vergißt. Ganz er selbst ist Seitz schon in der scharfäugigen Naturbeobachtung und infolge dessen in der höchst lebendigen Charakteristik seiner Personen. Die staunenswerte künstlerische Ausdrucksfähigkeit in den Malereien dieser Kathedrale läßt sich in Worten schwer schildern, umso leichter jedoch an den Bildern selbst bewundern. Neben der Fähigkeit, packend zu charakterisieren, die sogar manchmal mehr an starken Naturalismus streift, als die auf den fernen Beschauer wirkende Wandmalerei nötig hat, entzückt uns ein überraschender, persönlicher Schönheitssinn, der nicht bloß auf eine wohlgefällige oder klassisch proportionierte äußere Schönheit abzielt, sondern die anmutsvollen Gesichter vor allem mit warmem seelischen Leben erfüllt. Welche blumenhafte Schönheit leuchtet nicht auf dem Antlitze der thronenden Madonna in der linken Seitenapsis oder an den lieblichen Engeln desselben Bildes und auf jenen an der Fassade! Die Kinder, Frauen und Engel werden schon hier die Träger des stillen Schönheitssonnenscheins, der von nun an schier alle Werke unseres Meisters anmutig beleuchtet. — Eine eigene ausführliche Würdigung verdienten die großen Kompositionen der Seitenapsiden, welche, historische und ideale Momente geschickt ineinanderwebend, die immerwährende Anbetung des Gottessohnes darstellen. In der linken Apsis erblickt man die thronende Gottesmutter mit dem Kinde, zu welcher von der einen Seite die drei Könige, von der anderen die Hirten, Typen aus dem slavonischen Volke, mit ihren Geschenken und allen Zeichen der Anbetung und Ehrfurcht nahen. In der rechten Apsis wird der tote Erlöser von Maria, den heiligen Frauen und seinen Freunden und außerdem von einigen Heiligen, die den Südslaven angehören (Hieronymus, Cyrill und Method, Cajus und Quiricius) verehrt. Es wäre nicht schwer, in

einzelnen Motiven die flüchtige Anlehnung an Fiesoles „Verehrung des Kreuzes“ oder andere Reminiszenzen an ältere Werke aufzufinden, allein das Ganze und das Wesentliche an diesen Werken, besonders der seelische Gehalt und die herbe Schönheit sind aus des Malers eigenstem Empfinden geschöpft. Beachtung verdiente es, wie in der dekorativen Umrahmung, in der selbständigen Stilisierung von Pflanzenmotiven Seitz hier schon manchen guten Gedanken späterer moderner Bestrebungen ahnt oder wie in der jungen Hirtin, die in der „Bergpredigt“ so hingebungsvoll dem Worte Christi lauscht, ein verwandter Gedanke wie in Klingers vielgerühmter Psyche, nur zarter und anmutiger, anklingt. Daß das ganze Werk des Doms von Djakovàr im Sinne überzeugungsvoller, inniger Gläubigkeit aufgefaßt ist, braucht man kaum eigens hervorheben, wenn man des Künstlers tiefreligiösen Sinn und überdies sein Verhältnis zur Overbeckschule erwägt. Sein Zusammenhang mit dem letzteren Künstler ist in Djakovàr auch noch damit dokumentiert, daß Seitz einige Szenen aus dem Leben des hl. Petrus nach Kartons von Overbeck malte.

(Schluß folgt.)

LXIV.

Kurfürst Maximilian I. als Gemäldesammler.

Neue archivalische Beiträge von Archivrat Dr. Josef Weiß (München).

(Fortsetzung.)

Was die italienischen Meister betrifft, so werden in Maximilians Galerie nur ein Bildchen von Giulio Clovio und von F. Parmegianino, ein Gemälde von P. Perugino und zwei angebliche Raffael angeführt, und mit Recht bedauert es Reber,[1]) daß in dem Inventar die italienischen Meister so spärlich vertreten sind. Auf grund der Akten des Geh. Staatsarchives[2]) können wir nun einen Fall erzählen, bei dem der Kurfürst erfolglos die Erwerbung eines angeblichen Michelangelo erstrebt hat, den er im Besitze des aus Krakau stammenden Stanislaus oder Stenzel Schilling in Nürnberg[3]) wußte. Maximilian vermutete zuerst „eine auf Holz gemalte Historia Josephs in Ägypten" und eröffnete derentwegen mit Schilling eine Unterhandlung.

Am 26/16. Februar 1613 antwortet Schilling: er wolle dem Herzog in Kunstsachen gerne dienen, obwohl das bei ihm befindliche Werk „mit E. F. Dchlt. davon geschöpften opinion nitt correspondirt." Er habe zwar unterschiedliche gemalte Tafeln von italienischen Meistern, zumteil eigene, zumteil mit anderen gemein, darunter aber keine historia von Joseph in Ägypten weder von Michelangelo, noch von Anderen; er habe diese auch nie gehabt oder gesehen und kenne auch die Hand von Michelangelo nicht. Es müsse also der Herzog falsch berichtet sein, ebenso daß der unlängst verstorbene Kaiser solche oder ähnliche Tafeln von Schilling begehrt und versprochen bekommen habe. Wenn er die gewünschte Tafel hätte, wollte er

1) Reber 27 f.

2) K. schw. 419/12.

3) Vgl. Hampe, Ratsverlässe II, 664.

sie „oder auch etwas Besseres“ dem Herzog gerne zukommen lassen. Am 2. März begann der uns schon S. 550 ff. bekannte David Kresser die Vermittlung,[1]) und Schilling wandte sich deshalb am 12/22. März mit folgendem Schreiben an Maximilian: Kresser sei wegen einer Tafel „Die Flucht Josephs in Ägypten“ bei ihm gewesen. Er besitze aber dergleichen nicht, und habe deshalb dem Kresser auf einem kleinen Zettel mitgeteilt, daß er wohl eine „nit gemeine Tafel“ habe, die sei aber nicht sein Eigentum, auch nicht mit viel Geld zu erhandeln und dürfe er auch nicht hinweggeben oder selbst „aus wichtigen Ursachen“ über Land schicken; die Tafel stelle dar: die hl. Mutter Gottes mit ihrem Kind sitzend und St. Joseph dabei. Diese Tafel sei ihm vor langer Zeit zugekommen mit der Bedingung, daß sie bei ihm und nach ihm stets bei den Schillingern unverändert bleiben solle.

Auch Unterholzer,[2]) der so erfolgreich beim Paumgartner-Altar vermittelt hatte, wußte nichts bei Schilling auszurichten und bekam das Bild nicht einmal zu sehen. Diese Mißerfolge verdrossen den Herzog sehr; er ließ sich zu einer nicht sehr diplomatischen Rückäußerung an Wolf Löffelholz verleiten, die er sogar mittels eines eigenen Boten bestellte:[3])

Er habe unlängst gehört, daß Stenzel Schilling eine Tafel besitze, auf „welcher die (Raiſ der) Allerheiligsten Muetter Gottes mit irem Khind (unnd Joseph in Aegipten) von einer khunstlichen Hanndt gemahlt seie“. Er habe darauf verschiedene Schritte getan, um das Bild gegen Baarzahlung zu erhalten. Schilling sei anfangs entgegengekommen, dann aber habe er sich völlig ablehnend geäußert, so daß er nicht anders meinen könne, als daß Sch. ihn „ludificiern“ wolle. Nun sei es ihm nicht so sehr um diese Tafel zu tun, „alweiln dergleichen noch auch anderer Ortten zu bekomen“, sondern mehr, weil ihm dieses

1) Brief an Pühler, a. a. O.

2) Brief an Maximilian vom 22. März 1613; Staatsarchiv a. a. O.

3) Konzept vom 16. April a. a. O.

Verhalten Sch.s „zu etwas Verschimpfirung“ gereiche. Er wolle daher nicht mehr unter seinem Namen nachsuchen, damit nicht Schilling sich der „ludification“ rühmen könne, sondern dieser solle nur erfahren, wie ganz anders Maximilian bisher von Schillings Oberen, dem Rat der Stadt Nürnberg, respektiert, worden sei, und daß dieser dergleichen um so mehr von einem der Bürger erwarten dürfe Übrigens habe er allerhand Gründe zum Argwohn wegen dieser Tafel, denn ihm sei berichtet worden, daß dieselbe für den jüngst verstorbenen Kaiser Rudolf II. aus Rom herausgeschickt [wieder durchgestrichen: und durch Michael Angelo Bonaroto solle gemahlt] worden sei, und nicht umsonst werde sie auch so verborgen gehalten; er hoffe noch hinter diesen Zusammenhang zu kommen. Er bitte nun, daß sich die Stadt der Sache annehme und „in ihrem Namen und ex authoritate propria“ dem Schilling sage, sie habe gehört, daß er eine gemalte Tafel, ein Mariabild mit dem Kind ungefähr, (ob er noch andere Bilder hätte, das wisse man so eigentlich nicht) hätte, dieses Stücks bedürfe die Stadt „umb gemeiner Gelegenheit und konnfftigen Bestens willen (gestalltsame dann die Erhaltung guetter Zuenaigung der Benachbarten und anderer Fürsten des Reichs gegen die Statt ohne Zweifl derselben zum Nutz und Gueten geraichet und es ohne das im Rechte versehen, daß ein Magistratus propter bonum universitatis vel comune seinem subdito und Privat Person aufzuerladen und dahin zue halten Macht hat, das Seinige zu verkauffen oder in ander Weeg so gar auch mit seiner Ungelegenhait zu verwenden. . . .)“ Deshalb solle Sch. die Tafel den Ältern und Gemeinen ausfolgen gegen deren Revers, daß sie ihm sorgen wollten für Rücklieferung in Kürze oder daß ihm der gleiche Wert, den sie gemäß einer von ihm auszustellenden Bescheinigung ihn gekostet, dafür bezahlt werde, welches Geld er statt der Tafel seinem Geschlecht vermachen könne. Man solle aber sorgen, daß er nicht überfordere, bloß damit ihm das Bild verbleibe und er noch mehr das Gespött mit M. treiben könne. Zu diesem Zweck sollten die Geheimen die Tafel durch 2—3 kunstverständige beeidigte Maler schätzen lassen, die man aber besonders noch an ihre Pflicht erinnern müsse (da einer der Maler das Bild schon kenne und dem

Sch. zu Gefallen und sich zu Profit schätzen könnte), weil man durch andere Leute noch werde die Schätzung nachprüfen lassen. Man solle die Tafel ihm durch Unterholzer schicken; er werde durch diesen auch die Kaufsumme sogleich besorgen oder, wenn sie ihm nicht zusage, das Bild zurückstellen. Unter allen Umständen aber wolle er nicht eine Verehrung der Tafel, sondern wie bei der „jüngsten Dürerischen Tafel",[1]) die er doch anders auch nicht als um Geld begehrt habe, Kauf gegen Bezahlung, lieber wolle er derselben ganz entbehren. Die Stadt und Löffelholz sollten es nicht bereuen.

Auf diese gereizte Auslassung des Herzogs antwortete Bürgermeister Löffelholz am 26./16. April sehr entschieden: es sei beim Nürnberger Magistrat wie bei andern Frei- und Reichsstädten nicht Gebrauch und Herkommen, den Bürgern oder Einwohnern in solchen Fällen etwas wider ihren guten Willen zuzumuten, geschweige „nach gereichten bürgerlichen Schuldigkeiten und sonst erzeigten ehrbaren Handel und Wandel in ihren eigenen Privatsachen zumal nach verspürter sonderbarer Affektion und Verbündnis der Angehörigen, Maß oder Ordnung zu geben, noch viel weniger die Kontrakte, so der Rechtsordnung nach liberae voluntatis seien, durch Interponierung obrigkeitlicher Authorität aufzuheben und zu kassieren".

Gleichwohl habe man sich durch Mittelspersonen gütlich an Sch. gewendet, der natürlich sofort die Hintermänner geahnt und nach langem Sträuben sich bereit erklärt habe, nun sich mit seinen Verwandten zu benehmen, worüber aus örtlichen Gründen 6 Wochen bis 2 Monate verstreichen würden.

Maximilian trat in schlecht verhülltem Ärger jetzt den Rückzug an und schrieb am 6. Mai an Löffelholz: Was die Hintanhaltung durch Schilling betreffe, so erscheine zwar diese „Opignatretet als einige Erheblichkeit; dieweil es aber in effectu umb khain wichtige Sach, sonder nur umb ain mit Farben überstrichenes Prött zu thuen, davon sein Geschlecht oder seine hirbei Mit-Interessenten und Anverwandten auf begebende Fähl ein wenig faiste Suppen werden sieden mögen und er gegen seine

1) Paumgartner-Altar.

vorgesetzte ordentlichen Obern nit mehrern Respekt tragen wöllen", so brauche M. die Sache nun weniger mehr zu ästimieren oder sich verwundern, daß er gegen ihn „die Civilitet und Discretion nit zu gebrauchen gewußt". Indessen wurden die Versuche, die „Opignatretet" Schillings zu brechen, nicht aufgegeben weder von seiten Maximilians, noch aber auch von seiten der Stadt. Am 27. Mai berichtet Kresser an Pühler: er sei bei Sch. gewesen. Derselbe leidet dermaßen an Podagra, Krampf und Stein, daß er beständig schreit und klagt, und, als Kresser von der Tafel anfing, sagte, er solle ihn um Gotteswillen doch diese Woche in Ruhe lassen, denn er wisse nicht, wie lange es noch mit ihm währe, und besorge, es werde mit ihm bald aus sein. Kresser ist darnach fortgegangen, hat sich aber hinter 2 Freunde Sch's. gesteckt und ihm angeboten, er wolle ihm 3—4000 Thr. verpfänden, daß Sch., wenn er Kresser die Tafel auf 3 Wochen leihe, dieselbe genau so, wie er sie hergebe, wieder zurückbekommen werde. Daraufhin erklärte sich Sch. bereit (30. Mai), die Tafel dem Herzog schicken zu lassen, jedoch durch Wolf Löffelholz und Wolf Harsdörfer, die im Auftrage des Rates bei Sch. gewesen seien. Mit denen verständigte sich Kresser, um in ihrem Beisein die Tafel in Empfang zu nehmen und bis 18./8. Juli an Pühler abzuliefern. Der Rat habe Sch. 3000 Dukaten Schadloshaltung versprochen. Wenn die Tafel dem Herzog gefalle, so brauche er deshalb nicht gerade ein, zwei oder mehrere tausend Dukaten dafür zu bezahlen, sondern er werde schon wissen, wie dem Sch. zu begegnen sei; gefalle sie ihm aber nicht, so könne er Sch. mit kurzem Bescheid abweisen. Allein das Spiel war noch nicht gewonnen. Als man die Tafel holen wollte, schreibt am 13./3. Juni Kresser an Pühler mit eigenem Boten, machte Sch. Schwierigkeiten wegen der Schadloshaltung und verlangte unter Berufung auf sein Alter vom Rat einen schriftlichen Revers, den der Rat als ungebräuchlich ablehnte, worauf Sch. sich an Kresser halten wollte. Der Herzog dankte am 18. Juni Kresser für seine Bemühungen, hält aber die Tafel all dessen nicht wert. „Und weil biß dato für Ihr f. D. khein Mensch auf der Welt Bürg worden, sondern sich männikhlich mit dero fürstlichen erkhanten Aufrichtigkeit und parola begnügen

lassen, so habt Ihr Euch billig zu berühmen, daß Ihr des Herzogs von Bayern Fürstand oder Porg worden." Maximilian verbürgt ihm die 3000 Dukaten. Wahrscheinlich habe Sch. gedacht, er müsse 2 oder wenigstens 1 Null mehr anhängen, weil er es nicht mit einer Privatperson zu tun habe. Weil nun einmal das polnische Klima solche Köpfe produziere, müsse man sich darnach richten. Übrigens lasse der Herzog ihm (Kr.) im Vertrauen andeuten, daß, „wenn diß Gemel nit allain Michel Angelo oder Raphael d'Urbino, sondern gar der Apelles" gemacht hätte, er dennoch wohl wisse, „daß es ein Prett ist mit Farben überstrichen". Er wisse auch, was ein Ding wert sei, und habe keine Lust 3, 2 oder 1000 Dukaten zu geben, „damit der Stenzl sich rühmen könne, daß er dem Herzog v B. könne vor Anderen seine Waaren verkauffen". Wenn die Kaution den Zweck habe, daß der Herzog 3000 Dukaten geben müsse oder das Bild zurückschicken, so sei es ein Zeichen, daß er den Herzog „übertölpeln" wolle, und könne dann das Bild getrost dort bleiben. Sei die Kaution aber nur der Sicherheit halber und wolle Stenzl mit sich handeln lassen, so könne Kr. darauf eineingehen, nur soll er noch Sicherheit wegen der Frist erwirken, eventuell daß in 4 Wochen die Sache bereinigt werden könne. Das überlasse M. der Dexterität Kr's. Der Brief sei für ihn, nicht für Sch., sonst würde er diesem „den Fuchsschwanz böser gestrichen haben".

Die Erwerbung dieses vermuteten Michelangelo — meines Wissens ist von Michelangelo nur eine gemalte hl. Familie bekannt, die jetzt in den Uffizien zu Florenz befindliche[1]) — ist anscheinend nicht zustande gekommen, doch quälte sie den Herzog lange noch, denn noch am 14. Oktober 1614[2]) läßt er den Nürnberger Maler Jobst Harrich, „weil er des Stenzel Schillings Tafel gesehen", um sein Urteil über jenes Bild ersuchen, „da etliche des Michel Angeli Sachen über des Dürers loben". Auch erkundigte er sich, wer Schillings

1) Knackfuss H., Michelangelo (Künstlermonographien IV, 1895) S. 16.

2) Maximilian an Kresser; Staatsarchiv a. a. O.

Erben seien und wohin das Bild gekommen sei, da Sch. sage, er habe es nicht mehr.

So lebhaft auch diesmal Maximilian darnach trachtete, sich in den Besitz des italienischen Meisters zu setzen, offenbar weil ihn auch hier die Rivalität mit Kaiser Rudolf II. besonders reizte, so zurückhaltend benahm er sich, als ihm der Nürnberger Bürgermeister Holzschuher, welcher ihm die Erwerbung der Dürer'schen Vier Apostel vermittelt hatte, im Frühjahr 1630 von einem Corregio und Titian meldete. Die Briefe sind ebenfalls im Geh. Hausarchiv.[1])

Holzschuher schreibt am 23. März/3. April: Als er jüngst dem Kurfürsten auf dessen Schreiben antwortete, habe er ihm u. a. gemeldet, daß ihn jemand in Nürnberg vertröstete, es werde demselben bald „etwas von künstlichen Stücken" zugeschickt werden. Heute ist ein Stück angekommen, dem Vorgeben nach „ain Antonio Coregio, von welchem sonsten nicht viel Gemahltes zu bekhommen sein soll und seine Arbeit in Italia für deß Tition geachtet werde. Ist ein Mariabildt mit dem Kindt, sitzt under einem Baum in einer Landtschafft, dabey ein Engel, S. Jacob und St. Catharina kniend", nach s. E. kunstvoll gemacht, allein es werde auf 1200 Taler geschätzt und unter 1000 fl. schwerlich zu haben sein, weil es keine Kopie, sondern Original sei. Es sei etwa 5½ Schuh lang und 4½ Schuh hoch. Er halte es aber für viel zu teuer. Ein zweites Stück sei noch nicht angekommen. Es sei „ain Tition, ein Hirtt sizt in einer Landtschafft dabey ein Weib mit einer Pfeiffen, darneben ligen auch ettlich nackhende Kindtlen, die schlaffen". Es soll „ain überauß schön lieblich Ding sain", fast so teuer wie Nr. 1, doch sei es nicht so groß. Er frägt an, ob M. die Sachen sich schicken lassen zur Besichtigung und eventuellen Erwerbung oder dieselben vorher durch einen abgesandten Kunstverständigen besichtigen lassen wolle. Darauf antwortet der Kurfürst am 8. April: Er danke für die Mitteilung. Der angebliche Corregio sei ihm bekannt, denn er sei vordem [fast ein ganzes Jahr lang, korrigiert von M.: „ain

1) A. a. O.

lange Zeit"] in München gewest, ihm aber, umb 100 Taler geschweigendt 1000 fl. nit annemblich" erschienen. Und weil er daraus schließe, es werde auch der Titian „villeicht in Mainung, als ob mann sich auf dergleichen alhie nit verstüende, mit dem pretio eben so wol übersetzt sein", so begehre er nicht, sich in Handlung einzulassen.

Man darf wohl sagen: Schade, falls es sich um Originale gehandelt hat! Denn der Titian war schwerlich etwas anderes als das jetzt in der Bridgewater-Galerie in London befindliche Bild: „Die drei Lebensalter",[1]) und der Corregio eine seiner verschiedenen Darstellungen der sogen. mystischen Vermählung der hl. Katharina.[2])

Ebenso kam, wie wir aus den ofterwähnten Briefstücken des Hausarchivs zum erstenmale ersehen, im Jahre 1627 und 1628 die Erwerbung von Bildern aus der Stiftskirche von Meßkirch nicht zu stande. Es handelte sich das eine Mal um ein „gemaltes Stuck"; das andere Mal um „2 Täfelein" von den Nebenaltären mit der Verspottung Christi und Christus vor dem hohen Rat. Beide Male verzichtete der Kurfürst bei näherer Kenntnis der Bilder. Wahrscheinlich sagten sie seinem Geschmacke nicht zu.[3])

---

1) Vgl. Fischel O., Titian (Klassiker d. Kunst III 1904) S. XIV u. 20.

2) Vgl. Gronau G., Corregio (Klassiker d. Kunst X 1907) S. 160 und Anmerkungen S. 50–51.

3) Maximilian an Graf Rudolf zu Helfenstein, München 1627 April 13: Er soll dem Überbringer ds., seinem Kammerdiener Augustin Haimbl, willfährig sein. Das gleiche vom näml. Tage an das Stift zu Meßkirch. — Maximilian an Graf Rudolf von Helfenstein 1627 Mai 3: Der Kammerdiener hat des Grafen Schreiben „sambt dem alher gebrachten gemalten Stuckh" recht überbracht. Bei des letzteren Besichtigung ersehe M. aber, daß die Kopierung sehr mühsam und langwierig sei, zumal z. Zt. auch seine Maler zuviel andere Arbeit hätten; da er aber nicht wolle, daß inzwischen der Platz im Altar leer stehe, habe er das Stück wieder zurückschicken lassen. — Maximilian an Fürst Johann von Zollern, München 1628 Sept. 12: „Wir sind bericht, daß zu Meßkirchen in der Stiftskirchen sich 8 underschidliche klaine Nebenaltär be-

Man hat es mit Recht beklagt, daß der Kurfürst „die durch die Bilderstürme reichlich dargebotene Gelegenheit zum Erwerb altniederländischer Altarwerke nicht ergriff, wodurch kostbare Schätze, die damals der ungerechtfertigtesten Verachtung und Gehässigkeit erlagen, vor Verschleuderung und dem Verderben hätten gerettet werden können".[1]) Um so mehr darf man sich der Tatsache freuen, welche uns die Schriftstücke im Hausarchiv zum erstenmale bekannt geben, daß Maximilian, wie wir S. 555 ff. beim Stendaler Altar ersahen, den Aufenthalt seiner und der kaiserl. Offiziere in Norddeutschland eifrig auszunützen suchte, um Erwerbungen für seine Kunstkammer zu machen. Außer den Kommissären Ruepp und Lerchenfeld sowie General Tilly ist es vor allem der bisher uns nur als Haudegen bekannte Pappenheim, zu dessen Geschick und Kunstverständnis er ein besonderes Vertrauen hatte.

fünden, ohngefahr von 2 Schuech hoch, darauf die Historien deß passions gemalt sein. Wann dann auß denselben zway Täfelen, nemblich die histori, wie Christus geschlagen und verspott würdt, als die Juden geschryen, quis est qui te percussit, und dann zum andern die histori, wie Christus für den Hohen Priestern geführt, so die Claider zerreißt, uns zu sehen angenemb sein worden," so bitte er, daß sie ihm unter den Bedingungen geschickt werden, daß, falls die Sache ihm annehmlich erscheine, er „unverlangt gleichformige und unerkhanndtliche copias" an ihrer Statt sowie dem Gotteshaus eine Verehrung entgegen gebe. Man solle ihm daher die 2 Tafeln durch einen Boten schicken, doch solle der Bote die von der Infektion befallenen Orte auf seinem Wege vermeiden. — Wratislaus zu Fürstenberg an Maximilian, Meßkirch 1628 Nov. 7: Er habe beim Ordinarius die Erlaubnis erwirkt, die 2 Tafeln ausheben und zur Versendung einpacken lassen. Er sei verreist gewesen und habe bei seiner Rückkunft ein Schreiben des Fürsten zu Zollern gefunden, der ihm den Verzicht M.'s mitteilte. — Maximilian antwortet ihm am 20. Nov., daß er in der Tat auf die Tafeln verzichte, nachdem er „von deren Beschaffenheit seither waß relation empfangen und zugleich die Khürchen deren zu priuiren nit gemeint" sei.

1) Reber a. a. O. 12.

Er schreibt an Pappenheim aus München am 18. August 1627: (I. Konzept.) „Nachdem wir [vernomen was Gestalt du dich mit der Maleray auch mit Reissen und dergleichen Künsten sonderbar zu delectiren pflegest und dann][1]) berichtet werden, das [es][1]) in der Markh Brandenburg, Nider Saxen und der Orthen alte, schöne und konstliche gemalte [Stuckh][2]) sowol von dem Albrecht Dürer als anderen gueten Maistern [geben thue, denen wür mit sonderem Fleiß nachtrachten,][3]) als ist unser gnedigist Begeren [und Bevelch],[1]) das du [zue deiner Dahinabkhunfft][1]) dergleichen alten gueten Stuckhen vornemblich von des Albrecht Dürers Handen, dessen Zaichen dir ohn Zweifel wol bekhanndt [mit angelegenem][1]) Fleiß nachfragen und nachtrachten [auch im Fahl du etwas in Erfahrung bringen wirdest,][4]) uns dessen umb Nachricht [und vernerer Bestellung willen aufs furderlichst herwider][1]) berichten wollest.[5]) Daran thuest uns du[6]) Gefallen und bleiben dir" ꝛc.[7])

Pappenheim schreibt in einem P. S. „datum ut in litteris": Er habe sich wegen der Gemälde an verschiedenen Orten umgetan, auch bereits etwas bekommen: „als ichs aber eigentlich beschaut, gefunden, daß es nur Copeien gewest, darmit E. Churf. D. ich nit gedient zusein waiß"; er warte nun auf eine andere Gelegenheit. Als Nachschrift heißt es: „Hiebey überschickh E. Churf. D. ich auch unterthenigst ein Buch von schönen minaturen, bitte es gdst. nit zuverschmehen."

---

1) Durchgestrichen.

2) Durchgestrichen; darüber von Maximilians Hand: Altär.

3) Durchgestrichen; darüber von Maximilians Hand: „gemacht sein soll und uns bewüst, das du die Khunst wol versteest".

4) Durchgestrichen; am Rande von Maximilians Hand: „und".

5) Am Rande von Maximilians Hand: „den Unkhosten wollen wür alsdann unverlengt verordnen" (vgl. Anmerkung 7).

6) Darüber von Maximilians Hand: „ain sonder angenems".

7) II. Konzept auf Grund dieser Änderungen und mit neuen Korrekturen von der Hand Maximilians: 1. „in den lutrischen Khirchen" (lutrischen wieder gestrichen). 2. „und zu erkhenen wüst, waß guet oder nit." 3. Am Rande das Monogramm Dürers. 4. „zue Hand zubringen, auch". 5. „so etwaß mit Gelt erhoben werden müeste". 6. „nach billigen Dingen".

In der Antwort vom 5. März 1629 (Konzept) dankt der Kurfürst für das Buch mit Miniaturen und Pappenheims Eifer für die Erwerbung von Gemälden, bittet ihn aber, künftig auf alle Fälle, ehe er sich entscheide, an den Kurfürsten zu berichten und dessen Meinung abzuwarten.

Von dem kaiserlichen Offizieren ist Aldringen (s. oben S. 556 ff.) der besondere Vertrauensmann.

Der Kurfürst meint zwar, als am 24. September 1627 Aldringen sich gerne erbötig bezeigt: „es werde bei diesem negocio mein Namen nit wol zu spendieren sein, sonder alles nur under eurem oder anderer kaiserlichen Officiren Namen tractiert werden müessen, zumal ich, wie jr wüßt, der Orthen so wol gewollt, daß man mir nit bald etwaß zu Gefallen thuen würdt, verhoff aber, weil die kaiserliche armada zugegen, man werde denselben Officieren nit leicht ein solches Begeren abschlagen, sonder auch mit desto leichterer Erstattung sich contentieren lassen."

Immerhin macht er von Aldringens Anerbieten Gebrauch und schickt ihm und ebenso Ruepp ein eigenhändiges Verzeichnis, von wem und wo es solche Kunstwerke gäbe, welche Maximilian gerne bekommen möchte; falls Kosten für die Erwerbung entstünden, sollte Aldringen aber stets zuvor Bericht erstatten.

Dieses Verzeichnis ist ein merkwürdiges Dokument. Der Kurfürst nennt Werke und Meister, von deren Dasein wir heutzutage gar nichts mehr wissen, ja von denen auch viele Zeitgenossen schwerlich eine solche intime Kenntnis wie Maximilian besaßen. Woher aber hatte er dieselbe? Sicherlich nicht vom Augenschein, denn er ist in die Gegend nie gekommen. Er hatte sie also nur von Dritten, brieflich oder mündlich. Und da dürfen wir vor allem an Männer wie den vielgereisten Augsburger Patrizier, Kunstsammler und Hofmann Philipp Hainhofer denken, der ja speziell mit Norddeutschland künstlerische und höfische Beziehungen an Ort und Stelle pflegte und selbst erzählt,[1]) wie Maximilian sich

1) Häutle, Hainhofer 152.

mit ihm 1612 bei seinem Besuche in München lange „von der Mahlerey, von alten und neuen Meistern" unterhalten habe und die alten den neuen in Kunst und Verstand vorziehe.

Das hochinteressante Verzeichnis, dessen dunkele Angaben die Orts- und Kunstgeschichte aufzuhellen hat, lautet:

„Bericht wo in der Markh Brandeburg und in Nider Saxen etliche alte gemalte schöne Stukh zu erfragen und durch die khays. Khriegsofficier leicht zu bekhommen.

Zu Schwatt[1]) in dem Schloß ist ein berhüembtes Stukh, wie Christus mit den 2 Juengern nach Emaus geet, hats ein berhüembter Maister, der Goldtbekh genandt, gemaldt.

Bei Perlin,[2]) gegen Bernau, Landsperg und Lieuenwaldt[3]) ist ein Ortt Marzian[4]) genandt, alda in der Khirchen ein Maria Bild mit dem Khindlein und Joseph auf Holz, dabei des Malers Nam, aber solcher mir nit mer in der Gedechtnuß. Dieses Bild ist vor disem verborgen aufgehalten worden in ainer langen hochen Truchen wie ein Haberkhasten, darinnen Khürchenornat und Corrökh aufbehalten gewest, und hat die Truchen einen doppelten Poden gehabt, darin diß Stukh verborgen gehalten worden, auß Forcht daß es nit von dem verstorben Margrafen von Jägerndorff weckhgenommen wurde. Ob es jetzt noch in solcher Truchen oder wo eß yetzt zu bekhommen, wirdt wol zu erkhundigen sein.

Zu Prenzlau in der Markh bei Reppin ist ein Stukh das Nachtmal Christi von einem Maler Truekhokh oder Cruekhokh genandt gemalt, diß ist bej einer reichen Wittfrauen, die Hakhinne genandt, vor etlich Jaren gewest, da es zu erkhundigen, ob es noch daselbst oder wohin es khommen.

Leſtlich hat es in Nider Saxen vnd Brandeburg viel berhümbte Meister gehabt, alß zu Spandau einen, Duxi genant, item den Goldbökh, wider einen andern der Schrötter, dan ainen denn Tanneberger genandt, item den Chruchekhokh und

1) Schwedt.
2) Berlin.
3) Liebenwalde.
4) Marzahn.

andre mehr, so vor ohngefehr 100 Jaren gearbeitt, deren Stukh noch in denselben Ortten hin und wider zu erfragen. Gleichwol begert mann khein von ubermeßiger Größe (als uber 6 Schuech ohngefehr aber darunder wol, wie die größeren) auch schwerlich und gefarlich einen weitten Weg uberland vortzubringen.

Insonderheit hat mann Achtung zugeben, wann etwas von des Albrecht Dürers Hand zu fünden, oder so mit dem Zaichen AD notiert, daß solchem vor allen andern nachgetrachtet werde."

Vergegenwärtigen wir uns im Vorausgegangenen die geradezu ehrgeizige Sammlertätigkeit Maximilians, so dürfen wir nicht außer acht lassen, daß dabei dieser Wittelsbacher auch mit gewissenhafter Hingebung als Staatsmann und Kriegsmann inmitten, ja oft an der Spitze der politischen Bewegung stand. So fallen beispielsweise 1613 die Erwerbung des Paumgartner'schen Altars (S. 564 ff.) sowie die Verhandlungen um den angeblichen Michelangelo von Stenzel Schilling (S. 625 ff.) und um den Hellerschen Altar (S. 550) in die Zeit, als, abgesehen vom Bau der Münchener Residenz, sowie von Maximilians Bemühungen um ein bayerisches Geschichtswerk und von der inneren Regierung Bayerns — der Bundestag der Liga zu Frankfurt sowie der Reichstag zu Regensburg die Gedankenwelt Maximilians eifrigst beschäftigten und der Herzog gegen die Versuche des Bischofs Klesl, die Liga zu simultanisieren, unter kaiserliche Leitung zu bringen und den Protestanten Zugeständnisse zu machen, einen harten Kampf führen mußte.

Als er im Frühjahr 1627 sich für die Meßkirchener Bilder interessierte, da war gerade der oberösterreichische Bauernaufstand beendigt und hatten die Verhandlungen mit Maximilian wegen des Austausches des Landes ob der Ens gegen die Oberpfalz sowie die Stellungnahme der Liga in Würzburg gegen Wallenstein begonnen und mußte Maximilian die Lösung der Kurfrage betreiben. Während er dann im steten Schriftenwechsel die kriegerischen Bewegungen Tillys verfolgte, wie derselbe im April 1627 von Braun-

schweig aus die Operationen gegen König Christian IV. eröffnete, wie dann am 28. Juni Pappenheim vor Wolffenbüttel eintraf und Tilly im Juli über die Elbe nach Lauenburg zog, den Einfall in die Staaten des Dänenkönigs vorbereitete, anfangs September 1627 sich mit Wallenstein in Lauenburg vereinigte und sich gegen Holstein wandte — in eben dieser Zeit bemühte sich der Kurfürst um die Erwerbung der Vier Apostel Dürers (S. 553 ff.) und des Stendaler Altars (S. 555 ff.) und hielt er seine Augen auf die norddeutschen Kunstschätze gerichtet, oblag er aber auch der Wiederherstellung des katholischen Bekenntnisses in der Oberpfalz und den Beratungen des Mühlhausener Kurfürstentages bezüglich der bayerischen Kurwürde, der Klagen über Wallenstein, der Wahl eines römischen Königs, der Beschwerden über die protestantischen Säkularisierungen usw.

In der Tat bedeutete für Maximilian bei der Ausübung seines sorgenreichen Herrscheramtes die Kunst mehr als eine Mode oder fürstliche Liebhaberei, mehr als bloß einen müßigen Zeitvertreib. Wirkliche Neigung und Veranlagung zogen ihn zu ihr [1]); Religion und Kunst waren für ihn ein Quell, zu dem sich sein Geist immer wieder flüchtete, um sich zu erholen und zu stärken, und, ohne sich einer Phrase schuldig zu machen, konnte daher Maximilians Kammerdiener zum Nürnberger Rat sagen: sein Herr habe „bei jetzigem seinem schweren Regiment und hohem Alter kain größer Ergetzlichkeit dann in den Gemählen“: es sei sein größtes Vergnügen, in seiner Kunstkammer unter wertvollen Gemälden und Kunstgegenständen zu weilen. [2]) Ähnlich

1) „Dabat etiam de subsecivis horis aliquid, praesertim si coelum alias recreationes non indulgeret, penicillo: et vero tantos in ea arte progressus fecerat, ut tametsi illi non fuisset nisi obiter primis annis addictus, nemo peritius de pictorum manu atque differentia, de picturarum pretio atque praestantia quam ipse judicaret“; (Adlzreiter-Vervaux) Boicae gent. annalium p. III, l. I, n. 10.

2) Baader a. a. O. I, 12—14 und 94—97.

drückt sich verschiedenenorts auch Hainhofer aus, der uns noch die bezeichnende Tatsache berichtet, der Kurfürst habe seine Galerie so anlegen lassen, daß er von seinem Schlafzimmer aus durch dieselbe hindurchschauen konnte.[1])

Wir können ihm daher den herben Zorn und Schmerz nachfühlen, den er empfand bei der Kunde, daß während der schwedischen Okkupation Münchens im Mai 1632 seine Kunstschätze durch des Königs Hofmarschall von Crailsheim sowie durch Bernhard von Weimar, Pfalzgraf Friedrich V. u. a. geplündert worden seien.

(Schluß folgt.)

LXV.

Bellum grammaticale.

Von A. Dürrwächter.

Einer der Vorläufer des deutschen Humanismus, Niklas von Wyle, hielt es für zweckdienlich seinen Schülern Novellen des Bocaccio und pikante Briefe Poggios zu interpretieren, damit an ihnen „lustig und kurzweilig" gelernt werde. Uns Heutige will solch pädagogisches Mittel sonderbar anmuten. Für den aber, der die Geschichte pädagogischer Bestrebungen verfolgt, ist es ein Beleg, wie verschiedenartige Wege mit dem menschlichen Geiste auch die Absicht ihn zu bilden nahm. Gegenüber dem heutigen stolzen, fast zu stolzen Verzichten auf Mittel und Mittelchen den Ehrgeiz der Schüler und der zu Unterrichtenden anzuspornen gab es Zeiten, wo man sich nicht genug tun konnte, immer neue auszuklügeln. Und wenn man jetzt erst wieder beginnt, der Schauspielkunst Werte für eine Schulbühne abzugewinnen, so sah man

1) Häutle a. a. O. 293.

seinerzeit in ihr eine vorzügliche Förderung der rhetorischen und gesellschaftlichen Bildung, wert, daß man ihr ohne Bedenken viele Schulstunden und Schultage zum Opfer brächte. Wie ernst ferner und würdig präsentiert sich jetzt die lateinische Grammatik! Und doch konnte sie sichs noch in den Tagen, da wir jung waren, nicht versagen, zwischen all dem natürlichen Ernst mit manch keckem Knittelverslein zu lächeln und köstlich ist die Erinnerung eigentlich noch heute daran. Köstlich ist aber überhaupt, wie gerade sie, die oft so steife und würdige Dame Grammatica, sich dem Geschmack der Zeiten anbequemt hat. Von dem Donat, den der Schüler des 11. Jahrhunderts in Händen hatte, bis zu dem modernen Lehrbuch lateinischer Grammatik führt ein abwechslungsvoller und formenreicher Weg. Wie der Hauch einer fremden, ganz anderen Welt berührt es uns jetzt noch, wenn wir das berühmte und berüchtigte Schulbuch des späteren Mittelalters in die Hand nehmen, die in leoninischen Hexametern geschriebene Grammatik des Alexander de Villa Dei, die Reichling vor einem Dezennium in so trefflicher Ausgabe den Monumenta Germaniae paedagogica einverleibt hat. Und hinter ihm taucht nun, durch einen neuen Band der nämlichen Monumenta vorzüglich illustriert, ein Stück der Grammatikpädagogik der Renaissance empor, der längere Zeiten beschäftigende Versuch mit Hilfe der epischen und dramatischen Muse die Schwierigkeiten der lateinischen Formenlehre mundgerecht zu machen.

Denn das ist es, was nun der 43. Band der dankenswerten Sammlung bietet, von dem als trefflicher Forscher auf dem Gebiete der Literatur- und Erziehungsgeschichte bekannten Berliner Schulmann Johannes Bolte bearbeitet.[1]) Wenn ich über ihn an dieser Stelle und zwar verhältnismäßig ausführlich referiere, so darf ich dazu ein gewisses Recht in Anspruch nehmen. Denn der Inhalt des Bolte-

---

1) Andrea Guarnas Bellum grammaticale und seine Nachahmungen. Berlin 1908. *92 und 307 S.

schen Buches berührt sich in einem größeren Teile nahe mit der Geschichte des Jesuitentheaters, über dessen Erforschung in diesen Blättern[1]) einst genauer von mir Bericht erstattet worden war, nahe auch mit eigenen Studien, die mich in das von Bolte betretene Land wenigstens hatten hineinsehen lassen. Als ich vor Jahren die Comoedia prima de regno Humanitatis des Ingolstädter Jesuiten Jakob Gretser herausgab,[2]) war mir bereits aufgefallen, daß sie einem Stoffkreis angehöre, der Schultheater und Schulmänner zu wiederholten Malen beschäftigt hatte. Der von Gretser humoristisch-satirisch geschilderte Theaterkampf der Humanitas, d. i. der humanistischen Sprachreinheit, gegen die Vertreter des verderbten Lateins Barbarismus und Soloezismus zeigte den Verfasser angeregt durch das Vorbild seines protestantischen Landsmanns und Berufsgenossen Nikodemus Frischlin, wies aber doch auch durch seine Beziehungen zu den Epistolae obscurorum virorum noch weiter in eine Zeit hinein, wo der frisch-fröhliche Streit der Humanisten gegen die Träger einer abgelebten Bildung noch in der Wirklichkeit getobt hatte. Die Gestaltung der Dramen Frischlins und Gretsers aber erinnerte an jene mittelalterlichen Spiele, die man Moralitates zu nennen pflegt, nur daß an die Stelle etwa der Veritas in dem vielgelesenen Dialog Philalethes des Maffeo Vegio hier der jammernde und Rettung suchende Priszianus getreten war. Wie aber diese formalen Zusammenhänge auf eine allgemein verbreitete ältere Kunstgattung hinwiesen, so begann sich inhaltlich ein deutlicherer Weg von den beiden Dramen des Süddeutschland der Gegenreformation zu einem Einzelwerk der Renaissance Italiens zu zeigen, als ich bei dem Zeit- und Ordensgenossen Jakob Gretsers, bei Jakob Pontanus, auf die Erzählung eines Bellum grammaticale stieß, die auch in seiner Bearbeitung ihre italienische Herkunft nicht verleugnen konnte. Indes ich dann aber

1) 124. und 126. Band.

2) Regensburg 1898.

verhindert wurde, der Spur weiter nachzugehen, drang Bolte bis zu dieser Quelle vor, erschloß sie aufs neue und legte auch in umsichtigster Weise die vielen Verzweigungen dar, in welche sie sich vom Anfange des 16. bis tief in das 18. Jahrhundert hinein ergossen hat.

Diese Quelle ist der Einfall eines italienischen Humanisten, der in die Zeit Julius II. und Leos X. gehört, die Unregelmäßigkeiten der lateinischen Grammatik als die Folge eines Bürgerkrieges darzustellen. Andrea Guarna, einem in Salerno ansässigen Geschlechte entstammend, und etwa um 1470 geboren, 1517 gestorben, Verfasser einer kecken gegen Bramante gerichteten Satire auf den Neubau der Peterskirche, erzählt uns in seiner Erstlingsschrift von 1511, dem Grammaticae opus novum, das Grammaticale bellum Nominis et Verbi regum de principalitate inter se contendentium. Wie er auf den Einfall kommen konnte, wird von Bolte eingehend begründet. Außer auf Lucian und seine witzige Anklage des Buchstabens Σ als des Vertreters des jonischen Dialekts gegen das böotische T, hätte er vielleicht auch noch auf den bei den Humanisten so beliebten Prudentius und sein allegorisches Kampfepos, die Psychomachia, hinweisen können. Mit vollem Rechte aber zieht er auch allgemeine, in der Zeit und Heimatsart des Verfassers liegende Anregungen heran. Guarna steht in einer Linie mit den besser als er bekannten Vorkämpfern des Humanismus gegen den sprachlichen Barbarismus, und feinsinnig deckt Bolte die Wege auf, welche von ihm zu Lorenzo Valla, dem Wiedererwecker der klassischen, auf Donat, Servius und Priscian zurückgehenden Grammatik, und zu Niccolo Perotti führen, dessen Paradigmen Poeta und Amo Guarna in seiner Erzählung zu Königen erhoben hat. Der Geist, der ihn beseelt, ist aber auch der des Erasmus und Heinrich Bebel, des Murmellius und Hermann von dem Busche, der deutschen Polemiker gegen die überlebten Bildungsmittel, und im Kampfe gegen das Wörterbuch des Johannes a Janua, das Catholicon, findet sich der Italiener einträchtig mit ihnen

zusammen. Dagegen ist so recht aus seines Landes Art, wo Bürgerkriege, eifersüchtiges Machtringen der reguli zum Alltäglichen gehörten, die Einkleidung von Guarnas Erzählung geschöpft.

Denn, um nun auf den Inhalt seines Werkes zu kommen, aus einem Rangstreit, der sich bei Gelegenheit eines Gastmahls zwischen den beiden oben genannten Königen im blühenden Reiche der Grammatik erhebt, entwickelt sich eine heftige gegenseitige Erbitterung der beiden und der Entschluß zum Kampfe. Am Flusse Sive treten sich die Heere entgegen, um Amo geschart die Adverbia, Incohativa, Frequentativa, Anomala, Defectiva usw., mit Poeta vereint die Pronomina und Praepositionen, während das Participium zwischen beiden stehend die verdächtige Rolle eines Neutralen spielt. Bei dem Kampfe selbst werden beiderseits schwere Verluste erlitten, wie die verstümmelten Verba und Nomina, die zu Verlust gegangenen Passiva und Positive beweisen. Die Entscheidung fällt ein auf den Rat des Donat, Servius und Priscian berufenes Schiedsgericht der drei berühmtesten damaligen Humanisten Italiens, des Thomas Inghirami, Pietro Marso und Raffaello Brandolino dahin, daß das Nomen im Casus rectus über das Verbum herrschen, in dem Casus obliqui aber diesem untertan sein solle. Wie die Wahl dieser Schiedsrichter das italienische Lokalkolorit deutlicher hervortreten läßt, so macht es sich auch geltend in persönlichen Anspielungen auf Papst Julius II., auf den römischen Humanistenkreis und die Universität Bologna, sowie in Seitenhieben gegen die Universität Paris und die ausländischen Barbaren, denen die ridicula gens der Barbarismen und der griechische wie lateinische Worte unterschiedslos ausplündernde Straßenräuber Catholicon mit seinem großen Esel überlassen wird.

Trotzdem diese Erzählung seit ihrem letzten Abdruck im Jahre 1739 fast vergessen war, hat sie doch lange und wiederholt das lebhafteste Interesse der Schulmänner erregt. Beweis dafür sind die zahlreichen Ausgaben, deren Bolte

in seiner genauen und ausführlichen Bibliographie nicht weniger als 107 aufzählt. Wenn von diesen wieder mehr als zwei Drittel, nämlich 75 im 16. Jahrhundert gedruckt wurden, so ergibt sich, daß der Höhepunkt ihrer Beliebtheit der Zeit und Richtung angehört, aus deren Geist und Bedürfnissen heraus sie entstanden war. Aber auch die Beobachtung, wie die Drucke sich auf die einzelnen Länder verteilen, ist lehrreich. Sie hielten nämlich Schritt mit dem Grade der praktischen Ausmünzung des Humanismus. Seinem vorletzten Jahrzehnt in Italien angehörig, erreicht das Bellum grammaticale hier, wo die praktisch-pädagogischen Interessen nicht so lebhaft mitspielten, nur 13 Ausgaben, in den Ländern jedoch, in denen die Bildung und Erziehung den Kampfplatz für den Humanismus abgab, wurde die Geschichte von dem grammatischen Kriege am meisten verbreitet, so daß für Deutschland, die Schweiz und die Niederlande nicht weniger als 60 Drucke nachweisbar sind. Dazu kommt, daß Deutschland auch erst die Erzählung an die nordischen Länder und namentlich auch an Frankreich (28 Drucke) weitergab.

In Deutschland war es auch, wo man die Erzählung durch Bearbeitungen praktischen Zwecken noch besser anzupassen suchte. Dabei spielte die Weiterentwicklung des Schulwesens zunächst im protestantischen, dann im katholischen Gebiete des Reiches insofern eine Rolle, als ein protestantischer Schulmann, der Humanistenzögling und spätere Prediger in Nordhausen, Johannes Spangenberg (1484—1550) 1534 zuerst eine gekürzte Gestaltung der Erzählung Guarnas erscheinen ließ und damit eine durch mindestens 24 deutsche und schwedische Drucke bezeugte starke Verbreitung gewann. Daß Spangenberg eine Bearbeitung für notwendig hielt, erklärt sich aus seiner dreifachen Eigenschaft als Schulmann, Deutscher und Protestant. Wie er das Bedürfnis hatte, das Lob des Papstes Julius II. zu beseitigen, so fühlte er sich auch gedrungen, die hochmütige Behandlung der nordischen Barbaren durch Guarna auszumerzen. Für die Schüler aber und Schulzwecke konnte ein guter Teil von Beiwerk,

von Zitaten und Anspielungen, die für die humanistischen Feinschmecker berechnet gewesen waren, weggelassen werden.

Dem protestantischen Schulmann folgte zu Anfang des 17. Jahrhunderts einer der namhaftesten deutschen Pädagogen des Jesuitenordens, Jakob Pontanus (1592—1626). Seine schulmännische Tätigkeit, die der verdienten eingehenden Würdigung freilich immer noch harrt, läßt in diesem Deutschböhmen einen der besten Praktiker für die Lehrtätigkeit des Ordens erkennen. Während er in seinen drei Büchern Poeticarum Institutionum ein vielgebrauchtes und nicht gering anzuschlagendes Poetiklehrbuch schuf, ersetzte er in seinen bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts immer wieder gedruckten Progymnasmata latinitatis die von den Jesuiten verfehmten Colloquien des Erasmus. Seinen Attica bellaria aber, einem 1615—1620 erschienenen umfangreichen lateinischen Lese- und Unterhaltungsbuche, verleibte er das Bellum grammaticum ein, indem er aus Guarna einen in Kapitel übersichtlich gegliederten Auszug gestaltete, den Text stilistisch mehrfach änderte und aus seinem reichen Besitz an Dichterzitaten freigebig schmückte. Das Participium schuf er zur Heroine um, dagegen nahm er an den Italianismen der Erzählung weniger Anstoß als Spangenberg, nur ließ er an die Stelle der italienischen Schiedsrichter solche mit fingierten Namen treten.

Eine dritte Bearbeitung des Bellum grammaticale zeitigte noch das Ende des 17. Jahrhunderts. Um der Jugend zu zeigen:

> Quae defectivis vocibus urna patens
> Causaque quae fuerit, quod multis corpora manca
> Reddita sint olim vocibus atque notis

brachte ein pommerischer Schulmann, Georg Manderssen, 1694 Spangenbergs Auszug in Disticha, ohne freilich, wie es scheint, für seine Bemühung noch besonderen Anklang zu finden. Er steht ja auch einer Zeit nahe, die sich weniger geneigt fand, in Priscian den Helden der lateinischen Grammatik als den Typus eines pedantischen Schulmeisters zu erblicken.

Bevor dies eintrat, hatte indessen das Bellum grammaticale auch mehrere Übersetzungen erfahren. Neben drei französischen, einer englischen, zwei italienischen und einer schwedischen sind namentlich die beiden rasch auf einander folgenden deutschen Übersetzungen des 17. Jahrhunderts bemerkenswert, weil sie beide, die des Lüneburger Pastors Johann Buno von 1650 sowohl wie die des Lehrers an der Lateinschule zu Schwäbisch-Hall, Johann Georg Seybold, von 1663 im Dienste der pädagogischen Reform der Zeit stehen, des Strebens, den Unterricht im Sinne eines Ba[illegible] und Comenius anschaulicher zu gestalten. Was das Bild in der deutsch geschriebenen Bildergrammatik des Lateinischen anschaulich redet, das sollte der deutsche Guarna noch deutlicher machen, damit nach Bunos Worten „die Anomala sowohl in Verbis als in Nominibus, welche dem Gedächtnis übel beyzubringen, durch solche Spiel und Schwenke mit besseren Lusten gefasset und behalten werden möchten".

So dachte man auch im 16. Jahrhundert, als man der Art und Neigung dieser theaterfrohen Zeit entsprechend die Lehren des Bellum grammaticale sich mit Hilfe der Bühne anschaulich zu machen beflieẞ. So eifrig geschah dies, daẞ die Geschichte seiner Dramatisierung fast noch reicher ist als die seiner epischen Behandlung, und das kam daher, weil man nicht nur die Haupthandlung auf die Bühne brachte, sondern auch Nebenmotiven selbständige Ausgestaltung gewährte. Allerdings Italien hat sich dieser Fruktifizierung der Erzählung seines Landsmanns fast gänzlich versagt und Frankreich hat außer dem späten Stück des Jesuiten Jean Antoine du Cerceau La defaite du Solecisme par Despautere 1699 nichts dazu beigetragen. Wie vielgestaltig man dagegen in England und noch viel mehr in Deutschland das Motiv zu Dramatisierungen ausnutzte, das läßt sich nun nicht nur aus den Ausführungen Boltes, sondern auch aus seinen vollständigen oder teilweisen Wiederabdrucken der meisten der in Betracht kommenden Stücke zum ersten Male umfassend erkennen. Er hat damit wohl

das Eigenartigste seines Buches gegeben. Gewinnt man doch damit nicht blos einen lehrreichen Einblick in die Variationen eines und des nämlichen Motivs, sondern auch einen eigenartigen Ausschnitt aus der Literaturgeschichte des Schuldramas und aus der Vergangenheit des künstlerischen Geschmacks. Was die Beweggründe zur dramatischen Ausschlachtung des Bellum grammaticale betrifft, so waren sie wohl nicht immer und überall die nämlichen. Zwar wollte man, wie der Herausgeber der sogenannten Oxforder Studentenkomödie, John Spencer, 1635 es ausspricht, in erster Linie die tirones und tirunculi der Schule in der Grammatik fördern. Aber mächtig kam dann doch auch die Freude an dem Stoffe und an seinem spitzfindigen Witze dazu. Es war ja wie gemacht für das Schultheater und für eine Geschmacksrichtung, welche an Personifikationen und ausgeklügelten Allegorien ihr innigstes Behagen hatte. Welch hübsche Aufgabe war es doch, das Zeitwort Amo und das Substantiv Poeta vor einem in aller Grammatik wohl beschlagenen Publikum sich als streitende Könige gerieren zu lassen und sie ihrer Gedankenart entsprechend so zu charakterisieren, daß Amo als das Wort der Tätigkeit auch die Personifikation eines leidenschaftlicheren Auftretens war. So machte es der Verfasser der Oxforder Studentenkomödie Bellum grammaticale — Leonhard Hutten hat er wahrscheinlich geheißen —, der 1592 sein Stück vor Königin Elisabeth von England aufgeführt sah. Er vergaß auch nicht die Lieblingsfiguren des humanistischen Theaterpublikums, die Parasiten, in seinem Stücke unterzubringen und so ergötzten das Adverbium Ubique als Tischgenosse des Amo und das Pronomen Ille als Kostgänger des Königs der Nomina die Zuhörer mit ihren vom Essen und Trinken hergenommenen Witzen und verfuhren auch nach der Schilderung, die Ille selbst von sich gibt:

Ille ego sum obesus, pinguis, tumidus,
Ille ego sum servus Poetae, coquinae dominus,
Ille ego sum gurges, vorago, helluo,
Barathrum et, ne plura dicam, centrum omnium,
Quae sunt uspiam cibariorum gravium, quae deorum petunt.

Dabei ist aber ihr Tun mit Geschick in die Haupthandlung verflochten, wie man überhaupt mit Bolte dem Verfasser ein unleugbares Verständnis nachrühmen darf dafür, was der epischen Erzählung überlassen bleiben mußte und was aus ihr für eine dramatische Darstellung zu entnehmen war.

Neben diesem englischen Hauptstück kann sich das 1597 von den Jesuiten in München gegebene Bellum grammaticale sive Judicium hostium Grammaticae wohl sehen lassen. Wenn auch die beiden Könige im Reiche der Grammatik nicht individueller gezeichnet sind und die eine und andere Allegorie allzu schattenhaft bleibt, so wurde doch nach anderer Seite hin die Handlung belebt. Das Participium wurde zum intriganten ehrgeizigen Herzog gemacht, der die beiden Könige, das von Schloß Musa aus herrschende Nomen und das im Kastell Doceo residierende Verbum, absichtlich beim Gelage an einander hetzt, weil er als der sich freuende Dritte ihre Reiche gewinnen möchte. Dann ist aber auch die Handlung geschickt in die Schulsphäre verlegt. Buchstaben des Alphabetes stellen Schüler vor, fleißige wie faule, und letztere, auf die Grammatica plagiaria ohnedies schon erbost, lassen sich von dem Brudertrio Otium, Somnus und Ludus leicht verführen. Sie gehen, nachdem ihnen

de spolio sacculum
Plenum vocabulorum, quae utuntur coci,

versprochen ist, in das Lager der Straßenräuber Barbarismus und Soloecismus über, um freilich dann mit deren Bestrafung am Schlusse auch ihre eigene Beschämung bei der Preisverteilung zu erleben.

Bolte möchte als Verfasser dieses Stückes und des im Jahre vorher dem Drama Gottfried von Bouillon eingelegten lustigen Zwischenspiels Bellum puerile contra Priscianum, in welchem Priscian gefangen genommen und zur Verteilung von Preisen genötigt wird, den oben erwähnten Ingolstädter Jesuiten Jakob Gretser annehmen. Dagegen habe ich, wie ich an anderem Orte auseinandersetzen werde, Bedenken. Soviel ist indessen richtig, daß

Gretsers Beispiel für die Verfasser ebenso maßgebend war, wie Gretser selbst durch den Vorgang des Nicodemus Frischlin sich angeregt gesehen hatte. Dieser hervorragende protestantische Schulmann und Vertreter des lateinischen Dramas in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatte die bei Guarna eigentlich nur im Hintergrund erscheinende Figur des alten Grammatikers Priscianus als erster besonders herausgegriffen und geschildert, wie er, durch den Mißbrauch der lateinischen Sprache krank und mißhandelt, bei Philosophen, Juristen, Medizinern und Theologen vergeblich Heilung sucht und solche erst durch Erasmus und Melanchthon findet. Daß die Gestaltung einer solchen Handlung nicht gerade neu war, wurde schon oben durch die Erwähnung des Dialogs Philalethes des Maffeo Vegio angedeutet. Auch das bei Creizenach an der nämlichen Stelle[1]) erwähnte Drama des Niederländers Anton Schorus von der bei allen Ständen Schutz suchenden und mißverstandenen Religion, das 1550 in Heidelberg aufgeführt worden war, ist ein Beispiel gleicher dramatischer Motivausnützung. Trotzdem bleibt dem Priscianus rapulans des Frischlin die Bedeutung gewahrt, daß er zum Vertreter der neuen, auf der gereinigten lateinischen Sprache beruhenden Bildung erhoben, zum Repräsentanten eines gegen eine Welt von Gleichgiltigkeit und Unwissenheit siegreichen Gedankens gemacht ist, und daß, wie Bolte im Anschluß an Scherer ausführt, das Drama rückblickend gewissermaßen den Sieg eines bereits in sich gesammelten neuen Zeitalters über ein überwundenes gefeiert hat. Aber — und das möchte ich hier betonen — mutatis mutandis gilt dies auch von dem Gretser'schen Stück. Wohl war der Priscianus des protestantischen Schulmanns für den angehenden katholischen das anregende und anfeuernde Muster. Und was 1578 in Tübingen ein 100-jähriges Universitätsjubiläum verherrlicht hatte, das sollte

1) Geschichte des neueren Dramas. 2. Bd. (1901) S. 160 f.

sich 1585 in Freiburg i. d. S. die Adaptierung an die Feier eines Schuljahres gefallen lassen. Aber wie sich aus dem in Freiburg noch ganz unscheinbaren Professor der Humaniora Gretser in der Bildungszentrale der katholischen Gegenreformation Süddeutschlands, in Ingolstadt, rasch und bestimmt der federgewandteste Polemiker des Jesuitenordens und zugleich einer der Triumvirn seiner Schulreform in Deutschland entwickelte, so wuchs auch Gretsers Regnum Humanitatis über ein bloßes Schuldrama zu einer umfassenden Abrechnung sich aus. Das Stück, welches Gretser 1587 vor Herzog Maximilian von Bayern aufführte, mit der Fortsetzung, die er ihm 1590 gab, und der Comoedia tertia von 1593, deren Anfangsszenen ich vor kurzer Zeit wieder aufgefunden habe, war die Abrechnung der jesuitischen, gegenreformatorischen Schulreform mit den überwundenen Schäden der Vergangenheit und den abgestoßenen Richtungen der Gegenwart. Dabei hatte Gretser in einer für die Zeit charakteristischen Weise das Feld verengert. Jene war von dem humanistischen Streben nach Weltanschauung und dem sprachlichen Formengenuß der Renaissance zu den Schulgesichtspunkten und zur Philologie übergegangen und, während bei Frischlin, der in mehr als einer Beziehung an seinen Landsmann, den Tübinger Humanisten Heinrich Bebel ererinnert, noch ein starker Ton aus jener älteren Art mitklingt, wiegt bei Gretser die Note der jüngeren bedeutend vor. Viel mehr als Frischlin blieb er bei seinem Regnum Humanitatis innerhalb des Horizontes der Schule und schuf sich ein philologisches Drama zurecht. So hat er wohl von Frischlin den Priscian und von Guarna den Barbarismus und Soloecismus, aber sie sind ihm Hauptfiguren geworden, Hauptfeinde der in der Humanitas personifizierten lateinischen Schulbildung und Hauptquäler des sie praktisch lehrenden Priscian. Aber indem sich seine Satire in losen Szenen auf- und absteigend gehend läßt, trifft sie gleichzeitig auch Richtungen der Wissenschaft, die mit der Schule enger zusammenhing. War im Barbarismus und

Soloecismus die abgetane Vergangenheit noch einmal gegenwärtig geworden, so galt es der Gegenwart, wenn den Stilarchaisten, den einseitigen Ciceroschwärmern und ultrakonservativen Sprachklassizisten, der Kleinigkeitskrämerei und Aufgeblasenheit der Philologen, den Konjekturenmachern und kritischen Streithähnen, den Patronen der laszivsten antiken Dichter usw. der Text gelesen wurde. Und so war, wenn das Wort gestattet ist, Guarnas Bellum grammaticale, bei Frischlin zu einem Bellum humanisticum, bei Gretser zu einem paedagogicum et philologicum geworden.

Indes muß ich mir angesichts der ausführlichen Inhaltsangabe bei Bolte und meiner eigenen, demnächst erscheinenden Arbeit über Gretsers Dramen es versagen, hier länger bei dem Ingolstädter Dramatiker zu verweilen. Aber das muß doch erwähnt werden, daß sein und Frischlins Vorgang noch längere Zeit hindurch Nachahmung fand. Namentlich stellte sich auch das Schultheater der Benediktiner dramatischen Bearbeitungen des Bellum grammaticale zur Verfügung. Eigentlich dürfte man nicht mehr sagen: Bellum grammaticale, denn nicht mehr den Krieg brachte zwei Jahre nach dem endlichen Abschluß des dreißigjährigen wirklichen Kriegsjammers P. Ernst Leopold auf die Bühne von Kremsmünster, sondern den Frieden und die Freude, die Nuptiae grammaticae inter sponsos Verbum et Nomen reginam mit fröhlichen Festfeiern und spaßhaften Dienerszenen. Wie hier 1650 das Bellum aber, so wurde 1696 in Salzburg das grammaticale ersetzt in einer Umdichtung des Stoffes auf die Rhetorik und die Gegensätze zwischen dem ausführlichen und dem gedrängten Stil. Ein in Schussenried aufgeführtes Stück, das vielleicht auch mit unserem Stoff zusammenhängt, hat bereits Zeidler in einer seiner Arbeiten[1]) namhaft gemacht, während einen 1656 auf

1) Die Jesuiten und Ordensleute als Theaterdichter und P. Ferdinand Rosner insbesondere. Blätter des Vereins f. Landeskunde von Niederösterreich. N. F. XXVII (1893) S. 28.

dem Paderborner Jesuitentheater gegebenen Priscianus vapulans ich hier ebenfalls noch anreihen möchte.

Ehe ich dem Schlußstück dieser lateinischen Dramatisierungen des Bellum grammaticale ein paar Worte widme, muß ich vorher noch einige kurze Andeutungen über die deutschen hier einschalten. Denn auch sie gehören noch dem 16. und 17. Jahrhundert an und bezeugen eine gewisse Popularität des doch nur in den eingeweihten Kreisen verständlichen Stoffes. Er ist hier auch tatsächlich auf etwas Popularität zugeschnitten. Denn der Marburger Schuldramatiker Isaak Gilhausen, der 1597 seine Komödie Grammatika aufführen ließ, schaltete das Bellum grammaticale erst als 4. Akt ein in eine romanhaft aufgeputzte und in die Breite gezogene Handlung. Er läßt die Kaiserin Grammatika ihr Reich an ihre vier Töchter: Orthographia, Prosodia, Etymologia und Syntaxis teilen, führt dann deren Familiengeschichte vor und zeigt darnach erst, wie über die Frage, wer das „erst Votum soll han“, bei der Reichstagssession zwischen Nomen und Verbum ein Streit entsteht mit kriegerischen Folgen und wie die Friedensstiftung durch die Mutter Etymologia und die Tante Syntaxis zustande gebracht wird. Und die 1615 aufgeführte „außermaßen schöne Comoedie“ Donatus des Osnabrücker Schusters und Elfämterboten Rudolf Bellinckhaus muß nach den über sie erhaltenen Angaben die Paradigmen der Deklinationen geradezu in Liebesgeschichten verwandelt haben. Hundert Jahre aber nach Frischlin, Gretser und Gilhausen hatte das Bellum grammaticale auch unter den Philologen seine eigentliche Rolle ausgespielt. Das kündigte wie mit einem starken Mißakkord das lateinische Zwischenspiel Priscianus an, welches der Konrektor an der Dresdener Kreuzschule, Joh. Valentin Merbitz 1695 seiner Schulkomödie Darius beigab. Der einst so gefeierte antike Grammatiker, ehedem der Repräsentant einer neuen Bildung, das Ideal einer ganzen Zeit, mußte es sich nun gefallen lassen, als abschreckendes pedantisches Scheusal „wertloser Massenproduktion der Philologen und

einer verstaubten antiken Mythologie, unnützer Zeitvergeudung mit lateinischen Stilfinessen" zu dienen und von den Schülern entlarvt, geschlagen und vertrieben zu werden.

Trotzdem brauchte Bolte damit die Geschichte dieses Stoffes nicht abzuschließen. Hatte dieser doch noch eine Reihe von Variationen auf anderen Gebieten als denen der lateinischen Grammatik gefunden. Auch die deutsche „Sprachkunst" und sogar die Musik hatten sich seiner bemächtigt. Als der Nürnberger Patrizier Georg Philipp Harsdörffer in seinen „Frauenzimmer-Gesprächsspielen" den Versuch machte, die Bildung durch Causerien einzutrichtern, mußte sein literarisches Sprachrohr, der Studiosus Reymund Discretin, die Damen auch in die Sprachkunst einführen und er tat dies, indem er Guarnas Erfindung auf deutsche Verhältnisse, auf einen Krieg des Königs der Nennwörter „Mensch" mit „Hör", dem Herrscher der Zeitwörter, übertrug. Man darf dem Erfinder des Nürnberger Trichters dieses 1645 gegebene Beispiel zugunsten rechnen, weil es die Veranlassung für die bedeutendste und vielleicht auch interessanteste Nachahmung der Idee Guarnas wurde. Denn auf Harsdörffers Vorgang hin verfaßte der energische und rastlose Gegner der „Spansch-Welsch-Fransch-Teutschen" Sprachmischerei, Joh. Georg Schottelius, 1670 seine umfängliche Erzählung Horrendum bellum grammaticale Teutonum antiquissimum und schilderte darin die Degeneration seiner Muttersprache und das Überwuchern fremden Geistes als das Ergebnis eines langdauernden Krieges, einer Art dreißigjährigen Krieges der Nenn- und Zeitwörter, als die Folge ihres unglücklichen Bündnisses mit den benachbarten keltischen Völkerschaften und einer fürchterlichen Verödung und Ausplünderung des deutschen Sprachlandes. Patriotische und politische Gedanken sind in diese Erzählung, von der Bolte eine genaue Analyse gibt, eingeflochten und in ihrer Gestaltung diente Guarnas literarische Erfindung noch einmal einem hervorragenden Manne dazu, sein Innerstes auszusprechen und faßte noch einmal geistige Richtungen einer ganzen Zeit, wie sie das

biegsamste Instrument des Geistes, die Sprache, offenbart, in eigenartigem Spiegel zusammen.

Auf das musikalische Gebiet aber hatte sie bereits 1563 der Metzer Organist Claudius Sebastiani übertragen, um den Krieg zwischen dem alten gleichmäßigen Kirchengesang und dem neueren Mensuralgesang in vielfach derbkomischer Weise zu schildern. Ihm waren der Hamburger Domkantor Erasmus Sartorius und der Rostocker Professor Peter Lauremberg 1616 in einem ähnlichen Werk gefolgt und schließlich hatte noch 1701, bezw. 1719 der Weißenfelser Kapellmeister Johann Beer in seinem Bellum musicum von dem Streit zwischen den Bierfidlern und den kunstmäßig ausgebildeten Musikern berichtet und erzählt, wie die Dorfschulmeister, die Hümper und Stümper Deutschlands, die Königin Harmonia in ihrer Hauptstadt Systema belagern, durch einen Ausfall des Leutnants Forte abgeschlagen werden, und die von ihnen gefangen gehaltene Mutter der Harmonia, die Königin Kompositio, wieder freigeben müssen. In Einzelheiten, wie der Bestrafung der Ausreißer unter den Noten, der Vierteilung derselben, der Degradation des Generals Punkt usw. tritt die Parodierung des Bellum grammaticale deutlich zutage.

Indessen wir müssen abschließen. Unser Referat hat sich ohnedies schon über den gewöhnlichen Rahmen hinaus zu einer Abhandlung ausgewachsen. Freilich nicht ohne Absicht. Denn es sollte vor allem zeigen, welche Fülle von fleißig zusammengetragenem Stoff auch dieser neue Band der Monumenta Germaniae paedagogica in sich vereinigt und eine Ahnung geben von den Einzelforschungen, die zu machen waren. Dabei hätte, wie der Herausgeber bemerkt, die Reihe der abgedruckten Texte noch vermehrt werden können, wenn nicht von anderer Seite auf das Ingolstädter Jesuitendrama von 1590 und die Benediktinerstücke von Kremsmünster Beschlag gelegt worden wäre. Des ersteren bekennen wir uns schuldig. J. Gretsers 1590 in Ingolstadt gegebene Comoedia altera liegt seit Jahren genau abge-

schrieben unter unseren gesammelten Materialien, der Gelegenheit eines Abdruckes mit erklärendem Kommentare harrend. Möge nun Boltes Vorgang und Vorstoß eine solche uns herbeiführen! Das witzige Stück mit seinen vielen für die Schul- und Zeitgeschichte wichtigen Anspielungen verdient zweifelsohne eine größere Öffentlichkeit. Leider sind ja die Neudrucke hervorragender Dramen des Jesuitentheaters, die ich schon vor Jahren einmal angeregt habe, noch immer ein Wunsch geblieben. Daß es aber nicht so sein sollte, das zu zeigen, war der weitere Zweck dieses Referates. Es sollte nicht von der zufälligen Forscherarbeit und Veröffentlichungsgelegenheit abhängen, ob ein oder das andere dieser Dramen wieder in den Gesichtskreis unserer Erkenntnis gerückt wird. Was für andere Gaben des lateinischen Dramas vor Jahren schon ermöglicht worden, die systematische Edition bester Beispiele desselben, das sollte auch für diesen Zweig desselben nicht übersehen werden. Wir heben sorgfältigst und mit allen exakten Vorbereitungen Gräber aus, um den leise in die Urnenscherben geritzten Spuren einer kindlich einfachen, alten Kunst- und Volkswelt nachzugehen. Warum verwenden wir nicht auch Mittel und Mühe, um uns ein Geistes- und Kunstleben wieder näher zu bringen, das, mag es gewesen sein, wie es wolle, nun doch einmal zur Geschichte unseres Volkes und unseres Landes gehört? Wie viel Wertvolles hier noch liegt, hat ja Boltes Buch gerade jetzt wieder einmal gezeigt.

LXVI.

Zur Charakteristik des älteren Pitt, Grafen von Chatham.

Die allgemeine Sympathie hat sich seit einem Jahrzehnt dem älteren Pitt zugewandt und denselben als einen der größten englischen Staatsmänner und den tüchtigsten Kriegsminister gefeiert. Da er, wie wir zeigen werden, der eigentliche Urheber und Vater der Imperialisten ist, und die großen Eroberungen in den Kolonien inauguriert hat, so erklärt sich die Begeisterung unter den Imperialisten von selbst. Die neueren englischen Biographen haben die Forschung so wenig gefördert und sich dermaßen in allgemeinen Redensarten gefallen, daß wir ihre Namen nicht zu erwähnen brauchen. Sehr wichtig sind die Werke: „William Pitt Graf von Chatham" von Albert von Ruville, Berlin Cotta 1905, (auch ins Englische übersetzt) und „England in the Seven Years War" by J. S. Corbett London Longmans 1907, auf die wir uns beziehen werden. Wir lassen es dahingestellt, ob Pitt als ehrgeiziger Streber, als Charlatan zu betrachten ist, der dank seinem überlegenen Geschick und einer verblüffenden Unverschämtheit seiner Partei, den Staatsministern, dem König selbst seinen Willen aufdrängt, oder, wie die modernen Engländer behaupten, ein für die Größe und Wohlfahrt seines Vaterlandes begeisterter Patriot. Ruville ist wohl in seiner Verurteilung Pitts zu weit gegangen.

Pitt soll der größte Kriegsminister gewesen sein, so behaupten nicht bloß die modernen Lobredner, sondern sogar Männer wie Corbett. Ihm steht eine ebenso große Autorität L. Fortescue, History of the British Army entgegen. „Pitt, sagt er, war weder ein großer Kriegsminister, noch ein großes Verwaltungstalent; die wilde Maßlosigkeit seiner Reden, seine unverbesserliche Parteisucht, seine vornehme Verachtung alles Details tun seinen Ansprüchen, als großer praktischer Staatsmann zu gelten, Eintrag." Fortescue steht mit diesem Urteil nicht allein, auch andere sind mit Pitts Feldzugsplan, seinen gegen die Peripherie, d. h. Kanada, die Kolonien im karaibischen Meere, endlich gegen die Kolonien in Ostindien gerichteten Angriffen nicht einverstanden und

hätten statt einer Zersplitterung der Kräfte deren Konzentrierung lieber gesehen. Eine Durchführung des von Friedrich d. Gr. entworfenen Planes wäre für England und Preußen vorteilhafter gewesen; ja noch mehr, der Preußenkönig verdankt es fast einzig seiner Findigkeit, seiner überlegenen Kriegskunst, endlich Zufällen, die er nicht vorhersehen konnte, daß er in dem ungleichen Kampf im siebenjährigen Krieg nicht erdrückt wurde. Seine Klagen über die Treulosigkeit, den Eigennutz der Pitt'schen Politik wiederholen sich nur zu oft.

In einem großen Kampf sucht der, welcher zuerst gerüstet ist, dem Gegner einen Stoß ins Herz zu versetzen, um eine baldige Entscheidung herbeizuführen, aber langwierige von der Basis weit entfernte Operationen nach Kräften zu vermeiden. Die große Entfernung Kanadas von England, die Schwierigkeit, welche widrige Winde, Nacht und Nebel, die größere Geschwindigkeit der französischen Schiffe einem Abfangen der französischen Flotte entgegensetzten, mußten einen Feldzug in Amerika widerraten, um so mehr, da die Erwerbung von Kanada nicht notwendig war und, wie die Zukunft zeigen sollte, eher Nachteile als Vorteile brachte. Es war ein ganz richtiger Gedanke, den Krieg hauptsächlich zur See zu führen, d. h. die stärkste Waffe, die man hatte, gegen Frankreich zu kehren; aber dieser Grundsatz wurde zu einseitig durchgeführt.

Nachdem man 1756 mit Preußen einen Vertrag zur Bekämpfung Frankreichs abgeschlossen, empfahl es sich, ein bedeutendes englisches Hilfsheer zu den preußischen Truppen stoßen zu lassen, und wäre es auch nur deswegen, damit die englischen Offiziere unter einem solchen Meister das Kriegshandwerk lernten. Pitt wehrte sich dagegen mit Hand und Fuß und unternahm, um den Unwillen Friedrichs zu beschwichtigen, verschiedene Angriffe auf die französische Küste, in denen der Erfolg in keinem Verhältnis zu den gemachten Kraftanstrengungen stand.

Als Friedrich den Bund mit England schloß, hatte er keine Ahnung, daß die Franzosen sich zur See auf die Verteidigung beschränken, aber den Landkrieg in Deutschland mit allem Nachdruck führen würden. Recht und Billigkeit hätten gefordert, daß die Engländer ein bedeutendes Kontingent nach Deutschland

schickten und einen Teil der Flotte Preußen gegen die Russen zur Verfügung stellten. Hierbei hatte sich Friedrich gründlich verrechnet, denn selbst Pitt hielt sich streng an den Buchstaben des Vertrages, obgleich Frankreich gegen die allgemeine Erwartung den Krieg gegen England in Deutschland zu führen beschloß, betreffs des Seekrieges aber sich auf die Defensive beschränkte. Für England war dieser Kriegsplan der allergrößte Vorteil, denn die Aushebung von Truppen für den vom Publikum verabscheuten Landkrieg war jetzt unnötig; dagegen konnte die Flotte so verstärkt werden, daß sie für die weitgehendsten Unternehmungen ausreichte. Friedrich, der keine Flotte besaß und zusehen mußte, daß die russische Flotte preußische Seehäfen wegnahm, machte seinem Bundesgenossen vergebens Vorstellungen, er möge doch ein Geschwader in die Ostsee schicken. Das paßte nicht in Pitts Kriegsplan, der, wie wir sehen werden, Geld, Schiffe und Mannschaft an Unternehmungen verschwendete, die selbst im besten Falle keine Entscheidung herbeiführen konnten. Deutschland war der Mittelpunkt des Kriegsschauplatzes. Da machten Preußen, Österreicher und Franzosen verzweifelte Anstrengungen und rangen um den Sieg. Ein gut gedrilltes, tapferes englisches Heer hätte nicht selten preußische Niederlagen verhindern und preußische Siege zu Entscheidungsschlachten gestalten können; aber seine Truppen fehlten entweder ganz oder waren zu gering. Britanniens Flotten und Heere führten zwar wuchtige Schläge gegen die Franzosen in Kanada, in West- und Ostindien, aber an der Peripherie. Es ist uns unbegreiflich, wie Preußen England erlauben konnte, mit seinen stärksten Feinden, Rußland und Österreich, Frieden zu halten, und in dieser Weise den Handel an sich zu reißen. Hätten beide ihre Küsten gegen englische Flotten verteidigen müssen, so hätten sie Preußen keine soweit überlegenen Heere entgegenstellen können. Pitt betrachtete den König Preußens nicht als Bundesgenossen, sondern als Mietling, der mit den Millionen von Subsidien, die er von England erhielt, zufrieden sein könnte, und ließ sich hiebei von dem Grundsatz leiten, den er nach Corbett als ein neues Prinzip in die Politik eingeführt haben soll: „Die Berücksichtigung des Volkswillens, so sagt er (I, 75), ist ein ebenso wichtiges Prinzip der Kriegsführung als Armee und

Flotte". Pitt ging darauf ein und unternahm einen Krieg behufs Befestigung der Seeherrschaft und Ausdehnung der englischen Kolonien. Er handelte in Übereinstimmung mit dem Volk, das der unter Georg II. auf dem Kontinent geführten Kriege überdrüssig war und von einem Kampf für die Erhaltung einer Dynastie nichts hören wollte.

Fassen wir kurz die Kämpfe in Kanada zusammen. Der Krieg hatte schon vor dem Einfall Friedrichs in Sachsen begonnen und sich anfangs ungünstig für England gestaltet (1755). Auf die Kunde hiervon schickten die Franzosen den Marquis von Montcalm im Mai 1756 nach Kanada. Er kam wohlbehalten mit seinen 1200 frischen Truppen und Vorräten aller Art an und traf sofort die nötigen Maßregeln zur Verteidigung des Landes. Zur selben Zeit schiffte sich General Loudon von England mit 900 Mann nach Neuengland ein, richtete aber nicht nur nichts aus, sondern verhinderte auch nicht, daß Oberst Munro sich von den Franzosen überfallen ließ und gezwungen ward zu kapitulieren. Loudon suchte die Scharte durch die Eroberung des starkbefestigten Kriegshafens von Louisbourg auszuwetzen. Mit den 6 Regimentern, welche Holborne von England ihm zugeführt, und verstärkt durch amerikanische Freiwillige hatte er sein Heer auf 12 000 Mann gebracht. Um den beschwerlichen Landweg zu vermeiden, wurden die Truppen eingeschifft und in Halifax gelandet. Loudon fand es indessen nötig, diese buntscheckige Masse erst an Zucht und Ordnung zu gewöhnen und zu drillen, hielt es aber, nachdem er sichere Kunde von der Lage in Louisbourg vernommen, wo sich außer den Indianern 7000 Soldaten und eine Flotte von 122 Kriegsschiffen befanden, für ein Gebot der Klugheit unverrichteter Dinge abzuziehen (1757). Pitt beschloß diese Niederlagen zu rächen, rief Loudon zurück und schickte Truppen und Schiffe nach Amerika, während er die französischen Schiffe am Auslaufen aus den Häfen zu hindern suchte.

Mit Anspannung aller Kräfte gelang es Pitt das Landheer und die Flotte zu verstärken und zu gleicher Zeit eine Flotte behufs Bewachung der französischen Geschwader aufzustellen. Schon im Februar 1758 schiffte sich eine Armee von

11 000 Soldaten mit einem großen Artilleriepark unter dem Geleit einer starken Flotte ein, hatte aber so viele Stürme zu bestehen, daß sie erst am 10. Mai Halifax erreichte und erst anfangs Juni vor dem festen Louisbourg erschien. Der französische Befehlshaber Des Gouttes war mit seinem Geschwader allen Nachstellungen der Engländer entgangen und bereits in dem Hafen angekommen. Die Führer der Expedition ließen sich durch die Brandung, die zahlreiche Besatzung von 30 000 Land- und ebenso vielen Seesoldaten, zu denen noch die männliche Bevölkerung sich hinzugesellte, nicht einschüchtern und landeten ihre Truppen und ihr schweres Geschütz, unbekümmert um den Kugelregen, mit dem sie überschüttet wurden. Die von Seesoldaten bediente Artillerie brachte die französischen Geschütze bald zum Schweigen und riß ganze Teile der Mauern hinweg. Die zahlreichen Bomben schlugen so heftig ein, daß die Verteidiger sich auf den Wällen kaum zeigen konnten. Des Gouttes suchte den Gouverneur Drucourt zu überzeugen, daß die Flotte nutzlos sei und die Stürme benützen könne, um den Engländern zu entgehen. Dieser bestand darauf, daß er bliebe, denn er hielt es für sehr wichtig, den Widerstand fortzusetzen. Am 21. Juli wurden die Offiziere gegen ihren Willen genötigt zu kapitulieren, denn die Bewohner der Stadt fürchteten für ihr Leben, wenn dieselbe erstürmt würde. Ihr Leben wurde geschont, aber sie mußten sich nach Frankreich einschiffen. 5637 Seesoldaten gerieten in Gefangenschaft, 240 Kanonen, große Vorräte von Waffen und Munition fielen in die Hände der Sieger. Groß war der Jubel in den amerikanischen Kolonien und in England. Der Fall der Forts Frontenac und Duquesne erhöhte die Freude, die jedoch durch die Niederlage Abercrombys sehr gedämpft wurde. Dieser hatte den Befehl erhalten, das wichtige französische Fort in Ticonderoga zu erobern und sich den Weg nach Montreal zu bahnen. Den 60 000 regulären Truppen und den 10 000 amerikanischen Freiwilligen, die sich angeschlossen, konnte Montcalm nur 3000 Soldaten und seine Indianer entgegenstellen. Das Fort ließ sich nicht halten, deswegen beschloß er, sich in einer das Fort beherrschenden Anhöhe zu verschanzen und den Angriff des Feindes abzuwarten. Er

ließ eine Reihe von mächtigen Bäumen fällen, die mit den nach auswärts gekehrten Ästen aufeinandergelegt und so eng verbunden wurden, daß sie einen undurchdringlichen Fries bildeten; dahinter errichtete er eine acht Fuß hohe Pallisade mit einem gedeckten Weg für die Verteidiger. Dank den mit einander verflochtenen Ästen war der Verhau nicht nur unbeweglich, sondern auch für Bayonette und Musketenschüsse undurchdringlich. Montcalm rechnete auf das Ungestüm der Milizen und die Unerfahrenheit des Generals, der wirklich in die Falle ging, und ohne die Artillerie abzuwarten, das Zeichen zum Angriff gab. Vier Stunden lang rückte ein Regiment nach dem andern vor, um den Verhau zu durchbrechen und an den Feind zu kommen. Ungefähr 2000 Mann, darunter 1600 reguläre Truppen, fielen unter den wohlgezielten Schüssen der Feinde. Dieser Sieg erhöhte das Selbstvertrauen der Franzosen und Eingebornen, die sich so zahlreich um ihre Führer scharten, daß Abercromby es für klüger hielt, sich zurückzuziehen.

Die Franzosen hatten zwar schwere Einbuße erlitten, aber dem überlegenen Feind so großen Schaden zugefügt, daß sie auf einen glücklichen Ausgang hoffen durften. Die Aushebung von Land- und Seesoldaten stieß in England schon jetzt auf große Schwierigkeiten. Obgleich die englische Flotte der französischen überlegen war, eine bessere Artillerie und bessere Artilleristen besaß, so hatten doch die französischen Schiffe die größere Schnelligkeit voraus. Eines tat der französischen Flotte vor allem not, das Aufgeben der Defensive, die Absetzung aller Generale und Offiziere, welche infolge übertriebener Betonung des Ehrenpunktes oder aus Eifersucht ihre Kollegen im Stiche ließen, oder aus Leichtsinn die nötigen Vorsichtsmaßregeln vernachlässigten.

Die englischen Generale und Admirale, selbst die, welche Pitt zu Ämtern befördert, hatten seinen Erwartungen wenig entsprochen. Endlich im Jahre 1759 fand er in dem Oberst James Wolfe, der sich bei vielen Gelegenheiten als tüchtiger Taktiker erwiesen hatte, den geeigneten Mann. Wolfe war mit der Schlaffheit der Kriegsführung in Amerika unzufrieden und deshalb zurückgekehrt, um unter Friedrich dem Großen zu dienen. Als Pitt ihm erklärte, er sei für das Kommando der Land-

truppen in Amerika bestimmt, nahm er das Anerbieten sofort an. Saunders, der kurz vorher zum Vizeadmiral ernannt worden war, sollte die Flotte befehligen. Er war einer der tüchtigsten Seeoffiziere; aber der Unteradmiral Durell galt als furchtsam und schlaff. General Amherst sollte die gegen Quebec gerichteten Operationen durch sein aus den Kolonisten bestehendes Heer unterstützen und Garnisonen in die den Franzosen abgenommenen festen Plätze legen. Wolfes Plan erschien manchen zu gefährlich. Mit einer so großen Flotte in den Lorenzstrom einzulaufen, in dem großen Bassin bei Quebec die Schiffe aufzustellen und vom Fluß aus die starken Befestigungswerke der Franzosen zu erobern, hielten manche für unmöglich. Wolfe hatte indeß alle Schwierigkeiten vorhergesehen und setzte auf die ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel das größte Vertrauen. Sein Gegner Montcalm befand sich in verzweifelter Lage. Er hatte zwar alles aufgeboten, um die Stadt in Verteidigungszustand zu setzen, hatte aber weder Aussicht auf ein Entsatzheer, noch auf kräftige Unterstützung seitens der Kanadier oder Europas infolge des verkehrten Systems, alle Kräfte auf den Landkrieg in Europa zu konzentrieren. Die französischen Garnisonen, die in den verschiedenen Forts dem Feind hätten Abbruch tun können, mußten behufs Verteidigung von Quebec und Montreal zurückgezogen werden. Gleichwohl leistete Montcalm von Ende Juni bis Mitte September den erfolgreichsten Widerstand, bis es Wolfe gelang seinen Gegner zu überlisten und die schroffen Höhen von Abraham zu ersteigen. Die eilig zusammengerafften, durch den Schrecken gelähmten französischen Truppen konnten englischen Veteranen, die unter einem so erprobten Führer wie Wolfe kämpften, nicht widerstehen. Beide Führer, Montcalm und Wolfe, fanden ihren Tod. Quebec fiel in die Hände der Sieger 1759.

Der französische Gouverneur Vaudreuil und seine Generale, de Lévis und de Bougainville, verzweifelten nicht und gaben sich der Hoffnung hin, Quebec wieder zu erobern, wenn sie den versprochenen Zuzug und die nötige Verstärkung von Frankreich erhielten. Die Sieger hatten den General Murray mit 7000 Mann in den Ruinen Quebecs zurückgelassen. In Halifax befand sich ein englisches Geschwader unter Kommodore Colville; ein anderes

unter Kommodore Swanton, welches die für Quebec bestimmten Proviantschiffe beschützen sollte, war auf dem Wege von England; außerdem blockierte eine Flotte die französischen Häfen. Die Engländer ließen sich nicht im Traume einfallen, daß Gefahr seitens Montreals drohte. Der General de Lévis hatte einen Überfall im Winter geplant, war aber infolge unvorhergesehener Hindernisse davon abgestanden. Die Nachrichten aus Quebec bestärkten ihn in der Absicht den Frühling abzuwarten, denn die Kälte und der Skorbut rafften die englischen Soldaten hinweg. Im März war die Garnison auf 5000, im April auf 3000 herabgesunken. Gegen Ende April setzte sich das französische Heer in Bewegung. Der Fluß ward wieder frei vom Eis und so konnte Murray, der Kunde von dem Herannahen der Franzosen erhalten, eine Schaluppe nach Halifax schicken. Am 27. kam de Lévis in Sicht und besetzte die Höhen von Abraham. Ein Angriff Murrays auf die Franzosen wurde abgeschlagen; Murray verlor 1000 Mann und wäre außer Stand gewesen, Quebec zu verteidigen, wenn de Lévis seinen Sieg verfolgt hätte. Da derselbe zuversichtlich Nachschub aus Frankreich erwartete, so begnügte er sich mit einer Blockade. Das Unerwartete trat ein, eine englische Flotte mit Verstärkungen kam den Lorenzstrom herauf und zwang de Lévis sich zurückzuziehen. Das Netz über das letzte französische Heer und die letzte Stadt, Montreal, die sie noch besetzt hielten, wurde zusammengezogen. Murrays Kolonne segelte den Fluß hinauf, Haviland hatte die direkte Route von New-York den Hudson entlang über den Champlainsee eingeschlagen, Amherst den Weg über den See von Ontario und den Lorenzstrom gewählt, und die Franzosen, welche die Zugänge zu Montreal besetzt hielten, vor sich hergetrieben. Die Indianer und die meisten Kanadier wandten sich der aufgehenden Sonne zu und zeigten sich sehr säumig, die Desertionen nahmen selbst unter den Franzosen immer mehr zu. So sah sich der Gouverneur Vaudreuil im Interesse der Eingebornen genötigt, die von dem Sieger gestellten harten Bedingungen anzunehmen, um weiteres Blutvergießen zu verhindern. Am 8. Sept. 1760 wurde Kanada an England abgetreten. Corbett ist voll der Bewunderung für das einheitliche Zusammenwirken der englischen

Generale, welche so große Schwierigkeiten in unwegsamen Gegenden zu überwinden hatten und sieht in dem letzten Feldzuge ein Meisterstück der Strategie und Taktik. „In dem langen Konflikt, sagt er, hatten wir Fehler über Fehler begangen gegen Strategie, Taktik, Drill und Organisation, aber unser Anpassungsvermögen hatte den Ausschlag gegeben. Wir hatten die Lektion vollkommen gelernt, Kanada war gewonnen." (II, 118.)

In demselben Jahre 1760 wurde mit wechselndem Glück in Ostindien gekämpft. Männer wie Dupleix, Bussy, Lally hatten daselbst den Grund zu einem Weltreich gelegt und sich die Sympathie der Eingeborenen in einem hohen Grade erworben. Sie kamen natürlich in Konflikt mit der englisch-ostindischen Handelsgesellschaft, die sie leicht hätten zurückdrängen können, wenn sie gebührend von ihrer Regierung unterstützt worden wären. Die französischen Admirale waren in Indien ebenso furchtsam wie anderswo und konnten sich nie zu einem Zusammenwirken mit den Generalen verstehen. Etwaige Schlappen und Niederlagen hätten die Seesoldaten bei weitem nicht so entmutigt wie das beständige Ausweichen. Auf Einzelnheiten können wir hier nicht eingehen. Es genüge darauf hinzuweisen, daß Lally Pondichery am 15. Januar 1761 übergeben mußte, weil die Flotte des Admirals d'Aché in Mauritius zurückgehalten wurde, wo man einen englischen Angriff fürchtete. „So fiel, sagt Corbett, das herrliche Gebäude, das die Söhne Frankreichs, welchen die Mutter mit Undank lohnte, für sie in Indien errichtet hatte. Die Seemannskunst eines Pocock, Steevens war wahrlich bewundernswert."

Keine noch so großen Erfolge konnten Pitts maßlosen Ehrgeiz und den Ingrimm, mit dem er den besiegten Feind zu vernichten strebte, befriedigen. Nicht einmal Friedrich d. Gr. oder Napoleon I. gingen soweit in der Ausnützung der von ihnen errungenen Siege. Letzterer schrack vor der vollständigen Zerstörung Österreichs und Preußens zurück. Das Benehmen Friedrichs d. Gr., der England einen Separatfrieden mit Frankreich empfahl, weil er hierin den ersten Schritt zu einem Frieden mit Österreich erblickte, machte seinem politischen Scharfsinn [1]) und seiner Friedensliebe alle Ehre, fand aber keineswegs Pitts Beifall.

1) Politische Korrespondenz II. 156, 162.

Unbekümmert um die Erschöpfung des Volkes in England, die Klagen der Kolonisten, den Unwillen Europas, das sich in England nicht einen noch gewalttätigeren Herrn geben wollte und in der Erhaltung Frankreichs ein Gegengewicht gegen die Übermacht Englands erblickte, wollte Pitt nicht ruhen, bis er seinen Unternehmungen die Krone aufgesetzt hätte durch die Eroberung der Insel Mauritius und der Antillen. Er schrieb an Amherst: „Er sei fest davon überzeugt, es sei seine Pflicht, Frankreich der Möglichkeit einer Wiederherstellung seiner Flotte zu berauben und noch weit mehr Stücke von dem französischen Gebiete abzureißen, bevor er eine Annahme seiner Bedingungen seitens Frankreichs erwarten könne.“ So denkt und spricht kein Politiker, der weiß, daß früher oder später Fälle eintreten werden, in denen er eines Bündnisses mit dem alten Feinde nicht entbehren kann; noch weniger ein christlicher Staatsmann. Es kennzeichnet den stolzen, selbstbewußten Mann, daß er die Rüstungen zu dem Feldzug im Gegensatz gegen die Minister und den König mit dem größten Eifer betrieb, daß er durch seine Agenten und Anhänger das Volk bearbeitete, die kriegerischen Instinkte von neuem weckte und sich nicht schämte, durch die Kriegspartei einen Druck auf König und Minister zu üben, daß er so lange im Ministerium blieb, bis die Rüstungen vollendet, bis der Krieg an Spanien erklärt war, d. h. bis die Sache soweit gediehen war, daß ein Zurückgehen nicht mehr möglich war. Daß Minister und König sich eine solche Behandlung nicht gefallen ließen, ist selbstverständlich.

Im Interesse Englands, um einen Weltkrieg zu vermeiden, um sich nicht ganz zu isolieren — denn auf den König von Preußen, der sich nach Frieden sehnte, war kein Verlaß — mußte dem vor Wut und Fanatismus rasenden Grafen von Chatham das Schwert entwunden, die Macht, England zu verderben, genommen werden. Der König und die Minister hatten leider zu lange gewartet und den tyrannischen Minister, der sich benahm, als wäre er ein Diktator, nicht früher zur Abdankung gezwungen. Zum Unglück für England und Europa verlief der Krieg sehr ungünstig für Spanien und Frankreich. Letzteres war erschöpft und verlor eine Besitzung nach der andern, ersteres war nicht

vorbereitet und entbehrte tüchtiger Generale. Zwei stolze Nationen waren gedemütigt worden und wurden durch den Frieden, in dem sie glimpfliche Bedingungen erhielten, mit dem Sieger nicht ausgesöhnt. Das war ein Unglück für England.

Wir sind mit unseren Bemerkungen den Ereignissen vorausgeeilt. Kehren wir zu Pitt und der unheilvollen Wirksamkeit, durch welche der Abschluß des Friedens verhindert wurde, zurück. Überzeugt von seiner Unentbehrlichkeit als Kriegsminister war Pitt immer anmaßender und herrischer geworden und hatte sich in einer der Kabinettssitzungen zu folgender Drohung verstiegen: „Ich will für nichts verantwortlich sein, das meiner Leitung nicht untersteht“ (cf. Corbett II, 205). Graf Granville erwiderte hierauf: „Wenn der Kriegsminister entschlossen ist, das Recht der ausschließlichen Verhandlung mit dem König und die Leitung der Kriegsoperationen allein zu beanspruchen, so sehe ich nicht ein, weshalb wir den Kabinettssitzungen beiwohnen. So sehr er von seiner persönlichen Unfehlbarkeit überzeugt sein mag, so müßten doch auch wir davon überzeugt werden, bevor wir unsern Verstand seiner Leitung unterwerfen und die von ihm vorgeschlagenen Maßnahmen adoptieren.“ (Annual Register 1761 S. 44.) Das Kabinett erklärte sich gegen Pitt, der drei Tage darnach abdankte.

Der Mann, der früher als Frondeur eine so große Rolle gespielt, setzte, nachdem er aus dem Kabinett ausgeschieden, alle Hebel in Bewegung, um seiner kriegerischen Politik zum Siege zu verhelfen und alle Maßnahmen, die einen Frieden anbahnen sollten, zu verhindern. Georg III., dem im Gegensatz zum Vater an der Wahrung der hannöverschen Interessen wenig gelegen war, der überdies dem preußischen König grollte, hätte die englischen Truppen gerne aus Deutschland zurückgerufen, die Zahlung weiterer Subsidien an Preußen verweigert und mit Frankreich Frieden geschlossen. Die Rede Pitts im Parlament vom 13. Nov. 1761 fachte jedoch die Begeisterung für Friedrich, die infolge seiner Unglücksfälle dem Mitleid und der Verachtung Platz gemacht hatte, von neuem an. „England, so führte er aus, besäße die zur Führung des amerikanischen und deutschen Krieges nötigen Hülfsmittel. Verließen wir unsere Bundesgenossen, so

würde Gott uns verlassen. Sollten wir, nachdem wir hundert Millionen ausgegeben, die Frucht unserer Auslagen wegwerfen, um 12 Millionen zu ersparen. Ein so engherziger Mann solle hinter dem Ladentisch bleiben, aber kein Königreich regieren." Hierauf folgte die Erklärung „Amerika ist in Deutschland erobert worden". Dieselbe wurde oft lächerlich gemacht. Pitt war eben ein Rhetoriker und wollte offenbar nur sagen, daß der Plan Frankreichs, in Deutschland Eroberungen zu machen, seine Vernachlässigung der Kolonien zur Folge gehabt habe.

Von Einstellung der Feindseligkeiten, von Zurückrufung der zur Eroberung der Antillen bestimmten Flotten konnte gegenüber der öffentlichen Stimmung keine Rede sein, aber Bute und der König versäumten nicht, die Friedensverhandlungen anzuknüpfen. So günstig sich die Dinge für England gestaltet hatten, so schwere Unglücksfälle hatten Friedrich betroffen. Schweidnitz war in die Hände der Österreicher, Kolberg in die der Russen gefallen; beide nahmen zum ersten Mal seit dem Krieg ihre Winterquartiere in den preußischen Provinzen Schlesien und Pommern. Bute kam zur Überzeugung, daß das Spiel in Deutschland verloren sei und wollte darum keine Subsidien mehr zahlen. Friedrich teilte diese Ansicht in den Briefen an seine Vertrauten und trug sich mit Selbstmordgedanken (cf. Koser II, 299). Da brachte der unerwartete Tod der Zarin Elisabeth und die Thronbesteigung Peters III. einen ungeahnten Wechsel. Doch erlaubte die Ermordung Peters III. Friedrich keineswegs eine Ausnutzung der russischen Allianz, denn Katharina war entschlossen, Preußen nicht zu mächtig werden zu lassen, ebensowenig konnte er sich auf Georg III. verlassen, den er durch seine Intriguen mit der Gegenpartei und seine feindseligen Absichten gegen Dänemark sich entfremdet hatte.

Man hat den Abschluß des Friedens mit Frankreich scharf getadelt, seine Bedingungen bald zu hart, bald zu milde gefunden und hervorgehoben, „daß Pitt nicht so töricht gewesen wäre, den Besiegten mit vollen Händen aus dem Zusammensturz ihres Kolonialbesitzes kostbare Bruchstücke zurückzugeben". Die späteren Ereignisse haben Bute und dem König recht gegeben. Die Eroberungen, die England gemacht hatte, waren zu groß und

konnten nur behauptet werden in friedlichen Zeiten und unter einem, den Wünschen der Einheimischen Rechnung tragenden Kolonialsystem. Das war nun das englische nicht einmal für die englisch sprechenden Kolonisten, noch weniger für die Spanier. Die Behauptung der spanischen Kolonien hätte wahrlich weit größere Opfer gefordert als ihre Eroberung; zudem hatte England nicht die nötigen Landheere. Die Friedenspartei konnte natürlich nicht ahnen, wie die Dinge sich entwickeln würden; jedenfalls war sie mit den Gesinnungen Europas weit besser vertraut als die Kriegspartei, welche nur daran dachte, Frankreich und Spanien zu vernichten.

Aus unserer Darstellung geht klar hervor, daß Chatham mit seiner auswärtigen Politik einen ganz veralteten Standpunkt einnahm und in Frankreich und Spanien, überhaupt in allen katholischen Nationen die erklärten Feinde des Protestantismus sah, die nur die Gelegenheit zur Ausrottung desselben abwarteten. Wie Cromwell wollte er England als Hort des Protestantismus betrachtet wissen. „Der Romanismus war für ihn nichts mehr als ein götzendienerischer Aberglaube, der von Anfang an das Symbol aller den menschlichen Geist in Fesseln schlagenden Maßnahmen gewesen sei und darum keine Duldung beanspruchen könne". Dieser satanische Haß alles Katholischen erklärt, wie Chatham sich über Verträge und Bündnisse hinwegsetzen konnte und das historische Recht ignorierte. Denn Katholiken konnten in seinen Augen keine Rechte haben.

LXVII.

Ideale und Wirklichkeit.

Von W. Kriege, Windesheim.

Durch das katholische Lager geht zurzeit mehr als vielleicht früher eine doppelte Strömung. Die eine sucht die Ideale, die in der katholischen Religion schlummern, zu verwirklichen und ungeachtet der vielseitigen Hindernisse zur Geltung zu bringen, die andere läßt die Ideale als „Ideale" gelten, aber im Kampfe mit der rauhen Wirklichkeit und in Anbetracht der sogenannten „augenblicklichen Verhältnisse" will sie mehr „praktische" Erfolge erzielen und sich darum mit dem jetzt Erreichbaren begnügen.

Wie überall, so liegt auch hier wohl der beste Weg in der Mitte. Die Ideale müssen den Menschen bei seinen Unternehmungen leiten und anspornen. Das gilt ganz besonders von den religiösen Idealen und am allermeisten von den katholischen. Aber bei der Ausübung muß man auch den gegebenen Verhältnissen, den Menschen und den Zeitströmungen Rechnung tragen. Das ist etwas so Selbstverständliches, daß darin wohl jeder mit uns einverstanden ist, so daß man darüber kein Wort mehr zu verlieren brauchte.

Etwas anderes ist es aber, wie weit man die Ideale trotz der entgegenstehenden Verhältnisse und Schwierigkeiten zu verwirklichen sich bestreben soll! Darin gehen nun die Ansichten im katholischen Lager sehr auseinander. Und diese Verschiedenheit hat gerade in letzter Zeit so bedauerliche Erörterungen und unangenehme Auseinandersetzungen herbeigeführt. Niemand von beiden Parteien zweifelt an der Erhabenheit der katholischen Ideale, ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit für das gesamte Kulturleben. Nur in der Anwendung und der Ausdehnung der Anwendung gehen die Ansichten auseinander.

Deshalb haben wir auch nicht die Überschrift: „Theorie und Praxis" gewählt, denn das würde den Kern der Sache

nicht treffen. Die Theorie ist „grau", mit ihr kann man im allgemeinen, wenigstens im realistischen Leben, nicht viel anfangen. Als „Theorie" werden auch die „Ideale", von denen wir hier sprechen, von keiner der Parteien aufgefaßt, sondern es handelt sich lediglich um die Grundsätze der katholischen Kirche, die einen eminent realen Wert haben und nicht Menschenwerk sind sondern Gottes Werk und schon eine ganze Welt erobert haben.

Nun entsteht jene Frage, welche den eigentlichen Grund der Meinungsverschiedenheit bildet: Sollen wir, zwar ruhig und langsam, aber doch mit Energie und Zähigkeit die katholischen Grundsätze zur Anerkennung und Durchführung bringen, oder sollen wir uns einfach mit den gegebenen Verhältnissen zufrieden geben in dem Gedanken: es geht nicht anders? Letzteres wird freilich als ein Akt der „Klugheit" ausgegeben und das erstere für „theoretische Verbortheit" oder „Schwärmerei" gehalten. Nichtsdestoweniger möchten wir das erstere für das Richtigere und Pflichtmäßige halten. Wir wollen selbstverständlich nicht mit dem Kopf durch die Wand rennen, und wir verschließen auch nicht vor den großen Schwierigkeiten oder den jeweiligen Verhältnissen Auge und Ohr. Aber das Streben, die Ideale zu verwirklichen und die Grundsätze zur Durchführung zu bringen, ist ein edles. Und als Katholiken sind wir vor dem Gewissen dazu verpflichtet. Wir brauchen uns auch wahrhaftig unserer Ideale nicht zu schämen. Die katholischen Ideale haben doch die Welt erobert, denn die Ideale des Christentums zu den Zeiten der Apostel in der Überwindung des Heiden- und Sklaventums, der ersten Christen in den Werken der schönsten Nächstenliebe, eines hl. Bonifatius in der Bekehrung Deutschlands, das waren doch unsere Ideale, die Ideale der katholischen Kirche. Und warum sollte heute ihre Kraft minder groß, unsere Verpflichtung geringer sein? Mag das auch von den Andersgläubigen geleugnet werden, wir Katholiken kennen doch die Kraft der katholischen Ideale. Wir sollten darum auch unbeirrt um das Geschrei der Gegner die Ver-

breitung derselben uns angelegen sein lassen. Selbstverständlich ist der Erfolg nicht von heute auf morgen zu sehen. Darüber mögen Jahre und Jahrzehnte vergehen. Es ist sogar möglich, daß wir selbst den Erfolg nicht mehr erleben, aber das alles kann und darf uns doch nicht abhalten, zur Erreichung der Ideale all unsere Kraft anzuspannen.

Es ist deshalb unverständlich, daß gerade diejenigen, die sich ein so erhabenes Ziel vorgesteckt haben, am meisten befehdet werden, und zwar gerade von denjenigen, die doch dieselben Ideale haben und hochhalten. Man könnte die Achsel über ihr fruchtloses Bestreben zucken, aber zur Verspottung und Bekämpfung dürften doch Katholiken nicht ihre Hand bieten. Was hat uns denn das Paktieren mit den Gegnern und die stete Nachgiebigkeit bisher eingebracht? Ich will nicht sagen, daß „Prinzipien" preisgegeben worden wären, obgleich man sich öfters hart an der Grenze bewegt hat, aber von den Idealen sind wir doch oft stark abgewichen. Und was haben wir dafür eingetauscht? Man mag ja über den Erfolg verschiedener Ansicht sein, aber jedenfalls sind wir Katholiken so oft übers Ohr gehauen worden, daß die Erfolge nicht im Verhältnis stehen zu den Opfern. Wir waren immer der leidende Teil; in politischen wie religiösen Angelegenheiten haben wir stets den Kürzeren gezogen. Dabei sind die augenblicklichen Verluste noch gering im Verhältnis zu der Größe der Gefahr, der wir uns und unsere Religion aussetzen durch äußeres Aufgeben des großen Gegensatzes zwischen den einzelnen Konfessionen. Man verstehe uns nicht falsch. Wir wollen damit nicht den Kampf zwischen den Konfessionen oder die Verschärfung der Gegensätze, sondern nur das „schiedlich — friedlich". Die Interkonfessionalität, welche heute auch katholischerseits immer mehr empfohlen und gefördert wird, nagt am Mark der katholischen Kirche und schafft einen Geist, der dem kathoschen Glauben sehr gefährlich wird. Wenn auch jene, die die Wahrheit ihres Glaubens gründlich kennen und

ihr Leben durch getreue Benützung der Gnadenmittel der Kirche, der hl. Sakramente und des hl. Meßopfers, darnach einrichten, an ihrem Glauben nicht irre werden und seine Schönheit und Vorzüge zu schätzen wissen, so gibt es doch viele Tausende, die diese Festigkeit oder Kenntnisse nicht besitzen, die vielleicht nur interkonfessionellen Vereinen und Genossenschaften angehören, in denen natürlich nichts katholisches gesprochen oder gelesen werden darf, die nur interkonfessionelle Schriften in die Hand bekommen, in denen es erfahrungsgemäß an versteckten Angriffen gegen die katholische Religion nicht fehlt, und die so allmählich total gleichgiltig und lau in ihrem Glauben werden und sich schließlich nichts mehr daraus machen, ob sie katholisch oder protestantisch sind. Ein Zustand, der wohl von den Protestanten herbeigewünscht werden mag, aber von katholischer Seite ganz entschieden bekämpft werden muß.

Angesichts solcher Gefahren, die wahrlich nicht einer eingebildeten Phantasie entsprungen sind, sondern auf bitteren Erfahrungen beruhen, gebietet es wohl die Pflicht, mit allen Mitteln für die Verbreitung und Durchführung der katholischen Ideale unter den katholischen Glaubensgenossen einzutreten.

Theoretisch könnte man sich einzelne Gebiete denken, auf denen religiöse und kirchliche Anschauungen keine Rolle spielen, aber in der Praxis findet man heutzutage solche Gebiete kaum noch. Man weist wohl hin auf die gewerkschaftlichen, sozialen und Arbeitervereine. Aber man sollte es doch eigentlich nicht mehr zu beweisen brauchen, daß selbst bei den wirtschaftlichen Fragen die religiöse und moralische Anschauung eine große Rolle spiele. Daß andere Verbände sich davon in wirtschaftlichen Fragen nicht leiten lassen wollen, ist kein Gegenbeweis, und die Aufforderung, mit anderen Verbänden den Anfang zu machen, ist keine Widerlegung der prinzipiellen Richtigkeit unserer Anschauung. Der Einfluß der Religion ist in den wirtschaftlichen Kämpfen und sozialen Bestrebungen unbedingt not-

wendig, denn der Mensch ist keine Maschine, sondern ein denkendes Wesen, das für eine ewige Seligkeit geschaffen ist, und sein Erdenleben ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck.

Es ist kein Katholik, sondern der protestantische Professor Förster in Zürich, der in seinem neuesten Buche: „Christentum und Klassenkampf" (Schultheß, Zürich, 1908) [1]) sehr treffend ausführt:

„Jene Männer (einzelne protestantische Pfarrer in der Schweiz) haben sich zweifellos ein großes Verdienst erworben dadurch, daß sie gegenüber einer blos beschaulichen Frömmigkeit den Anspruch des Christentums auf das ganze Leben vertreten, daß sie nachdrücklich betonen, wie untrennbar die Sorge für die Gerechtigkeit in der gesellschaftlichen Ordnung mit der Sorge für die Seelen verknüpft sei, daß sie überhaupt soziale Aufgaben und Tatsachen ihren Amtsbrüdern in großem Stile vor Augen gerückt haben . . .

Um so irreleitender aber wirkt nun die außerardentlich einseitige Art, wie sie die Natur der sozialen Frage und die Stellung des Christentums zu dieser Frage interpretieren . . . Durch eine derartige Propaganda wird nicht nur die christliche Religion in gefährlicher Weise verflacht und gerade derjenigen Wirkungen beraubt, die zur Heilung der gesellschaftlichen Krankheit am unentbehrlichsten sind — sondern das soziale Problem wird auch selber viel zu äußerlich aufgefaßt und nicht auf seine eigentliche Wurzel zurückgeführt. Wäre Letzteres geschehen, so würde man nicht im Interesse der sozialen Frage die Beschäftigung mit der christlichen Religion so in den Hintergrund treten lassen, sondern in jedem Augenblick von dem Bewußtsein getragen sein, daß die soziale Frage nur religiös und nicht sozial wirklich gelöst werden kann." (S. 9 f.)

Sollen nicht auch wir Katholiken aus solchen treffenden Ausführungen die Nutzanwendung ziehen? — —

1) Wir hoffen auf das sehr interessante Buch demnächst ausführlicher zu sprechen kommen zu können. Die Red.

Selbst in denjenigen Vereinen, die lediglich der körperlichen Ausbildung, der Unterhaltung oder dem Sport dienen, wie Turn-, Gesang-, Krieger-, Radfahrervereine u. dgl. ist der Katholik erfahrungsgemäß ständig Angriffen auf seinen Glauben ausgesetzt. Die religiösen Zänkereien und Spötteleien bei den Zusammenkünften und die Ausfälle in der Fachpresse sind ja hinreichend bekannt. Wo bleibt da für den Katholiken die Zartheit seines Gewissens? Wie soll da die Schönheit seines Glaubens und die Freude an seiner hl. Religion in ihm lebendig bleiben? Nehmen denn heutzutage all diese weltlichen Vereine: Turn-, Gesang-, Krieger- oder Radfahrer-Vereine bei ihren Feiern noch Rücksicht auf ihre katholischen Mitglieder, z. B. auf ihre Pflicht, an Sonntagen der hl. Messe beizuwohnen? Gibt es nicht hunderte von Vereinsmitgliedern, die erst durch diese Vereine, sei es durch deren Festlichkeiten und Ausflüge, sei es infolge des Gespöttes ihrer Kameraden dazu gekommen sind, ihre religiösen Pflichten an Sonn- und Feiertagen zu vernachlässigen oder sie wenigstens als drückend zu empfinden? Darf man aber so etwas, was alle Welt weiß, und was offen und geheim beklagt wird, nicht einmal mehr in einer katholischen Zeitschrift aussprechen, ohne daß die akatholische Presse über uns herfällt? Ehe sie zetert über konfessionelle Absonderung, möge sie bei ihren Glaubensgenossen energisch darauf dringen, daß man in den Vereinen auch auf die religiösen Gefühle und Pflichten der Katholiken gebührend Rücksicht nehme.

Wo es sich aber um Fragen handelt, die nur auf Grund oder mit Hilfe der Religion und Moral so gelöst werden können, wie es der Bestimmung des Menschen und dem ewigen Schöpferwillen entspricht, da sollten wir uns auch auf die Kraft unserer katholischen Ideale besinnen.

Jede Partei und Konfession arbeitet mit Hochdruck daran, ihre Ideale, und seien sie selbst dem krassesten Atheismus entnommen, zur Geltung zu bringen und zwar auf allen Gebieten. Sehen wir nur die Sozialdemokraten, Freimaurer, Freidenker, Monisten, Nationalliberalen, „Evange-

lischen Bund" u. dergl. an der Arbeit! Kein Gebiet, kein Fach, keinen Verein, der in ihren Händen ist, schließen sie von ihrer propagandistischen Tätigkeit aus. Nur wir Katholiken sind so gutmütig, den anderen zuliebe auf die Werbekraft unserer Ideale zu verzichten, und geraten dabei immer in das Hintertreffen. Das wissen auch unsere Gegner, darum ihr Wutgeschrei über „konfessionelle Absonderung", wenn die Katholiken sich zu einem Verein zusammenschließen, um dort auch die katholischen Ideale zur Entfaltung zu bringen. Aber diese Gegnerschaft darf uns nicht schrecken. Im Gegenteil, sie muß uns zeigen, daß wir auf dem richtigen Wege sind. Wir wollen mit den Andersgläubigen in Frieden leben, sie nicht stören. Begeifern uns aber andere, wenn wir uns zu konfessionellen Verbänden zusammenschließen, wenn wir unsere Ideale nicht angetastet wissen sondern sie unter unseren Glaubensgenossen zur Anerkennung und Blüte bringen wollen, gut, dann müssen wir es ertragen wie so manches andere und dieses Los mit unsern großen Glaubens-Vorfahren teilen. Aber vor den momentanen Schwierigkeiten die Fahnen zu senken und mit oft nur scheinbaren Augenblickserfolgen sich zufrieden zu geben, entspricht nicht der Würde katholischer Ideale.

LXVIII.

Ein Jahrhundert preußischer Städteordnung.

Am 19. November d. Js. sind seit Erlaß der preußischen Städteordnung 100 Jahre verflossen. Sie verdankt ihre Entstehung einer trüben Zeit, in welcher Preußen durch Napoleons I. siegreiche Scharen an den Rand des Verderbens geraten war. Lux de oriente! Diesmal ging die Reform des Staatswesens vom äußersten Osten des Reiches aus, und was jene schwere Zeit geboren, hat sich im Laufe eines Jahrhunderts trefflich bewährt. So konnte denn auch die alte Ordens- und Krönungsstadt am Pregel, Königsberg, voll Stolz ihre Tore öffnen, um in den ersten Oktobertagen d. Js. den 6. preußischen Städtetag aufzunehmen, der in Verbindung mit seiner Tagung auch die Jubelfeier und die Enthüllung einer Büste des Freiherrn vom Stein, des Vaters der Städteordnung, in der restaurierten Diele des Kneiphöfischen Rathauses beging.

Aus Anlaß der Jahrhundertfeier der Städteordnung war eine reich ausgestattete Festnummer erschienen, in welcher sowohl der Reichskanzler als auch die übrigen preußischen Minister ihrer Meinung über den Wert der Selbstverwaltung Ausdruck gegeben hatten. Es würde zu weit führen, die zum teil sehr ausführlichen Kundgebungen anzuführen, und es dürfte das Urteil des Reichskanzlers allein genügen. Fürst Bülow schreibt:

„Die Städteordnung war das letzte Gesetz, das unter dem Namen des Freiherrn vom Stein im Herbste des Jahres 1808 vor seiner Entlassung ergangen ist. Die Königsberger Bürgerschaft hatte dem Werke vorgearbeitet. Der Königsberger Polizeidirektor Frey war Steins wertvollster Mitarbeiter. In Königsberg hat Friedrich Wilhelm III. das Gesetz vollzogen. In Königsberg und Elbing ist die neue Ordnung zuerst erprobt und bewährt worden. So ziemt es sich wohl, daß die Vertreter der Städte Preußens jetzt nach hundert Jahren auf Königsberger

Boden die Erinnerung an jene Tat feiern, welche den Grund zu der neuen Blüte städtischen Wesens legte und aus trüber Zeit als Zeugnis festen Bürgersinns und staatsmännischer Weisheit in eine hellere Gegenwart herüberleuchtet."

Als Preußen in der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt in den ersten Oktobertagen 1806 zusammengebrochen war, erkannte der Reichsfreiherr vom Stein, daß eine Wiedergeburt des Staates nur durch die Entfaltung aller schlummernden und gebundenen Kräfte des Volkes herbeigeführt werden könne. Das Regierungssystem war einer allmählichen Erstarrung anheimgefallen, das Volk von der Verwaltung ausgeschlossen und durch eine maßlose Bureaukratie bevormundet worden. Durfte es da wundernehmen, daß das vaterländische Unglück so groß und allgemein wurde?

Das erkannte Freiherr vom Stein sehr bald, indem er in seinem sogenannten Testamente schrieb: „Wenn dem Volke alle Teilnahme an den Operationen des Staates entzogen wird, wenn man ihm sogar die Verwaltung seiner Kommunalangelegenheiten nimmt, kommt es bald dahin, die Regierung teils gleichgiltig, teils in einzelnen Fällen in Opposition mit sich zu betrachten. Daher der Widerstreit oder Mangel an gutem Willen zur Aufopferung für die Existenz des Staates."

War doch Stein ein zu guter Kenner der deutschen Geschichte und ein zu scharfer Beobachter aller öffentlichen Vorgänge, als daß ihm die Ursachen der Katastrophe entgangen sein sollten. Was war denn noch von der Selbstbestimmung der Städte aus dem Mittelalter übrig geblieben? Kaum viel mehr als der Name. Wie die Bauern unter der Herrschaft des Adels standen, so seufzten die Städte unter einem fest organisierten Beamtentum, und die Bürger waren von der Teilnahme der Selbstverwaltung vollständig ausgeschlossen.

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen drängte sogar den einzelnen Städten eine Verfassung auf, über deren Befolgung staatliche Beamte wachten, die vielfach invalide Feldwebel und Unteroffiziere waren. Der Rat der einzelnen

Städte verlor mehr und mehr seine ursprüngliche Bedeutung, und nun galt es, alle diese staatliche Bevormundung zu beseitigen und Männer mit klarem Blick und voll Energie an die Spitze der Verwaltung zu stellen. Darum bestimmte die Städteordnung, daß die Städte über ihr Vermögen, über die Einrichtung der Ortspolizei, die öffentlichen Schulen, das Armen- und Krankenwesen und andere Bedürfnisse selbst bestimmen sollten.

Trefflich kennzeichnet Pertz den Geist der Städteordnung, wenn er sagt, daß sie den Städten die Verwaltung des städtischen Vermögens und aller städtischen Angelegenheiten, die Wahl der Magistrate aus der Mitte der Bürgerschaft und deren Teilnahme an der Verwaltung durch gewählte Vertreter gab. Damit erweckte es Liebe zur Gemeinde, Teilnahme an den Gemeindeangelegenheiten, ein erhöhtes Gefühl von Selbständigkeit und Ehre und das Streben nach Einsicht in die eigenen und die beste Vorbereitung für demnächstige Teilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten. Die Städteordnung ist ein Vorbild, wonach man später auch in anderen Städten zu den freieren Formen der Vorzeit in der Einrichtung der Stadtverwaltungen zurückzukehren versuchte.

Zwar hat es nicht an Versuchen gefehlt, die erste Städteordnung durch andere Bestimmungen zu ersetzen, in denen dem Staate wieder größere Machtbefugnisse auf die Selbstverwaltung der Städte eingeräumt würden; allein die revidierte Städteordnung vom 17. März 1831 gelangte nur in ein paar Städten der alten Provinzen zur Einführung. Erst der 30. März 1853 brachte den 6 östlichen Provinzen die Städteordnung, welche noch heute in Kraft ist. In ihr steckt der Geist des Freiherrn vom Stein, welcher ihr die zähe Kraft gegeben hat.

Stein erblickte in den Grundbesitzern die berufensten Vertreter zur städtischen Selbstverwaltung; darum bestimmte auch § 85 der Städteordnung, daß von den Stadtverordneten wenigstens zwei Drittel mit Häusern in der Stadt an-

gesessen sein müssen. Da sich die sozialen Verhältnisse aber im Laufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr veränderten, so wurde die Bestimmung, daß zwei Drittel der Stadtverordneten Grundbesitzer sein müssen, dahin geändert daß es nur die Hälfte sein dürfen. Diese Bestimmung besteht noch heute; doch fehlt es nicht an Versuchen, dieses Hausbesitzerprivileg ganz zu beseitigen. In vielen Städten wohnen 90 und mehr Prozente aller Einwohner zu Miete, und bereits im Jahre 1828 hatte der preußische Staatsrat in seinem Gutachten über das Hausbesitzervorrecht in der Städteordnung erklärt, daß das Grundeigentum, namentlich in den großen Städten, keine größere Garantie für die Einsicht und Zuverlässigkeit der gewählten Stadtverordneten gewähre. Wann aber eine Änderung dieses Zustandes eintreten wird, ist nicht vorauszusehen.

Viel erörtert wird auch das Wahlrecht. Das Dreiklassenwahlrecht hat wohl nicht gerade viele Anhänger; aber auch die Einführung des gleichen und geheimen Reichstagswahlrechtes würde für diejenigen Bürgerkreise bezüglich der Selbstverwaltung Nachteile bringen, auf denen sie bisher beruhte. Jedes Wahlsystem enthält Licht- und Schattenseiten, und ein Wahlrecht für große und kleine Städte kann nie Anspruch auf Vollkommenheit machen.

Wann die Zulassung der Frauen zum städtischen Stimmrechte erfolgen werde, ist ebenso ungewiß. Bisher ist ihnen diese Berechtigung bis in die höchste Instanz, das Oberverwaltungsgericht, versagt worden.

Es gibt auch noch andere Punkte, die zweifellos einer zeitgemäßen Änderung bedürfen; aber der Kern der Städteordnung ist gesund und darf nicht angetastet werden. Kein geringerer als der Kaiser selbst hat in seiner Antwortdepesche an den Städtetag in Königsberg die Bedeutung der Städteordnung anerkannt, indem er u. a. erklärt hat: „Die gewaltigen Erfolge der Selbstverwaltung im verflossenen Jahrhundert beweisen, daß die preußische Bürgerschaft dieser Aufgabe (der Selbstverwaltung) gewachsen, dieses Vertrauens

würdig war. Getragen durch die Königsliebe hat die Arbeit der Selbstverwaltung, namentlich auch diejenige der Bürger in ihrem Amte, auf dem Gebiete der Schule, des Verkehrswesens, der Armen- und Krankenfürsorge und der Gesundheitspflege vielfach Mustergiltiges geschaffen."

LXIX.

Kürzere Besprechungen.

1. Descendenzlehre und christliche Weltanschauung. Es ist in vielen Kreisen eine Art Glaubensartikel geworden, daß modernes Naturerkennen Gottesglaube und Christentum unmöglich mache. Besonders wird das von der Descendenztheorie behauptet. Die Lehre von der lückenlosen Entwicklung der höheren Organismen aus den niederen bilde den Schlußstein und Beweis einer monistischen Weltanschauung und entziehe allen dualistischen Vorstellungen von Gott und Welt und Schöpfung endgiltig den Boden. Wie es in Wirklichkeit mit diesen angeblichen Konsequenzen der Descendenztheorie stehe, das zu erörtern ist ebenso notwendig als dankbar. Für die dabei auftauchenden Fragen und Schwierigkeiten bietet sich als ein philosophisch wie naturwissenschaftlich gleich beachtenswerter Führer an das nunmehr in dritter Auflage vorliegende Werk des bekannten Jesuitenpaters Erich Wasmann: Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie.[1]) Das Buch Wasmanns ist den Lesern aus unseren früheren Besprechungen und wohl aus eigener Lektüre bekannt. Wir können uns also darauf beschränken, die Neuerungen dieser dritten Auflage kurz zu charakterisieren. Neu hat der Verfasser hinzugefügt das Kapitel über Entwicklungsphysiologie und den Abschnitt über die Geschichte der Sklaverei bei den Ameisen. Außerdem sind die beiden Hauptteile des Buches,

---

1) Mit 54 Abbildungen im Text und 7 Tafeln in Farbendruck und Autotypie. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1906. XXI u. 509 S. Preis 8 Mk., gebd. 9 Mk. 20 Pf.

Zellenlehre und Entwicklungstheorie, jetzt harmonisch verbunden. Dabei beabsichtigt Wasmann nicht etwa ein Lehrbuch der Descendenztheorie zu bieten. Er will nur einerseits einige orientierende Gedanken über den Begriff der Entwicklungstheorie, über ihre philosophischen und naturwissenschaftlichen Grundlagen, über ihre Grenzen und ihre Ursachen darlegen und anderseits an einer Reihe von neuen Belegen aus seinem biologischen Spezialgebiete (d. i. der Ameisenforschung) zeigen, daß die Entwicklungstheorie wirklich den Vorzug vor der Konstanztheorie verdiene. Die Entwicklungstheorie hält Wasmann mit Recht für eine nur wahrscheinliche Hypothese, und zwar nimmt er aus den Tatsachen folgernd eine polyphyletische, keine monophyletische Entwicklung an. Was die Anwendung der Descendenztheorie auf den Menschen betrifft — die philosophisch wichtigste Seite des Entwicklungsproblems —, so ist Wasmanns vorsichtiger und besonnener Standpunkt hier bekannt. Er erklärt die g e i s t i g e Entwicklung des Menschen aus dem Tierreich für unannehmbar, die l e i b l i c h e Abstammung des Menschen von tierischen Vorfahren für eine vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus unbewiesene Annahme. Daß auch diese neue Auflage von W a s m a n n s viel berufenem Buche mit ihren Zusätzen und Neuerungen und polemischen Auseinandersetzungen und Nachträgen eine wertvolle Bereicherung der naturwissenschaftlichen wie naturphilosophischen Literatur bildet, braucht nicht weiter betont zu werden bei der Gründlichkeit Wasmanns, der, ein im besten Sinne des Wortes moderner Forscher, mit naturwissenschaftlicher Sachkenntnis philosophische Besonnenheit verbindet. Wir empfehlen das Werk Wasmanns, das eigentlich ein neues Buch geworden ist, allen, welche sich für Fragen der Naturphilosphie interessieren, aufs angelegentlichste zum Studium.

Würzburg. S t ö l z l e.

2. F e s t g a b e, A l o i s K n ö p f l e r z u r V o l l e n d u n g d e s 60. L e b e n s j a h r e s gewidmet von A. B i g l m a i r, S. E u r i n g e r u. A. (Veröffentl. a. d. kirchenhist. Sem. München III. Reihe Nr. 1.) München 1907 Lentner, 348 S.

Mit pietätvollem Sinne hat eine Anzahl von Gelehrten, die einstens im kirchenhistorischen Seminar zu München von dessen verdienstvollem Leiter, dem k. Universitätsprofessor Dr. A.

Knöpfler, mannigfache geistige Anregungen empfingen, sich vereint, um ihrem geliebten Lehrer zu seinem 60. Geburtstage eine literarische Festgabe zu widmen. Sie bietet eine Reihe gehaltvoller Aufsätze, größtenteils kirchenhistorischen, teilweise aber auch exegetischen und selbst kunstgeschichtlichen Inhaltes. Ohne zu den dort berührten Fragen im einzelnen hier Stellung nehmen zu wollen, beschränke ich mich darauf, die wesentlichsten Ergebnisse dieser Forschungen hervorzuheben. Von den kirchengeschichtlichen Aufsätzen gehören mehrere dem Gebiete der bayerischen Kirchengeschichte an: so behandelt A. Biglmair die Anfänge des Christentums in Bayern, welche zum teil noch in die römische Periode seiner Geschichte und weiterhin in die ersten Zeiten nach Begründung des bajoarischen Staates unter der Herrschaft der Agilolfinger fallen. B. spricht sich bei dieser Gelegenheit für die Geschichtlichkeit des Martyriums der hl. Afra und des hl. Florian aus. Daß im Herrscherhause der Agilolfinger das Christentum so frühzeitig Eingang gefunden hat, wird durch die ehelichen Verbindungen mit dem fränkischen Hofe hinreichend erklärt. Auch die Wirksamkeit der aus dem fränkischen Reiche stammenden Glaubensboten Rupertus, Haimhramm und Korbinian erfährt eine kurze Würdigung. Besonders aber wird die päpstliche Instruktion vom Jahre 716, die allerdings nicht zur Ausführung gelangte, eingehend erörtert. — In die Periode der Anfänge des Christentums in Bayern führt uns auch A. Seider, der den Nachweis versucht, daß die nach einem anonymen Berichte über eine Translation der Reliquien des hl. Valentin zu Passau 1120 aufgefundene Bleitafel, welche Notizen über das Leben und Wirken des Bischofs enthielt, nur eine kecke Erfindung eben dieses Anonymus ist.

Recht ansprechend ist ferner die von M. Weiß entworfene Schilderung der leider nur allzu kurzen Wirksamkeit des seligen Albert d. Gr. auf dem Bischofsstuhl zu Regensburg; bemerkenswert sind dabei die sehr ungünstigen Äußerungen dieses Gelehrten über die Prälaten seiner Zeit. P. Rupert Jud beschäftigt sich in gründlicher Weise mit der Stellung eines der hervorragendsten Kirchenfürsten der karolingischen Zeit, des Erzbischofs Agobard von Lyon, zu den theologischen Fragen seines Jahrhunderts. Überall tritt uns Agobard als ein weitblickender, über die

Bildung seiner Zeitgenossen hinausragender Mann entgegen, der es sich namentlich angelegen sein ließ, den rohen Aberglauben des Volkes energisch zu bekämpfen. In die altchristliche Zeit führt uns F. Wieland mit einer sehr ansprechenden Studie über die „Wiedergeburt in der Mithrasmystagogie und in der christlichen Taufe". Gegenüber den neuerdings hervorgetretenen Versuchen, eine Herausbildung des christlichen Kultus aus den antiken Mysterien nachweisen zu wollen, wird hier die fundamentale Verschiedenheit der dem Mithrasdienste zu Grunde liegenden Ideen von den an die christliche Taufe sich knüpfenden Vorstellungen in schlagender Weise dargetan. Eine gründliche Studie veröffentlicht A. Königer über den Ursprung des Ablasses. J. Schnitzer greift wieder in dankenswerter Weise auf seine Savonarolastudien zurück, indem er den Nachweis erbringt, daß Michael Lindener, ein angeblicher Übersetzer von Predigten Savonarolas, nur ein plumper Fälscher war, der im Dienste der Lehren Luthers arbeitete. Die eingehenden Untersuchungen über Beichtbücher aus dem ausgehenden Mittelalter von J. Greving und F. X. Thalhofer zeigen uns, welch großen Wert man in jener Zeit einem sorgfältigen Unterricht über die Beichte beilegte.

Von den exegetischen Aufsätzen beschäftigen sich zwei mit dem biblischen Schöpfungsbericht: S. Euringer sucht das noch immer ungelöste Problem eines Ausgleichs desselben mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft unter Anwendung neuerer kritischer Grundsätze weiterzuführen, während K. Holzhey die Beziehungen zwischen Genesis Kap. I und der antiken Philosophie aufzuhellen bemüht ist. Von der ganzen Festschrift gewinnen wir den erfreulichen Eindruck, daß die historisch-kritische Methode auf allen Gebieten der theologischen Wissenschaft in siegreicher Weise vordringt.

Dr. A. Linsenmayer.

3. P. M. Baumgarten, Aus Kanzlei und Kammer. Erörterungen zur kurialen Hof- und Verwaltungsgeschichte im 13., 14. und 15. Jahrhundert. Bullatores — Taxatores domorum — Cursores. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung 1907. 412 S.

Eine Fülle von Stoff, die in diesem Werke geboten wird! In eingehendster Weise erörtert der Verfasser eine Reihe von

Fragen, von denen vielleicht manche im ersten Augenblick nur von untergeordneter Bedeutung scheinen, die aber doch für ein richtiges Verstehen des mittelalterlichen, im besonderen des kurialen Kanzleibetriebes von größter Wichtigkeit sind. Wie viele Urkunden hat man doch schon in Händen gehabt, ohne sich auch nur im entferntesten darüber klar zu werden oder doch wenigstens ohne sich ein anschauliches Bild davon gemacht zu haben, wie diese Urkunden meistens zustande kamen. Wir sind daher dem Verfasser zu großem Danke verpflichtet, daß er uns auf Grund reicher Quellen bekannt macht mit den kurialen Siegelbeamten des 14. und 15. Jahrhunderts, mit der familia bullatorum, mit der Ernennung und Vereidigung derselben, mit ihrer Entlohnung (S. 257 ff.), mit den Werkzeugen, mit denen das Siegelamt ausgestattet war, mit dem Vorgang der Besiegelung selbst und noch mit so vielem anderen, was mit diesen Fragen zusammenhängt. Freilich oft auch nur lose zusammenhängt! So die Erörterungen über das Wohnungswesen an der Kurie, über die cursores und ihre Tätigkeit. Der weit gegriffene Titel des Buches deckt ja allerdings auch diese Erörterungen. Ob freilich solch weit gezogene Umrißlinien eines Werkes gerechtfertigt sind, darüber kann man trotz der Ausführungen Baumgartens im Vorwort (S. X) anderer Meinung als er sein; dies zu begründen ist hier nicht der Ort. — Auch dagegen könnte man Bedenken erheben, daß der Verfasser in sehr ausgedehntem Maße Urkunden in den Text mit einbezieht; es ist ja richtig, daß hiedurch „die Unmittelbarkeit des Eindrucks“ für den Leser erhöht wird. Aber andererseits wird doch der Text so stark belastet, daß die äußerst lebensvolle Darstellung, mit der Baumgarten auch dürren Stoff zu durchdringen weiß, nicht recht zum Durchbruch kommt. Hätte man nicht die Anmerkungen in ausgiebigerem Maße für derlei Quellen heranziehen oder auch manche derselben in den sehr beachtenswerten „Urkundenanhang“ verweisen können? Auf Grund äußerst sorgfältig durchgeführter Detailstudien gelangt Baumgarten zu Beobachtungen, die von allgemeinem Interesse; so beispielsweise, wenn er die hohen Barauslagen berechnet, welche die notwendigsten Bedürfnisse des Siegelamtes verursachten, und dadurch einem gerechteren, nüchterneren Urteil über das kuriale

Gebührenwesen die Wege bahnt (S. 117). Der Inhalt mancher veröffentlichten Urkunde wird von großem Interesse sein nicht allein für den Diplomatiker, sondern auch für den politischen Geschichtschreiber und nicht zuletzt für den Kulturhistoriker; erleichtert wird die Benützung des Werkes durch ein umfangreiches Personenregister sowie durch Verzeichnisse der erwähnten Päpste, Kardinäle und kurialen Beamten. Ganz besonders ist das Werk zu begrüßen als ein bedeutungsvoller Schritt zur Erreichung eines Zieles, dem unsere heutige Geschichtswissenschaft zustrebt: zur Kenntnis der mittelalterlichen kurialen Verwaltungsorganisation selbst.

Buchner.

4. R. G. Bindschedler, Kirchliches Asylrecht (Immunitas ecclesiarum localis) und Freistätten in der Schweiz. (Kirchenrechtliche Abhandlungen, herausgegeben von U. Stutz 32/33. H.) Enke, Stuttgart 1906. VIII, 406 S. 15,60 M.

Noch jetzt hält die katholische Kirche an dem in praxi meist antiquierten Asylrecht grundsätzlich fest. Pius IX. bedroht in der Konstitution „Apostolicae Sedis“ vom 12. Oktober 1869 die Verletzung dieses Rechtes mit der dem Papste einfach reservierten excommunicatio latae sententiae, und das hl. Offizium sagt noch neuerdings in seiner Entscheidung vom 22. Dez. 1880, daß das Asylrecht quoad substantiam für alle Länder Gültigkeit habe. In vorliegender Abhandlung gibt nun ein Züricher Jurist eine Darstellung von der Entwicklung des kirchlichen Asylrechts und der weltlichen Freistätten in der Schweiz, indem er zugleich an der Hand reicher Archivalien ein Bild entrollt von den zahlreichen Asylrechtskonflikten und den damit verknüpften Bestrebungen, das Asylrecht mehr und mehr einzuschränken.

Ausgehend von den Grundlagen und der ältesten Geschichte des kirchlichen Asyls im römischen Reiche — nicht aus der Interzession habe es sich entwickelt, sondern es knüpfe an das Asylrecht der heidnischen Tempel und Statuen der römischen Kaiser an — und zur Zeit der leges barbarorum, sowie der fränkischen Kapitulariengesetzgebung gibt Verfasser zunächst einen Überblick über die Doktrin des kirchlichen Asylrechts bis zur Konstitution Gregors XIV. „Cum alias“ von 1591. Das ius asyli, ein

Teil der immunitas ecclesiarum localis, ist das den Kirchen und anderen sakralen Stätten zukommende Recht, daß diejenigen, die sich an diese Stätten flüchten, nicht gewaltsam weggenommen, noch mit Todes- oder Leibesstrafen belegt werden dürfen, sofern sie nicht ein von der Kirche ausdrücklich als asylunwürdiges Delikt begangen haben (c. 6 X. III. 49). Doch können die kirchlichen Oberen auch einen asylfähigen Verbrecher dem Richter gegen das Versprechen ausliefern, ihn nicht an Leib und Leben zu strafen. Das ius asyli steht zu: Kirchen mit zugehörigen Bauten und Räumen nebst einem Umkreis von 30 bezw. 40 Schritt (passus ecclesiastici), Kirchhöfen, Klöstern, dem Bischofshause und anderen loca religiosa. Asylunfähig (casus excepti) sind öffentlicher Raub, nächtliche Flurenverwüstung, Mord, Totschlag oder Verstümmelung an geweihtem Ort, Ketzerei. Der Asylant darf weder gewaltsam weggenommen, noch bewacht, noch durch Vorenthaltung der Nahrung zum Verlassen des Asyls veranlaßt werden. Verletzung des Asyls ist mit der großen Exkommunikation ferendae sententiae zu bestrafen. In diesem von Gregor vorgezeichneten Umfange war aber das Asylrecht nirgends anerkannt. Wenn man es auch grundsätzlich nie bestritt, so kamen doch dauernd Verletzungen des Asylrechts vor, gegen welche man sich durch kaiserliche Privilegien mit hoher weltlicher Strafsanktion zu schützen suchte. So treten dann zumal die Klöster als kaiserliche Freiungen auf, deren Recht sich nach dem der weltlichen Asyle und Freistätten richtete. Dieses aber kennt weit mehr asylunfähige Delikte („Malefiz"), während für asylwürdig nur die „ehrlichen Sachen", wie Totschlag, Wundtaten usw. galten. Mit dem Aufblühen der Städte mehrt sich der Widerstand gegen das Asylrecht, welches der Rechtspflege in die Arme fiel, sei es, daß man es gar nicht anerkennen wollte, oder daß man die Missetäter eigenmächtig aus den Asylen holte. Auch suchte man bei Papst und Kaiser um Beschränkung des Asylrechtes nach. Nach dieser allgemeinen Darstellung behandelt Verfasser sodann im einzelnen das Asylrecht der Kirchhöfe, Pfarrhäuser, Klöster, Stiftshöfe, Propsteien, Chorherrnwohnungen und der Häuser der Ritterorden.

An diesen ersten Teil schließt sich eine Darstellung des weltlichen Asylrechtes und der rein weltlichen Freiungen an,

Das weltliche Asylrecht zeigt sich als Ausfluß des Haus-, Stadt-, Gerichts-, Marktfriedens usw. Der altgermanische Hausfrieden bot dem Missetäter in eigenem wie fremdem Hause Schutz gegen Verfolgung, ja selbst gegenüber dem Richter, jedoch nur bis zur Verurteilung und während einer Frist von sechs Wochen und drei Tagen, der Frist von drei Gerichtstagen, die man dem säumigen Angeklagten gewährte, bevor er verfestet oder eventuell geächtet wurde. Nach dem Schwinden der Privatfehde und Blutrache tritt immer mehr das Streben hervor, eine Reihe von Delikten auszunehmen. Neben dem Hausfrieden begegnet uns ferner das Asylrecht als Ausfluß des Stadtfriedens als eines übertragenen Burgfriedens, ferner des Gerichts-, Markt-, Kirchweihfriedens, der also örtlich und zeitlich begrenzt ist. Gefreit sind sodann Mühlen, Schmieden, Badestuben, Fleischbänke, Bergwerke, Kaufhäuser, Wirtshäuser, Fähren usw. Vor allem wichtig aber ist das Asylrecht der Ding- oder Frohnhöfe. Eine hohe Berühmtheit hatten in der Schweiz die Freihöfe erlangt, von denen die von Aarau, Thun, Liestal weithin bekannt waren. Einzelne dieser weltlichen Freistätten standen noch bis Ende des 18. Jahrhunderts in Gebrauch. Ja, im 17. Jahrhundert begegnet uns sogar noch ein kaiserliches Asylrechtsprivileg, das wohl als eines der spätest erteilten der Herrschaft Haldenstein gewährt wurde.

Im dritten Teile folgt sodann die Geschichte des kirchlichen Asylrechts in den protestantischen Orten der Schweiz. Trotz der Reformation, die den Weihecharakter leugnete, erhielt sich das Asylrecht einer Reihe von Klöstern, Ordenshäusern, Propsteien und sonstigen kirchlichen Anstalten, während das Asylrecht der Kirchen verschwand. Nur langsam konnten auch diese Freiungen ebenso wie die rein weltlichen Freistätten gegenüber der erstarkenden Staatsgewalt in Abgang kommen, da sie zu tief im Rechtsbewußtsein des Volkes wurzelten, welches mit allen Kräften an den alten Freistätten festzuhalten suchte. Was das kirchliche Asylrecht in den katholischen Orten anlangt, so trat es in ein Stadium neuer Entwicklung erst durch die schon erwähnte Konstitution Gregors XIV. Bis dahin duldeten zwar die Staaten die Asylfreiheiten, beanspruchten aber nach wie vor das

Recht, die Delinquenten, wenn sie sie für asylunfähig hielten, eigenmächtig aus der Asylstätte zu nehmen. Andrerseits hielten die kirchlichen Freistätten an ihren alten Rechten fest, ja suchten sie teilweise, wie Stift Einsiedeln noch zu steigern. Die erwähnte Konstitution kam nun den allseitigen Wünschen entgegen. Unter Aufhebung aller entgegenstehenden Indulte, Privilegien und Erlasse bestimmt sie folgendes: Das Asylrecht steht zu den Kirchen, Klöstern, Kirchhöfen und übrigen geistlichen Stätten. Asylunfähig sind Straßenraub, Flurenverwüstung, Verstümmelung oder Tötung an hl. Stätte, verräterischer Mord, Meuchelmord, Ketzerei und Majestätsverbrechen. Laien, die ein derartiges Verbrechen begangen und sich an eine Asylstätte geflüchtet haben, sind auf Verlangen der Regierung aber nur kraft bischöflicher Ermächtigung auszuliefern. Der Bischof oder dessen Offizial hat zunächst durch den processus informationis darüber zu erkennen, ob ein asylunwürdiges Verbrechen vorliegt. Verletzung des Asyls zieht die excommunicatio latae sententiae nach sich. Die Frage der Rezeption dieser Bestimmungen in der katholischen Schweiz beantwortet Verfasser dahin, daß die Gregoriana in ihrem vollen Umfang nur allmähliche Anerkennung fand, und ihre Rezeption erst um die Wende des 17. Jahrhunderts vollendet ward. Gerade der bischöfliche Informationsprozeß war lange Zeit der Stein des Anstoßes und erst zu jener Zeit wurde er aus „superabundantem Respekt" vor der Kirche zugelassen.

Die vielen Klagen über Übelstände des Asylrechts für das Rechtsleben und das Begehren der katholischen Staaten um weitere Beschränkung veranlaßten die päpstliche Gesetzgebung unser Institut weiter zu modifizieren, so durch die Konstitutionen Benedikts XIII. 1725, Klemens' XII. 1735 und Benedikts XIV. 1750 und 1752, die zwar immer mehr Verbrechen von der Asylfreiheit ausschlossen, den bischöflichen Informativprozeß aber festhielten. Letzteres bot schließlich keine Schwierigkeit mehr, da die katholischen Orte der Schweiz inzwischen den Gregorianischen Prozeß anerkannt hatten. Etwaigen Konflikten suchten die Nuntien dadurch vorzubeugen, daß sie es nicht erst zur Durchführung des Prozesses kommen ließen, sondern den Asylflüchtigen aufforderten, vorher sein Heil in der Flucht zu suchen.

Größere Bedeutung hatten die Asylrechtskonflikte seit dem zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts in den gemeinen Herrschaften, wo, außer der italienischen, die Bevölkerung paritätisch war. Die Häupter der evangelischen Schweiz, Bern und Zürich, traten entschieden gegen das kirchliche Asylrecht als den landesherrlichen Rechten widersprechend auf. Namentlich seit 1752 entbrannte der Kampf am schärfsten; die katholischen Staaten lehnten ein eigenmächtiges Vorgehen als gegen ihre religiösen Grundsätze verstoßend ab und wollten nur unter Einwilligung der Kurie das Asylrecht einschränken, anderseits konnten hiezu wiederum die evangelischen Staaten nach ihrer Auffassung nicht die Hand bieten. So kommt es zu dreißigjährigen Tagsatzungsverhandlungen zwischen den die gemeinen Vogteien regierenden Orten einerseits und den katholischen Orten und dem Nuntius anderseits. Rom erklärte sich schließlich bereit, ein 1757 für die österreichische Lombardei gewährtes Indult auch für die gemeinen Vogteien in Kraft zu setzen, welches bedeutende Einschränkungen des Asylrechtes bot, aber, und zwar vom kirchlichen Standpunkte aus mit Recht, den bischöflichen Informativprozeß festhielt. Und gerade hiegegen lehnten sich die evangelischen Stände auf, ferner gegen die Form der Vereinbarung als eines päpstlichen Privilegs, welches ihren landesherrlichen Rechten widerspreche. Besonders an der Haltung Berns scheiterten die übrigen Verhandlungen, die sich bis 1785 hinzogen. So bestand denn das kirchliche Asylrecht sowohl in den katholischen Immediatlanden wie in den gemeinsamen Herrschaften in altem Umfange fort und es fehlt nicht an Beispielen von Inanspruchnahme der Asylfreiheit. Erst die mit dem Jahre 1798 beginnende Helvetik machte dieser wie den etwa noch geltenden weltlichen Freistätten ein Ende. Seit dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts hat das kirchliche Asylrecht auch in den anderen europäischen Staaten so ziemlich jede praktische Bedeutung verloren.

Mit einem ausführlichen Personen- und Ortsregister schließt die gediegene Arbeit, aus der neben der kirchlichen sowohl die weltliche deutsche und schweizerische Rechtsgeschichte wie auch die Wissenschaft der Rechtsaltertümer manchen Gewinn ziehen wird.

Ebers.

LXX.

Vom Einen Notwendigen.

Man ist auf katholischer Seite mit der Zeit sehr empfindlich geworden gegen den Vorwurf der Kulturfeindlichkeit. Man hat sich nicht damit begnügt, zu zeigen, daß dieser Vorwurf vor allem jeder Geschichtskenntnis Hohn spricht, dann auch aus den Grundprinzipien des Katholizismus nicht zu erweisen ist; man ist auch gewissermaßen von der Defensive zur Offensive übergegangen und hat den Katholizismus trotz hoch- und höchststehender Kulturen in heidnischen und protestantischen Ländern als Prinzip des Kulturfortschritts ausgegeben. So berechtigt nun die Abwehr jener meist aus protestantischer Auffassung des Katholizismus hervorgegangenen Angriffe war, und so wenig auch das Programmwort vom „Katholizismus als Prinzip des Fortschritts" irgend eines rechten Sinnes entbehrt — es ist doch kein Zweifel, daß der apologetische Eifer in solchen Debatten nicht selten über das rechte Maß hinausgeführt hat. Ja, es will mich sogar bedünken, als ob es sich dabei nicht um gelegentliche Entgleisungen einzelner gehandelt hätte. Vielmehr gewinnt es den Anschein, daß dies nur einzelne Anzeichen einer tieferen Bewegung im Innersten des Katholizismus seien, einer Bewegung, die nahe daran ist, seine Stellung zur Welt und zu den Dingen dieser Welt in merkwürdiger Weise zu verschieben.

Damit beginnt im Katholizismus derselbe Prozeß, der sich im Protestantismus bereits in einer Weise vollzogen hat, die für seine religiösen Werte verhängnisvoll geworden ist. Es ist gesagt worden, daß die neuzeitliche Kultur wesentlich protestantisch sei. Nichts ist falscher als das. Vielmehr ist der Protestantismus die Beute der modernen Kultur geworden. Er hat immer und immer wieder mit ihr gebuhlt, bis er, entnervt, ihr auch von seinem Besten, von seiner überweltlichen religiösen Kraft, das meiste geopfert hatte. Dieser Gefahr einer zu großen Annäherung an die Welt, einer zu reserveloſen Hingabe an ihre Interessen, scheint mir nunmehr auch der Katholizismus nahe gerückt zu sein.

Es gibt wohl keine Grundlehre des Christentums, die durch die Väterzeit und das ganze Mittelalter hindurch mit so sicherer prinzipieller Überzeugung festgehalten wurde, wie das evangelische Lebensaxiom: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit!" Das Eine Notwendige war der alles entscheidende Mittelpunkt der Lebensbewertung. Ich sage nicht: des Lebens. Denn dieses sah unzählige Treulosigkeiten gegenüber der religiösen Herrin des Lebens. Aber ins Bewußtsein der damaligen Menschen war die Überzeugung, daß nur das Übernatürliche, Jenseitige, Göttliche und alles, was dazu führt, eine absolute Wertschätzung beanspruchen kann, zu tiefst eingeschrieben. Alles andere war entweder ohne höhere Bedeutung oder noch öfter in ausgesprochener Gegnerschaft zu dem wahren Lebensprinzip. Der biblische Gegensatz von der *βασιλεία τοῦ θεοῦ* und dem *κόσμος* zieht sich, wenn auch in modifizierter Form, durch das ganze Mittelalter. Läßt man sich tiefer mit der Welt ein, so steht zu befürchten, daß sie mit ihren zahllosen Reizen und Ränken die Seele von Gott und vom rechten Verhältnis zu ihm abziehe. Auch die christliche Mystik nimmt dabei keine Ausnahmestellung ein. Ihr Streben nach einem fast restlosen Aufgehen in Gott hat ja gar nichts zu tun mit modern-monistischen Anschauungen, und gegen ein Auf-

gehen ihrer Persönlichkeit in der Welt hätte sie sich doch mit jeder Faser ihres Wesens gesträubt. Auch so große und liebenswürdige Gestalten von Heiligen wie Franz von Assisi können über die geschilderte Grundstimmung des Mittelalters nicht wegtäuschen. Im Gegenteil, kann sie markanter zum Ausdruck gebracht werden als durch freiwilligen Verzicht auf alle Güter dieses Lebens?

Zweifelhaft kann es nun nicht sein, daß die Stellung der Kirche zu diesem Zentralpunkt der christlichen Lebensanschauung auch in der Neuzeit keine prinzipiell andere geworden ist. Allerdings ist die pessimistisch-dualistische Grundstimmung des Mittelalters erheblich gemildert worden. Von der unvergleichlich höheren Wertschätzung der übernatürlichen Lebens- und Heilsordnung gegenüber dem Auf- und Abschwung der irdischen Dinge hat jedoch die Kirche nie etwas preisgegeben. Trotzdem hat sich in nicht engen Volkskreisen ein nicht unwesentlicher Umschwung in den Anschauungen oder vielmehr in der innerlich seelischen Stellung zur Welt ergeben. Das moderne Leben nimmt den Menschen in einer früher ungekannten Weise für sich in Anspruch. Es fordert die Anspannung aller Kräfte in seinem Dienste. Auf deren möglichst intensive Ausnutzung zielt nicht bloß Industrie, Handwerk und Handel, sondern zum Teil auch schon die Landwirtschaft; ja auch der Staat fordert von seinen Beamten einen immer angespannteren Dienst. Und das gilt im allgemeinen für die höheren wie für die niederen Berufe in gleicher Weise. Es ist nun leicht einzusehen, daß der in solchem Grade angespannte Mensch eine bedeutende Einbuße an Zeit und Kraft für das Eine Notwendige erleidet. Es soll dies nicht so verstanden werden, als ob für den Christen die Verpflichtung bestünde, seine ganze Zeit und Kraft in den eigentlichen Dienst Gottes zu stellen. Das ist schlechterdings unmöglich. Der Drang und Zwang zu leben, ist z. B. vielfach ein stärkeres Motiv zur Arbeit als etwa das Pflichtgefühl, und selbst die Weihe der guten Meinung vermag die nicht direkt sittlich-religiösen Motive in ihrem inneren

d. h. psychologischen Wesen nicht zu ändern, sondern fügt nur ein gewöhnlich bald verblassendes religiöses Motiv hinzu, das auch im Beginn keineswegs stärker zu sein braucht als das natürliche. Gesagt soll also nur werden, daß die Arbeit im Dienste der Welt dem Menschen noch ein gewisses Maß von Zeit und Kraft übrig lassen soll, soviel wenigstens als nötig ist, damit er sich immer wieder zu der religiösen Höhenstimmung der doch einzig wertvollen übernatürlichen Welt emporzuschwingen vermöge. Wie soll sich anders das Bewußtsein von der Relativität aller irdischen Werte und der Absolutheit des Einen Notwendigen festigen und erhalten? Wie man sieht, ist dieser Seite der Frage nur auf sozialem Wege beizukommen, und der berührte Gesichtspunkt ist nicht der letzte Beweggrund, auf sozialem Gebiete rastlos weiter zu arbeiten.

Immerhin würde es des Trostes nicht entbehren, wenn wir uns sagen dürften, daß nur der Zwang äußerer Verhältnisse die verminderte Schätzung des Ewigen zur Folge hat. Die Sache liegt aber doch wohl nicht so günstig. Die irdischen Dinge verwickeln auch den berufsmäßig sich mit ihnen Beschäftigenden *innerlich* in ihre Interessen. Das ist durchaus natürlich. Vielfach hängt der Wert der Leistung von der Intensität des Interesses ab, das man auf sie verwandte. Speziell die Qualitätsarbeit fordert eine ganz bedeutende Hingabe an die Beschäftigung. Nun ist aber die Verwicklung in solche Interessen durch die Hast der modernen Verhältnisse, die Lage der Konkurrenz u. a. eine so hochgradige geworden, daß wiederum der innerliche Tempel der religiösen Welt, diesmal von innen her, bedroht erscheint. Der Gedanke, die Lage seines Geschäftes, seines Lohnes, seiner Erzeugnisse gegenüber den vorhandenen Gefahren und wachsenden Widerständen zu verbessern, verfolgt den Menschen auch in die Stunden der Ruhe in einem Grade, daß dagegen die Vorstellung der Arbeit für das Ewige und Bleibende immer mehr verblaßt und an innerer Anziehungskraft bedeutend verliert. Die äußere religiöse Pflichterfüllung setzt sich

ja häufig noch fort. Aber sie ist des innerlichen Auftriebs, der warmen, starken und selbsttätigen Überzeugung beraubt. So stellt sich denn vielfach ein Kompromiß ein zwischen dem, was man Gott schuldet und innerlich bereits als eine etwas lästige Verpflichtung zu fühlen beginnt, und den Interessen der Welt, die dafür einen um so breiteren Raum einnehmen dürfen und denen eine um so freiere Betätigung gestattet wird.

Dieses ist indessen noch nicht das schlimmste. Bedenklicher erscheint, daß die in unserer Zeit außerordentlich starke Tendenz zum Vergnügen auch auf die katholischen Kreise übergegriffen hat. Auch hier handelt es sich nicht um den billigen und unvermeidlichen Ausgleich zwischen dem Druck der Arbeit und dem Bedürfnis nach Erholung und Erlustigung, sondern um eine Gesamtstimmung, die im Vergnügen einen möglichst vollständigen Ersatz für alle Last der Arbeit, Unannehmlichkeiten und Sorgen des Lebens sucht. Dieser Lebenstypus ist heute auch in deutschen Großstädten wie Berlin schon vollkommen klar ausgebildet. Das moderne Leben fordert gerade hier vom einzelnen eine intensiv gesteigerte Arbeitsleistung. Dem entspricht auf der anderen Seite ein ebenso intensiv gesteigerter Drang, sich dafür im Vergnügen schadlos zu halten. Dieser Geist hat aber auch kleinere Städte schon bedenklich ergriffen und selbst auf dem Lande machen sich seine Anzeichen nicht mehr vereinzelt bemerkbar, und es brauchen keineswegs die wirtschaftlichen Vorbedingungen in gleichem Maß gegeben zu sein. Denn eine derartige Lebensstimmung wirkt ohne weiteres ansteckend. Es haben sich in der Tat die Klagen der Seelsorger über die zunehmende Vergnügungssucht auch im katholischen Volksteil in der letzten Zeit unverhältnismäßig vermehrt. Daß nun ein solches seelisches Verhältnis zum Leben sich nicht mehr mit dem katholischen Lebensprinzip, das die Sorge für das Ewige, für das Heil der Seele beherrschend in den Mittelpunkt stellt, verträgt, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Die in so bestimmendem Grade nach den

Freuden der Welt gravitierende Seele muß ihren eigentlichen Beherrscher, Gott, vernachlässigen und kann ihm nur in einem Winkel des Herzens eine kümmerliche Kultstätte gönnen. So wird der, der auf das bestimmteste erklärt hat, daß man nicht zwei Herren dienen kann, der den Anspruch erhebt, daß man im gegebenen Falle ernstlich bereit sei, für ihn alles zu opfern, mit einem den Ansprüchen eines Bettlers vielleicht genügenden Kompromiß abgefunden.

Diese grundsätzliche Verschiebung des christlichen Lebensprinzips ist, wie bemerkt, nach allen diesen Richtungen auf katholischer Seite erst im Werden. Es konnten sich jedoch die Ansätze dazu nicht bilden, ohne daß auch die Stellung zu manchen wichtigen Einzellehren sich veränderte. So kann es kaum bestritten werden, daß die Lehre von den letzten Dingen, Tod, Gericht, Himmel, Hölle, auf einen nicht geringen Teil der Katholiken nicht mehr dieselbe Eindruckskraft besitzt, die ihnen bisher zukam und ihrer Bedeutung nach zukommen muß. Keineswegs darf hiebei von einem Abfall von den bezüglichen Kirchenlehren gesprochen werden. Es handelt sich hier gar nicht um häretische Anwandlungen. Im Gegenteil, es kommt den meisten aus den hier ins Auge gefaßten Kreisen kaum in den Sinn, daran zu zweifeln. Allein man bringt den Lehren nicht mehr das ihnen gebührende Interesse entgegen, sie werden nicht mehr so lebendig empfunden und damit eines großen Teiles ihrer Wirkungskraft beraubt. Das alles vollzieht sich meist so allmählich, daß die Wandlung den Beteiligten selbst kaum bewußt wird. Und vielleicht darf man sagen, daß eine derartige praktische Kaltstellung wichtigster Dogmen gefährlicher ist als die offene Häresie. In unserem Fall liegt es auf der Hand, daß das gesteigerte Interesse für diese Welt und ihre Freuden naturgemäß eine Abschwächung des Interesses für die jenseitige Welt im Gefolge haben mußte. Allerdings ist auch nicht zu leugnen, daß auch gewisse moderne protestantische Einflüsse durch das Medium einer weniger begrifflich gefaßten als im Sinn einer gewissen Atmosphäre wirksamen Lebensauffassung zur Zurückstellung

jener großen Ideen das Ihre beigetragen haben und beitragen. Was für eine gewaltige Erschütterung spricht uns aus der Sequenz „Dies irae“ an! Heute ist der Gedanke an das Gericht nicht all zu oft mehr in der Lage, eine heilsame Furcht in ähnlich hohem Grade zu erwecken. Man hat sich eben auch bei uns vielfach daran gewöhnt, die Furchtbarkeit des Richters zu mildern, wie denn überhaupt gegenüber der alten herben Größe eine Neigung zum Weicheren, Sanfteren, Versöhnenden aufzukommen scheint. So ist man auch nicht mehr geneigt, die Hölle in ihrem fürchterlichen Ernst sich zu Gemüte zu führen. Gewiß, man glaubt daran, aber es ist, als ob der lebendige Ernst gegenüber dieser Lehre sehr im Abnehmen sei. Wohl auch deshalb, weil man sich selbst dabei nicht mehr so sehr interessiert glaubt. Dies darf man nun keineswegs dem gehobenen Bewußtsein einer religiös-sittlichen Vollkommenheit zugute schreiben. Vielmehr dem Umstande, daß man keinen so strengen Maßstab mehr an seine eigene Lebensführung anzulegen gewohnt ist, wie man eben auch von Gott erwartet, daß er ein „guter Mann“ sei. Es kann gar keinen Zweifel dulden, daß die Heilsfurcht im Mittelalter ganz unvergleichlich größer war als in der Gegenwart, und ebenso darf man es als sicher annehmen, daß diese Wandlung dem mählich und durch verschiedene Vermittlungsstufen wirkenden Einfluß des Protestantismus zuzuschreiben ist. Ebenso ist auch der Ernst des Heilsstrebens, der dem alten Protestantismus immerhin in hohem Grade eigen war, diesem zum großen Teil verloren gegangen, und der Katholizismus ist durch diesen Prozeß nicht wenig in Mitleidenschaft gezogen worden. Doch ist für diese Erscheinung nicht allein der Protestantismus in Schuld zu nehmen.

Die veränderte Stellung zur Welt hat dann auch ein anderes Verhältnis zu der für das Christentum so charakteristischen Lehre von der Gnade im Gefolge. Das Leben stellt seine gesteigerten Anforderungen nur an die natürlichen Kräfte des Menschen. Die Atmosphäre der Arbeit, der Tat, des Erwerbs, des Kampfes ums Dasein und um die höheren

Formen des Daseins, die Entwicklung einer höchstgesteigerten Aktivität, all das drängt die Welt der Gnade aus dem Vordergrund des unmittelbaren lebendigen Interesses, des erlebten Bedürfnisses und weist ihr eine Art Statistenrolle zu. Der Mensch, der gewohnt ist, daß das umgebende Leben, in das er mit seinen innersten Fasern verflochten ist, nur mit seinen natürlichen Fähigkeiten rechnet, ist psychologisch auch schwer in der Lage, das Wirkungsfeld der Gnade als ein umfangreiches und bedeutsames — ich sage nicht einfach anzuerkennen (dies geschieht ja in der Regel), sondern mit erlebter Überzeugung anzuerkennen. In der Tat spielt die Gnade nur dann und da die ihr zukommende Rolle, wann und wo überhaupt die übernatürliche Welt, von der sie ein Glied ist, als die eigentlich wertvolle, große und ewige erlebt wird. Es mag dem Menschen gestattet sein, sich in alle Angelegenheiten des Lebens einzulassen, aus allen Bechern billiger Erdenfreuden zu trinken, wenn nur die übernatürliche und ewige Welt in seinem Innern als die unerschütterlich feste Burg im Mittelpunkt seines tiefsten Ich aufgebaut ist und bleibt.

Freilich muß das innerlich religiöse, auf Gott und die Ewigkeit gestellte Leben bis zu einem hohen Grade erstarkt sein, um nicht von den überallher eindrängenden Tendenzen und Reizen der Welt aufgesogen zu werden, sondern im Gegenteil überallhin seinen temperierenden Einfluß auszuüben. Über die Schwierigkeit der Ausführung solcher Forderungen darf man sich gerade in der gegenwärtigen Situation keiner Täuschung hingeben, wo das übernatürliche Leben von dem natürlichen stark zurückgedrängt wird, das nach dem Ewigen zielende Ich des innerlichen Menschen von seinem Kurs immer mehr ins Zeitliche abgelenkt und sein innerster fester Kern einer allmähligen Zersetzung ausgeliefert wird. Würde dieser Prozeß seinen ungehinderten Fortgang nehmen, so könnte die katholische Welt eines Tages zu ihrem eigenen Staunen sehen, daß sie nicht mehr christlich ist. Das intellektuelle Festhalten am Glauben ist keineswegs eine absolut sichere Schutzwehr

gegen die Entchristlichung. Diese kann von der Seite des Lebens ausgehen, und allerdings, nachdem der Kern zernagt ist, wird man auch die Schale als gegenstandslos wegwerfen. Eine Entchristlichung von diesem Zentrum aus dürfte der Kirche ungleich verhängnisvoller sein als die vom Glaubenszweifel aus erfolgende.

Nun soll es ja gar nicht in Abrede gestellt werden, daß die Kirche schon seit ihrem Bestehen gegen die Gefahr der Entchristlichung des Lebens bis zu einem gewissen Grade zu kämpfen hatte. Man weiß aber auch, daß die Zeiten des inneren Verfalls für sie die äußersten Proben ihrer Existenzkraft waren. Indessen handelte es sich dabei um vorwiegend moralische Krisen, um immer und immer wieder erneute Abfälle vom religiös-sittlichen Ideal, das man gleichwohl jederzeit als innerlich geltend und absolut verpflichtend anerkannte. Das bot denn auch die Möglichkeit der Regeneration. Die Eigenart der gegenwärtigen Gefahr besteht aber gerade darin, daß durch einen langen unmerklichen Prozeß das religiöse Ideal seiner praktischen Bedeutung immer mehr beraubt wird, so daß man schließlich nicht mehr weiß, wozu es da ist. Der Boden, in den es gesenkt war, wird zu anderen Kulturen ausgenutzt; so gelingt es dem sowieso empfindlichen Reis nicht mehr, die nötige Nahrung daraus zu saugen: es verdorrt, ohne daß man die Hand gegen es erhoben hätte. Dann aber dürfte eine christliche Neubelebung den allergrößten Schwierigkeiten unterliegen. Vielleicht darf man in diesem Zusammenhang auf Frankreich verweisen. Was dort die Krise verschuldete, war wohl nicht der Abfall vom Glauben, sondern die innere Interesselosigkeit an seinem religiösen Gehalt, die die Frucht einer immer rückhaltloseren Hinwendung zu den Interessen der Welt und des Lebens war. Der Klerus hat diese Entwicklung zu wenig beachtet und ihr daher auch nicht genügend entgegengewirkt. Eine solche Gegenwirkung ist in Deutschland, wo die Gefahr eben erst am Heraufziehen ist, noch sehr wohl möglich. Ein ideal gerichteter, selbstloser, opfer-

freudiger Klerus, der zu den alten Seelsorgswegen neue zeitgemäße findet, vermag doch unsagbar viel. Und vielleicht erweckt uns der Herr auch einmal eine jener großen religiösen Naturen, an deren Namen nach Ausweis der Geschichte immer eine innerliche Regeneration des Christentums geknüpft ist. Das Eine Notwendige muß gerettet werden.

LXXI.

Ein Patenkind König Ludwig I. von Bayern. (Ludwig Seitz.)

Von Dr. Johann Ranftl.

(Schluß.)

Ein Seitenstück zu den vielversprechenden Arbeiten in der slavonischen Bischofskirche bilden die vier großen Fresken im Dome von Treviso, in denen sich die gewonnene künstlerische Sicherheit womöglich noch freier entfaltet. Der Gegenstand der Bilder ist folgender: 1. Der hl. Prosdocimus, der erste Bischof von Treviso, erhält vom hl. Petrus seine Sendung zur Verbreitung des Evangeliums, 2. der hl. Liberalis predigt gegen die Arianer, 3. Benedikt XI. empfängt nach seiner Erwählung eine Gesandtschaft der Trevisaner, seiner Mitbürger, und macht ihnen reiche Geschenke zur Erbauung und Ausschmückung ihrer Kirche S. Niccolo, 4. der selige Heinrich von Bozen verteilt zu Treviso die von ihm bettelnd gesammelten Almosen unter die Armen. Wirken die figurenreichen Gemälde auch teilweise etwas gedrängt und durch manche eigensinnige Linienführung ein wenig unruhig, so fesselt uns umsomehr die überraschende, treffende Charakteristik. Man erschrickt förmlich vor der „lebendigen Gegenwart“ und drastischen Wirklichkeit der Bettlergesellschaft

auf dem Bilde vom sel. Heinrich. Wäre das Fresko in Deutschland entstanden, Seitz wäre von den naturalistischen Vorkämpfern jener Tage als begehrter Parteimann ausgerufen worden. Für ihn war es kaum mehr als ein vorübergehendes Experiment. Denn in den Gestalten des hl. Liberalis und Prosdocismus z. B. sehen wir schon eine höher geläuterte Kunst. Es sind hier bereits jene markigen, energischen und zugleich edeldurchgeistigten Köpfe, die uns in der Folgezeit immer häufiger bei Seitz begegnen. Nicht uninteressant erscheint uns das freilich nicht erschöpfende Urteil eines Italieners, das gelegentlich dieser Trevisaner Werke über den deutschen Maler und seine Kunst gefällt wurde:

„Die Arbeiten des Malers L. Seitz verraten einen doppelten Einfluß, denjenigen der durch Overbeck, Cornelius und Genossen erneuten deutschen religiösen Malerei und jenen der großen italienischen Meister der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Er ist ebensoweit entfernt von der trockenen Mache der Prärafaeliten, als von dem pomphaften Farbenschwall, welcher in Nachahmung Rafaels und Michelangelos verwegen über die Grenzen des Darstellbaren hinausging. Seine reine und bestimmte Zeichnung ist deutscher Art und erinnert besonders in den bei Herder veröffentlichten „48 Darstellungen aus dem Leben Christi und der Heiligen" an Albrecht Dürer und Lukas von Leyden. Für unseren italienischen Geschmack ist sie, ehrlich gestanden, in jenen Darstellungen etwas hart, in anderen großen Leistungen aber erscheint die große Kunst unserer italienischen Väter des 15. Jahrhunderts." [1])

Indem wir die Arbeiten in Freiburg, in Heiligenberg, in den verschiedenen Kirchen Roms, die bald den einen bald den anderen Vorzug ihres Künstlers im helleren Lichte zeigen, übergehen, wenden wir uns der nächsten großen Etappe seines Entwicklungsganges zu, den Fresken in der Galleria dei Candelabri des Vatikans. Leo XIII. ließ diesen Teil der päpstlichen Antikensammlung, der allen, die Rafaels

1) „Zeitschrift für christliche Kunst". Düsseldorf 1892. S. 67.

„Tapeten“ besuchen, wohl bekannt ist, neu herstellen. Der Name der Gallerie, die mehrere Abteilungen umfaßt, kommt von den acht reichverzierten antiken Marmorkandelabern, die hier zwischen anderen antiken Werken aufgestellt sind. Die auszuführenden Malereien sollten an die wichtigsten Regierungshandlungen unter Leos Pontifikat erinnern. Zwei Abteilungen erhielten ihren Bilderschmuck durch Professor Domenico Torti, der den Segen der Religion für die verschiedenen Künste, die Bedeutung der Geschichtswissenschaft, die Kanonisation von vier Heiligen durch Leo XIII. und die Annahme eines Bildes von Matejko, das polnische Edelleute dem Papste überbringen, darzustellen hatte. Verschiedene kleinere Bilder der Gallerie sind nach Seitz'schen Entwürfen ausgeführt. So die „Klugheit“ und „Stärke“ im ersten Saale und im fünften die kleinen Kompositionen, welche sich auf vier berühmte Enzykliken des Papstes beziehen: „Die christliche Ehe“, „der dritte Orden des hl. Franziskus“, „die entlarvte Freimaurerei“, „der Bund der bürgerlichen mit der kirchlichen Gewalt“. Der vierte und ansehnlichste Raum wurde nach einem mißglückten Versuch Tortis unserem Meister Seitz überwiesen, der das Vertrauen des hohen Mäzens auch glänzend rechtfertigte. Aufgabe des Malers war es, Leos XIII. Bemühungen um das Studium der thomistischen Philosophie, seinen Eifer für die Verbreitung des Rosenkranzgebetes, sein Interesse für die Arbeiterfrage, sowie sein Wirken zu Gunsten des Unterrichtes und der römischen Bautätigkeit künstlerisch zu verherrlichen. Für hergebrachte, schematisch wiederholte Allegorien hätte Seitz genug Vorbilder in Rom und Venedig und anderswo gefunden. An dieser Stätte rief jedoch die ganze Umgebung zu Höherem auf. Die nächste Nähe der ersten Kunstwerke aller Zeiten mußte den Künstler vor einer banalen Lösung seiner Aufgabe zurückhalten und den schöpferischen Sinn zu origineller Betätigung anspornen.

Eine Beschreibung und Erklärung der einzelnen Bilder würde uns hier viel zu weit führen und wir können unsere

Leser glücklicherweise auf die schöne Publikation von Berthier „Die Glorie des hl. Thomas von Aquin“ [1]) verweisen. Daselbst werden die Beziehungen der Fresken zu den Ideen Leos XIII., wie sie sich in den Enzykliken kundgeben, ausführlich erörtert. Wenigstens angedeutet sei das Gegenständliche durch die Titel, die man gewöhnlich den einzelnen Fresken gibt. 1. Der hl. Thomas unterstellt seine Lehre der Entscheidung der Kirche. 2. Glaube und Wissen. 3. Die christliche und die profane Kunst. 4. Der Sieg des hl. Thomas über die Häresie. 5. Die Macht des hl. Rosenkranzes. 6. Das Christentum und die Arbeit.

Hier kann allenfalls das erste Fresko „der hl. Thomas unterstellt seine Lehre der Kirche“ mit einigen Worten charakterisiert werden. Die Kirche, eine hehre und anmutreiche Frauengestalt im ideal feierlichen Ornat, sitzt, von drei assistierenden Engeln umgeben, auf ihrem Throne über einem Felsen. Der sie leitende hl. Geist schwebt über ihrem Haupte. Das Friedenssymbol des Regenbogens wölbt sich im Hintergrunde. Der Engel rechts vom Throne hält die heilige Schrift, links erscheint der eine mit einem blühenden Mandelzweig und ein zweiter mit der Monstranze. Damit ist die Lehrgewalt, das Priestertum und das heiligste Geheimnis der Kirche einfach und schön versinnbildet. Vor der königlichen Herrin kniet St. Thomas und legt ihr sein Buch zu Füßen. Die Kirche hält ihm ein Kreuz entgegen, von dem herab der Erlöser spricht: „Bene scripsisti de me Thoma!“ und reicht ihrem berühmtesten Lehrer zugleich den Lorbeerzweig. Tiefer im Vordergrunde erblickt man Aristoteles, der mit unbewußter Geste sein philosophisches Werk dem hl. Thomas reicht. Der Sinn ist deutlich: was die klassische Philosophie geleistet, bildet den Ausgangspunkt und die Grundlage für die scholastische Philosophie. Damit haben wir aber erst den ideellen Gehalt des Bildes nach der allegorisch-gedanklichen Seite flüchtig skizziert. Freilich ver-

1) Verlagsanstalt Benziger u. Co. Einsiedeln.

dient schon die Idee selbst in ihrer Verbildlichung als vollständige Neuschöpfung des gedankenreichen Künstlers volle Bewunderung. Neu und selbständig ist aber auch die künstlerische Durchführung in jeder Richtung. Wie spricht die Gestalt der Kirche mit ihrer Würde und Milde und vornehmen Haltung zu unserer Seele und wie tief ist der männlich überzeugte Gehorsam des hl. Thomas vom Künstler empfunden! Die Charakteristik des Denkers Aristoteles und die wunderbar anmutigen Engelsgestalten verdienten jedes für sich eine eingehende Besprechung. Ebenso Komposition und Raumdarstellung und nicht zuletzt die herrliche Farbe. Um wie viel günstiger als die Bilder Tortis wirken die Seitz'schen Malereien mit dem gegebenen Raume zusammen. Höchst geschickt ist in den Hauptbildern der Goldhintergrund ververwendet, während in den übrigen Darstellungen die allegorischen Gestalten im kräftigsten Kolorit erscheinen und die Hintergrundszenen in Clairobscür eine gedämpfte Begleitung des Hauptgedankens bilden und glücklich mit der Wand vermitteln. Dem Beschauer kommen diese technischen Probleme kaum zum Bewußtsein, die doch des Künstlers ganze gesammelte Kraft erheischten. Die alte Streitfrage nach der Berechtigung der Allegorie fällt uns vor diesen Werken, in denen sich das Ideelle so lebendig und organisch in schönheitverklärte Gestalt umsetzt, kaum mehr ein. Desgleichen sind die Anregungen älterer Kunst hier so ganz in das eigene Wesen des neuen Künstlers aufgegangen, daß sie höchstens kunsthistorischer Spürsinn noch entdeckt. Das lobende, aber teilweise ziemlich unklare Urteil, das Berthier seinerzeit über die Werke von Seitz in der Kandelabergallerie aussprach, kann heute noch ebenso zu Recht bestehen:

„Hier findet man den Künstler in seiner vollen Eigenart. Hier erkennen wir, welche eigentlichen und tiefen Absichten Professor Seitz geleitet haben, Absichten, die nicht so sehr auf die Darstellung von Rumpf und Gliedmaßen, kurz des Körperlichen, als vielmehr auf die Wiedergabe des Gedankens, der Seele ausgehen.

Bewunderungswürdig ist die außerordentlich glückliche Verschmelzung des modernen mit dem antiken Stile, in der sich die verschiedenen Abschnitte der Geschichte der Malerei gewissermaßen zusammenfinden. Professor Seitz steht auf der Höhe seiner Zeit, aber nicht minder gut erfaßt er frühere Epochen. Wir kennen nicht viele Künstler, die in dieser Hinsicht gleichsam eine ganze Welt in sich zusammenfassen. Die Komposition ist einfach, knapp, klar und logisch, die Zeichnung modern mit einer schwachen Anlehnung an den antikisierenden Stil; die farbenprächtigen Gewandungen zeigen einen wunderbaren Faltenwurf und sind frei von dem allzustrengen Realismus, der die Phantasie einzwängt und fesselt, statt sie zu erheben.

Die sinnbildliche Darstellung und Personifikation sind für unseren Künstler zwei Hilfsmittel, seine Gedanken auszudrücken; dies geschieht mit ungewöhnlichem Talent und Glück. Professor Seitz wählt zu seinen Entwürfen einen geschichtlichen Hintergrund. Der Symbolismus gestattet ihm, die Einbildungskraft und den Verstand anzuregen und in Aktion treten zu lassen, wobei diese beiden Kräfte in eine den Geist zu abwägender Vergleichung zwingende Verbindung gebracht werden. Deshalb begnügt sich der Beschauer nicht damit, jene Gemälde einfach anzusehen, er bewundert und studiert sie. Sein Geist wird geweckt und wißbegierig. Jedes Detail ist bezeichnend. Indem die Geschichte durch die Allegorie Leben erhält, verhindert sie ihrerseits diese, unverständlich und phantastisch zu bleiben. Das ist die Methode eines Dante, eines Gaddi, eines Rafael. So entschädigt uns Seitz für den zügellosen Realismus, der nur zu oft in unserer Zeit die Kunst herabwürdigt und bei dem die Seele vollständig fehlt." [1])

Alle Vorzüge der Seitz'schen Kunst, die sich in diesem allegorischen Zyklus entfalteten, weist auch das überaus liebliche Marienleben in der päpstlichen Kapelle von Loreto auf, welche die deutschen Katholiken auf ihre Kosten ausmalen ließen. Nachdem anfangs die Beuroner Benediktiner zu dieser Aufgabe berufen worden, verschiedene Hindernisse

1) „Die Glorie des hl. Thomas von Aquin." S. 6. f.

jedoch die Ausführung durch diese Kunstschule unmöglich machten, trat Seitz an ihre Stelle. Er blieb seiner gewonnenen künstlerischen Überzeugung und Praxis auch hier treu und schuf in der konsequenten Durchführung eines erhabenen Ideenkreises wohl sein vollendetstes Meisterstück. Nach dem Vorbilde alter Marienleben (Speculum humanae salvationis, Armenbibeln, Marienaltäre), wo man mit Vorliebe alttestamentliche Vorbilder und Profetien mit den Tugenden und Erlebnissen der Gottesmutter in Parallele stellte, ging auch unser Künstler, der ja der Tradition stets ehrerbietig das Wort redete, vor. Allein er traf die Auswahl aus dem reichen Stoffe überlegsam für den gegebenen Fall und erweiterte den Gedankenkreis dadurch, daß er zu den überlieferten Motiven die Evangelisten, Kirchenväter und Päpste aufnahm, soweit sie zur Marienverehrung oder zu Loreto in besonderer Beziehung stehen und dadurch, daß er die figuralen Szenen noch obendrein durch dekorative Symbolik glücklich ergänzte. Altes und Neues, Geschichte, Dogma und Tradition einigen sich so zu einem herrlichen, erhebenden Akkord.

Der Künstler war hier weit mehr durch den gegebenen Raum gebunden als in der vatikanischen Kandelabergallerie. Allein wie geschickt und ungezwungen weiß er die hohen Wandfelder, das große für Glasgemälde bestimmte Fenster, die Gewölbekappen, selbst die Ecken und Zwickel des Gewölbes bis zum Schlußstein hinauf auszunützen und für seine ideale Aufgabe dienstbar zu machen. Wir dürfen nicht übersehen, daß es für den Künstler schwieriger ist, einen solchen zugemessenen Raum harmonisch und natürlich mit der Darstellung eines bedeutenden Ideenkreises zu beleben, als Idee und Raum nach eigenem freien Belieben zu schaffen. Überdies sind die wohlweisen Kunstkommissionen und sonstigen maßgebenden Faktoren, welche bei der Beratung kirchlicher Kunstwerke ihr einflußreiches Wort zu sprechen haben, keineswegs immer ein Fördernis für den Künstler. Seitz mußte es erfahren. — Der Maler der deutschen Kapelle in Loreto

verleugnet seine Ehrfurcht vor den großen Dekorateuren der altitalienischen Kunst auch in diesem Werke nicht. Aber er wahrt sich seine Freiheit. Er entlehnt nicht Motive und Einzelheiten, sondern im Geiste und nach den Gesetzen der alten Kunst läßt er in neuer Form Malerei und Architektur zusammenwirken. Auf eine richtige Harmonie der Künste ging ja frühzeitig sein Streben, wie wir bereits hörten.

Die leitenden Gedanken des marianischen Bilderzyklus in Loreto bilden im Anschluß an die gegebenen fünf Malflächen die fünf Vorzüge Mariens. Das Fenster, ein farbenleuchtendes Zentrum und die Lichtquelle der ganzen Kapelle, enthält die unbefleckte Empfängnis und dazu in kleineren Seitenbildchen den Sündenfall, alttestamentliche Vorbilder und Mariens Stammbaum. Zu unterst erscheint noch das Porträt Pius IX., der das Dogma von der Immakulata verkündete und das Bildnis Leos XIII., welcher die Herstellung der Kapelle eifrig förderte. Die erste Wandfläche rechts vom Fenster ist der Verherrlichung der jungfräulichen Reinheit der Gottesmutter gewidmet, die daran anschließende ihrer Mutterwürde. Gegenüber auf der linken Wand sehen wir ihre Teilnahme am Leiden des Erlösers und ihre Stellung als Mittlerin zwischen ihm und der Menschheit dargestellt.

In diese ungemein hohen Wandflächen sind dann die dem dominierenden Gedanken entsprechenden Ereignisse des Marienlebens eingegliedert. Über den historischen Bildern zeigen uns jedesmal die spitzbogigen Felder die alttestamentlichen Vorbilder, Propheten, Evangelisten und Kirchenväter, wie es eben die Beziehung zur marianischen Szene unterhalb verlangt. Eine Art Sockel unter den historischen Szenen trägt die Bilder von Päpsten, die in besonderer Weise für die Marienverehrung eintraten. Überdies paßt diese Reihe von Päpsten auch ganz ungezwungen in die Kapelle mit dem päpstlichen Altar. An das Verdienst der deutschen Katholiken erinnern uns wiederum die Bilder von deutschen Heiligen an den Eingangspfeilern und in der Fensterlaibung. Die aus der Kirchensprache bekannten Pflanzen und Blumen: Ceder,

Terebinthe, Cypresse, Rose ꝛc. beleben die schmalen Gewölbefelder zwischen den gotischen Rippen und andere marianische Sinnbilder: der Turm des Libanon, die aufsteigende Morgenröte, die lebendige Wasserquelle ꝛc. reihen sich um den Schlußstein. So verklingt dieser wundervolle, gemalte Marienhymnus in immer geistigere Regionen verschwebend mit diesen poesievollen, herrlichen Lobsprüchen. Und wer zuletzt noch einen Blick auf die zierlichen Umrahmungen der Gemälde wirft, fühlt, wie auch hier im sinnigen Rosenrankenmotiv das heilige Lied noch im leisen Echo nachtönt. Der Besucher des Heiligtums beachte auch, wie der Künstler in den dekorativen Teilen durch alle Mittel von Farbe, Stucco und Gold eine mild schimmernde und nirgends aufdringliche Pracht entwickelt, welche die festlich schönen Marienbilder von allen Seiten melodiös umspielt. Um das Verdienst des Meisters voll zu würdigen, müßte man zum mindesten an der Hand guter Photographien Szenen und Gestalten bis in alle Einzelheiten betrachtend durchgehen. Die Klarheit der Zeichnung, die Harmonie der Komposition, die sichere, souveräne Beherrschung der Technik und die bei Seitz selbstverständliche, aus der Tiefe einer gläubigen Seele quellende Auffassung des Ganzen, die mit dem Geiste eines Fiesole und Führich wetteifert, machen diese Kapelle zu einer religiös und künstlerisch hochgeweihten Stätte für unsere Nation.[1])

In einem ähnlichen Sinne erfaßt, in allerdings einfacheren Gedankengängen bewegten sich die Pläne für die Gemälde in den Kapellen des „Santo“ in Padua. Leider kann der Schreiber dieses Gedenkblattes über das bisher

1) Vor kurzem überreichten Tochter und Schwiegersohn des verblichenen Meisters in Gegenwart des verdienstvollen Leiters der Firma Benziger & Co. in Einsiedeln die dort in italienischer Sprache eben erschienene Beschreibung der Chor-Kapelle Seiner Heiligkeit Papst Pius X. als Jubiläumsgabe. — (La Capella del Coro nella basilica de Loreto. Dipinta del Comm. Lodovico Seitz descritta de Mons. Giovanni Milineso. Einsiedeln, Benziger & Co., 1908.)

Vollendete und über die letzten Pläne nicht ausführlich berichten, da es ihm nur gegönnt war, die Skizzen und Entwürfe für die Paulus- und Stefanusbilder einmal im Atelier des Meisters zu sehen.

Diese zeigten zum mindesten das eine, daß Seitz mit unverbrauchter geistiger Kraft und mit seinem gewohnten Ideenreichtum auch an diese neue Aufgabe ging und daß ihm der mächtige Schönheitszauber, der auf seinen übrigen Schöpfungen liegt, auch hier ungeschwächt treu geblieben ist. Die Entwürfe versprachen ein Werk der edlen klaren Reife, das nun leider für immer ein Fragment bleiben muß. Und doch mögen unsere deutschen Italienpilger, wenn sie in Padua Rast halten und die ehrwürdige Antoniusbasilika besuchen und daselbst Donatello, Altichiero, die Plastiken der Gnadenkapelle und vieles andere bewundern, auch den letzten Arbeiten unseres braven deutschen Meisters ein liebevolles Augenmerk zuwenden.

Um die ganze interessante Persönlichkeit unseres Künstlers zu charakterisieren, müßten wir noch seine verschiedenen schon erwähnten Bemühungen auf den Kunstgebieten außerhalb der Malerei, seines eigentlichen Lebensberufes, heranziehen und zu würdigen suchen. Allein wir begnügen uns hier mit ein paar Andeutungen über seine theoretischen Anschauungen, die in naher Beziehung zu seiner schöpferischen Praxis stehen und so unsere Skizze seiner Lebensarbeit ein wenig ergänzen.

In den drei Heften „Erörterungen über wichtige Kunstfragen“ hat Seitz die Grundgedanken seiner Kunstanschauung kurz dargelegt. Allerdings erscheint er darin als ein etwas schwerzüngiger Moses, der seine wohlüberlegten Erfahrungen und guten Ideen in ziemlich dunkeln, ungelenken Worten verkündet. Übrigens eine häufige Erscheinung bei schreibenden Künstlern.

Allein die ausgesprochenen Gedanken sind darum nicht weniger beherzigenswert, wenn sie sich z. B. gegen den chaotischen Wirrwarr von Anschauungen in der modernen Kunstwelt richten, den gewöhnlichen Bildungsgang

der heutigen Künstler verurteilen, das Kliquenwesen und die Unzulänglichkeit der Kunstkritik rügen. Das Streben Seitzens in seinen Broschüren, in seiner reichlichen Korrespondenz sowie in den Vorträgen vor den römischen Künstlern geht vornehmlich darauf hinaus, eine Verständigung über die wesentlichen und wichtigsten Prinzipien des Kunstschaffens zu erzielen. Eine solche Verständigung würde dann, so hoffte er, von selbst für den einzelnen sowie für die ganze Kunst der Gegenwart zu einem wohlfundierten Stil führen. Seitz betont auch mit Nachdruck das Studium der alten Kunst und künstlerischen Überlieferung. Ohne Tradition scheint ihm keine große Kunst möglich. An der Kunst der Vergangenheit und an der Natur hat sich der Künstler gleichmäßig zu schulen, um dabei sein individuelles Wesen wie seine nationale Eigenart gesund und stark zu entwickeln.

Wie die großen Meister der Renaissance vom echten Künstler Vielseitigkeit verlangten, so auch Seitz: „Infolgedessen muß der Architekt nicht bloß Konstruktion, der Bildhauer nicht allein Form und der Maler nicht ausschließlich Farbe studieren, sondern sie müssen ihr Augenmerk den gesamten Elementen zuwenden". Gegenüber der koloristischen Verschwommenheit und formellen Verwilderung, die einen großen Teil der neuen Kunst in der letzten Zeit beherrschte, verficht der Korneliusschüler das Recht der Linie. „Ohne Linie keine künstlerische Erscheinung!" Darum bewundert er die klare zielbewußte Sicherheit der ägyptischen Kunst. Allein so wenig er einem rohen, naturabschreibenden Naturalismus das Wort redet, ebensowenig denkt er an die sklavische Imitation alter, toter Stilformen. „Wir beabsichtigen durchaus nicht, die ägyptische Formgebung wieder ins Leben zu rufen oder gar uns anzueignen, wenn wir dieselbe auch als vorbildlich bezeichnen. Vielmehr trachten wir darnach, möglichst klar zu erkennen, worin die Grundformen des sichtbar Schönen liegen und wie die künstlerische Naturgabe des einzelnen zu voller Entwicklung gelangen kann. Mehr Vertrauen auf die angeborene und nationale Empfindungsweise wird bei allen Völkern die Kunstform zu eigenartiger, schöner und vollkommener Gestal-

tung bringen." Angesichts des steuerlosen Individualismus, wie ihn die Modernen der letzten Phase auf die Fahne schrieben, bemerkt Seitz ganz richtig: „Wir schätzen den hohen Wert der aus der Individualität hervorgehenden Eigenschaften eines Kunstwerkes und jedes gute Werk muß das individuelle Gepräge tragen. Sobald man aber nur individuell sein will, ohne nach einigenden Gesetzen zu streben, treten große Nachteile ein . . . Freilich gibt es Ausnahmen, die durch richtiges Wollen sich bemühen, die Kunst auf dem richtigen Wege zu erhalten und Wertvolles geschaffen haben; aber darum kann man umsomehr sagen, daß nicht die Kunst im allgemeinen in unseren Tagen blüht, sondern nur, daß einzelne Künstler zur Blüte gekommen sind, während andere sich auf schädlichen Irrwegen befinden.[1])

Im Anschluß an diese paar Gedanken aus des Malers Broschüren, die in abstrakten Worten die Gesetze kennzeichnen, die er selbst bei seinem Schaffen befolgte, möge eine Briefstelle folgen, in der er seinen Entwicklungsgang, sein Ringen um das Ideal seiner Kunst und auch die Widerstände, die ihm begegneten, in schlichten, nüchternen Worten zusammenfaßt und uns gleichsam die Schlußbilanz seines Künstlerlebens, wie er selbst sie ansah, vor die Seele treten läßt.

„Die edle Kunst der Malerei, welche ich für die schwierigste halte, hat mir stets Kummer verschafft, besonders als es sich handelte, die Natur in jener Weise zu verwenden, wie es die Alten gekonnt, und das Modern-naturalistische zu vermeiden.

Etwa zwanzig Jahre habe ich bei der Lösung dieser Aufgabe verloren und ich betrachte jene ganze Periode als die unglücklichste meines ganzen Lebens. Nach langem und vielem Herumirren bin ich schließlich ins Klare gekommen, daß bei jedem Naturstudium alles vom Großen ausgehend zu betrachten sei und dies stets mit vollbewußter Erkenntnis des betreffenden Naturgesetzes, um eine freie und für die Kunst geeignete Naturverwendung zu erzielen. Eine zweite Schwierigkeit stellte sich mit der Verschiedenheit der Aufträge ein, welche mir die Vorsehung

---

1) Näheres über die ersten zwei Broschüren von Seitz findet sich in dieser Zeitschrift 134. Bd. S. 190 ff.

zukommen ließ. In Deutschland mußte ich Deutscher sein, in Italien wollte man mich als Italiener haben. Hiezu kam noch die Verschiedenheit der Orte und Plätze, wo ich zu malen hatte, sowie die differierenden Ansichten der Auftraggeber und aller derjenigen, welche mitzureden hatten. Oft war ich in der Lage, gleichzeitig romanisch und byzantinisch zu malen, Renaissance oder Gothik nachzuahmen. Es wäre mir nicht schwierig geworden, täuschende Fälschungen hervorzubringen, jedoch wäre ich mir dabei vorgekommen wie ein Schauspieler, der bei jeder Aufführung Rolle und Kostüm wechselt. Ich habe es vorgezogen mit einer möglichsten Erkenntnis von jener Schönheit, welche alle Perioden, alle Schulen und alle besten Werke der Vergangenheit verbindet. Doch die Gelegenheit, in unmittelbarer Nähe von verschiedenen alten, schönen Werken zu arbeiten, beanspruchte spezielle Kenntnisse, die ich nach mancher übeln Erfahrung zu erlangen trachtete, sowohl in der Formgebung wie in der Farbe. Vor allem aber habe ich die große Notwendigkeit eines Stiles eingesehen, und zwar eines solchen, ganz im Sinne der alten Kunst.

Dieses Argument beschäftigte mich nun am meisten, weil ich in demselben nicht nur die typische Eigenschaft einer Formgebung erkenne, sondern auch das bindende Element unter den Künstlern sowie zwischen Künstlern und Beschauern. So bin ich schließlich zur Überzeugung gekommen, daß in dieser Erkenntnis die erste Künstlerpflicht besteht und daß die Irrtümer unserer Zeit von der Unkenntnis und Unbeachtung des Stiles ganz besonders herstammen." [1]) — —

So haben sich in Ludwig Seitz die Anregungen der Nazarenerkunst, in welche die Wurzeln seines Wesens zurückreichen, zu einem neuen, krafterfüllten Trieb ausgewachsen. Zur hochentwickelten Ideenkunst und Linienschönheit dieser alten Schule fügte er einen frischen Glanz und eine besondere Harmonie der Farbe, ähnlich wie Steinle in seinen besten Schöpfungen. Dazu gesellt sich das vollgehaltige, individuelle tiefe Empfinden, das sich liebevoll an die Natur

1) Aus dem Briefe vom 17. Dezember 1903 an L. Ritter von Kurz zu Thurn und Goldenstein.

schmiegte und zugleich die höchste Weihe von einem kindlichen Glauben empfing. Wenn Seitz nicht in einer tonangebenden modernen Kunstmetropole seine Jahre verbrachte, sondern in seinem römischen Atelier oder in italienischen und slavischen Kirchen, so mag dies mancher Kunstfreund für ein Mißgeschick halten. Des Künstlers Gemüt möchte in der Tat darunter leiden und die Sehnsucht nach einer deutschen Heimat nie ganz überwinden. Seinem religiösen Kunstschaffen gereichte diese Abgeschiedenheit jedoch eher zum Vorteil. Mit den größten schöpferischen Genien der alten Zeit auf diesem Gebiete konnte er nirgends besser Zwiesprache halten als gerade in Italien. Die Natur, deren liebevolles Studium ihm als gleichwertiges Mittel zur Erreichung der wahren Kunst erschien, redete in diesem Land, das sein Jugendland war, die gleiche vernehmliche Sprache wie anderswo. Vor allem störte und beirrte ihn nicht das laute Marktgeschrei der Künstler und Kritiker, die nach jeder kleinen Weile ein neues „Ideal" und Schlagwort aus Paris beziehen und sich und dem Publikum als unfehlbares Zaubermittel zu suggerieren suchen, während sie doch nur steuerlos von Woge zu Woge und von Klippe zu Klippe taumeln. Seitz konnte sein Künstlertalent im langsamen und sicheren konsequenten Wachstum ausreifen und in schönen Aufträgen sich ausleben lassen. Gewiß nicht ohne Kämpfe und Hindernisse. Was er stets im Herzen trug, war wirklich religiöse Kunst im edelsten Verstande des Wortes, nicht ein bloßes Experimentieren und eine bloße Freude am technischen Gelingen, auch nicht eine bloße „Stimmung", die sich heute einer Faunenidylle, morgen einer Don-Juan-Szene und dann wieder einem „biblischen Motiv" zuwendet und alles nur als gleichwertigen „Anlaß zum Malen" betrachtet. Hier quoll das ganze Schaffen aus dem Untergrunde einer tiefen heiligen Überzeugung, aus einer wahren innigen Liebe zu seiner großen Sache im Dienste Gottes. Seitzens Kunst war Gottesdienst und Gebet. Hierin steht er auf derselben Stufe wie Steinle und Führich oder P. Desiderius Lenz.

Wenn das Leben und Schaffen des Heimgegangenen in der Fremde auch keinen Nachteil für seine Kunst brachte, so könnte dieser Umstand umsomehr der Anerkennung und Schätzung seines Lebenswerkes in Deutschland großen Eintrag tun. Die ernste Art seiner Kunst ist ja an sich nicht dazu geeignet, ihn zum Allerweltsliebling zu machen. Sie kommt weder dem Naturalismus noch dem Impressionismus noch irgend einer Sensation des ästhetischen Publikums und des Zeitgeistes entgegen. Weder Seitz noch seine Kunst verstehen sich darauf, laut und anmaßend Liebe und Begeisterung für sich zu fordern. Es wurde zwar verhältnismäßig viel über den Künstler publiziert,[1]) nichtsdestoweniger scheint es, als ob er in Deutschland viel zu wenig bekannt sei. Und gerade wir deutschen Katholiken haben alle Ursache sein Andenken hochzuhalten. Und da erwarten wir zuerst eine gute Würdigung seines Lebens und Schaffens sowie eine Publikation seiner besten Werke, die auf der Höhe heutiger Reproduktionstechnik stehen müßte, um einen Einblick in die vielseitige Lebensarbeit zu gewähren. Ein so edler Reichtum wie in Seitz' Werken wird uns nicht alle Jahrzehnte von neuem geschenkt. Wenn es diesem religiösen Meister in der Würdigung von Seiten seiner Landsleute und Glaubensgenossen nicht besser erginge, als bis in die jüngste Zeit z. B. Steinle und Führich, dann werden die Eiferer gegen den katholischen „Inferioritätsjammer“ auf dem Gebiete der Kunst auch weiterhin ihren schweren Stand haben. Es kann uns wenig trösten, wenn ein wohlmeinender Anwalt unserer Sache

1) Eine gute Würdigung der Seitz'schen Kunst schrieb P. Stefan Beissel S.J. in der „Zeitschrift für christliche Kunst“, 1892. Mit reichlichem Literaturverzeichnis. Noch vollständiger ist der Aufsatz „Professor Ludwig Seitz und sein religiöses Kunstschaffen“ von Ludw. R. von Kurz zu Thurn und Goldenstein im „Kirchenschmuck“, Graz 1904. Wegen der guten Reproduktionen kommt außer der erwähnten Publikation Berthiers die kroatisch und französisch abgefaßte Festschrift zu Ehren Bischof Stroßmayers „Stolna crkva u Djakovu“ für die Malereien in Djakovár in Betracht (Prag 1900).

nachdrücklich versichert, wir Katholiken besäßen zwar die größeren Kulturreichtümmer, aber wir kennten sie nicht. Da läßt sich dann schwer sagen, welche „Inferiorität“ beklagenswerter ist: arm sein oder den eigenen Reichtümern verständnislos gegenüberstehen. In unserem Fall entscheidet nur die Tat von Verleger und Publikum. Wie viel uns Seitzens Kunst sein kann, haben schon berufenere Federn als die hier schreibende festgestellt und wird noch mancher Kenner weiterhin bestätigen. Ganz besonders seien die zahlreichen deutschen Katholiken und Kunstfreunde, die alljährlich Italien und Rom besuchen, an Seitz gemahnt. Die meisten pflegen ja auch einmal in Padua und Loreto anzuhalten. Hier wie in Rom finden sie Gelegenheit, sich mit verstehendem Auge und Herzen in die Schöpfungen des Meisters zu vertiefen, die den deutschen Wanderer inmitten einer glänzenden fremden Kultur und Kunst wie ein liebes Freundeswort aus der Heimat begrüßen.

LXXII.

„Instaurare omnia in Christo.“

Ein Rückblick auf die fünf Pontifikatsjahre Pius X.

Als am 9. August 1903 die feierliche Papstkrönung zu Rom sich vollziehen sollte — der Schreiber dieser Zeilen befand sich damals in Rom —, wurden überallhin unter die Menge, welche den Petersdom füllte, gedruckte Zettel geworfen des Inhalts, es seien nach dem ausdrücklichen Willen des hl. Vaters alle Akklamationen und ähnliche Sympathiekundgebungen mit Rücksicht auf die Heiligkeit des Hauses Gottes untersagt. Das Verbot erregte einiges Aufsehen. Einige wollten in demselben gleich einen Charakterzug des neuen Papstes erkennen. Pius X. hat streng

an demselben festgehalten und als in der ersten Zeit seines Pontifikates allzu feurige Seminaristen manchmal doch noch ein Evviva riefen oder mit Tüchern schwenkten, soll der Papst nicht selten von der sedia gestatoria aus mit einem recht finsteren Blick oder einer drohenden Handbewegung nach der betreffenden Seite hin geantwortet haben. Etwas wahres dürfte daran sein, daß man in diesem Verbote einen Charakterzug Pius X., den der Innerlichkeit, der ihn ohne Zweifel auszeichnet, erkennen kann. Seitdem sind nun erst fünf Jahre verflossen, eine kurze Frist gegenüber den Jahrhunderten oder Jahrtausenden des Lebens der Kirche, aber doch Zeit genug, um zu einem Rückblick zu berechtigen und aus den bisherigen Taten auf den Charakter des gegenwärtigen obersten Hirten der Kirche und seines Pontifikates schließen zu können. Sagen wir es gleich: was Pius X. in seinem ersten Rundschreiben an die Bischöfe des Erdkreises als seinen Wahlspruch ausgegeben hat, an dem hat er bisher in bewunderungswürdiger Weise festgehalten. Pius X. ist ein Reformpapst im besten Sinne des Wortes. In ähnlicher Weise wie im 14. und 15. Jahrhundert wurden zu unseren Zeiten innerhalb der Kirche Rufe nach Reformen laut; damals hieß es: reformatio Ecclesiae in capite et in membris. Jetzt will man auch nicht weniger; ja wer den ganzen Inhalt der Reformwünsche und Bestrebungen selbst innerhalb der Kirche sich klar macht, wird finden, daß einzelne derselben noch viel weiter gehen. Vor Jahrhunderten trat die Reform nicht rechtzeitig ein; erst nachdem namenloses Unglück über die Kirche hereingebrochen war, wurde an den kompetenten Stellen auf diesen leider mannigfach nur allzu berechtigten Ruf gehört. Jetzt können wir der Vorsehung Gottes nicht genug dafür danken, daß sie zur rechten Zeit noch der Kirche ein solches Oberhaupt gegeben hat, welches mit klarem Blick das, was der Erneuerung bedarf, erkennt und mit fester Hand die Reformen durchzuführen gewillt ist. In dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren hat Pius X. so vieles teils bereits ausgeführt, teils wenigstens in Angriff

genommen, daß dieses allein schon genügt, seinen Namen in der langen Reihe der Päpste zu einem glorreichen Namen zu machen.

Wir nannten Pius X. einen Reformpapst im besten Sinne des Wortes. Zuvor muß anerkannt werden, daß er sich als vorzüglichen Taktiker erweiset. Den Ruf nach Änderungen und Reformen drängt er nicht lediglich gewaltsam zurück; es ist vielmehr, als ob er sich mitten in die Bewegung hineineinstellte, um sie dann mit der ganzen Macht seiner Autorität, seines erleuchteten Geistes und gotterfüllten Herzens in die richtigen Bahnen zu leiten und in denselben zu halten. Eine Reform dessen, was nicht reformiert werden kann oder darf, weist er mit der größten Entschiedenheit ab. Die unklare, stürmische Reformbewegung will eine Reform der kirchlichen Lehre. Gegen diese nimmt der Papst Stellung. Er ist sich seiner Aufgabe bewußt, oberster Schutzherr des Glaubens und der Wahrheit hier auf Erden zu sein und so nimmt der kindlich fromme, überaus demütige und milde Pius X. den Reformierern des Glaubens gegenüber eine heilige Strenge an. Der katholische Glaube ist Wahrheit. Die Wahrheit reformieren, was soll das heißen? In dieselbe immer mehr einzudringen, ihre richtige Anwendung auf die stets wechselnden Verhältnisse der Menschen in Staat und Gesellschaft zu finden, das muß das Bestreben aller sein. So wird wahrer Fortschritt erzielt, nicht aber durch Umgestaltung oder Umdeutung der Wahrheit. Wer die mathematische Wissenschaft fördern und ausgestalten will, benützt das Einmaleins und ihre sonstigen Grundlagen, aber er legt nicht Hand an, dieselben umzustoßen. Die Enzyklika gegen den Modernismus führt eine so energische Sprache, daß sie bei den Gegnern der Kirche, ja selbst bei einzelnen allzu furchtsamen und schwachnervigen Katholiken Staunen und Verblüffung hervorrief. Schon oft und ganz richtig ist gesagt worden, daß der Modernismus nichts anderes ist als eine Verpflanzung des liberalen Protestantismus, sogar ärgster Sorte, auf katholischen Boden,

eine totale Untergrabung der gesamten christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Wenn die orthodoxen Protestanten statt ihrer mit der Muttermilch eingesogenen Antipathie gegen das Papsttum und die Kirche vielmehr ihren gesunden Geisteskräften und ihrem christlichen Sinne folgen wollten, dann müßten sie ebensowohl als wir Katholiken vor Pius X. sich auf die Kniee hinwerfen, um ihm für die eindrucksvollen Worte zu danken, mit denen er ihre wie unsere Feinde, den liberalen Protestantismus zurückweiset.

Darf an den Glaubenssätzen der Kirche keine Umdeutung vorgenommen werden, so ist Pius X. um so mehr bereit, alles wirklich Verbesserungsbedürftige in entsprechender Weise umzugestalten. Das erste, dem er seine Aufmerksamkeit widmete, und woran er mit Recht die Axt zu legen für nötig hielt, war die verweltlichte Kirchenmusik. Wer meinte, das Motupropio Pius X. „Inter sollicitudines" 22. November 1903 bezwecke einzig oder auch nur vor allem die Wiedereinführung des sogen. traditionellen Chorals anstatt der abgekürzten sogen. Medicäischen Melodien würde die Tragweite dieses Erlasses nicht im Geringsten erfassen. Bis dahin waren in den kirchlichen Gesetzen nur ganz vereinzelte und sehr allgemein gehaltene Vorschriften über die Kirchenmusik gegeben.[1]) Diesem Mangel hilft Pius X. ab. Sein Erlaß geht von den obersten liturgischen und musikästhetischen Grundsätzen aus und leitet aus diesen umfassende und ins Einzelnste gehende Vorschriften über den gottesdienstlichen und besonders den streng-liturgischen Gesang ab. Der Erlaß Pius X. hat auch schon recht gute Früchte getragen, er hat eine Reform der Kirchenmusik angebahnt. Daß eine Jahrhunderte alte Gewohnheit nicht innerhalb fünf Jahren ganz ausgerottet werden kann, und daher eine auch nur befriedigende Kirchenmusik durchaus noch nicht überall

1) Hierher gehört die Decretale Johannes XXII Docta sanctorum (Extrav. un. l. III tit. I. Extrav. Joh. XXII.); Conc. Trid. sess. 22. Decr. de observ. et evit. in celebr. Missae; die Enzykl. Benedikt XIV. „Annus qui" 19. Febr. 1749.

und speziell in Rom und Italien noch nicht immer gehört wird, darf Niemanden Wunder nehmen. Wer aber — um nur von Rom zu sprechen — bei den vielen glanzvollen Kirchenfesten der ewigen Stadt dem Gesange einige Aufmerksamkeit widmet, gewahrt sofort den bedeutenden Unterschied zwischen jetzt und einst. Von den Liebhabern der früheren weltlichen und theatralischen Weisen kann man daher wahre Jeremiaden hören über den „Greuel der Verwüstung", der nach ihrem Urteile über die Kirchen Roms hereingebrochen ist. Erst eine folgende Generation wird das Gute, das Pius X. gewollt und angebahnt hat, nachdem es ihr in Fleisch und Blut übergegangen, ganz würdigen und anerkennen.

Seit dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts hatte in Rom keine kanonische Diözesan-Visitation mehr stattgefunden. Dieselbe gehört bekanntlich nicht zur Kompetenz des Kardinal-Vikars der Erzdiözese Rom, sondern ist einer besonderen Kongregation an der päpstlichen Kurie vorbehalten. Schon sechs Monate nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl ordnete Pius X. eine kanonische Visitation an und bahnte dadurch den Weg zu heilsamen Reformen, namentlich in der Seelsorge, die denn auch trotz der größten inneren und äußeren Schwierigkeiten mit beharrlichem Eifer durchgeführt werden. Daß unter den äußeren Schwierigkeiten gewiß nicht die letzte Stelle die gegenwärtige Lage des heiligen Stuhles einnimmt, brauchen wir nicht zu sagen. Von viel größerer Wichtigkeit noch als diese einmalige Visitation ist die zugleich mit der Reorganisation der römischen Kurie vorgenommene gänzliche Aufhebung der Congregatio Visitationis apostolicae. In Zukunft soll nämlich, was gewiß besser ist, auch die Visitation zu den Rechten und Pflichten des Vikariates der Stadt Rom gehören, jedoch wie das die Privilegien der vielen Kardinals- und anderer exemter Kirchen verlangen, einer am Vikariate einzusetzenden besonderen Kardinalskommission übertragen werden.

Kaum waren die Verordnungen zur Visitation der Diözese Rom ergangen, als Pius X. auch schon sein Pro-

gramm erweiterte und eine apostolische Visitation der sämtlichen Diözesen Italiens anordnete. Diese vollzieht sich auf solche Weise, daß einzelne zu dieser Aufgabe besonders befähigte Bischöfe oder Äbte oder andere kirchliche Personen zur Bereisung einzelner Diözesen oder besonderer Gruppen derselben bestimmt werden. Bevor sie ihren Auftrag ausführen, pflegt der Papst sie zu sich zu berufen und ihnen nach den jeweiligen Bedürfnissen besondere Weisungen und Mahnungen zu erteilen. Nach Beendigung ihrer Mission haben sie dann ihrem hohen Auftraggeber Bericht zu erstatten und Vorschläge zu machen. Besonders muß hervorgehoben werden, daß diese Visitation sich vollkommen formlos und im Stillen vollzieht, indem jede sowohl kirchliche als außerkirchliche Feierlichkeit ausdrücklich untersagt wurde.

Teils im Anschluß an diese Visitation, teils unabhängig von ihr wurde durch Pius X. eine Umformung der italienischen Diözesanseminare und des Unterrichtes in denselben vorgenommen. Bekanntlich wurden in Italien die Vorschriften des Trienter Konzils betreffs der Diözesanseminare (23. Sitz. 18 Kap.) genau durchgeführt. Der geringe Umfang sehr vieler Diözesen Mittel- und Unteritaliens hatte für diese Anstalten einen doppelten Übelstand zur Folge: eine oft recht winzige Anzahl von Seminaristen und den Mangel an tüchtigen Lehrkräften. Dazu kam dann in der neuesten Zeit noch ein dritter Übelstand, indem infolge der gänzlichen Trennung des kirchlichen und staatlichen Lebens die Ausbildung des Klerus in den Gymnasialfächern großenteils bedeutend zurückgeblieben ist, was der Achtung und der gesellschaftlichen Stellung der Priester nicht geringen Abbruch tut.

Diesen Übelständen will Pius X. abhelfen. Das Dekret der Kongregation der Bischöfe und Regularen vom 10. Mai 1907 ordnet für die kirchlichen Knabenseminare denselben Unterricht an, wie er an den staatlichen Gymnasien und Lyceen im Brauche ist. Wenn man gewissen Gerüchten glauben darf, möchte der hl. Vater am liebsten, um dem

anderen Übelstande abzuhelfen, eine derartige Neuordnung der italienischen Diözesen vornehmen, daß sie den für eine gedeihliche kirchliche Administration geeignetsten Umfang besitzen und so auch jedes einzelne Diözesanseminar eine gute Zahl von Alumnen aufweise. Aber wie schwierig einschneidende Änderungen in der Circumscription der Diözesen sind, das erfahren auch wir in Deutschland, wo wir vielfach an dem entgegengesetzten Übel wie in Italien, an zu großer Ausdehnung der Diözesen leiden. Niemand wird behaupten wollen, daß es ideale Verhältnisse sind, wenn auf eine Diözese gar noch mehr als eine Million Seelen entfallen. Eine Änderung wäre da gewiß zu wünschen. Aber läßt sie sich so leicht herbeiführen? Sind nicht auch hier Berge von Schwierigkeiten abzutragen? Diesseits wie jenseits der Alpen ist die Kirche nicht frei von den Fesseln des Staates und außerdem noch finanziell vom Staate abhängig, wenngleich sie einen vollgiltigen Rechtstitel auf die Hilfe des Staates haben mag. In Italien zeigt der Staat immer noch weniger guten Willen, Maßnahmen, die der Kirche und dem religiösen Leben zum Nutzen gereichen, zu unterstützen als bei uns, und ist noch weniger bereit, die Rechtstitel, welche die Kirche auf seine finanzielle Beihilfe hat, anzuerkennen, als dies bei uns der Fall sein mag. Ein anderes Hindernis, das bei uns gleichfalls weniger sich geltend macht, liegt in der Armut der Bevölkerung Italiens, gerade in jenen Gegenden, welche einer Verminderung der Zahl der Diözesen und Bischofssitze am meisten bedürfen.[1]) Unter diesen

1) Dafür nur ein allerdings skandalöses aber klassisches Beispiel. Der Papst hatte die Absicht eine sehr kleine Diözese Apuliens mit einer anderen Nachbardiözese zu vereinigen; die ganze neue Diözese würde dann etwas über 100000 Seelen umfassen. Die betreffende päpstliche Konstitution war bereits erschienen. Gewissenlose Hetzer regten aber durch Lüge und Verläumdung die Bevölkerung der einen der beiden Diözesen so auf, daß der Bischof seines Lebens nicht mehr sicher war und sich durch die Flucht retten mußte; man hatte versucht seinen Palast zu plündern und in Brand zu stecken.

Umständen bleibt nichts anderes übrig, als eine geeignete Verschmelzung mehrerer Seminarien vorzunehmen, was denn auch schon vielfach geschehen ist.[1])

Viel einschneidender noch als diese zumeist Italien berührenden Maßregeln sind die Änderungen, welche die ganze Kirche angehen. Dahin gehört zunächst die neue Organisation der römischen Kurie. Fast seit einem Jahrhundert schon machte sich die Notwendigkeit derselben fühlbar. Glich die Kurie doch einem altehrwürdigen Baume, den manche mehr oder weniger morsche Äste und Zweige entstellen, die Entwicklung der frischen Äste behindernd. Die letzte bemerkenswerte Neuregelung der Kurie hatte im sechzehnten Jahrhundert durch Sixtus V. stattgehabt. Pius X. behielt den Grundgedanken seines genannten unternehmenden Vorgängers, die Erledigung der vom Heiligen Stuhle zu besorgenden Geschäfte hauptsächlich durch Kardinalskongregationen, bei, führt denselben aber auf bessere Weise durch sowohl vermittelst genauer Umschreibung und Abgrenzung der Kompetenz als auch durch geeignetere Trennung von Verwaltung und Gerichtsbarkeit. In der Entwicklungsgeschichte der römischen Kurie werden in Zukunft die beiden Namen Sixtus V. und Pius X. mehr als der irgend eines anderen Papstes erglänzen.

Nicht unerwähnt darf bleiben die Einführung einer anderen Veröffentlichungsweise der päpstlichen Erlasse. Pius X. bricht auch hier mit einem Jahrhunderte alten Brauche und ahmt den modernen, in allen Kulturstaaten bestehenden besseren Promulgationsmodus vermittelst eines offiziellen Anzeigers nach.

1) Die einfachste und beliebteste Weise besteht darin, daß, wenn z. B. vier Diözesen ihre Seminarien vereinigen, in der einen Bischofsstadt die unteren, in der zweiten die höheren Gymnasial- oder Lyzealklassen, in der dritten die philosophischen, in der vierten endlich die theologischen Kurse sich befinden.

Vorzüglich aber muß der großartige Plan der Schaffung eines Codex iuris ecclesiae catholicae hier erwähnt werden. In der neunzehnhundertjährigen Geschichte der katholischen Kirche ist Pius X. der erste Papst, der ein solches Unternehmen plant und auszuführen trachtet. Wie dasselbe gedacht ist, geht aus der bereits vollzogenen einheitlichen Regelung der Eheschließungsweise hervor. Es soll nicht etwa nur das jetzt bestehende kirchliche Recht, so weit es angeht, kodifiziert, sondern auch zeitgemäß umgeändert und womöglich auch einheitlich für die ganze Kirche gestaltet werden. Auch die großen Gesetzgeber des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, Gregor IX., Bonifaz VIII., Klemens V. und Johannes XXII., von denen das heute sogenannte corpus juris canonici vorzüglich ausgeht, steckten sich bei der Herausgabe ihrer Sammlungen weit engere Grenzen. Seit jener Zeit war wohl durch das Konzil von Trient eine größere Anzahl einheitlicher Vorschriften für die Gesamtkirche gegeben, aber nie eine durchgreifende Darstellung oder Umarbeitung der Kirchengesetze in Angriff genommen. Welche Bedeutung Pius X. selbst diesem Unternehmen beilegt, zeigt die Ansprache, welche er nach den damaligen Zeitungsberichten an die Mitglieder der Codifikations-Kommission richtete, als diese ihm zum ersten Male vorgestellt wurden. Er verlange nicht, so sagte der Papst, daß er selbst noch die Herausgabe des neuen corpus juris erlebe; nicht schnelle, sondern gute Arbeit wünsche er.

Daß alle schon getroffenen und noch zu treffenden Bestimmungen sich leicht durchführen lassen, auf keinerlei ungünstige Beurteilung stoßen werden, läßt sich selbstverständlich nicht erhoffen. Oft begegnet gerade das Beste oder einzig Nützliche dem größten Widerstande; erst die Gewohnheit macht es leichter und verschafft ihm allgemeine Anerkennung. Alles deutet darauf hin, daß auch den umfassenden gesetzgeberischen Maßregeln Pius X. dieses Los beschieden ist. Mit aller Sicherheit läßt sich aber auch schon das außerordentlich viele Gute erkennen, welches in den bisherigen

neuen Verordnungen enthalten ist. Und so drängt sich dem vorurteilslosen Beobachter der bisherigen Taten Pius X. unwillkürlich das Gebet auf die Lippen: Dominus conservet Eum et vivificet Eum et beatum faciat Eum in terra!

LXXIII.

Zu Luthers Romreise.

Über die Frage, in welchem Jahre und zu welchem Zwecke Luther seine Romreise unternommen habe, sind in neuester Zeit ganz entgegengesetzte Ansichten ausgesprochen worden. Einig ist man darin, daß Luther anläßlich eines Streites, der zwischen Staupitz, dem Generalvikar der deutschen Augustinerkongregation, und einigen Augustinerklöstern ausgebrochen war, nach Rom reiste. Während aber verschiedene protestantische Forscher behaupten, Luther sei von Staupitz nach Rom gesandt worden, hat der Verfasser dieses Artikels die Ansicht vertreten, Luther sei im Auftrage der Klöster, die mit Staupitz nicht einverstanden waren, nach Rom gegangen.[1]) Auch über das Jahr, in welchem Luthers Romreise stattgefunden, wird immer noch gestritten. Die meisten protestantischen Autoren sind der Ansicht, daß Luther seine Romfahrt Ende 1511 von Wittenberg aus angetreten habe. Ich glaube dagegen, daß die Reise Ende 1510 unternommen worden sei, und zwar von Erfurt aus. In der jüngst erschienenen dritten Auflage des dritten Bandes des Lehrbuches der Kirchengeschichte von W. Moeller (Freiburg 1907 S. 8) läßt Kawerau, der gelehrte Lutherforscher, der diesen Band neu bearbeitet hat, die Frage offen, ob Luther als Vertreter der sieben widerstrebenden Klöster

---

1) Histor. Jahrbuch 1891, 68 ff. 314 f.; 1901, 110 ff.; 1903, 72 ff.

Herbst 1510 von Erfurt aus oder Herbst 1511 von Wittenberg aus als Vertrauensmann von Staupitz nach Rom ging. Mit dieser Stellungnahme Kaweraus ist aber G. Bossert nicht zufrieden; er frägt, „ob Luthers Charakter die Annahme zuläßt, daß er sich von den sieben Konventen als Sturmbock gegen Staupitz brauchen ließ“. Die Frage ist nach Bossert offenbar zu verneinen; deshalb erklärt er auch: „Die Anschauung von N. Paulus dürfte m. E. von der Bildfläche verschwinden“.[1]) So weit sind wir jedoch noch lange nicht, wie die nachfolgenden Mitteilungen zeigen werden.

Für die Bestimmung des Anlasses der Romreise Luthers kommen zunächst dessen eigene Aussagen in Betracht. Einmal erklärte Luther, er sei nach Rom gegangen „um der Staupitzschen Streitsache willen“.[2]) Ein anderes Mal sagt er: „Der Hauptgrund meiner Reise nach Rom war, daß ich wollte eine ganze Beicht, von Jugend auf geschehen, tun und fromm werden“.[3]) Beide Aussagen lassen sich sehr leicht miteinander vereinbaren.

Über die Staupitzsche Streitsache sagt Luther nichts näheres; aber aus anderen Quellen sind wir darüber ziemlich genau unterrichtet.[4]) Im Laufe des 15. Jahrhunderts hatten sich bei den Augustinereremiten verschiedene Vereinigungen gebildet, die sich zu einer strengeren Beobachtung der Regel verpflichteten. In Deutschland war auf diese Weise neben den vier alten Ordensprovinzen die sogenannte deutsche oder sächsische Kongregation entstanden, welcher nach und nach zahlreiche Klöster aus allen deutschen Provinzen sich anschlossen. Am Anfang des 16. Jahrhunderts stand an der

1) Theologische Literaturzeitung 1908. Nr. 20.

2) Tagebuch über Luther geführt von Cordatus. 1537. Hrsg. von Wrampelmeyer. Halle 1885. Nr. 892.

3) Luthers Tischreden in der Mathesischen Sammlung. Hrsg. von Kroker. Leipzig 1903. Nr. 764 a.

4) Kolde, Die deutsche Augustiner-Congregation und Johann von Staupitz. Gotha 1879. S. 232 ff.

Spitze dieser Kongregation als Generalvikar Johann von Staupitz. Eng befreundet mit dem General des Augustinerordens, Ägidius von Viterbo, hatte Staupitz am 15. Dezember 1507 eine päpstliche Bulle erlangt, kraft welcher die sächsisch-thüringische Ordensprovinz mit der deutschen Kongregation vereinigt werden sollte, so daß mit einem Schlage zahlreiche Augustinerklöster den Observanten zugefallen wären. Allein sieben reformierte Klöster, zu denen auch der Erfurter Konvent gehörte, wollten von einer solchen Vereinigung nichts wissen, da sie befürchteten, es könnte dadurch die Observanz in Frage gestellt werden. Staupitz sah sich deshalb veranlaßt, Ende 1509 oder zu Anfang des Jahres 1510 in dieser Angelegenheit nach Rom zu reisen. Er fand hier das größte Entgegenkommen; auch erhielt er bald nach seiner Rückkehr nach Deutschland ein Schreiben, wodurch er unterm 26. Juni 1510 vom General zum Provinzial von Sachsen und zum Vikar der deutschen Kongregation ernannt wurde. Zugleich wurde allen Ordensmitgliedern bei Strafe der Rebellion geboten, Staupitz in allen Dingen, die ihm den Frieden und das Heil des Ordens zu fördern schienen, wie dem General selbst zu gehorchen.

Jetzt hielt Staupitz den Zeitpunkt für gekommen, die lang geplante Vereinigung ins Werk zu setzen. Am 30. September 1510 veröffentlichte er von Wittenberg aus die päpstliche Bulle vom 15. Dezember 1507. Damit waren jedoch die Schwierigkeiten keineswegs beseitigt. Die sieben der Vereinigung widerstrebenden Klöster beharrten in ihrem Widerspruch, und sie erhielten dadurch einen nicht zu unterschätzenden Rückhalt, daß eines der bedeutendsten unter ihnen, dasjenige von Nürnberg, in seinem Widerstand von dem dortigen Stadtrat unterstützt wurde. Schon seit längerer Zeit hatte dieser in Rom gegen die beabsichtigte Neuerung agitiert. Im Frühjahr 1511 wandte er sich an den General selbst mit dem Ersuchen, das verderbliche Ärgernis, wodurch das reguläre Leben von Grund aus vernichtet werden könnte, zu verhindern.

Dies war die Streitsache, um derentwillen Luther nach Rom ging. Auf welcher Seite Luther gestanden, sagt er selber nicht. Dagegen berichtet Cochläus, der bekannte katholische Gegner des Wittenberger Neuerers, und zwar unter Berufung auf Mitteilungen, die er von Augustinern erhalten, Luther sei als Vertreter der sieben in Gegensatz zu Staupitz stehenden Klöster nach Rom gegangen; nachher aber sei er von diesen Klöstern abgefallen, um sich auf die Seite des Staupitz zu schlagen.[1]) Diese im Frühjahr 1523 niedergeschriebene und in den ersten Monaten des Jahres 1524 veröffentlichte Aussage[2]) verdient volle Beachtung. Cochläus war um Pfingsten 1510 als Schulrektor in Nürnberg angestellt worden, und da gerade in letzterer Stadt die Staupitzsche Streitsache die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, so versteht sich leicht, wie Cochläus über diese Angelegenheit unterrichtet werden konnte. Obschon seine Mitteilung zu einer Zeit veröffentlicht wurde, wo Luther, Staupitz und manche andere Mitbeteiligte noch am Leben waren, so ist doch in den lutherischen Schriften jener Zeit niemals ein Widerspruch dagegen erhoben worden. Cochläus konnte denn auch später seine Aussage zuversichtlich wiederholen, sowohl in einer 1533 verfaßten und 1549 veröffent-

1) Ad semper victricem Germaniam etc. Coloniae 1524. fol. C 2 b: Audivi autem crebrius, nusquam satis pacifice vixisse eum (d. h. Luther); sed neque Romam, priusquam ulla de haeresi suspectus aut diffamatus esset, pacis gratia ivit. Quo tempore satis gravi discordia laborabatur in monasteriis ordinis sui. Et probe adhuc memini, foelicis memoriae Antonium Cressum, cuius morte nihil unquam acerbius aut luctuosius fuit mihi atque adeo universae prope civitati Nurembergensi, arbitrum aut iudicem in ea lite componenda quandoque fuisse, quando Lutherus ne nomine quidem adhuc notus erat mihi. Audivi vero a fratribus eius, eum a septem monasteriis, quibus tum contra alios fratres adhaeserat, ad Staupicium suum defecisse.

2) Spahn, Johannes Cochläus. Berlin 1898. S. 105. 344.

lichten deutschen Schrift[1]) als in dem großen lateinischen Werke über Luthers Taten und Schriften, das 1534 verfaßt und 1549 der Öffentlichkeit übergeben wurde.[2])

Daß also Luther als Vertreter von sieben Klöstern, die in Gegensatz zu Staupitz standen, nach Rom ging, und daß er bald nachher von diesen Klöstern sich getrennt hat, um auf die Seite des Generalvikars zu treten, wird man ohne gewichtigen Grund nicht verneinen dürfen. Ein stichhaltiger Ablehnungsgrund liegt aber nicht vor. Ein positives Zeugnis für die entgegengesetzte Ansicht hat man bisher nicht anführen können. Man beruft sich bloß auf Luthers freundschaftliches Verhältnis zu Staupitz, um daraus zu schließen, daß er nicht im Auftrage der widerstrebenden Klöster habe nach Rom gehen können. So meint z. B. der Lutherbiograph Köstlin, daß Luther als Opponent des Staupitz nach Rom gegangen sei, „ist schlechthin unverträglich mit dem Verhältnis Luthers zu Staupitz, wie es vorher und nachher bestanden hat“.[3]) Eine durchaus unzutreffende Behauptung! Wie oft kommt es vor, daß zwei Männer, die miteinander persönlich befreundet sind, bezüglich irgend einer Verwaltungsmaßregel im Gegensatz zu einander stehen. Warum hätte also nicht auch Luther trotz seiner Verehrung für Staupitz gegen dessen verfassungsrechtliche Neuerung auf-

---

1) Von der Apostasey und von Gelübden der Closterleut. Maintz 1549 Bl. B 8 a: „Man weiß wol, . . . wie friedsam und gehorsam er gewest, do er (Luther) gen Rom wider seinen Vicarium zog.“

2) Commentaria de actis et scriptis M. Lutheri. Moguntiae 1549. fol. 2: Ubi . . . orta esset inter fratres ordinis sui discordia, eo quod septem conventus a vicario per Germaniam generali in quibusdam dissentirent, ille a conventibus illis delectus in litis procuratorem, Romam profectus est, eo quod esset acer ingenio et ad contradicendum audax ac vehemens. Die Namen der sieben widerstrebenden Klöster sind angegeben bei Milensius, Alphabetum de monachis et monasteriis Germaniae ac Sarmatiae citerioris Ordinis Eremitarum S. Augustini. Pragae 1613. p. 223.

3) Köstlin, M. Luther. 5. Aufl. Berlin 1903. I, 91.

treten können? Die protestantischen Autoren, die einen ernsten Gegensatz zwischen Staupitz und Luther nicht annehmen wollen, scheinen zu befürchten, ein solcher Gegensatz könnte einen Schatten auf Luthers Charakter werfen. Deshalb spricht auch der Lutherbiograph Hausrath kurzerhand von „Verleumdung“.[1]) Es ist aber nicht einzusehen, inwiefern Luther sich etwas Unehrenhaftes zu Schulden kommen ließ, indem er aus Eifer für die Observanz mit manchen seiner Ordensbrüder und den mit Staupitz „sonst sehr befreundeten Nürnbergern“[2]) der Neuerung des Generalvikars entgegentrat. Wohl sucht Cochläus der Haltung Luthers eine schlimme Deutung zu geben. In der Mitteilung des katholischen Schriftstellers ist aber wohl zu unterscheiden zwischen der berichteten Tatsache und den daran geknüpften unfreundlichen Bemerkungen. Letztere wird man als polemische Ergüsse nach ihrem wahren Wert beurteilen; die berichtete Tatsache aber, nämlich daß Luther als Opponent des Staupitz nach Rom gegangen sei, wird man um so weniger bestreiten dürfen, als sie von anderer Seite eine sehr bemerkenswerte Bestätigung erhält.

Wenn nachgewiesen werden kann, daß Luther eine Zeitlang auf Seite der renitenten Klöster gegen Staupitz stand, so wird man zugeben müssen, daß er sehr wohl als Vertrauensmann dieser Klöster und als Opponent des Staupitz nach Rom habe gehen können. Nun kann aber dies aus dem zuverlässigen Zeugnisse eines Zeitgenossen Luthers nachgewiesen werden. Hieronymus Dungersheim von Ochsenfurt, Professor der Theologie an der Leipziger Hochschule, ließ 1530 zu Leipzig nebst anderen Schriften, die 1531 unter dem Titel: Aliqua opuscula ... contra Lutherum, zusammen herausgegeben wurden, auch folgendes Schriftchen drucken: Dadelung des ... untuchtigen Lutherischen Testaments. In diesem Büchlein (Bl. 14a) hält Dungersheim dem Bekämpfer der religiösen Orden vor, wie dieser

1) Hausrath, Luthers Romfahrt Berlin 1894. S. 9.
2) Vgl. Kolde S. 238.

einst mit dem Erfurter Augustiner Nathin zur Verteidigung des regulären Ordenslebens nach Halle sich begeben habe: „und du mitsamt demselbigen Doktor, zu verteidigen die Observanz eures Vikariats, zu Halle vor dem Dompropst des Stifts zu Magdenburg, Herrn Adolf, Fürst zu Anhalt, hernach Bischof zu Mersenburg, nun seligen Gedächtnisses (gest. 1526), niederfielest, Hülfe und Rat, auch Fürschrift begehrest durch ihn von dem Erzbischof genannten Stifts, Herrn Herzog Ernst, auch seligen Gedächtnisses (gest. 1513), zu erwerben, wie ich aus dem Mund gesagten Herrn Adolfi mehr denn einmal gehört habe.“ Diese so bestimmte Angabe des Leipziger Theologen ist durchaus glaubwürdig; lutherischerseits ist sie auch niemals bestritten worden. Demnach hat Luther mit dem Erfurter Augustiner Johann Nathin in Halle vor dem Magdeburger Dompropst Adolf zu Anhalt die „Observanz des Vikariats“ zu verteidigen gesucht. Es handelt sich hier offenbar um die Angelegenheit, derentwegen ein Streit zwischen Staupitz und sieben Observantenklöstern ausgebrochen war. Wie oben bemerkt worden, wollte Staupitz die Observantenklöster, das „Vikariat“ oder die deutsche Kongregation, mit der sächsischen Ordensprovinz vereinigen. Gegen diese Vereinigung war aber im Interesse der Observanz der Erfurter Konvent mit sechs anderen Klöstern. Da nun Luther sich mit Nathin nach Halle begeben hat, um dort die „Observanz des Vikariats“ zu verteidigen, so steht fest, daß er es damals nicht mit Staupitz, sondern mit den renitenten Klöstern hielt. Ist er aber als Opponent des Staupitz nach Halle gegangen, so hat er sehr wohl in derselben Angelegenheit auch als Opponent des Generalvikars nach Rom gehen können, umso mehr, als ihm dabei die Gelegenheit geboten wurde, einen Herzenswunsch zu befriedigen, den Wunsch nämlich, einmal die ewige Stadt zu sehen und dort, wie er selber erzählte, eine Generalbeichte abzulegen.

Wann die beiden Augustiner in Halle gewesen sind, kann mit Sicherheit nicht angegeben werden. Vielleicht gehen

wir nicht irre, wenn wir annehmen, daß die Zusammenkunft mit dem Dompropst im Spätjahr 1510 stattgefunden hat. Am 30. September 1510 hatte Staupitz die Bulle veröffentlicht, welche die Vereinigung des „Vikariats“ mit der sächsischen Provinz guthieß. In dieser kritischen Zeit war es für die Oppositionspartei wichtig, sich einflußreiche Fürsprecher zu verschaffen. Die „Fürschrift“, die Luther und Nathin von dem Magdeburger Erzbischof, dem deutschen Protektor des Ordens, zu erlangen suchten, war wohl ein Empfehlungsschreiben an den Papst. Mit diesem Schreiben hätte sich dann Luther im Spätjahr 1510 nach Rom begeben. Dies führt uns zu der Frage, wann Luther seine Reise angetreten habe.

Ist Luther, wie aus den obigen Ausführungen erhellt, als Vertrauensmann der sieben renitenten Klöster nach Rom gegangen, so muß die Reise während seines Erfurter Aufenthaltes, in der Zeit von Ende 1509 bis August 1511 stattgefunden haben. Im Jahre 1508 war Luther von Erfurt nach Wittenberg gesandt worden, um an der neu errichteten Universität Philosophie zu lehren und sich für die theologische Laufbahn auszubilden. Am 9. März 1509 wurde er unter dem Dekanat des Staupitz biblischer Bakkalaureus. Ein solcher Bakkalaureus, wenn er einem religiösen Orden angehörte, mußte gewöhnlich ein Semester biblische Vorlesungen halten, um dann zum Sententiarius promoviert, d. h. zugelassen zu werden zu Vorlesungen über das Sentenzenbuch des Petrus Lombardus. Während nun aber Luther zum Sententiarius vorzurücken im Begriffe war — also etwa im September 1509 — wurde er, wie er selber in einem Briefe vom Jahre 1514 berichtet, [1]) nach Erfurt zurückberufen (vocatus ad Erfordiam). In Übereinstimmung hiermit heißt es im Dekanatsbuch der Wittenberger theologischen Fakultät bei der Erwähnung der Promotion Luthers zum Bakkalaureus 1509, er sei nach Erfurt berufen

1) Enders, Luthers Briefwechsel. I, 23.

worden (vocatus Erphordiam).[1] Von wem dieser „Ruf" ausging, kann keinem Zweifel unterliegen. Es war der Erfurter Augustinerkonvent, der sein Mitglied zurückrief. Die plötzliche Zurückberufung erfolgte ohne Zweifel wegen des Zwistes des Konvents mit Staupitz. Hätte es damals Luther mit Staupitz gehalten, so wäre er einfach in Wittenberg geblieben. Der Generalvikar hätte ihn gegen die Erfurter schon zu schützen gewußt. Allein Luther stand damals auf Seite der Observanten. Darum begab er sich auch mit dem Erfurter Augustiner Nathin zur Verteidigung der Observanz nach Halle und später nach Rom.

Eine positive Angabe, wann Luther die Romfahrt angetreten habe, liegt zwar nicht vor, doch dürfte die Abreise im Spätherbst 1510 stattgefunden haben, nachdem Staupitz am 30. September 1510 die päpstliche Unionsbulle veröffentlicht hatte.[2] Mußte doch diese Kundmachung die Oppositionspartei zu sofortigen Gegenschritten auffordern.[3] So wurde denn Luther im Oktober 1510 als schlagfertiger Anwalt mit einem Begleiter in die ewige Stadt abgesandt. Was die Dauer der Reise betrifft, „so wird allgemein und ohne Zweifel mit Recht angenommen, daß sie im ganzen etwa fünf Monate, und zwar vom Herbst bis in den Februar währte."[4] Im Februar oder März 1511 kam also Luther

1) Foerstemann, Liber decanorum facultatis theologicae Academiae Vitebergensis. Lipsiae 1838 S. 4.

2) Anfang September 1510 mußte der Humanist Petreius, der sich damals in Olmütz aufhielt, von seinem Freunde, dem Erfurter Augustiner Johann Lang, erfahren haben, daß zu jener Zeit Luther in Erfurt anwesend war: denn am 10. September 1510 schrieb er von Olmütz aus an Lang, dieser solle Nathin und Luther mitsamt dem ganzen Konvente grüßen. Kolde, Analecta lutherana. Gotha 1883. S. 3.

3) Köstlin (Luther I, 93) schreibt ganz irrig: „Für das Jahr 1511/12 spricht entscheidend der Anlaß zur Reise; denn der Streit, in welchem der päpstliche Stuhl angegangen werden sollte, war erst im Jahre 1511 recht ausgebrochen."

4) Köstlin I, 92. Unzutreffend ist die von Köstlin beigefügte Begründung: „Für die Reise im Herbst zeugt namentlich eine

wieder nach Erfurt zurück, ohne in Rom etwas ausgerichtet zu haben, wie der spätere Verlauf der Dinge anzeigt. Am 2. April 1511 wandten sich nämlich die Nürnberger direkt an den General, um ihn zu ersuchen, die von Staupitz geplante Neuerung zu verhindern und die Sache durch gütliche Verhandlung beizulegen. Ob daraufhin der General Staupitz aufforderte, derartige Verhandlungen einzuleiten, muß dahingestellt bleiben. Sicher ist nur, daß im Sommer 1511 Staupitz mit den Vertretern der widerstrebenden Klöster in Jena eine Zusammenkunft hatte. Seiner Beredsamkeit gelang es, die Deputierten von der Notwendigkeit seiner Neuerungspläne zu überzeugen. Damit war jedoch die Streitfrage keineswegs erledigt. Denn noch kam es darauf an, ob die Konvente den Abmachungen ihrer Vertreter beistimmen würden. In Nürnberg nahm der Rat die Sache wieder in die Hand und verweigerte in einem Schreiben vom 19. September 1511 im Namen des Nürnberger Konvents seine Zustimmung zu den Vergleichsartikeln.[1]) Da auch die sechs anderen Klöster in ihrem Widerstand verharrten, so glaubte man in Rom endlich strengere Maßregeln anwenden zu sollen. Am 1. Oktober 1511 verhängte der General Ägidius, im Einverständnis mit dem Kardinal Rafael Riario, dem Protektor des Ordens, über die widerspenstigen Konvente die Exkommunikation. Mit

---

Erzählung Luthers, wie einst auf der Reise durch Italien er und sein Reisegefährte bei schwerem Unwohlsein durch Granatäpfel erquickt worden seien: diese waren damals also reif." S. 96 wird derselbe Vorfall wieder bei der Heimreise Luthers erwähnt: „Er beschreibt, wie auf der Heimreise er und sein Reisegefährte einmal, nachdem sie bei offenen Fenstern geschlafen, mit ganz betäubtem Kopf erwacht seien, kaum eine Meile am nächsten Tag hätten weitergehen können und endlich auf den Rat ihres Wirtes durch den Genuß zweier Granatäpfel sich wieder erfrischt hätten". In den Tischreden Luthers, auf welche Köstlin verweist, ist weder von der Hinreise noch von der Heimreise die Rede, Luther spricht bloß von der Reise durch Italien.

1) Kolde, Augustiner-Congregation. S. 240 f.

der Verkündigung und Vollstreckung des Urteils wurde Staupitz beauftragt.[1])

Daß letzterer diesem Auftrage nachgekommen sei, wird nirgends berichtet.[2]) Dagegen wissen wir, daß er bald nachher einen Vertrauten nach Rom sandte, der wohl dem General melden sollte, wie schwierig es sei, den Widerstand mit Gewalt zu unterdrücken. Der im Spätjahr 1511 nach Rom gesandte Augustiner war Johann von Mecheln, der am 16. September 1511 zu Wittenberg von Staupitz zum Doktor der Theologie promoviert und Anfang Oktober in den theologischen Senat aufgenommen worden war. Die landläufige, völlig unbegründete Ansicht, nach welcher Luthers Romfahrt 1511—1512 stattgefunden hätte, nimmt an, daß Staupitz dem Johann von Mecheln Luther als Begleiter beigegeben habe. Bei seiner Rückkehr traf Johann von Mecheln am 25. Februar 1512 zu Salzburg mit Staupitz zusammen. Letzterer hatte in dieser Stadt den Winter zugebracht, vielleicht um über den Verlauf der Verhandlungen in Rom schleuniger benachrichtigt werden zu können. Was für einen Bescheid der Abgesandte von Rom mitgebracht hat, ist nicht bekannt. Man darf aber aus dem weiteren Verlauf der Dinge schließen, daß die beabsichtigte Verfassungsänderung unter den obwaltenden Umständen widerraten wurde. Auf einem Kongregationskapitel, das Anfang Mai 1512 in Köln stattfand, wurde der unerquickliche Streit friedlich beigelegt.[3]) Staupitz gab sein Projekt auf: die alte Ordensprovinz und die jüngere Kongregation erscheinen von jetzt an wieder getrennt und gehen beide ihre eigenen Wege.

1) Milensius, Alphabetum, p. 223.

2) Daß aber damals Staupitz die Vereinigung der sächsischen Provinz mit der deutschen Kongregation trotz aller Widersprüche als eine vollendete Tatsache betrachtete, ergibt sich aus einem von ihm am 6. Oktober 1511 für den Nürnberger Christoph Scheurl ausgestellten Bruderschaftsbrief. Er nennt sich darin Provinzial von Sachsen und Generalvikar der deutschen Kongregation. Der Brief ist mitgeteilt von Kolde in Zeitschrift für Kirchengeschichte VI, 296 ff.

3) Kolde, Augustiner-Kongregation. S. 241 f., 438.

Noch vor diesem Friedensschlusse hatte aber Luther, der wohl, und zwar von Wittenberg aus,[1]) am Kölner Kapitel teilnahm,[2]) die Partei der sieben widerstrebenden Klöster verlassen, um sich auf die Seite des Staupitz zu schlagen. Es ist dies der „Abfall zu Staupitz", wovon Cochläus in der oben angeführten Stelle berichtet. Aber gerade diese Nachricht von Luthers „Abfall" wird von Köstlin (I, 91) als unhistorisch zurückgewiesen: „Es bleibt ganz unerklärlich und unverständlich, wie es dann (nach Luthers Rückkehr aus Rom) mit dem darauf folgenden „Abfall" Luthers zu Staupitz zugegangen sein sollte, da ja dieser selbst dann von seinen wichtigsten, angeblich durch Luther in Rom bekämpften Ansprüchen abstand". Daß Staupitz nach Luthers Rückkehr aus Rom, in den ersten Monaten des Jahres 1511, von seinen durch Luther in Rom bekämpften Ansprüchen abgestanden sei, ist durchaus unzutreffend, wie aus den oben mitgeteilten Angaben sonnenklar hervorgeht. Zudem sagt ja Köstlin selber (S. 93), der Streit sei „erst im Jahre 1511 recht zum Ausbruch gekommen". Luthers „Abfall" nach der Romreise läßt sich übrigens sehr gut erklären. Oben ist berichtet worden, daß es Staupitz gelang, auf einer im Sommer 1511 zu Jena abgehaltenen Zusammenkunft mit

1) Daß Luther damals in Wittenberg sich aufhielt, ergibt sich aus einem Briefe des Petreius, der unterm 8. Mai 1512 von Olmütz aus an den damals in Wittenberg befindlichen Lang schreibt und zugleich auch Luther anredet: Sancte Lange et sancte Martine (das ist Luther), orate pro me. Bei Kolde, Analecta. p. 4. Petreius wußte also, daß damals Luther sich in Wittenberg befand.

2) Daß Luther einmal in Köln gewesen, erzählt er selber in einer jüngst zum ersten Male veröffentlichten Predigt vom 5. Jan. 1531. Vgl. Luthers Werke. Weimarer Ausgabe. Bd. 34. 1. Abteilung (1908), S. 22. Auch in den sogenannten Bibelprotokollen von 1539 (Ebenda 585) äußert sich Luther über seinen Kölner Aufenthalt: „Zu Köln habe ich Wein getrunken, der bei Tisch in die Hand eindrang (quod penetrabat in mensa manum). Ich hatte mein Leben lang keinen solchen ölartigen Wein getrunken." Dieser Kölner Aufenthalt läßt sich am besten in die Zeit des Kapitels von 1512 verlegen.

den Vertretern der renitenten Klöster eine Einigung zu erzielen, daß aber nachher die sieben Konvente den Abmachungen ihrer Deputierten nicht beistimmten. Man kann nun als sehr wahrscheinlich annehmen, daß Luther, der bereits nach Halle und Rom gesandt worden war, in derselben Angelegenheit als Vertreter des Erfurter Konvents auch in Jena gewesen ist. Hier nahm er mit den anderen Deputierten die Vorschläge des Generalvikars an. Als jedoch nachher der Erfurter Konvent hierzu seine Zustimmung nicht geben wollte, hat Luther im Sommer 1511 Erfurt verlassen, um sich zu Staupitz nach Wittenberg zu begeben. Daß die Observanten dies als einen „Abfall" betrachteten, darf nicht wundernehmen.

Luthers Weggang von Erfurt im Sommer 1511 ist übrigens keine bloße Vermutung. Es steht vor allem fest, daß Luthers intimer Freund, der Augustiner Johann Lang, Ende August 1511 Erfurt verlassen hat, um nach Wittenberg überzusiedeln.[1]) Er hat das Kloster verlassen müssen, weil er, wie dessen Ordensbruder Bartholomäus Arnoldi von Usingen berichtet, in dem Streite zwischen dem Kloster und Staupitz sich auf die Seite des letzteren gestellt hatte.[2]) Nun hat aber vor einigen Jahren der Erfurter Forscher

1) Foerstemann, Album Academiae Vitebergensis. Lipsiae 1841 p. 38. Ende August 1511 wurde Lang in Wittenberg immatrikuliert. Nur steht bei Förstemann Johannes Langkerur statt Johann Langk erfur (tensis).

2) Paulus, der Augustiner Batholomäus Arnoldi von Usingen, Luthers Lehrer und Gegner. Freiburg. 1893. S. 16. In einer Schrift vom Jahre 1524 hält Arnoldi dem lutherisch gewordenen Lang vor: Te ab exilio revocavi post primariam nostrae unionis factionem, cui tu adhaesisti contra nativum conventum tuum, an autem probe vel improbe nolo hoc definire. Im Jahre 1516 kam Lang als Prior nach Erfurt zurück, sicher durch Arnoldis Vermittelung, wie die angeführte Stelle beweist. Die factio primaria, die erste Spaltung in den Jahren 1509—1512, wird von Arnoldi der zweiten lutherischen Spaltung gegenübergestellt, der factio secundaria, qua pene desolata est nostra unio.

G. Oergel höchst wahrscheinlich gemacht, daß auch Luther bereits im Sommer 1511 Erfurt verlassen hat, um sich nach Wittenberg zu begeben.[1]) Der Grund seines Wegzuges, so dürfen wir annehmen, war derselbe wie bei Lang: es war der „Abfall zu Staupitz“, von dem Cochläus auf Grund der Mitteilungen einiger Augustiner berichtet.

Für die Ansicht, daß Luther seine Romreise im Jahre 1510 von Erfurt aus angetreten hat, könnten auch Luthers eigene Aussagen angeführt werden. Wiederholt erklärte er, er sei 1510 in Rom gewesen.[2]) Man darf indessen auf diese Äußerungen kein allzu großes Gewicht legen, da Luther bei anderen Gelegenheiten anders berichtete und da die chronologischen Angaben, die er in späteren Jahren hier und da über seinen Lebenslauf machte, überhaupt sehr schwankend sind. Größere Beachtung verdient aber eine Angabe in dem Briefe, den Luther Ende 1514 an die Erfurter theologische Fakultät gerichtet hat. In diesem Schreiben berichtet Luther, wie er in Wittenberg, als er im Begriffe war, zum Sententiarius promoviert zu werden, und in der dafür erforderlichen Disputation schon respondiert hatte, nach Erfurt berufen worden sei und deshalb die Antrittsvorlesung verschoben habe.[3]) Nachdem er dann in Erfurt

1) Oergel, Vom jungen Luther. Erfurt 1899. S. 144 ff.

2) Kroker, Rörers Handschriftenbände und Luthers Tischreden, im Archiv für Reformationsgeschichte V (1908), 347: Ex autographo D. Doctoris (Lutheri) . . . . 1510 fui Romae. Bindseil, Lutheri Colloquia. I, 165: Anno 10, cum primum civitatem (Rom) inspicerem, in terram prostratus dicebam: Salve sancta Roma.

3) Enders, Luthers Briefwechsel I, 23: Cum hic (in Wittenberg) pro sententiario respondissem et vocatus ad Erfordiam principium distulissem, fui quidem a facultate vestra, imo nostra, cum omni difficultate admissus et susceptus. Köstlin (I, 95) hat diese Stelle falsch verstanden. Er bezieht das distulissem auf Erfurt, als ob Luther seine Antrittsvorlesung nicht in Wittenberg, sondern in Erfurt „verschoben“ hätte, und läßt ihn daher seine Vorlesungen in Erfurt „erst mit dem Beginn des Sommerhalbjahres 1510“ anfangen.

von der theologischen Fakultät mit der größten Schwierigkeit zugelassen und aufgenommen worden sei, habe er „fast anderthalb Jahre hindurch“ (ferme per sesquiannum) die übliche Verlesung der Fakultätsstatuten mit angehört. Wie oben bemerkt worden, wurde Luther im Herbst 1509 nach Erfurt zurückberufen. Daß die Schwierigkeiten, die hier die theologische Fakultät ihm machte, längere Zeit gewährt haben, sagt Luther nicht. Wir sind also berechtigt, anzunehmen, daß er noch im Spätherbst 1509 als Sententiarius zugelassen worden sei. Da nun aber Luther im Sommer — ohne Zweifel Ende August — 1511 wieder nach Wittenberg zurückgekehrt ist, so hätte er, wenn innerhalb dieser Zeit — von Spätherbst 1509 bis August 1511 — die Romreise nicht stattgefunden hätte, Gelegenheit gehabt, in Erfurt die Verlesung der Fakultätsstatuten nicht etwa bloß „fast anderthalb Jahre“, sondern beinahe zwei Jahre hindurch zu hören. Hat er aber die Romreise, die etwa fünf Monate in Anspruch nahm, im Spätherbst 1510 angetreten, so hat tatsächlich sein Erfurter Aufenthalt von Spätherbst 1509 an nur „fast anderthalb Jahre“ gedauert.

Aus alledem ergibt sich, daß die Ansicht, die Luther im Spätherbst 1510 von Erfurt aus als Vertreter der sieben Observantenklöster und als Opponent des Staupitz nach Rom gehen läßt, gut begründet ist. Will man nun, daß diese Ansicht von der Bildfläche verschwinde, so möge man sie mit stichhaltigen Gründen widerlegen und die entgegengesetzte landläufige Auffassung, die „ein positives Zeugnis nicht aufbringen kann“,[1]) mit soliden Gründen zu stützen suchen.

N. Paulus.

1) Dies betont W. Köhler, Katholizismus und Reformation. Gießen 1905. S. 67.

LXXIV.

Zur Geschichte der Reliquien der heiligen Elisabeth.

Von Sophie Görres.

I.

Am 19. November 1833 kniete ein Pilger in der herrlichen Kirche zu Marburg, an der Stelle, wo ehemals der Leib der heiligen Elisabeth in ehrfurchtvoller Liebe aufbewahrt worden war. Er bewunderte den kunstvollen, kostbaren leider leeren Sarkophag, er sah mit Staunen die tiefen Furchen, welche verehrende Lippen in den harten Stein der Stufen, die zu dem Heiligtum emporführten, geküßt hatten. Die tiefe Erschütterung, die sich der Seele des Reisenden bemächtigte, sei mit seinen eigenen Worten wiedergegeben.

„L'étranger baisa cette pierre, creusée par les fidèles, et reprit sa marche solitaire; mais un doux et triste souvenir de cette Sainte délaissée, dont il était venu, pélerin involontaire, célèbrer la fête oubliée, ne le quitta plus . . . cette pensée devint peu à peu l'étoile directrice de sa marche."

Mehr als siebzig Jahre sind seit jenem Tage vergangen. Wenn das siebenhundertste Geburtsjahr der liebreichen, anmutigen Heiligen mit so großer Teilnahme und mit so viel Glanz gefeiert wurde, wie wir es im vorigen Jahr erlebt haben, so hat jener Entschluß des Pilgers, des Grafen Montalembert, großes Verdienst daran. Seine Lebensgeschichte der heiligen Elisabeth wirkte wie ein glühender Funke, der auf Weihrauchkörner fällt. Die Flamme der Andacht und Verehrung, die nur unter der Asche geglimmt hatte, schlug bald wieder hoch empor.

Die werktätige Nächstenliebe der Heiligen fand ihre Nachahmung und Fortsetzung in dem Orden für weibliche Krankenpflege, der sich nach ihr Elisabethinerinnenorden nennt. Nicht minder aber ahmten die heilige Elisabeth nach die unzähligen Frauen und Mädchen weltlichen Standes, die in den Elisabethenvereinen sich zusammenfanden.

In Deutschland wurde die Biographie, welche Montalembert verfaßt hatte, durch seinen Übersetzer Philipp Städtler verbreitet. Städtler setzte die Forschungen Montalemberts fort und ging, so wie dieser, allen Handschriften und Lokalüberlieferungen nach, deren er habhaft werden konnte. Ein weiterer Biograph der Heiligen, Alban Stolz, dessen geistvoller Stil und warme katholische Gesinnung seinen Schriften soviel Wert verleihen, fand ebenfalls Tausende von Lesern. So nahm die Kenntnis der Lebensumstände der lieben heiligen Elisabeth, wie sie in alten Zeiten immer genannt wurde, in weiten Kreisen zu, auch ihr Bild ist jetzt in den meisten katholischen Familienhäusern zu finden.

Die Urkundenforschung schien jedoch an ihrem Ende angekommen zu sein, wenn auch die Quellenstudien über die Heilige in der langen Zeitperiode bis heute sowohl auf katholischer als protestantischer Seite nicht gänzlich ruhten. Das zwanzigste Jahrhundert, das innerhalb seines ersten Jahrzehntes St. Elisabeth schon mit so warmer Liebe gefeiert hatte, sollte auch wieder einen Mann finden, der die von Montalembert begonnene Urkundenforschung mit dem neuen Rüstzeug, das der Wissenschaft heute zu Gebote steht, neu aufnehmen konnte. Im Januar 1908 erschienen die „Quellenstudien zur Geschichte der heiligen Elisabeth, von Dr. Albert Huyskens". (Marburg bei Elwert.)[1]) Mit diesem Buche war der Elisabethforschung ein neuer, sichererer Boden als bisher gegeben worden. Es seien hier nur in Kürze einige der Hauptpunkte angegeben, die eine wesentliche Förderung gegen früher bedeuten.

Die wichtigsten Quellenschriften für das Leben der heiligen Elisabeth waren schon lange im Drucke erschienen. J. Be Menke († 1732); die Mauriner Martène (1739) und Durand; der Neffe des sel. Canisius, Heinrich Canisius († 1610) haben wichtige Handschriften veröffentlicht.

1) Vergl. auch dessen Veröffentlichung in diesen Blättern Bd. 140 S. 725 ff. u. 809 ff.

Das Leben der heiligen Elisabeth von Dietrich von Apolda (um 1289), welches Canisius bekannt gemacht hatte, gab der Calviner Jaques Basnage 1725 in neuer Form heraus. Der älteste Biograph der Heiligen, Cäsar von Heisterbach, wurde wenig beachtet; auszugsweise ist seine Schrift bei Montalembert mitgeteilt.

Dr. Huyskens hat es nun unternommen, die Originalmanuskripte mit den zu verschiedenen Zeiten erschienenen Drucken zu vergleichen. Dabei hat er wieder bestätigt gefunden, wie wenig genau man früher in der Wiedergabe von Handschriften war. Man zog zusammen, ließ aus, bearbeitete den Originaltext manchmal in sehr freier Weise.

Sowohl Cäsar von Heisterbach,[1]) wie Dietrich von Apolda besaßen eine Vorlage, einen Urtext, den zu finden Dr. Huyskens sich bemüht. Es ist dies nichts anderes als der Bericht, den die päpstlichen Kommissäre, Bischof Konrad von Hildesheim und Abt Hermann von Georgenthal, an Papst Gregor IX. einsandten.

Es handelt sich um die zweite Kommission, die den Auftrag hatte, in Marburg, 1235, die Aussagen der von ihnen vernommenen Zeugen über das Leben und den Tod der verstorbenen Landgräfin Elisabeth von Thüringen aufzuzeichnen und nach Rom einzuschicken.

Den Gang und die Akten des Heiligsprechungsprozesses sucht also Dr. Huyskens aus den noch vorhandenen Manuskripten wieder herzustellen. Man hatte übersehen, daß noch genügend bisher unbenützte Handschriften vorhanden sind, um ein solches Unternehmen mit Erfolg zu beginnen. In der Beilage I gibt Dr. Huyskens den Urtext, so weit als es möglich war ihm nahe zu kommen.

Eine weitere wichtige Quelle, deren Text Dr. Huyskens, so einwandfrei als erreichbar, nach vorhandenen Abschriften

1) Neuerdings hat Huysken in den Annalen d. hist. Ver. f. d. Niederrh. H. 86 des Caesarius v. Heisterbach Schriften über die hl. Elisabeth (Vita und Oratio) herausgegeben u. erläutert (Köln, Boisserée 1908. 8°. 89 S.)

veröffentlicht, ist der »Processus et ordo canonizationis beate Elyzabet propter quorundam detractiones et calumpnias«. Diese Verteidigungsschrift der Kurie kann nur von einem Augenzeugen der Heiligsprechung verfaßt sein. Sie rechtfertigt das Vorgehen Papst Gregor IX., der der Säumigkeit beschuldigt worden war. Dr. Huyskens hält den heiligen Raymund de Pennaforte für den Verfasser. Er war damals päpstlicher Kaplan und Pönitentiar.

Wahrscheinlich wurden die Zeugen über das Leben und den Tod der Heiligen getrennt von jenen vernommen, die über die Wunder auszusagen hatten. Die Folge davon war, daß die Aussagen über die Wunder bei Abfassung der Lebensgeschichte der Heiligen zwar benützt und verarbeitet wurden, aber nirgends vollständig angeführt sind. Dr. Huyskens gibt in der VI. Beilage einen möglichst vollständigen Bericht sämtlicher Wunder, die von Bischof Konrad und Abt Hermann im Jahre 1235 zu Marburg teils neu aufgenommen, teils von neuem geprüft oder verglichen wurden.

Von den in Betracht kommenden Handschriften des Dietrich von Apolda hält Dr. Huyskens den Brüsseler Kodex für den wichtigsten. Auch der in der Hofbibliothek in Wien befindliche Kodex Nr. 456 ist unter den von ihm besprochenen Manuskripten aufgeführt. Dieser enthält einige Erweiterungen der ursprünglichen Handschrift und ist abgedruckt bei Pray, Vita S. Elisabethae, Tyrnau 1770.

Ein sehr wichtiges Manuskript fand Dr. Huyskens in dem Kodex 320 von Zwettl. (Beschrieben in den Xenia Bernardina II. 1, 891.)[1]) Diese Handschrift hält Dr. Huyskens für eine Kopie des Berichtes, den Konrad von Marburg an den Papst sandte. Aus dem Wenigen, was hier gesagt werden kann, geht schon hervor, von welcher Wichtigkeit die mühevolle, verdienstliche Arbeit des Dr. Huyskens für die Elisabethforschung ist.

---

1) Die Vita des cod. Zwettl soll demnächst (Heft 1, 1909) im Arch. Franc. Hist. erscheinen.

Bekanntlich erschienen gelegentlich des siebenhundertsten Geburtstages der heiligen Elisabeth zahlreiche Artikel in Zeitschriften und Zeitungen. Mir fiel auf, daß in mehreren derselben angenommen wurde, daß die Reliquien der Heiligen seit ihrer gewaltsamen Wegführung durch Landgraf Philipp von Hessen,[1]) am 18. Mai 1539 für verschollen galten. Dies gab mir den Anlaß mich näher damit zu beschäftigen, welches die Schicksale der Reliquien der heiligen Elisabeth gewesen seien, nachdem sie Landgraf Philipp von Hessen, wie bekannt, nach der Schlacht von Mühlberg, 1547, auf wiederholten Befehl Kaiser Karls V. zurückgestellt hatte. Eine, über die Rückgabe der Reliquien und Erledigung der Frage, was aus der Krone Kaiser Friedrichs II. geworden sei, erfolgte Antwort Philipps von Hessen nahm Kaiser Karl V. in Augsburg in eine von ihm 1550 ausgestellte Urkunde wörtlich auf.

Es ist doch selbstverständlich, daß der deutsche Orden den so schmerzlich vermißten und unter so schwierigen Umständen wieder erlangten Schatz so gut als nur möglich gehütet hat. Geheimhaltung des Aufbewahrungsortes war nach den gemachten Erfahrungen geboten und wahrscheinlich. Derjenige, der am berufensten war, das Geheimnis zu kennen, war gewiß der jeweilige Hoch- und Deutschmeister selbst. Wenn also, innerhalb des verhältnismäßig kurzen Zeitraumes von 38 Jahren, vom genannten Zeitpunkte an, aktenmäßig nachgewiesen werden kann, daß der Hoch- und Deutschmeister in Marburg einen Teil der Reliquien habe erheben lassen und einer Persönlichkeit vom Range einer Königswitwe von Frankreich habe übersenden lassen, so läßt sich an der Echtheit dieser Reliquien wohl nicht zweifeln. Durch die Lektüre der Werke Montalemberts und Dr. Huyskens wurde ich darauf geführt, daß es Reliquien der heiligen Elisabeth noch gibt, bei denen die oben genannten Voraussetzungen zutreffen. Sowohl Montalembert als Dr. Huyskens

1) Vergl. Bd. 11 S. 656 ff. u. Bd. 14 S. 338, 480 dieser Blätter.

nennen öfter das Werk des oben erwähnten ungarischen Jesuiten Pray, „Vita S. Elisabethae viduae", Tyrnaviae (1770). In der Hofbibliothek in Wien fand ich ein Exemplar dieses seltenen Buches. In der „Dissertatio praevia" gibt Pray alles an, was ihm über Reliquien der heiligen Elisabeth bekannt ist. Was Wien betrifft, so sagt Pray: „Omnium autem in primis memoratu digna est pars ea reliquiarum, quam Maximilianus Archi-Dux Austriae et ordinis Teutonici olim Magister anno 1588 Elisabethae sorori dono dedit, cum haec regis Galliarum mariti sui obitu Viennam redux, Coenobium Sanctae Clarae recens ab se exstructum incoleret. Exstant Donationis literae hujus exempla." Es folgt nun der ins Lateinische übersetzte Wortlaut der Schenkungsurkunde Erzherzogs Maximilians.

Es war mir wohlbekannt, daß in dem Kloster der Elisabethinerinnen auf der Landstraße in Wien Reliquien der heiligen Elisabeth verehrt werden und während der Oktave ihres Festes, im November, auf einem Altar ausgestellt werden. Es galt nun den Zusammenhang mit jener vom Erzherzog Maximilian ausgestellten Urkunde zu finden.

Als Pray sein Buch schrieb, war das Kloster der heiligen Klara noch nicht aufgehoben. Erst unter der Regierung Kaiser Josefs II. teilte auch diese Stiftung einer frommen Erzherzogin und Königswitwe das Schicksal so vieler Klöster, die der Aufklärungswut der Zeit zum Opfer fielen. Die Reliquien gingen durch Schenkung Kaiser Josefs in den Besitz der Elisabethinerinnen über, wovon später noch mehr gesprochen werden wird.

Es gelang mir, durch die Güte Seiner Exzellenz des Herrn Weihbischofs Dr. Godfried Marschall, der ehrwürdigen Oberin der Elisabethinerinnen Mater Bernardina Dworschak und des Beichtvaters der Nonnen, P. Venantius O. S. F., die genannte wichtige Urkunde zu sehen, abzuschreiben und später photographieren zu lassen.

Ich gebe hier den Wortlaut der Urkunde wieder, so wie sie in der Orthographie jener Zeit verfaßt ist. Die Urkunde ist auf Pergament geschrieben, das Siegel hängt an dicken seidenen Schnüren, es zeigt das Erzherzogswappen mit dem Kreuz des Hoch- und Deutschmeisterwappens verbunden, durch eine Holzkapsel geschützt und vollkommen unverletzt, wie denn die Urkunde überhaupt vorzüglich erhalten ist. Die Authentika lautet:

Wir Maximilian von Gottes genaden, Ertzhertzog zu Osterreich, Herzog zu Burgund, Steyr, Kärndten, Crain vnd Würtemberg, Administrator des Hochmeisterthumbs in Preussen, Maister theutsch Ordens in Teutsch vnnd Welschen Lannden, Graf zu Habspurg vnnd Tyrol, Thuen khundt Jedermenigelich mit disem brief, Das Wir noch vor disem, im Jar funffzehenhundert Achtundachtzig der Durchleuchtigisten Hochgebornen Fürstin vnnd frawen, Weyllannd Frawen Elisabethen verwitibten Königin in Franckhreich, gebornen zu Hungern vnnd Behaimb, Erzherzogin zu Osterreich, vnnserer freundtlichen, geliebten Fraw Schwesster, Christseeligisten angedenckhens, zu erweisung vnnseres geneigten Brüederlichen willens, wie auch bestettigung, Irer L. zu den heilligen Gotes, vnnd derer wahrhafften Reliquien vnnd heyligthumber tragenden Christ rhumblichen Eyfer vnnd Andacht, vnnd dann zubezeigung vnnserer selbst schuldigen Ehrung vnnd Reuerenz, gegen denselben, ain Thail von der heilligen Elisabeth, geborner Konigin in Hüngern, Lanndtgräfin in Hessen etc. Cörper, So in vnnsers Ritterlichen Ordens Kirchen, vnnd Spital, welche Sj Selbst gestifftet vnnd erbawet, vnnd in Ires Namens Cappelln, am Deutschen haus zu Marburg in Hessen, in ainem Silbren Sarch begraben, vnnd vor Dreyhundert dreyundsibenzig Jarn Canonisirt, auch bis auf vorangeregte Zeit, vnuerruckht, von Catholischen andechtigen Christen, in grosser würde vnnd veneration aufbehalten worden, verehrt, vnnd durch vnnsern Elemosinarium damals Cornelium de Lautere, an Jezt bemeltem orth erheben, anhero geen Wienn transferirn, vnnd Höchstgedachter Irer L. seeligen, in dero newerpawtes Stifft, des Ordens Sanct Clarae, einlifern vnnd präsentirn lassen.

Damit nun solche Reliquien, vnnd Ehrwürdigs Heylligthumb, auch alhier zu Wienn, in ehebemeltem Königelichen Stifft, als wahrhafft vnnd vngezweifelt, von yedermenigelich, vnnd allen wahrhafften andechtigen Catholischen Christen, mit rechtem gebürendem eyfer vnnd Andacht gehalten, vnnd darburch die heillig Elisabeth vor dem Angesicht Gotes, in der ebigen seeligkheit, geehrt, vnnd vmb erdeyliche fürbith, für der allgemeinen Christenheit notturfft, mit vnwanckhelbaren glauben venerirt werde. Haben Wir auf demüetigs ansuechen, der würdigen Frawen Abbtesin, vnd gannzen Conuents, obgedachts Stiffts, solches zu vesster gezeuckhnus vnnd vrkhundt, der warheit mit disem vnnserm offnen brief bestettigen wellen. Den wir mit vnnserer aignen Hanndt vnndterzaichnus, vnnd anhanngennden Innsigl bechrefftigt.

Zu Wienn den vierzennden Tag Monats January, Nach der gnadenreichen geburd Christj vnnsers Heyllanndt vnd Seeligmachers, Anno im Sechzenhundert Neundten.

Maximilian."

Die Reliquien der heiligen Elisabeth bestehen aus dem Schädel (der Unterkiefer fehlt) und aus zwei Schienbeinen. Sie befinden sich jetzt nicht mehr in ihrer ursprünglich viel kostbareren Fassung, sondern in einem Reliquienschrein aus Kristallglas in Silber montiert. Der Schädel der Heiligen ist mit einer silbernen Krone geschmückt. Über die Persönlichkeit der Königinwitwe Elisabeth, über die Schicksale des Klosters S. Clara und der dort aufbewahrten Reliquien der heiligen Elisabeth wird noch in einem folgenden Artikel berichtet werden.

LXXV.

Kurfürst Maximilian I. als Gemäldesammler.

Neue archivalische Beiträge von Archivrat Dr. Josef Weiß (München).

(Schluß.)

Die Frage, inwieweit Gustav Adolf selbst zu belasten ist, wird umstritten. Vervaux[1]) sagt: „Non dubium, quin ipso inscio, conclave ingens ... ipsaque .. bibliotheca magna damna acceperint". S. Riezler vermutet, daß der den König ersichtlich schonende Bericht Vervaux' und anderer damaliger Münchener Jesuiten „etwa von Rücksicht auf die 1655 katholisch gewordene Tochter, Christine, von Begeisterung über diesen jüngsten Triumph seiner Kirche diktiert" sei.[2]) Näher liegt wohl die Vermutung, daß in dem Ton dieser Berichte ein Nachhall der völlig unerwartet freundlichen Behandlung zu finden ist, welche der König den Münchener Jesuiten, die auf Schlimmes gefaßt gewesen waren, ostentativ erwiesen hat. L. Schädel, der über „Gustav Adolph von Schweden in München" zuletzt schrieb,[3]) meint: daß — vielleicht mit Wissen des Königs — die Kunstschätze der Residenz dezimiert wurden." Nun hat sich schon vor mehr als 50 Jahren G. Th. Rudhart, Vorstand des k. b. Reichsarchives, ebenfalls über dieses Thema in Erweiterung eines in der Akademie d. Wissensch. am 21. Juni 1851 gehaltenen

1) A. a. O. p. III l. XVII, n. 52.

2) Geschichte Baierns V, 417. M. Döberl, Entwicklungsgesch. Bayerns I, 553 f., hält es nicht für „ausgeschlossen, daß sich der spätere Berichterstatter Vervaux bei seiner Schilderung Rücksichten auf die konvertierte Tochter Gustav Adolphs auferlegte".

3) Forschungen z. Gesch. Bayerns 1908 XVI, H. 1 u. 2, S. 121—26.

Vortrages sehr ausführlich verbreitet.[1]) Der Rudhart'sche Aufsatz verdient der Vergessenheit entrissen zu werden. Er beruht hauptsächlich auf der im M. Allg. Reichsarchiv unter den Akten des 30jährigen Kriegs vorhandenen Korrespondenz Maximilians mit dem Frhrn. Rudolf von Dornsperg, Hauptmann von Burghausen, über den bei Nördlingen gefangenen und in Burghausen seit Oktober 1634 inhaftierten schwedischen Feldmarschall Horn, als es sich um dessen Freilassung bezw. Auswechslung handelte.

Beispielsweise schreibt Maximilian an Dornsperg[2]): „Nachdem wir auch aus denen von dem Oxenstiern an den Horn abgegangenen Schreiben und Memorial verstandten, wessen er sich wegen unserer von München entfiehrten Mahlerey und anderer Sachen erklehrt, und daß er sich zwar erbiettet, das Seinige zu thuen, beynebens aber allerhandt unerhebliche Difficulteten, die Sachen schwer und ungewüß zu machen, anziehet, als sollest du dem Horn andeutten, wir khönden wol darauß abnemen, daß dises mehrer als ein Hoffbeschaidt und lähres Entbietten, dem Oxenstern auch wenig genueg ernst seye, uns die entfiehrte Sachen wiederumb zu restituiren. Dan daß erstlich vorgeben wirdt, der von Krailßheimb entschuldige sich, daß er von denen uns entfiehrten Sachen nichts wüsse, ist das Gegenspül aus deme genuegsambt bekhant, daß eben er der Ainige und Vornembste gewesen, der den König zu Hinwecknemung unserer Sachen stimulirt und ermahnet, ja mit Füngern darauf gedeüttet, hernach solche einschlagen und nach Augspurg zu dem Hainhoffer, der es selbsten also wahr zu sein vorgibt, hinüberführen, hernach von dortten abhollen und weutter auf die Seiten, an Orth und Ende, wo er ohne Zweifel wol wissen wirdt, bringen lassen. So ist auch gar ain faule und baufellige Ausrödt, daß er vorgibt, unsere Stuckh seyen nit erkhentlich, da doch thailß mit unsern Wappen gemerkht, andere aber in der überschückhten Verzeichnuß

1) König Gustav Adolph und Friedrich v. d. Pfalz in München i. J. 1632; im: Taschenbuch f. die vaterländ. Geschichte, gegr. u. her. von J. Frhr. v. Hormayr, fortges. von G. Th. Rudhart, München 1856, S. 69—143.

2) A. a. O. 131 ff.

also describirt sein, daß man nit fählen, sonder selbige gar leichtlich erkhennen kann.

Daß man sich ferner auch mit der Königinn in Schweden und daß sye sich mit solchen Sachen delectire, zu entschuldigen vermaint, hat es darmit aine solche Mainung, daß wir uns ebenso vüll als die Königin mit der Mahlerei und dergleichen schönen Khunststukhen delectirn und eben darumben solche in unserer Residenz zu München aufhengen, uns auch anjetzt desto stärkher angelegen sein lassen, solche wiederumb zur Handt zu bringen. Und halten wir darfür, weil'n dise Sachen aus unserer Residenz und Khunstcamer, wider den austrukhlichen Inhalt des Münchnerischen Accord und also wider des Königs gegebene Parola hinweckhgenomen wordn, es werde ihro, der Königinn, ain schlechte Freudt, auch ihrem gestorbnen König wenig reputirlich sein, solche Sachen vor Augen zu haben, die er wider die Büllikheitt und den Accord auch unter hohe Personen löbliche Curtosi und Höflichkeit entfiehren lassen, sonder sye werde eben zu Conseruation ihres Königß Reputation und durch den Accord gegebenen Parola, desto mehr von selbsten geneigt und wüllig sein, die uns angehörige Sachen wider ervolgen und restituirn zu lassen.

Was inspecie den Goldtberg belangt, so in der dem Horn vor disem zugestelten Verzaichnuß ebenmessig begrüffen, sollest du ihme andeutten, daß sich zwar solcher zu Augspurg bei dem Hainhoffer, aber ganz zertriemert und verwiest, und darbey insonderheut befunden, daß drey oder vier schöne Berkhstein mit einer Anzahl Shmaragd, wie sye in Indien im Königreich Peru aus ihrer Rocca herfürwachßen, heraus und hinwekhgenommen worden. Wie aber dises Sachen mehrer von Raritet als grossem Preiß sein und wie solche eben darumben, weiln sye von weutten und frembden Orthen herkhomen und man darbey die Würkhung der Natur zu ersehen, desto instendiger widerumb begehren und verlangen, als versehen wir uns gegen ihme Horn und liessen ihme nochmaln erindern, ihme die Widerherbeybringung diser Shmaragdstain sowol als anderer uns entfiehrter Malerey und anderer Khunststukhen, davon Crailsheimer aber, ob er wol den Ignoranten gern agiren wolte, wan man mit Ernst gegen ihme

handlen wirdt, wol Anzaigung zu thun, also angelegen sein zu lassen, wie wir wol wüssen, wann er nur wüll, daß es gar wol geschehen khann."

Wie aus diesem und den übrigen 24 von Rudhart veröffentlichten archivalischen Belegen und der von ihm herangezogenen gedruckten Literatur hervorgeht, wobei das Zeugnis des angesehenen protestantischen Augsburgers, des hier schon mehrfach genannten Hainhofer, besonders in die Wagschale fällt, kann von einem bloßen „vielleicht mit Wissen des Königs" nicht gesprochen werden. Es ist aber auch nicht richtig, daß der König „nach damals waltendem Kriegsrecht" die Plünderung der Behausung Maximilians zugelassen habe; denn München war keine mit stürmender Hand eroberte Stadt, sondern hatte sich geöffnet auf grund eines Akkords Gustav Adolfs, in welchem der König gegen die ungeheuerliche Summe von 300 000 Tlr. unter anderem ausdrücklich den Schutz des Privateigentums verbürgte, so daß Maximilian mit Recht sagen konnte: Gustav Adolf hat „wider accord und gegebene parola" gehandelt.

Schon am 14. Juni 1632 begann der Kurfürst seine Maßnahmen zur Wiedergewinnung der verlorenen Habe. Zu den Mitteilungen bei Rudhart[1]) und Riezler[2]) bieten die hier vorliegenden Schriftstücke des Geh. Hausarchivs verschiedene Ergänzungen, namentlich bezüglich der Bibliothek[3]) und der Kunstkammer.

Der Bibliothekar Claudius Belchamps berichtet aus München 1632 Juli 31: „E. Ch. D. gdsten. Bevelch,[4]) so durch dero

---

1) A. a. O. 94 ff.

2) A. a. O. V, 417, f. u. 492.

3) Vgl. dazu: Die kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München (v. Mussat), in: Bayerische Blätter für Gesch., Statistik, Literatur und Kunst 1832 S. 244 f. — Im Jahre 1630 umfaßte die Bibliothek 17,046 gedr. Bücher, 275 griech. und 723 lat. Hss., sie hatte sich seit dem Regierungsantritt M.'s beinahe um 1/8 vermehrt, A. a. O. 239.

4) Bei Rudhart a. a. O.

Rath und Hoffcamer Directorn Doctorn Mändl [1]) mir zu Salzburg insinuirt wordten, diß Inhalts, daß aus dem verhandenem catalogo die ienige Büecher, so der Feindt hinweckhgenommen extrahiern, absonderlich verzaichen und deren Verzaichnuß deroselben ich eheist überschickhen solle, gehorsambist zu pariern und nachzekhomen, bin ich aßbaldt von gemeltem Salzburg auß nacher Burckhausen, dahin auff zway underschidlich Mahl ich die fürnembsten Büecher in großer Anzahl saluirt, verraist, die dort vorhandene special und general catalogos abgeholt, mit mir nacher München hergebracht und auß deren fleissiger inspection und collation gegen den noch gegenwerttigen und sonst durch mich zuvor oben gdst. verstandtner maßen weckhgefierten Büecher gefunden, daß der Feindt alle die jenige Büecher, so in beykhometer Verzaichnuß begriffen und sich summariter auf 1669 belauffen, maßen E. Ch. D. und zugleichen auch wieviel in einer jeder facultet in folio, quarto, 8°, 12 und 16° in specie abgangen, auß beygelegter designation pagina ultima vorermelter außfierlicher Verzaichnuß gst. ersechen werdten, hinweckhgenommen, dabey aber zu beobachten, daß in den ienigen weckhgenomenen 1669 Stuckhen, in Bedenckhung in einem ainichen Tomo offt vil underschidliche Authores und Tractät zusamen eingebunden, wie auß deren Beschreibung gdst. zu spiren, nit nur 1669 sonder vil mer Büecher begriffen gewesen. Von den caluin., lutherischen und andern khezerischen und sonsten verbottenen Büechern hat der Feindt auch ein zimliche Anzahl hin, die ich darumb für gewiß nit zu benennen weiß, daß deren khein ordenlicher catalogus localis vorhanden, meines undterthenigistes Dafürhaltens, und so vil die gefundene Luckhen mir zu erkennen geben, mechten die selbige sich auf 300 tomos erstreckhen, also daß in allem vast bey 2000 Stuckh abgehen mechten. Sonsten sein alle globi [2]) noch verhanden, weil der Feindt solche so wenig alß ich ohne Schadt nit wol fortbringen khinnen, ist auch an den noch verhandnen Büechern, mappis und Fenstern nichts verbrochen wordten. Zu leichterer Abtragung der Büecher haben sye alle die Fürheng

1) Johann M. zu Deitenhofen.

2) Hainhofer bewunderte im J. 1611 deren 8; a. a. O. 81.

hinweckh genommen, die Büecher darein gewickhlet und die bloße Stangen dagelaßen. Und weil in obangeregten gdsten Bevelch, waß für corpora, dabey etlich volumina zusammen gehörig, zergenzt, und waß für zuegehorige tomi hinweckhgenommen, underthenigist zu berichten, auch mir gdst. bevolchen wordten, alß hab ich bey offt angeregter general Verzaichnus pag. 46 ein special designation der zertrenten corporum wie auch der weckhgenommen und dagelaßnen voluminum tomorum oder absonderlichen Theil gehorsambist zulegen wellen und sollen.

Welches alles E. Ch. D. ich vil ehendter undterthenigist berüchtet hette, da der Feindt auß Mengl der saluierten catalogorum, die er ser hart gemanglet, und offt mit Zorn darnach gefragt, mir mit Vermischung der Büecher und Einmischung der uncatholischen und verbottnen under den catholischen und passierlichen nit ein solche confusion gemacht hette, das ich lange Zeitt gebraucht, biß ich alle in die vorige Ordnung gebracht."

Auf dem Rücken ist vermerkt: „Ins Veldt Leger vor Niernberg.[1]) Recipiss, und soll berichten, warumb er Bibliam regiam nit saluiert wie beuolchen worden. 9. Augusti 1632."

Am 18. Januar 1633 fordert der Kurfürst den Bürgermeister Friedrich Ligsalz oder in Abwesenheit den Bürgermeister Spörl in München auf: es sollen die sämtlichen Maler und Kistler, welche dergleichen Sachen zum Wegführen eingemacht haben, vernommen werden und darnach ein Verzeichnis der von den Schweden aus der Kunstkammer und der Gemäldesammlung der Residenz geplünderten Stücke angefertigt und ihm geschickt werden. Und am nämlichen Tage befiehlt er an Claudius Belchamps: er solle in gleicher Weise bei den Genannten und unter der Bürgerschaft Erhebung pflegen. Derselbe berichtet am 8. Februar über seine Bemühungen: er habe fleißig Umfrage gehalten und gehört, daß die meisten und schönsten Gemälde nach Augsburg gebracht worden seien und sich noch dort befänden. Es seien aber noch viele Sachen bei den Münchnern Bürgern und Handwerksleuten vorhanden, die dem Feinde hatten helfen müssen und sich nun beim Kammerdiener Kreutmayr

1) Maximilian war am 16. Juli mit Wallenstein vor Nürnberg eingetroffen; Heilmann 364.

zur freiwilligen Rückerstattung gemeldet hätten. Beispielsweise sei bei dem Gastgeber Georg Hirschberger [1]) der stählerne Spiegel, „so so wunderliche formas und Gesiechter representirt“, ferner habe ein Maler im Thal, Namens Brüderlein, [2]) etliche Gemälde aus der Residenz; desgleichen aus der Kunstkammer Sachen bei dem Schlosser Brandl, der im jüngst abgebrannten Hofkammer-Direktorshaus gewohnt habe; do. beim Kistler Meier im Fingergäßl; do. beim Goldschmied Eberl; do. habe ein Schäffler ein „Schall und Khrüegl“; do. der Kistler Franz Gaßmann [3]) soll für das Einmachen von einem schwedischen Proviantmeister einige Kunstsachen zur Bezahlung empfangen haben. Man solle die Sachen in Güte wieder herauszubekommen suchen. Auf diesen Bericht verordnete der Kurfürst umgehend, daß man namentlich bei dem Kistler Gaßmann nachschauen solle, und am 16. Februar weist er den Kammerdiener Onuphrius Kreutmayr eigens an, Nachfrage und Nachforschung bei mehreren namentlich aufgeführten Bürgern und Handwerkern zu halten und zu berichten. Ebenso lautet die Ordre vom nämlichen Tage an den Hofkammerrat Wiguleus Widmann. Dem Bürgermeister Ligsalz schreibt Maximilian das Gleiche am 18. Februar, fügt aber bei: Es solle den Leuten, wenn sie die gekauften oder auf irgend eine Art bekommenen Sachen gutwillig wieder hergäben, dafür keine Ungnade oder Vergeltung erwachsen, sondern unter Umständen „vil mehr Ergetzlichheit neben gebüerender Erstattung was etwan darumb außgelegt worden“; nur im Widersetzlichkeitsfalle solle gestraft werden.

Belchamps berichtet am 28. Februar über seine weiteren Erhebungen, daß der Handelsmann Huber im Thal ein Gießfaß und Handbecken von Elfenbein aus der Kunstkammer habe und wahrscheinlich noch mehr; irgendwo, so habe er gehört, sei auch ein St. Sebastian, „so zwar gar khlein und nur von Holz,

1) Vgl. über ihn auch Schädel S. 124.

2) Hans Brüderl, vgl. G. v. Sutner, München während des 30j. Krieges, S. 71 und Rudhart a. a. O. 129. Er ist der, welcher bei Hof „die nackenden niederländischen Bilder“ übermalen mußte und auch wohl die Übermalungen am Paumgartner'schen Altar vollführt hat; Voll a. a. O. 83.

3) Gassner bei Rudhart S. 129.

welcher dennoch durch einen Mahler auff 100 Reichsth. der Khunst halb geschezt worden"; ein Priester habe ihm gesagt, er habe an einem Ort einen schönen Spiegel (nicht den von Stahl) gesehen, ebenso etliche schöne Gemälde, wozu der Kurfürst am Rande bemerkt: „Het ihm gebüert eintweder den Priester namhafft ze machen oder die specification der gemalten Stuckh und wo sie seien zu erfragen." Demgemäß läßt der Kurfürst ihm auch antworten, er wiederholt am gleichen Tage an Bürgermeister Ligsalz seine frühere Aufforderung und legt ein Verzeichnis bei: „Was der schwedische Hofmarschall der von Crailßheimb von der churf. Galleria und Khunstcamer wegkhgenommen." [1])

Da auch die Veröffentlichung dieses Verzeichnisses bei Rudhart der Vergessenheit anheimgefallen ist, dürfte ein Abdruck desselben nach dem Exemplar des Geh. Hausarchivs [2]) nicht unangemessen sein, damit das Interesse der Kunstwissenschaft neuerdings auf die verschollenen Stücke hingelenkt werde:

„Ein groß gemalt Stuckh auf Holz, U. L. F., die Muetter Gottes Maria, mit vilen Heiligen Jungkhfrauen und einer Landschafft, von Johann Holpain gemalt a°· 1519. Zu rugkh mit No. 3 gezaichnet. [3])

Ein Stuckh auf beiden Seitten gemalt, auf einer die Grablegung Christi, auf der andern, wie ein Jud Christum verspott, vom Hanns Mielich gemalt, a°· 1543, gezaichnet mit No. 5. [4])

1) Dieses Verzeichnis ließ der Kurfürst in zwei Ausfertigungen und in mehreren Exemplaren herstellen für die mit der Beischaffung der geraubten Sachen Betrauten, u. a. auch für den General Horn; vgl. Rudhart 91. Die eine Ausfertigung gibt die Maße und Bemerkungen des von Reber a. a. O. veröffent. Inventars von 1628 wieder und betrifft die Bilder mit goldenen Rahmen, abgedruckt bei Rudhart 112—114. Die andere Ausfertigung, abgedruckt bei Rudhart, ist so ziemlich dieselbe wie die hier an Ligsalz überschickte.

2) Unter Vergleichung der näheren Angaben von der ersten Ausfertigung bei Rudhart.

3) Ebenso in der ersten Ausfertigung bei Rudhart. Nach Reber 21 vielleicht identisch mit einem Bilde zu Lissabon.

4) Ebenso a. a. O. bei Rudhart. Nach Reber 22 heute verschollen.

Ein Tafel, darauf die Fürstellung Christi mit einem Wochenmarckht, von aim Niderlender gemalt, a°. 1561. Zu ruckh mit No. 6 bezaichnet.[1])

Ein Tafel darauf Isaac, wie er sein Sohn Jacob benediciert. Zu rugkh gezaichnet mit No. 7.[2])

St. Johannes Evangelista in der Insel Pathmo mit allerlay Vöglen und etlichen Tierlein. Zu rugkh mit No. 8 bezaichnet.[3])

U. L. F. mit dem Khinde, so St. Catharina ein Ring ansteckht, darbey St. Dorothea, Margarita und Barbara vom Lucaß Cronach gemalt a°. 1516. Zu rugkh bezaichnet mit No 13.[4])

Ein überhöchte Tafel die heiligen drey Khönig auf Holz. Zu ruckh Nr. 19.[5])

In dergleichen Größ die Geburt Christi, ist mit der Jarzal a°. 1510. Zu ruckh Nr. 20.[5])

Ein Judith auf Holz vom Lucas Cronach. Zu ruckh mit Nr. 22 gezaichnet.[6])

Ein Jahel dergleichen Größ auch vom Cronach. Zu ruckh mit Nr. 23.[7])

St. Augustinus No. 28 und[8]) St. Monica Nr. 29 zu rugkh bezaichnet.[8])

Zway Stückhlein auf Kupffer, der Öhlberg und die Grablegung.[9])

Ein alter Mann, so einem Weib Gold zu wögen in die Hanndt gibt, vom Lucas Cronach a°. 1532. Zu rugkh mit No. 50 bezaichnet.[10])

---

1) Bei Rudhart von Longo Pier. Nach Reber 26: Pieter Artsen und jetzt in Schleißheim.

2) Bei Rudhart von Johann Henessn. Nach Reber 26: Jan van Hemessen und jetzt Pinakothek Nr. 170.

3) Bei Rudhart 1518 gemalt von Purgkhmair. Nach Reber 21 jetzt Pinakothek Nr. 222.

4) Ebenso bei Rudhart. Nach Reber 20 verschollen.

5) Bei Rudhart „mit contrafettischen Gesichtern".

6) Bei Rudhart „mehr als Pruftbild". Jetzt Schleißheim Nr. 203.

7) Bei Rudhart „ao. 1530". Nach Reber 20 jetzt verschwunden.

8) Bei Rudhart „mit contrafettischen Gesichtern". Ebenso im Inventar von 1628 bei Reber 42.

9) Im Inventar der Kammergalerie von 1628 nicht enthalten.

10) Nach Reber 20 jetzt in Stockholm Nr. 258.

Die römisch histori Manlii Torquati. Zu ruckh mit No. 56 bezaichnet. [1])

Die Belagerung der Statt Alexia. Ist gemalt a°. 1533, und zurugkh gezaichnet No. 57. [2])

Horatius Cocles. Zuruckh mit No. 58. [3])

Quintus Mutius Scaevola. Ist gemalt a°. 1533 und zuruckh mit No. 59 bezaichnet. [4])

Dise nechst obbemeldte vier Stuckh seind groß und maiste das bayrisch Wappen dabey gemalt.

Ein Brustbild St. Maria Magdalena repraesentierendt von dem nechst verstorbenen König in Polen Sigismundo [5]) mit aigner Hand gemalt, wie auf der von Ebenholz eingefaßten Ramb zu lesen.

Anndre Sachen.

Ein Gepürg von goldhaltigen Handstainen und etlichen peruischen Schmarallen und malachiten zusamen gesezt, die Versuechung Christi in der Wüesten repräsentierend. [6])

Ein Gewächs von schwarzen Corallen. [7])

Ein annders großes von rotten Corallen. [7])

Ein khlainers von rotten Corallen [7])

Ein gemalt Täfelein von Miniatur die Gepurt Christi, in Ebenholz mit einer Tachung eingefaßt. [8])

Zwo Schißlen oder Peckhen wolschmeckhender Ambra. [7])

1) Bei Rudhart „vom Refinger". Nach Reber 22 jetzt in Stockholm Nr. 294, recte 296, nach Reber, Die Gemälde der herz. b. Kunstkammer, in: Münch. Sitzungsberichte 1892 S. 149.

2) Bei Rudhart „vom Fesele". Nach Reber 22 jetzt Pinakothek Nr. 295.

3) Bei Rudhart „vom Refinger". Nach Reber 22 jetzt Stockholm Nr. 294.

4) Bei Rudhart „vom Schöpfer". Nach Reber 22 jetzt Stockholm Nr. 295.

5) Es ist Sigismund III. († 1632), von dem das Inventar von 1628 (Reber 32, 34) auch einen goldenen Löffel und einen Becher verzeichnet; die hl. Magdalena ist in diesem Inventar nicht aufgeführt.

6) Der von Maximilian oben S. 641 beklagte „Goldtberg"; im angegebenen Inventar S. 32.

7) Derartige Gegenstände verzeichnet das Inventar mehrere; vgl. auch Häutle, Hainhofer a. a. O. 94.

8) Im genannten Inventar nicht verzeichnet.

Mit reservation, was etwann noch verner in Erfahrung gebracht werden mechte, so von bemeldtem Crailßhaimb wegkhgenomen und spoliert worden.

Christoff Mayr und Hanns Jacob Weibart haben dem Obristen uber die Artilleria, so im Zeughauß gelegen, zwen Schreibtisch und Corallenberg eingebackht."

Von den 21 Gemälden wurden nur 5 wieder herbeigebracht von Augsburger, Nürnberger, Ulmer und Frankfurter Bürgern; 4 sind jetzt in Stockholm (1 Cranach, 2 Refinger und 1 Schöpfer) und 12 sind verschollen: eine Madonna von Holbein, eine Grablegung von Mielich, eine Vermählung Katharinas sowie eine Jahel von Cranach, eine Magdalena von König Sigmund von Polen, und von unbekannten Meistern: ein Dreikönigsbild, eine Geburt Christi, ein Augustinus, eine Monika, eine Geburt, ein Ölberg, eine Grablegung Christi.

„Mit der Kunst Camer ist mann wol übel genug umbgangen, und vast durchgeendt alles, außer etlich wenigen . . schlechter Sachen, was nit abwekh gebracht werden khinden, verrissen, verworffen und erschlagen worden".

Diese drastischen Worte im Berichte der Kammer-Räte vom 28. Juli 1632 an den Kurfürsten [1]) sehen wir durch die Feststellungen des Verzeichnisses traurig bestätigt.

Allerdings hat auch Maximilian und zwar, wie die vorliegenden Mitteilungen aus dem Geh. Hausarchiv klar dartun, systematisch alle Mühe angewandt, um aus den eroberten Gebieten sich gerade die Kunstwerke zu verschaffen, welche seinen ausgeprägten Geschmack und Sammlerehrgeiz befriedigten. [2]) In den meisten Fällen wie z. B. bei Nürnberg

1) Rudhart a. a. O. 98—103.

2) Vgl. die Anweisung des Kurfürsten an Albr. von Lerchenfeld 1627 Juni 6. (s. oben S. 555 ff.) [Hausarchiv a. a O.]: „Wür haben auß deinem Bericht vernommen, waß du in der särischen Graffschafft Henneberg mit einem sarischen Beambten wegen eines geschnittenen Altars für ein tractation gepflogen. Nun ist unser Mainung nit gewest, noch von unß dir die Andeittung beschehen,

genügte dabei sicher schon der Hinblick auf die politische Machtstellung des Wittelsbachers, um das Entgegenkommen zu bewirken. Allein grundsätzlich verfuhr der Kurfürst doch in der Weise, daß er auf seine Kosten einen Eintausch der Originale gegen Kopien zu erreichen suchte, beispielsweise auch 1623 in Mainz und Aschaffenbnrg, als ihm sein Bruder Ferdinand schrieb: Kurmainz wolle das Eccehomobild in Mainz nicht hergeben, es aber vielleicht kopieren lassen; in der Stiftskirche zu Aschaffenburg sollen noch etliche Gemälde von Albrecht Dürer sein, es sei ihm aber zu überlassen, ob er seinen Maler schicken und die Gemälde besichtigen und kopieren lassen wolle. [1])

Und das bei Maximilians ausgesprochenem, ja leidenschaftlichem Dürer-Kultus![2]) Wie wahr hat Nikolaus Prugger

---

einem von Holz geschnittnen Altar oder Stuckh nachzutrachten, sonder wür haben allein von gemalten und zwar nit jeden Altar, sonder allein den jhenigen, so von menikhlichen berhüembt sein, die Anregung gethan, dann andere uns weder annemlich noch brauchsam, sonder Mhüe und Unkhosten dabey vergebens, also hettestu vil bößer getan, ehe du mit dem saxischen Beambten tractiert, und sogar ihme ohne unsern Befelch zuegemuettet die Sach an den Churfürsten zubringen, welches unser Meinung nit ist, zuvor umb Rechtnus willen an unß gelangen zelaßen. Befelchen dir herauf, das du solches Anbringen bei dem Churfürsten durch glimpfliche Mittl abstellest, und hinfüran allein den berhüembten Gemälen und nit denen negsten böſten nachtrachtest, wo ainiger Fürst darunder zu begrießen were, unß deßen zuvor berichtest und unsers Beschaidts darüber erwartest". — Lerchenfeld verstand schlecht, die Zufriedenheit des Kurfürsten zu erwerben, denn auch am 30. Sept. gl. Js. findet dieser ein ihm von L. überschicktes Gemälde „nit sonders khunstlich", ja er stellt dasselbe L. sogar wieder zur Verfügung und schärft ihm ein, die Sachen immer zuerst durch kunstverständige Leute prüfen zu lassen; Reichsarchiv Dreißg. Kriegsakten Tom. 143 fol. 222.

1) 1623 Mai 13; Briefe u. Akten z. Gesch. d. dreißigjähr. Krieges, N. F. II. Teil 1. Bd., bearb. v. W. Götz (1907) S. 163, Anm. 1.

2) Übrigens interessierte sich schon sein Vater Wilhelm V. für Dürer. Am 14. März 1579 schreibt diesem Phil. Ed. Fugger aus Augsburg (Hausarchiv Akt 607): Er habe alsobald nach sr. Ankunft

den Kurfürsten dargestellt auf dem Bildnis im Stiftersaal der Älteren Pinakothek! Und wie treffend deutet Reber [1]) die Züge dieses Bildes: „Sie erscheinen nur verschleiert unter tiefmelancholischem Ernste und dem Ausdruck einer asketischen Geringschätzung alles Glanzes, wie ihn nur lange und schmerzliche Erfahrung bei anders veranlagten Naturen zu erzwingen vermag. Es ist der Mann, der glänzend in den Neigungen seiner Jugend, voll hochfliegenden Ehrgeizes in seinem Mannesalter, schließlich groß war im Entsagen."

---

dem Befehle des Herzogs gemäß „nach des Dürers gestochne Kupfer seines Passions gleichfalls den mit der Hand gerißnen und mit Farben außgestrichnen Löwen und Leoparden" nachgefragt. Die Kupfer hat bereits ein Goldschmied daselbst gekauft, der sie obwohl er sie um weniger als 100 Kronen erworben, doch nicht unter diesem Preise hergeben wolle. Die anderen 2 Sachen seien wieder nach Nürnberg, woher sie gekommen, zurückgegangen. Da er aber gehört habe, daß man sie „neben anderen gerißnen und ausgestrichenen Bluemwerkh von gedachten Durers Hand" ihm schicken wolle, so habe er es aufgetragen und erwarte nun des Herzogs Bescheid. — Welches wohl die (niederdeutschen?) Bilder sind, die Herzog Wolfgang Wilhelm von Neuburg am 9. März 1615 aus Neuburg an seinen Schwiegervater Wilhelm V. und Schwager Herzog Albrecht nach München schickte? An ersteren mit den Begleitworten: „E. Dhlt. übersenden wir hiebey das vertröste Gemäld von St. Thomae Bekehrung, so wir von Brüssel auß mit heraufbringen lassen"; an Albrecht: „das vertröste Gemäld von Weintrauben und Federwiltbret illuminirt". Von Thomä Bekehrung erbittet sich Wolfgang Wilhelm eine Kopie. (Akt 2657). — Es wäre eine ungemein interessante und dankenswerte Aufgabe, die künstlerischen Bestrebungen Wilhelms V. und Maximilians I. im Zusammenhang darzustellen.

1) A. a. O. S. 29.

LXXVI.

Ein Zeitungsmuseum.[1])

Auf dem heurigen internationalen Kongreß für historische Wissenschaften in Berlin hat Universitätsprofessor Dr. Martin Spahn in Straßburg einen allseitig mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag gehalten über die Presse als Quelle der neuesten Geschichte und ihre gegenwärtigen Benutzungsmöglichkeiten. Es ist im Interesse der Wissenschaft, der Historiker wie der Volkswirtschafts- und Tagespolitiker gelegen, daß die praktische Frucht dieses Vortrages, die Anregung der Gründung eines Reichszeitungsmuseums nicht wie so manche andere Kongreßpflanze der Vergessenheit anheimfällt, sondern Blut und Fleisch annimmt. Die Tagespresse hat sich sofort des Vorschlages bemächtigt und ihm zugestimmt. Die Wichtigkeit eines zu gründenden Reichszeitungsmuseums verlohnt eine nähere Erörterung dieser Frage.

Für die in Büchern und überhaupt in gebundener Form niedergelegten Produkte menschlicher Denkarbeit haben alle Kulturländer in den verschiedenen Bibliotheken Zentralen errichtet, welche einerseits dem Zwecke gewissenhaften Sammelns und Aufbewahrens von Büchern, andererseits der Möglichkeit der bequemen Benutzung von Werken ihr Augenmerk zuwenden. Die Zeitung dagegen konnte bis in die jüngste Zeit hinein einer derartigen Wertschätzung sich nicht erfreuen. Es hängt diese Erscheinung mit der noch immer anhaltenden Geringschätzung des Zeitungswesens im allgemeinen zusammen. Der Kulturwert und die wirtschaftliche Bedeutung der Tageszeitungen sind freilich allgemein anerkannt. Allein noch weite Kreise des lesenden Publikums

---

1) Wir geben die hier dargelegten Gedanken in diesen Blättern wieder, indem wir bemerken, daß wir uns bis auf absehbare Zeit keinen praktischen Erfolg davon versprechen, auch sachliche Bedenken nicht unterdrücken können. Die Red.

erblicken in der Zeitung weiter nichts als entweder einen Gegenstand der Kurzweil oder ein geschäftliches Hilfsmittel, oder ein politisches Werkzeug, das nur für die Stunde dient, dessen Wert aber für die Geschichte und die Wissenschaft überhaupt kaum gewürdigt wird. So erklärt sich die auffallende Tatsache, daß ein so bedeutsamer Faktor im Kultur- und Wirtschaftsleben wie die Zeitung erst in neuerer Zeit als Objekt historischer und volkswirtschaftlicher Forschung Beachtung fand. Unsere im ganzen ausgezeichneten Lehrbücher der Volkswirtschaft haben für die Zeitung gar keine oder nur eine geringe Aufmerksamkeit. Die moderne Zeitung mit ihrem technischen Betrieb, ihrer einschneidenden Wirkung auf Politik, Allgemeinkultur und Weltanschauung, die Zeitung, welche in Millionen von Zungen Tag und Nacht zur Nation spricht, hat als Lehrgegenstand auf unseren Hochschulen erst seit kurzem und nur an vereinzelten Orten (z. B. in Heidelberg, Köln, Zürich) Eingang gefunden. So wurde ein zweimal in der badischen Kammer eingebrachter Antrag auf Errichtung eines eigenen Lehrstuhls für Journalistik von der Regierung abschlägig verbeschieden. Auch die Pflege der Zeitungswissenschaft in der Literatur ist über bescheidene Leistungen nicht hinausgekommen. Außer einigen größeren Monographien von bekannten Zeitungen (z. B. Allgemeine, Frankfurter Zeitung) und einigen kleineren Werken ist mit Ausnahme von Salomons Geschichte des deutschen Zeitungswesens kein Werk vorhanden, welches das Zeitungswesen in tiefer und systematischer Weise erfassen würde. Auch Salomons Geschichte ist nur eine erste Grundlegung. Es ist dies auch leicht erklärlich. Ein Werk über die Zeitung in Geschichte, Technik und Recht überschreitet die Kräfte eines Einzelnen. Eine solche Leistung scheitert aber auch an dem Mangel einer zentralisierten Zusammenfassung der hervorragendsten Zeitungen Deutschlands, sowie an der Lückenhaftigkeit der Literatur über spezielle Gebiete der Zeitungskunde. Fast jedes Gewerbe erfreut sich einer eingehenden Spezialuntersuchung — über das Zeitungsgewerbe fehlen in

wirtschaftlicher und berufsmäßiger Hinsicht die erforderlichen Angaben. Nur was gelegentliche Festschriften einzelner Zeitungsverlage an Einblicken in das deutsche Zeitungswesen gewähren, füllt hier die Lücken aus. In dankenswerter Weise mehren sich aber bereits die Monographien über spezielle Gebiete des Zeitungswesens; z. B. bedeutet d'Esters Geschichte des Zeitungswesens in Westfalen einen sehr wertvollen Fortschritt auf dem Brachfelde der Zeitungsgeschichte, während Bodes Anfänge wirtschaftlicher Berichterstattung in der Presse die ersten Aufschlüsse über das Aufkommen des uns heute geläufigen Handelsteils darbietet. Wie sehr die nationalökonomische Wissenschaft gerade diese praktischen Seiten des Zeitungswesens vernachlässigt, geht daraus hervor, daß in solchen Büchern von der Lehre der Preisbildung, von Welthandel, Marktverkehr und Kursnotierungen wohl die Rede ist, während man sich über Wesen und Technik der Organisation des Nachrichtendienstes ausschweigt.

Aus allen diesen Ausführungen erhellt, daß Geschichte und Volkswirtschaft an der aufmerksameren wissenschaftlichen und bibliographischen Berücksichtigung der Zeitung ein volles Interesse haben müssen. Die Zeiten sind längst vorüber, wo die Zeitung den Charakter von bedeutungslosen Eintagsfliegen aufwies, wo ihr Zweck mit der Erstattung lokaler und sonstiger Nachrichten sich erschöpfte. Die moderne Zeitung ist ein Kulturfaktor ersten Ranges geworden. Gelehrte, Politiker, Diplomaten, Wirtschaftspolitiker machen sie zu ihrem Sprachrohr und greifen mit ihrer Hilfe in das wirtschaftliche, kulturelle und politische Getriebe ein. Damit ist ihre hohe Bedeutung als Geschichtsquelle und Forschungsstoff für zahlreiche wissenschaftliche Disziplinen gegeben. Da aber die Zeitung nur ein Sammelname für Tausende von Schwestern verschiedener politischer und volkswirtschaftlicher Färbung ist, so ergibt sich die Forderung einer wissenschaftlich angelegten und systematisch gegliederten Zentrale gleichsam mit Naturnotwendigkeit.

Spahn gebührt nun das Verdienst, auf diese klaffende Lücke mit Deutlichkeit und sachlichem Verständnis vor einem

größeren Forum hingewiesen zu haben, sodaß die Hoffnung sich nähren läßt, daß diese außerordentlich wichtige Ergänzung unserer bibliographischen Einrichtungen nicht mehr lange auf sich warten läßt. Spahn beansprucht wohl kaum die ausschließliche Vaterschaft dieses Gedankens. Aber er hat dankenswerter Weise den Stein wieder ordentlich ins Rollen gebracht und erneut auf die Unzulänglichkeit der Benützungsmöglichkeiten der Zeitungen hingewiesen. Er ging bei seinen Ausführungen von der Tatsache aus, daß der heutige Eifer für die jüngste nationale Geschichte, für innerpolitische Vorgänge, für Biographien großer Politiker unentrinnbar den Zeitungen seine Aufmerksamkeit zuwenden mußte. Dann charakterisierte er die Zeitung in ihrem Werte als politisch-historische Quelle und wies darauf hin, daß der Standpunkt Treitschkes jedenfalls verkehrt sei, welcher spöttisch meinte, die auf schlechtes Papier gedruckten Zeitungen würden ohnedies in Staub zerfallen, ehe ihr Inhalt in den Bereich des Historikers falle. Spahn hat demgegenüber mit Recht darauf hingewiesen, daß z. B. einem Lebensbild Bismarcks ganz wesentliche Züge fehlen würden, wenn man das tausendstimmige Tosen der öffentlichen Meinung über das Heraufziehen seines Sternes in den 60er Jahren und über seine Glanzzeiten unbeachtet ließe. Wir können hier Spahns Kritik an den Methoden der Zeitungsbenützung zu historischen Zwecken übergehen, um ihm auf das in Frage stehende Gebiet der Möglichkeiten der Zeitungsbenützung zu folgen. Diese praktische Seite des Gegenstandes hat er unter Verwertung der Diskussionsergebnisse am Historikerkongreß und nachträglicher Preßäußerungen in einem Aufsatze der „Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik" (2. Jahrg. Nr. 37 u. 38) ausführlicher begründet. Die Vorzüge der Zeitung als Quellengattung besteht in der Lückenlosigkeit ihres Nachrichtennetzes, in ihrer Sensibilität allen ersten Anfängen von öffentlichen Bewegungen gegenüber, z. B. beim Kulturkampf, beim Durchdringen des Willens zur

nationalen Sozialpolitik, beim Umschwung wirtschaftspolitischer Systeme.

Zu diesem Zwecke muß die Masse der Zeitungen in ihren wichtigeren Erscheinungsformen gesammelt und erhalten werden. Diese Forderung ist gar nicht so selbstverständlich. In diesem Punkte ist es sogar schlimm bestellt. Vollständige Zeitungsexemplare für mehrere Jahrzehnte existieren nur in Ausnahmefällen auf Redaktionsbibliotheken oder öffentlichen Bibliotheken. Die Ergänzung aus Privatbesitz ist vielleicht noch manchmal möglich. Einzelne Zeitungen, wie die für die kirchenpolitische Bewegung unter den deutschen Katholiken wichtige „Aschaffenburger Kirchenzeitung“, welcher Schüler Spahns aufs emsigste nachforschten, gelten heute schon als verschollen. Hier kann nur die Organisierung des Zeitungssammelns Abhilfe bringen. Die Bibliotheken müssen von Amts wegen gehalten sein, die von den Verlegern einzuliefernden Pflichtexemplare sorgfältig aufzubewahren. Man hat darauf hingewiesen, daß infolge einer Kabinettsordre vom 28. Dezember 1824 in Preußen, wonach jeder Verleger zwei Exemplare an die Bibliothek in Berlin und an diejenige seiner Provinz abliefern müsse, wohl die wichtigsten Zeitungen vorhanden sein müßten. Diese Meinung ist nach Spahn irrtümlich. Diese Verfügung ist in Vergessenheit geraten, weil die Bibliotheken nicht mahnten. Die kgl. Bibliothek zu Berlin weist in ihrem Zeitungsbestande außerordentliche Lücken auf. Die „Frankfurter Zeitung“ ist zum mindesten nicht in gebundenem Zustande vorhanden. Die in Berlin selbst erscheinende „Nationalzeitung“ und die „Kölnische Zeitung“ sind nicht vollständig zur Stelle. In dem neuen Bibliotheksgebäude sind besondere Anlagen für die Aufnahme der Zeitungen nicht vorgesehen. Damit ist die wichtigste Frage bei einer Zentralisierung der Zeitungen aufgerollt: Die Raumfrage. Der Zeitung ist der Charakter des Massenhaften und Voluminösen eigen. Die Zeitung in gebundenem Zustande ist ein sehr anspruchsvoller Gast. Die Einbände haben meist großes Format, sind dickleibig und verschlingen unaufhaltsam Raum auf

Raum. Die Zeitungsbibliothek entpuppt sich sonach als eine große technische Schwierigkeit. Was eine größere Tageszeitung an Stoffülle leistet, geht z. B. daraus hervor, daß die „Vossische Zeitung" im Jahre etwa 116 Pfund wiegt, während die „Kölnische Zeitung" nach Brunhuber nur an Text ohne die Anzeigen jährlich etwa 12 Oktavbände von je rund 500 Seiten bietet.

In diesen Punkten muß nun Wandel geschaffen werden. Spahn faßt die Notwendigkeit und den Nutzen einer systematischen Zeitungsbibliothek in folgenden Ausführungen kurz zusammen.

„Nicht nur die Wissenschaft", sagt er, „wie noch jüngst vom Börsenblatt für den deutschen Buchhandel behauptet wurde, sondern auch die Journalistik, die Politik und die Volkswirtschaft hätten den Vorteil davon. Wie die Zeitung heute insgemein mit dem Auge überflogen und weggeworfen wird, unterhalten wir unter Dahingabe großer materieller Mittel in unserem geistigen Kulturleben eine Verschwenderwirtschaft, die in der menschlichen Geschichte, vielleicht in der gesamten Natur ohnegleichen ist. Denn was die Zeitungen Wertvolles an Tatsachen wie Anregungen veröffentlichen, kommt in den Tagen des Erscheinens nicht zur Geltung. Früchte trägt es nur, wenn es übersichtlich und erreichbar gesammelt wird, und tauben Blüten gleichts, wenn es nur einen einzigen Augenblick beachtet wird. Büßt unsere Presse allmählich an geistigem Gehalt ein, so ist die Frage wohl gerechtfertigt, ob die Gesellschaft nicht selbst das Verschulden daran trägt, indem sie ihre Erzeugnisse als Eintagserzeugnisse behandelt. Gerade unsere kenntnisreichsten Staatsmänner der inneren Politik haben mehrfach das Beispiel höherer Schätzung der Zeitung gegeben. Wie Rudolf v. Delbrück in seinen Erinnerungen von dem Nutzen berichtet, den er der systematischen Sammlung von Ausschnitten aus der „Allgemeinen Zeitung" verdankte, so hat Graf Posadowsky noch gegen Ende seiner Amtstätigkeit ein Exemplar der „Frankfurter Zeitung" für die Bibliothek des Reichsamts des Innern erworben. Auch unsere Volkswirtschaftler suchen längst das in Zeitungen aufgespeicherte Material zu heben, und im Auftrage unserer Handels-

hochschulen, der Kölner zum Beispiel, und der Frankfurter Verwaltungsakademie fertigen Agenturen für Zeitungsausschnitte Registraturen aller volkswirtschaftlich wichtigen Zeitungsnachrichten an."

Die Verwirklichung dieser Pläne drängt mit Notwendigkeit hin auf die Errichtung eines Zeitungsmuseums. Diese Forderung wurde schon mehrfach früher erhoben. Ludwig Salomon hat sie bereits vor mehreren Jahren in seiner Geschichte des deutschen Zeitungswesens ausgesprochen. Bei seinen Studien zu diesem Werke erkannte er, „was für eine Fülle von ungemünztem Golde der Erforscher der politischen Geschichte sowohl wie der Kulturhistoriker in den Bänden der halb und ganz vergessenen Zeitungen und Zeitschriften zu schürfen vermag". Er stieß ferner auf die unangenehme Beobachtung, daß selbst Stadtbibliotheken von wichtigen Zeitungen ihres Landes keine einzige Nummer besaßen. Salomon erinnert an die Erbauung von Bildergalerien, Museen, einer Reichsmusikbibliothek; eine Stätte für die systematische Aufstellung der Zeitungsbände ist immer noch eine Unterlassungssünde. Der Gedanke der Gründung eines internationalen Zeitungsarchivs mit Unterstützung aller Kulturstaaten ist bereits auf dem ersten internationalen Historikerkongreß im Haag 1898 von dem serbischen Delegierten Dr. Veswits, dem heutigen serbischen Gesandten in Paris, in Form eines konkreten Antrages an die Öffentlichkeit gedrungen. Die Annahme desselben scheiterte jedoch an dem hartnäckigen, nicht recht verständlichen Widerstand der englischen Historiker, deren einer ihn als „unpraktische Idee" verwarf. Trotz dieser negativen Haltung der Historiker ist gerade England das Land, welches den Gedanken eines Reichszeitungsmuseums bereits verwirklicht hat. Das Britische Museum besitzt ein newspaper room, in welchem die Jahrgänge aller englischen Zeitungen von irgendwelcher Bedeutung wohlgeordnet und gut gebunden gebrauchsbereit dastehen. Infolge großer Rauminanspruchnahme sah sich das Britische Museum vor etlichen Jahren genötigt, einen größeren

Teil der älteren Bände in einem Hilfsbau unterzubringen. Die Zeitungen haben sogar einen Index, z. B. die „Times", welcher es ermöglicht, in kurzem irgendwelchen Artikel aufzufinden. Außerdem sammeln eine große Anzahl von Bibliotheken die Times sowie andere Zeitungen. Auch die Vereinigten Staaten besitzen Zeitungsmuseen, Schweden sammelt seine Zeitungen sorgfältig, während Belgien ein vorzüglich organisiertes Zeitungsarchiv besitzt. Kürzlich hat der italienische Unterrichtsminister die Absicht ausgesprochen, in Rom ein Zeitungsmuseum (Emeroteca) zu begründen, worin sämtliche politische Tagesblätter des Königreichs geordnete Aufstellung finden sollen. Deutschland besitzt seit 1885 in Aachen ein privates Zeitungsmuseum, welches von Oskar von Forkenbeck gegründet wurde und das Zeitungen und Zeitschriften sammelt, soweit ihr Inhalt historisches Interesse, sowie sonstige Merkwürdigkeiten bietet. Seit dem Tode des Begründers führt die Stadt Aachen das Unternehmen. Der Lesesaal des Zeitungsmuseums ist nach Tony Kellen jährlich von 33000 Personen besucht.

Wenn man nun mit Spahn, Salomon, Brunhuber, Kellen die Schaffung eines Zeitungsmuseums und zwar als Schöpfung des Reiches bejaht, so stellen sich der Ausführung nicht unerhebliche Schwierigkeiten in den Weg. Grundsätzlich muß dabei an der Forderung Spahns festgehalten werden, wonach die systematische Zeitungsaufbewahrung von der systematischen Büchersammlung getrennt und nach eigenen technischen Grundsätzen von besonderen Beamten im Lebensberufe verwaltet werden soll. Die erste Schwierigkeit der ununterbrochenen gewissenhaften Sammlung dürfte durch den Zwang der Ablieferung von Pflichtexemplaren und den Pflichteifer der Beamten gehoben sein. Auszuschließen ist eine Mehrteilung des Unternehmens; die Praxis spricht ohne weiteres für die Zentralisierung in Form eines Reichszeitungsmuseums. [1])

[1]) Uns will scheinen, als ob gerade die Praxis gegen eine Zentralisierung und für allenfallsigen Ausbau der in einzelnen Bundes-

Es ist natürlich unmöglich in dieser Zentrale alle deutschen Zeitungen aufzustappeln. Die Raumfrage würde sonst sofort und ständig brennend sein. Um zu sehen, welche Masse von Zeitungen nur für einen einzigen größeren Ort in Betracht kommen, fasse man z. B. Kölns periodische Presse ins Auge. Köln besitzt sechs politische Blätter, welche täglich und zum Teil mehrmals erscheinen. Hiezu kommen eine Reihe von Beilagen, Anzeigeblätter. Volkswirtschaftliche und soziale Blätter zählt es 23; Handel, Gewerbe und Industrie sind durch 25 Blätter vertreten. Kirchliche oder erbauliche Blätter erscheinen 13, Haus- und Landwirtschaft haben 10, die Interessen der Frauenwelt 4 Zeitungen. Außerdem gibt es noch eine Fülle von amtlichen, juristischen, sportlichen und sonstigen Blättern. Die Zahl der heute in Köln erscheinenden periodischen Blätter und Zeitschriften beträgt mehr als 100; dabei sind Jahresberichte, Programme, Kalender usw. mit periodischer Wiederkehr noch nicht mitgerechnet.

Es ist daher klar, daß von vorneherein eine bestimmte Auswahl der ins Reichszeitungsmuseum aufzunehmenden Zeitungen getroffen werden muß. In Zukunft sollen alle Zeitungen gesammelt werden. Zeitungen mit ausschließlichem lokalen Charakter haben höchstens für die Lokalpolitik und -geschichte eine Bedeutung und scheiden aus. Hierüber haben besondere Kommissionen von Politikern und Historikern zu entscheiden. Ein umsichtiger Leiter des Reichszeitungsmuseums

---

staaten z. B. in Bayern bereits bestehenden Einrichtungen sprechen dürfte; schon die Raumfrage weist u. E. zwingend auf Dezentralisierung hin, wie wir auch nicht einsehen können, warum die Zeitungen in Instituten untergebracht werden sollen, welche räumlich und geschäftlich von den Bibliotheken getrennt sind — die Bibliotheken bilden nun einmal das natürliche Zentrum für alle wissenschaftliche literarische Betätigung und sollen es auch bleiben. Wir möchten also hierin keine Trennung wünschen, müssen uns aber ebenso aus praktischen Erwägungen — ohne verbohrte Gegner des heute auch bei uns so beliebten Unitarismus zu sein — gegen ein Reichsmuseum aussprechen. Die Red.

müßte auf die schwankenden Werte einzelner Zeitungen obacht geben, denn es kommt gar nicht selten vor, daß sich auch ein bislang unbeachtetes Blatt zu Bedeutung emporringt. Außer der nicht allzu schwer zu bewerkstelligenden Organisation schieben sich noch technische Schwierigkeiten in den Vordergrund. Unsere Zeitungen werden gewöhnlich auf sehr schlechtes Papier gedruckt. Soll nun die Aufbewahrung für Jahrhunderte Wert haben, dann muß das Bibliothekexemplar auf dauerhaftes, holzfreies Papier gedruckt werden. Das geht ohne Mühe beim Flachdruck, während diese Exemplare auf der Rotationsmaschine nicht gedruckt werden können. Die Größe der Zeitungsformate erheischt ferner starke Einbände, welche auch für die Benützung am Platze und nach auswärts erforderlich sind. Dieser Umstand verursacht ziemlich große Kosten, welche mit der Frequenz der Nachfrage kaum in Einklang zu bringen sind. Hand in Hand mit dem Zeitungsmuseum muß ein Zeitungsarchiv laufen, welchem die Aufgabe zufällt, eine nach Schlagwörtern geordnete Registratur zu Nachschlagezwecken zu führen. Ohne dieselbe ist der Wert der Zeitungsbände für Politiker, Volkswirte und Historiker nur ein halber. Selbst die größten Zeitungen verfügen nicht über eigene Registraturen. Von der „Kreuzzeitung" allein ist bekannt, daß sie ihre Artikel registriert. Ferner müßte mit dem Museum, wie Spahn noch näher ausführt, eine Handbibliothek verbunden werden.

„In sie gehörten alle Bücher und Aufsätze zur Geschichte und Technik des Zeitungswesens, ferner alle noch aufzufindenden vervielfältigten Zeitungskorrespondenzen, sodann alle Parlamentsberichte und Drucksachen der Parlamente wie der öffentliche Zwecke verfolgenden Gesellschaften und Vereine, endlich die Flugschriften des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart. Das Ideal wäre, wenn auch eine Handschriftenabteilung nicht fehlte. Sie wäre die rechte Heimstätte insbesondere für den Nachlaß von Journalisten und Parlamentariern, der heute noch zum unersetzlichen Verluste für unsere Wissenschaft nur zu oft dem Untergange preisgegeben wird."

In dieses großzügige Programm eines Reichszeitungsmuseums muß als belebender Faktor noch eine wissenschaftliche Zeitschrift für Zeitungskunde eingegliedert werden. Dieselbe soll alle wissenschaftlichen Forschungen aus dem großen Gebiete des Zeitungswesens aufnehmen, Beiträge zur Geschichte, zur kulturpolitischen Bedeutung der Zeitungen, zur Technik, zur rechtlichen und sozialen Lage des Zeitungswesens. An einer solchen Zeitschrift für die Zeitungswissenschaft hätten der Verlegerstand, Redakteure und Gelehrte ein erhebliches Interesse. An inhaltlicher Ausgestaltung ist kaum ein Mangel. Einerseits würde das Reichszeitungsmuseum eine ständig fließende Quelle abgeben, anderseits würden die Dozenten für Zeitungskunde, Redakteure usw. dieses Publikationsorgan dankbarst begrüßen.

Trotz so mancher Einwände von schwieriger Gestalt ist die Forderung eines Reichszeitungsmuseums ebenso verlockend als notwendig, wenn Deutschland mit seiner entwickelten Presse und seinem breiten Parlamentarismus nicht hinter anderen Kulturländern zurückstehen will. Wer wird den Gedanken ausführen, wer wird die beträchtlichen Kosten decken wollen? Spahn appelliert an die Staats- und Privatinitiative. „Das Werk wird gelingen, wenn die Parlamente im Bewilligen und unsere großen Zeitungsverleger im Spenden sich die Hände reichen." Möge der Gedanke in allen berufenen Kreisen tiefe Wurzeln schlagen, damit Deutschland in Bälde in Gestalt eines trefflich organisierten Reichszeitungsmuseums um solch ein kulturelles und nationales Institut reicher sei.

Augsburg. Dr. Hans Rost.

LXXVII.

Politische Betrachtungen.

München, 12. November 1908.

Patriotische Beklemmungen.

Es ist wirklich schwer über das, was das deutsche Volk in seiner Gesamtheit seit 14 Tagen in eine seltene Aufregung und Unruhe versetzt hat, nicht zu schweigen. Denn wie Freiherr von Hertling in seiner sogar von der gegnerischen Presse als „geschickt" anerkannten Rede vom letzten Mittwoch es mit tiefem Bedauern aussprach, das monarchische Gefühl in uns muß es schmerzlich empfinden, wenn Kritik und Klage sich mit dem Träger der Krone zu beschäftigen hat. Tiefes Mitgefühl muß uns ergreifen und erschüttern, wenn wir bedenken, was wohl in seiner Seele in den jüngsten Tagen und Wochen vorgegangen sein mag angesichts der Kundgebungen in Wort und Schrift innerhalb und außerhalb des Deutschen Reiches, ja in der ganzen Welt, die wiederhallt von dem bald freudigen, bald mitleidigen Echo der tragischen Veröffentlichung in dem englischen Blatte. Freunde und Feinde des Deutschen Kaisers (die letzteren sind leider mehr als die ersteren) sind einig in dem Urteile über den schweren Schaden, welchen das Interview des ‚Daily Telegraph' direkt und indirekt angerichtet.

Dem, der die Entwicklung der Dinge im Deutschen Reiche seit dem Tode Kaiser Friedrichs aufmerksamen Auges verfolgt hat, ist es ja keineswegs verborgen geblieben, wohin wir mit Naturnotwendigkeit treiben müssen, wohin die abschüssige Bahn, auf welcher wir uns seit Jahren bewegen, führen muß, früher oder später. Es hat einmal eine Zeit gegeben — sie liegt leider schon weit hinter uns —, da blickten aufrichtige Patrioten, denen die Zukunft und das Gedeihen des neuen preußisch-deutschen Reiches nicht allein im Sinne

der Phrasenhaftigkeit, sondern aus innersten Überzeugung eine Herzenssache war und ist, mit einem Gemisch von Bangigkeit und Freude nach Berlin. Es war im Beginne des Jahres 1892, als der damalige preußische Kultusminister Graf von Zedlitz dem Abgeordnetenhause jenen Schulgesetzentwurf vorlegen konnte, der von allen christlich denkenden und fühlenden Elementen als Anfang zu einer Besserung betrachtet und begrüßt wurde. Man weiß heute, daß hauptsächlich auf gefälschte Stimmungsberichte aus Süddeutschland hin die leise aufsteigenden Hoffnungen jäh wieder zu nichte gemacht worden sind (18. März 1892.) Die unverantwortlichen Ratgeber der Krone, über welche schon Fürst Bismarck geklagt hatte, waren die Veranlassung, daß der erste große mutige Schritt nach dem Sturze des ersten Kanzlers auf dem Wege zu einer konservativen christlichen Innenpolitik Preußens in plötzlicher Mutlosigkeit endete: mit verdächtig absolutistisch klingenden Fanfaren war er ausposaunt worden; mit ohnmächtiger Schwäche erfolgte der Rückzug. Damals schloß Jörg einen seiner Zeitläufe-Artikel mit den Worten: „Und ihr (der Sozialdemokratie) kommt es zu Gute, wenn der deutsche Hegemoniestaat an Ansehen im Ausland fünfzig Prozent verliert, und an innerer Zerrüttung das Doppelte gewinnt.“ [1])

Und wie viel haben wir seither nach der einen wie der anderen Richtung verloren und gewonnen!

Bis dahin hatte man geglaubt und gehofft, gewissen sich wohl bald abschleifenden absolutistischen Zügen liege nur eine vielleicht jugendlich kräftig ausgebildete Energie des Willens, der konsequent — als eigener Kanzler — seine bestimmt festgesetzten Ziele verfolge, zu Grunde: wer mir entgegentritt, den zerschmettere ich. Nun zeigte sich plötzlich als Gegenstück eine Schwäche, welche für den Fernerstehenden anfangs schwer zu erklären war. Aber impulsiven Naturen eignet es ja bekanntlich, daß neue Eindrücke, kommen sie woher auch immer, sofort

1) Band 109 S. 793 dieser Blätter.

mit Feuereifer aufgenommen und dann, sei es infolge von Widerstand, sei es weil der Reiz abermals neuer Eindrücke wirkt, früher oder später, meist aber ebenso plötzlich, wieder verabschiedet werden. Solche Naturen sind dann aber so recht ein unübertrefflicher Nährboden für unverantwortliche Ratgeber, für eine schädigende Byzantinerclique. Und was wird im Neu-Byzantinertum nicht alles geleistet, heutigen Tags mehr als je! Man denke sich eine jugendliche empfängliche Persönlichkeit voll Herrscherberuf, durchdrungen von dem Bewußtsein einer nicht blos eingebildeten Machtfülle, umgeben von Höflingen, welche jede auch nur oberflächliche Neigung oder Kenntnis auf diesem oder jenem Gebiete menschlichen Wissens als höchste Weisheit und unüberbietbare Größe bewundern und preisen. Und welche Vielseitigkeit haben wir nicht erlebt in den letzten beiden Jahrzehnten!

Dazu eine ausgesprochene Neigung zu einer mystisch-verklärten Auffassung von der Majestas dei gratia, welche sich zurückträumt in das Kaisertum eines Karl des Großen, der auf weißem Zelter in Aachen einzieht, sich zurückträumt in die Zeiten der Kreuzzüge, eines zum heiligen Lande wallenden Königs. Und im Gegensatz hiezu wiederum sehen wir einen Babel-Bibel-Kritizismus, welcher sonderbar absticht von der Betätigung als summus episcopus, der persönlich den Gottesdienst auf Sr. Majestät Schiffen abhält und den Marinetruppen das Evangelium verkündet.

Denkt man da nicht unwillkürlich, alle diese Erscheinungen zusammenfassend, an das bekannte L'Etat c'est moi des in den letzten Tagen wieder viel genannten „Sonnenkönigs", dessen Gloriole des eigenen Ich den Maßstab für die umgebende Welt immer mehr und mehr verliert.

Daß dem Fürsten Bismarck der neue Herr unerträglich war und umgekehrt diesem jener, war vorauszusehen; der zweite Kanzler bekannte selbst, daß er sich als General fühle, welcher einfach seines obersten Kriegsherrn Befehle ausführe, und der dritte Kanzler hat ausgeglichen, wo er ausgleichen konnte, was aber nicht hinderte, daß auch er mit stür-

mischer Urplötzlichkeit vor die Türe gesetzt wurde. Und Fürst Bülow? Ihn hatte noch nicht die Last der Jahre geschwächt, als er im Reichskanzlerpalais einzog, ihn hat nicht die verwandtschaftliche Beziehung in seiner Bewegungsfreiheit beengt. Hat er, da die absolutistischen Neigungen zunahmen, die rednerischen Entgleisungen sich mehrten, als Dies und Jenes befremdetes Kopfschütteln erregen mußte, seine Pflicht als verantwortlicher Reichskanzler erfüllt? Ist er nicht für das Sprunghafte unserer inneren, für den Zickzackkurs unserer äußeren Politik zum mindestens mitverantwortlich? Wird einer späteren Geschichtschreibung Kritik, wenn einmal Klarheit herrschen kann über das, was heute vielleicht noch im Dunkel liegt, ihm günstig lauten können? Hat er richtig erkannt, wo die Pflicht auszuharren im Dienste des Vaterlandes — inserviendo patriae consumor, sagte Fürst Bismarck — aufhört und die Pflicht des Entweder — oder beginnt?

Bismark war nicht ganz zwei Jahre Kanzler unter Wilhelm II., Caprivi vier, Fürst Hohenlohe sechs und Fürst Bülow ist es seit dem 7. Oktober schon acht Jahre. —

Was der Kanzler neulich im Reichstage gesagt, war ein Verlegenheitsprodukt und sicher nicht auf der Höhe der Situation, war jedenfalls keine Aufklärung und keine Beruhigung für das deutsche Volk, aber auch keine begründete Rechtfertigung des bisherigen Wirkens des Fürsten. Das Eine wollte es vielleicht, das Andere konnte es nicht sein. Denn es muß gerechter Weise anerkannt werden, daß der Reichskanzler jetzt keine Garantie geben konnte, daß das, was er als seine „feste Überzeugung in diesen schweren Tagen gewann“, auch tatsächlich sich bewahrheiten werde. Ob er aber, wie er sollte und muß, die Konsequenzen ziehen wird, wenn diese seine Erwartung getäuscht werden sollte? Wir nehmen an, daß es ihm wirklich Ernst ist, meinen aber, daß er damit schon längst hätte Ernst machen sollen, dann wäre uns möglicherweise die heutige Situation erspart geblieben.

In den Münchener Neuesten Nachrichten war am Abende des zweiten Interpellationstages eine Auslassung ihres, wie vielfach angenommen wird, offiziösen Berliner Mitarbeiters zu lesen, welche einen erschreckend resignierten Pessimismus atmet, uns aber leider die Lage richtig zu zeichnen scheint. Wir glauben den hauptsächlichsten Inhalt daher trotz des Umfanges hier wiedergeben zu sollen:

.. „Wir mögen auch hoffen, daß eine Reform des auswärtigen Dienstes und Amtes, eine Verstärkung der Kanzlerverantwortung, eine Häufung von Schutz- und Hemmvorrichtungen Gutes im Einzelnen erreichen können. Aber in dem Hauptpunkt werden sie nichts zu ändern vermögen. Natur und Art des Kaisers werden dieselben bleiben.

„Wir sehen die größte Schwierigkeit der ganzen Situation nicht in einer bewußten Hinneigung des Kaisers zum persönlichen oder, wenn man will, zum absolutistischen Regiment, sondern in einer leiblichen und geistigen Verfassung, die ihn mit innerer Notwendigkeit zwingt, aus sich herauszugehen, handelnd einzugreifen, redend überzeugen zu wollen. Wer je mit dem Kaiser in persönliche Berührung gekommen ist, weiß, wie lebhaft, ja wie leidenschaftlich er einen Gesprächsstoff aufgreift, an sich reißt und nicht wieder losläßt. Wo es ihm, wie namentlich bei Ausländern von Ruf und Bedeutung, darauf ankommt, sie zu überzeugen und zu gewinnen, öffnet er vertrauensvoll seine ganze Seele; dann existieren keine Geheimnisse, dann gibt es keine Schranken und Hemmungen. Das ist Sache des Temperaments oder, wenn man will, der Nerven. So fest auch die Gesundheit des Kaisers sein mag, so groß seine Leistungsfähigkeit, er ist von höchster Nervosität. Und die Unrast in seinem Leben und Tun, seine Reisen, seine Besuche, seine Jagden, Besichtigungen, Eröffnungen, so stark sie auch in seinem Pflichtbewußtsein wurzeln mögen, so sind sie doch gleichzeitig auch Ausfluß einer nervösen Spannung, die ihn nicht zur Ruhe kommen läßt. Und hier kommen dann Momente, wo der bewußte Wille dem Nervenreiz unterliegt. Dann brechen jene Ergüsse hervor, dann erleben wir jene Eingriffe, deren Folgen das deutsche Volk tragen muß und die zu verhindern keine Person und keine Institution

in der Lage war und auch künftig nicht sein wird. Auf diesen Punkt einmal deutlich hinzuweisen, dünkt uns Pflicht, damit wir vor Selbsttäuschung bewahrt bleiben, wenn wir meinen, daß Kanzlerwechsel und konstitutionelle Garantien für die Zukunft dauernd Hilfe bringen könnten.“ [1])

Wenn man die Richtigkeit dieser sehr ernsten Erwägungen anerkennt, dann kann man erst recht das Bedauern nicht unterdrücken, daß es nicht gelungen ist die Angelegenheit des Interviews des Daily Telegraph, welches ja nur eine schon länger bestehende Situation blitzartig beleuchtete und sie, die bisher weniger beachtet oder besser gesagt nach Möglichkeit verschleiert worden war, vor aller Welt bekundete, aus dem öden Geleise des Parteigetriebes hinauszuschieben auf den Punkt, welchen patriotische Pflicht unbedingt einzunehmen zwingen mußte. Es ist eben Fehler auf Fehler gemacht worden. Zunächst hat die defekte Maschinerie des auswärtigen Amtes nicht funktioniert — und das ist und bleibt die Schuld des Reichskanzlers; denn nur so wurde die Publikation des das deutsche Ansehen auf lange Zeit kompromittierenden Interview's ermöglicht. Dem folgte die geradezu unglaubliche Erklärung in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, welche das Interview eben erst veröffentlicht und damit scheinbar dessen Richtigkeit bestätigt hatte. Und schließlich konnte sich der Block, des Kanzlers ureigenstes trauriges Gebilde, in ernstester Stunde nicht zu dem einzig richtigen Gedanken eines geschlossenen Vorgehens des gesamten Reichstages als der Vertretung des deutschen Volkes aufschwingen, wodurch jede Kundgebung des Reichstages gerade ihren einheitlichen Charakter und die beabsichtigte Wirkung verlieren mußte. Denn nur die Erklärung, welche Freiherr von Hertling namens des Zentrums abgegeben hat, faßt in würdiger und erschöpfender Form das zusammen, was gesagt werden konnte und mußte. Daß der Reichskanzler die von Patriotismus getragene staatsmännische Rede des hervorragendsten Zentrums-

1) Münchner Neueste Nachrichten vom 12. November 1908 Nr. 530.

parlamentariers abermals keiner Antwort würdigte, zeigt nicht von staatsmännischer Größe, wohl aber von der Schwäche der Position des Fürsten von Bülow und kann eigentlich nur Mitleid wecken. Wir glauben, der vierte Kanzler des deutschen Reiches, der ebenso der Gefangene des Blockes ist wie der Block der Gefangene Bülows, wird gehen, das Zentrum aber bleiben. Das viel geschmähte Zentrum in seiner antinationalen Arroganz aber war wieder einmal nationaler als manche andere Leute.

Wir leugnen allerdings nicht, ob so oder so wird die Frage unschwer zu beantworten sein, was der dauernde Erfolg der Reden und der Rederei im Reichstag sein dürfte. Unwillkürlich drängt sich die Erinnerung auf an ein Gerücht über eine Äußerung, welche gelegentlich der letzten Reichstagsauflösung gefallen sein soll und nicht sehr schmeichelhaft für die Vertreter des deutschen Volkes gelautet habe.

Es ist in den jüngsten Tagen viel von verfassungsmäßigen Garantien gesprochen und geschrieben worden. Da ist es nicht ohne pikante Genugtuung für uns, gerade in diesen Blättern konstatieren zu können, daß auch von einer Seite, welche einst nicht genug frohlocken konnte über jenen Zusammenstoß des Fürsten Bismarck mit dem damaligen Abgeordneten Jörg, als dieser auf den Bundesratsausschuß für auswärtige Angelegenheiten hinwies, in welchem bekanntlich Bayern den Vorsitz führen soll, man sich plötzlich an diesen Ausschuß erinnert und sogar verlangt, daß derselbe entsprechend den Erfordernissen der Zeit weiter ausgebaut werden möge.

Es wäre nur zu wünschen, daß es einem ruhigen, konsequenten und energischen Betonen dessen, was heute und künftig im Interesse des Reiches unbedingt notwendig ist, gelingen würde, durch den Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten die Stellung des verantwortlichen Reichskanzlers, mag er nun Bülow oder anders heißen, für eine umsichtige, stetige Außenpolitik zu festigen. „Das deutsche Reich"

schreibt das Wiener Vaterland[1]) „bedarf zu seinem Schutze einer Kraft, die dem Auslande gegenüber Deutschland vor den Wirkungen der allzu starken und beweglichen Energie des Kaisers bewahrt. Diese Kraft ruht der Verfassung des Reiches gemäß in den Bundesfürsten. Sie ruht und es wäre vielleicht an der Zeit, daß diese Staatsoberhäupter ihre Rechte und Pflichten gegenüber dem Gesamtreiche in etwas aktiverem Geiste betrachteten."

Und in der Tat auf die deutschen Bundesfürsten ist heute unser Blick gerichtet, besonders nachdem der Blockreichstag versagt hat. In ihnen verkörpert sich als den Vertretern der deutschen Bundesstaaten die Idee der deutschen Einigkeit, der Zusammengehörigkeit von Fürst und Volk, die heute mehr als je nötig ist, um den Stürmen von außen und innen gewachsen zu sein.

Wenn aber jene deutschen Bundesfürsten, welche in dem genannten Ausschusse vereinigt sind, innerhalb der ihnen durch die Verfassung zugestandenen freilich beschränkten Grenzen auf eine die wahren Interessen des Reiches befolgende Politik Einfluß üben — dann wird der günstige Rückschlag auch auf unsere inneren Verhältnisse nicht ausbleiben und der föderative Charakter des Reiches, mit dem wir stehen oder fallen werden, gewahrt oder besser wieder hergestellt werden.

Möge daher insbesondere die bayerische Regierung sich dessen klar sein, was die Stunde von ihr für das Wohl des gesamten deutschen Vaterlandes heischt! Denn: „es scheint wirklich schwer krank zu sein, dieses arme deutsche Reich!" — sagt die Augsburger Abendzeitung.

1) Nr. 521 vom 12. November 1908.

LXXVIII.

Zur Geschichte der Reliquien der heiligen Elisabeth.

Von Sophie Görres.

II.

Wenn wir die Geschichte der in Wien, bei den Elisabethinerinnen, befindlichen Reliquien verfolgen, so ist die erste Persönlichkeit, die aus der Dämmerung historischer Erinnerung in ein helles Licht tritt, die der Königswitwe Elisabeth, ehedem Gemahlin Königs Karl IX. von Frankreich, der Tochter Kaiser Max II. und der Schwester der Kaiser Rudolf II. und Mathias. Manche Züge der Ähnlichkeit verbinden Königin Elisabeth mit der edlen heiligen Fürstin, deren Verehrung zu erhöhen sie sich so sehr bemühte. Elisabeth wurde am Freitag 5. Juni 1554 in Wien geboren; ihre Mutter Maria war die Lieblingstochter Kaiser Karl V. Als Kind schon war sie sehr fromm und liebte das Gebet. Wenn sie der Schlaf verhinderte zu rechter Zeit aufzustehen, ließ sie an einer Schnur ziehen, die an ihren Körper gebunden war und die durch ein Loch in der Wand in das Zimmer der Dienerinnen hinausging.[1]) Im zarten Alter wurde sie am 25. Oktober 1570 in Mezières mit König Karl IX. vermählt. In die kurze Zeit, die ihre Ehe währte, fielen schwere Ereignisse. Die Schrecken der Bartholomäusnacht ließen ihr jugendliches Herz erzittern. Elisabeth gab nur einem Kinde, Maria Elisabeth, das Leben; es starb im fünften Jahre. Nach dem frühen Tode des Gemahls (1574) kehrte Elisabeth in ihre Heimat zurück. Die geistreiche, hoch-

1) Cosmographia Austriaca-Franciscana. Placidus Herzog. Coloniae Agrippinae 1741.

gebildete Fürstin, schön von Antlitz und Gestalt und noch in jugendlichem Alter, hätte genug Gelegenheit gefunden sich wieder zu vermählen, allein Elisabeth wollte von solchen Plänen nichts wissen. Sie kehrte erst in die Heimat zurück, als ihr vonseiten ihrer Familie vertragsmäßig das Versprechen gegeben wurde, sie nie mit solchen Zumutungen zu belästigen. Die Schrift, in der ihr dies zugesichert wurde, sperrte sie in ein Kästchen ein; so oft sie ihre Wohnung verließ, zog sie den Schlüssel ab und trug ihn auf der Brust bei sich. Bevor sie sich nach Wien begab, hielt sie sich eine Zeit lang in Prag auf. Ihre Barmherzigkeit war sehr groß, an den Marienfesten und am 25. Oktober kleidete sie eine bestimmte Anzahl von armen Frauen, in der Fastenzeit speiste sie viele Arme und bereitete selbst die für sie bestimmten Speisen. Elisabeths Freund und Berater in der Witwenzeit war ihr ehemaliger Lehrer, der berühmte Gelehrte und Diplomat Ghislain de Busbeque (1522—1592), der ihre Güter in Frankreich verwaltete. Er ist der Erste gewesen, der durch seine Schriften über seinen langjährigen Aufenthalt in Konstantinopel den Schrecken vor den Türken minderte, da er die wirklichen Zustände dort schilderte.

Elisabeth erkundigte sich in Wien, ob kein Klarissenkloster in früherer Zeit bestanden habe; man antwortete ihr, es habe allerdings ein solches an der Stelle des Stadtspitales gestanden, es sei 1529 demoliert worden. Die Klosterfrauen hätten in den schweren Prüfungen der Türkenkriege keine Novizinnen mehr gefunden und seien nacheinander im Annakloster, wohin man sie gebracht hätte, gestorben. Elisabeth beschloß auf diese Mitteilung hin sogleich ein neues Kloster der Klarissinnen zu gründen, und zwar in allernächster Nähe der Hofburg, auf der Stelle, wo eine Burg ihres Bruders Karl Anton Max gestanden hatte. Der Platz, den das Kloster einnahm, erstreckte sich vom heutigen Josephsplatz, der zu drei Teilen von der kaiserlichen Burg eingeschlossen ist, bis in die Dorotheerstraße. Heute steht großenteils das Palais Pallavicini auf diesem Grunde. Am

3. August 1581 wurde der erste Stein zum Baue gelegt. Die Kirche erhielt den Namen von der Königin Maria zu den Engeln, im Volke hieß das Stift bald das Königskloster. Eine Straße, allerdings nicht mehr an der ursprünglichen Stelle, wo das Kloster stand, trägt noch heute diesen Namen.

Am Feste Portiuncula, 1583, wurde die Kirche durch Johann Kaspar Neubeck, Bischof von Wien, feierlich eingeweiht. Königinwitwe Elisabeth bezog fortan das Kloster, aber nicht als Klarissin, sondern als Mitglied des dritten Ordens des heiligen Franziskus. Die ersten Nonnen, welche die Landeskinder, die den hohen Beruf des betrachtenden Lebens ergreifen wollten, unterrichten sollten, wurden aus München nach Wien berufen und zwar aus dem Klarissenkloster am Anger. Die erste Äbtissin hieß Mater Ursula von Ruebach. Der Beichtvater Elisabeths und aller übrigen Schwestern war Pater J. Bonaventura Daumer, ein geschickter Architekt seiner Zeit. Am 26. Juli 1584 wurden wieder neue Altäre konsekriert, auch wurden drei Glocken geweiht, darunter eine zu Ehren der heiligen Elisabeth.

Die Kirche war reich ausgestattet mit kostbaren Kirchengeräten und Paramenten. Noch größer aber war ihr Reichtum an Reliquien der Heiligen. Das kostbare Geschenk Erzherzog Maximilians wurde in prachtvoller Fassung — man weiß, auf welcher Höhe die Goldschmiedekunst jener Zeit stand — am 19. November jeden Jahres und in der Oktave auf dem Hochaltare ausgestellt. Im Jahre 1616 verlieh Papst Paul V. auf das Fest der heiligen Elisabeth für die Klosterfrauen und Gläubigen einen vollkommenen Ablaß durch zehn Jahre; Papst Urban VIII. erneuerte ihn für die Dauer von sieben Jahren, 1628 und 1640, ebenso Papst Alexander VII., 1656, Innozenz XI., 1687, und Alexander VIII. 1690.

Eine Tochter Kaiser Rudolf II., das Pathenkind Elisabeths, die auch den Namen der heiligen Landgräfin trug, trat im Alter von 15 Jahren, nach dem Tode der Pathin,

als strenge Klarissin in das Königskloster ein und führte dort ein heiligmäßiges Leben. Sie erhielt den Namen Soror Konstantia und starb 1624, 37 Jahre alt.

Den feierlichen Einkleidungen der Novizen wohnte Elisabeth selbst bei, sie schnitt den Novizen mit eigener Hand die Haare ab. Am 21. April 1584 befand sich unter den Novizen, die eingekleidet wurden, Klara Röselmeyer. Diese Nonne hatte später die Aufgabe, das Klarissinnenkloster in Judenburg, «Il Paradiso» genannt, zu reformieren. Sie lebte dort 20 Jahre lang als Äbtissin, sie starb 1630. Fünf Jahre nach dem Tode wurde der Leichnam bei einer Untersuchung unversehrt gefunden, er gab einen lieblichen Wohlgeruch von sich. Und doch hatte die Leiche ohne Sarg in der Erde gelegen.

Gewiß gibt das heiligmäßige Leben und die wunderbare Erhaltung des Leichnams dieser Nonne ein Zeugnis für den Geist der Frömmigkeit und Abtödtung, den sie aus dem Mutterkloster mitgebracht hatte.

Die kaiserliche Familie wetteiferte, um das neue Kloster mit Heiligthümern zu begaben. So schenkte die Mutter der Stifterin Kaiserin Maria eine Partikel des heiligen Kreuzes in prachtvoller Monstranz, welche bis dahin in einer Kirche in Troppau in Schlesien aufbewahrt wurde, die aber wegen der Protestanten dort in Gefahr war. Das Kloster besaß auch den Habit des heiligen Bernardin von Siena, den er in seiner letzten Krankheit trug. Dieser Heilige ist der Patron der ganzen österreichischen Ordensprovinz der „Fratres minores“, weshalb gewiß auf diese Reliquie besonderer Wert gelegt wurde; ferner besaß das Kloster den hölzernen Kelch des heiligen Johannes Capistranus, in schöner Fassung. Die Mitglieder des Kaiserhauses verehrten dort besonders eine Kopie des berühmten Bildes der Mutter Gottes in Santa Maria Maggiore. Dieß ließ der heilige Franz Borgias mit Erlaubnis des Papstes mehrmals kopieren, eine dieser Kopien schenkte der Heilige dem Könige Karl IX. von Frankreich, seine Witwe, Königin Elisabeth, brachte dieses

Bild, von ihr Mater admirabilis genannt, mit nach Wien; sie behielt es bei sich und vermachte es nach ihrem Tode dem Kloster, das sie gegründet hat.

Die kaiserliche Familie hatte in der Kirche ein eigenes Oratorium, in dem sie sich fleißig zum Gebete einfand. Die Wände dieses Raumes waren mit heiligen Bildern geschmückt, die Tische, Sessel und der Boden mit Werken der Nadelmalerei mit kostbaren Stickereien bedeckt, doch ohne Anwendung von Goldfäden, um die den Klarissinnen gebotene Armut nicht zu verletzen.

Elisabeth lebte nicht lange in dem von ihr gegründeten Kloster, sie starb am 22. Januar 1592. Sie wollte nur einen hölzernen Sarg haben. Ihr Grabstein, der auf ihren Wunsch ganz einfach sein mußte, sagt, daß die Kräfte des schwachen Körpers Elisabeths durch Fasten und Wachen erschöpft worden seien. Da die Nonnen wohl den Schatz der Reliquien der heiligen Elisabeth besaßen, aber kein Dokument, das die Echtheit derselben bestätigt hätte, so wandte sich die Äbtissin und der ganze Konvent an Erzherzog Maximilian mit der Bitte, eine diesbezügliche Authentika ausstellen zu wollen. Erzherzog Maximilian bekräftigte durch die früher mitgeteilte Urkunde seine Schenkung und gab zugleich Nachricht, woher die heiligen Reliquien genommen seien. Die Angabe, daß Sankt Elisabeths Leichnam in einem silbernen Sarg begraben worden sei, besagt nicht, daß die Reliquien aus diesem selben Sarg genommen worden seien, denn im Jahre 1588 konnten die Reliquien nur einem blos den Eingeweihten bekannten Aufbewahrungsplatze entnommen worden sein.

Das Königskloster bestand in blühendem Zustande bis zum Jahre 1782. Kaiser Josef II. hob das Kloster auf und versetzte die Klosterfrauen in ein Haus in der Vorstadt. Die Gebäude, Kirche und Kloster, wurden abgerissen. Die kostbare Fassung der Reliquien der heiligen Elisabeth wurde wahrscheinlich eingeschmolzen, jedenfalls blieben die heiligen Überreste ohne jeden Schmuck zurück. Kaiser Josef schenkte

die heiligen Gebeine dem Kloster der Elisabethinerinnen auf der Landstraße. Die über die Profanation dieses großen Heiligtums betrübten Verehrer der heiligen Elisabeth ließen einen neuen Reliquienschrein aus Kristallglas, in Silber gefaßt, machen und als Schmuck des Schädels der Heiligen eine silberne Krone. So hatte die Heilige wieder einen Ort gefunden, wo nach den Worten der heil. Schrift „ihr Haupt ruhen konnte". Inmitten der Tertiarerinnen vom Orden des heiligen Franziskus, die sich im anstoßenden Spital der Krankenpflege widmen, weilen die Überreste der Heiligen in einer Umgebung, die sie auch zurzeit ihres Lebens geliebt hätte.

Die Kirche der Elisabethinerinnen ist im Jahre 1715 erbaut worden, der Turm wurde im Jahre 1748 durch Baumeister Martin Gerl vollendet. Gute Bilder zieren die Kirche, die Front des Klosters und die Kirche mit dem zierlichen Turm gibt ein ungemein malerisches Architekturbild, das den Eingang des Bezirkes Landstraße in edler Weise schmückt. Das Kloster wurde von Graz aus gegründet und fand in Wien an einer Fürstin Lichtenstein eine großmütige Wohltäterin.

Außer der kostbaren Urkunde des Erzherzog Maximilian besitzt das Archiv des Klosters noch eine zweite Urkunde, welche aus der Zeit, da die Reliquien der heiligen Elisabeth aus dem aufgehobenen Claraklostes in das Haus der Elisabethinerinnen übertragen wurden, stammt. Sie ist vom damaligen Weihbischof ausgestellt und lautet:

Nos Edmundus Maria Dei et Apostolicae Sedis Gratia Episcopus Tejensis S. R. J. Comes ab Artz et Vasseg, Ss. Theologiae Doctor, S. Caes. Reg. Apost. Majest. Consiliarius, Ecclesiae metropolitanae Viennensis praepositus et canonicus, Decanus Kierenbergensis, antiquissimae ac celeberrimae universitatis Viennensis cancellarius, eminentissimi ac celsissimi S. R. E. titulo ss. quatuor Coronatorum presbyteri cardinalis a Migazzi de Waal et Sonnenthurm, archiepiscopi Viennensis, S. R. J. principis perpetui administratoris episcopatus Vaczensis, insignis ordinis S. Stephani regis apostolici

magnae crucis equitis Sac. caes. reg. apost. Majestatis actualis consiliarii intimi suffraganeus in pontificalibus et spiritualibus vicarius generalis et officialis universis et singulis has Nostras literas visuris, lecturis, aut legi audituris Salutem in Domino Sempiternam. Cum Sicut Nobis Exponi Fecit Devota, ac religiosa in Christo Anna Barbara Monasterii ordinis S. Francisci Serafici Sororum tertii ordinis infirmis inservientium Viennae ad S. Elisabetham pro tempore Superior una cum Venerabili Conventu suo, Augustissimus Dominus Josephus II. Rom. Imperator, Sacras Reliquias, videlicet Caput et ambas Tibias S. Elisabethae, Andreae Regis Hungariae Filiae et Ludovici Hassiae et Thuringiae Landgravii Viduae, duobus annorum Seculis in Monasterio Viennensi Ordinis S. Clarae Monialium ad Reginam nuncupato singulari in veneratione habitas, eoque Anno 1782 sublato praefato Monasterio ad S. Elisabetham clementissime donasset: Nos omnibus bene examinatis, et authenticis recognitis, praedictas sacras Reliquias reverenter reposuimus, et collocavimus intus Cistam quadrangularem, usquequaque crystallinam, argento purissimo circumseptam, affabre ornatam, bene clausam, filo serico rubri coloris colligatam, nostroque parvo in cera rubra hispanica, in parte posteriore apposita, impresso Sigillo, pro majori dictarum Sacrarum Reliquiarum identitate obsignatam. Et ad majorem Dei gloriam, Sanctorumque suorum Venerationem authoritate, qua hac in parte fungimur ordinaria, praedictas sacras Reliquias in Ecclesia S. Elisabethae praefati Monasterii publicae Christi fidelium Venerationi exponendi facultatem in Domino concedimus praesentibus in perpetuum valituris. In quorum fidem praesentes propria manu subscripsimus, et appresso majori Nostro Sigillo corroboravimus, et per Nostrum infra Scriptum a Nobis ad haec specialiter Deputatum expediri mandavimus. Viennae Austriae, ex Praesidentia Nostra; die decima quinta Mensis Novembris, Anni millesimi septingentesimi octuagesimi Secundi.

Edmundus Eppus Teji.
Josephus Pochlin mp. Curiae Archiep.
Presbyter.

Durch diese Urkunde ist die Identität der in der Elisabethinerinnenkirche verehrten Reliquien der heiligen Elisabeth mit jenen von Erzherzog Maximilian seiner Schwester, der Gründerin des S. Klaraklosters geschenkten, vollauf bestättigt.

In der fürstlichen Lichtensteingalerie, in der Vorstadt Roßau in Wien, befindet sich ein Porträt der Königinwitwe Elisabeth in ganzer Figur. Sie ist in Witwentracht abgebildet, im Hintergrunde sieht man die Kirche und das Kloster S. Klara. Das Bild stammt aus dem Kloster S. Klara selbst und trägt die Jahreszahl 1588. Im Louvre in Paris ist das Bildnis der schönen jugendlichen Königin Elisabeth von der Meisterhand Clouets gemalt zu sehen.

Als Enkelin Karls V. hat Elisabeth doch nur im Geiste ihres Ahnen gehandelt, als sie wenigstens einen Teil der Reliquien der heiligen Elisabeth in der von ihr erbauten Kirche wieder zu jener Verehrung mit gebührender Pracht gelangen ließ, die den Reliquien durch so viele Jahre in Marburg gewidmet worden war.

Ein Argument, welches noch weiter für die Echtheit der Reliquien spricht, ist gewiß, daß Karl V., von dem wir urkundlich wissen, daß er von 1539 bis 1550 stets bemüht war die Überreste der heiligen Elisabeth wieder in katholische Hände zurückerstatten zu lassen und sich der Echtheit derselben zu versichern, dies sicher nur unter der Voraussetzung getan hat, daß der deutsche Orden dieses unter so schwierigen Umständen wiedererlangte Gut aufs gewissenhafteste hüten werde. Im Jahre 1588 aber war doch wohl die Erinnerung an alles dies noch nicht erloschen. Daß die Kenntnis des Aufenthaltsortes der heiligen Gebeine als Geheimnis im Deutschen Orden bewahrt wurde, sucht P. Beda Dudik O.S.B. in seiner Schrift „Über die Auffindung der Reliquien der Heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen" (Wien, Gerold 1858) nachzuweisen. Namentlich hält er den Brief des Kurfürsten von Trier, Franz Ludwig, zugleich Hoch- und Deutschmeisters, geschrieben am 22. Juli 1718 an den

Archivar Rheul, für wichtig. Der Kurfürst erkundigte sich nach dem, wie er glaubte von Rheul gekannten geheimen Aufenthaltsort der Gebeine der heiligen Elisabeth.

Ob die im Jahre 1854 in der Kirche zu Marburg zutage gekommenen Gebeine ein Überrest jener zurückerstatteten Reliquien der Heiligen sind, die vergessen an unbekannter Stelle ruhten, ist eine ungelöste Frage, weil keine Untersuchung stattfand. Als Kind war ich, im Jahre 1862, in Marburg, in der Kirche der heiligen Elisabeth; der Sakristan, ein Protestant, der uns herumführte, erzählte beim Grabmal des Landgrafen Konrad die Geschichte des Fundes der Gebeine. Er berichtete, was auch in der Broschüre Scharffensteins (Mainz 1855) erwähnt wird, daß die Gebeine beim Öffnen des steinernen Deckels des Schreines wie Diamanten geglänzt hätten.

Eine Tatsache bleibt es, daß in Marburg außer dem großen Teppich, an dem Sankt Elisabeth gearbeitet haben soll, keine Reliquie der Heiligen vorhanden ist. Ungarn, das Geburtsland der Heiligen, hat im Jubiläumsjahre schmerzlich vermißt, daß es ebenfalls nicht eine einzige Reliquie besitzt. Wie reich ist dagegen Wien, das die bestbeglaubigten Reliquien der Heiligen schon so lange zu bewahren das Glück hat. Möchte übrigens diese kleine Studie dazu beitragen, daß die Reliquien der Heiligen das ganze Jahr hindurch in der Kirche aufgestellt werden und nicht bloß im Monat November durch neun Tage. Dies hat gewiß dazu beigetragen, daß dieser kostbare Schatz, sogar in Wien selbst, bei Vielen in Vergessenheit geraten ist.

LXXIX.

War Dürer zweimal in Italien?

Von G. Anton Weber.

Über keinen deutschen Künstler wird mehr geschrieben als über Albrecht Dürer. Eigene Schriften sowie Aufsätze in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen handeln von dem Nürnberger Meister. Es ist daher keinem Dürerforscher mehr möglich, alle die zerstreuten Dürerstudien kennen zu lernen. Mit Recht hat darum H. Wolfg. Singer seine „Dürer-Bibliographie“ (Straßburg 1903) einen Versuch genannt; denn eine vollständige Aufzählung aller Dürer-Artikel, welche das zwanzigste Jahrhundert — allein in deutscher Sprache — hervorbringt, ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Aber der Quantität der literarischen Erzeugnisse entspricht nicht immer die Qualität. So enthält der Aufsatz von Alfr. Hagelstange (Hochland, 3, 297 ff.) eine nicht unerhebliche Zahl von Irrtümern, schiefen Auffassungen und Entstellungen.[1]) Namentlich werden von protestantischer Seite (von Heinr. Wölfflin, Ernst Heidrich u. a.) falsche Auffassungen über Dürers religiöses Bekenntnis verbreitet, obwohl seine Kunst, sein schriftlicher Nachlaß, seine unentwegte Freundschaft mit dem katholischen Landsmann Wilibald Pirkheimer und das ausdrückliche Zeugnis dieses hochangesehenen kaiserlichen Rates das Gegenteil bekunden.[2]) „Freilich“, urteilt richtig Franz Konrad, „wird trotz Webers klarer Beweisführung die Opposition nicht verstummen, wie es ja fast unmöglich ist, historische Irrtümer, wenn die Konfession im Spiel ist, endgültig aus der Welt zu schaffen.“ Ebenso wogt der Streit über den Aufenthalt Dürers in Italien

1) Vgl. Weber; Dürer-Studien, Regensburg 1907.

2) Vergl. Weber, Albrecht Dürer, 3. Auflage. Regensburg 1903. S. 119—224.

noch hin und her, doch dürfte mit der Zeit darüber eine Einigkeit erzielt werden, weil eine religiöse Frage nicht hineinspielt.

Viele Gelehrte nämlich meinen, Dürer sei bereits in den neunziger Jahren des 15. Jahrhunderts in Venedig gewesen und habe in den Jahren 1505—1507 wiederum in Italien geweilt, und sprechen demnach von einer zweimaligen italienischen Reise des Künstlers.

Mor. Thausing verlegte die angebliche erste Reise Albrecht Dürers in die Wanderjahre, und durch das Ansehen dieses Dürerforschers ward die Ansicht zu einem Dogma erhoben, dem nur sehr selten, zuerst von dem Franzosen Charles Ephrussi,[1]) dann von mir,[2]) unabhängig von Ephrussi, dessen Buch ich damals noch nicht kennen gelernt hatte, hierauf von Dan. Burckhardt[3]) widersprochen wurde.

Andere setzen Dürers „erste" Reise nach Venedig in die Jahre 1494/95, und Luise Krebs (Repertorium für Kunstwissenschaft 30 [1907], 404) schreibt sogar: „1494—95 wird die erste Reise Dürers nach Italien jetzt allgemein angenommen."

Suchen wir nun die Wahrheit zu erforschen.

I.

Wenden wir uns zu den Wanderjahren.

Über diese berichtet Dürer selbst: „Da ich ausgelernt hatte, schickte mich mein Vater hinweg und ich blieb vier Jahre aus, bis daß mich mein Vater wieder forderte. Nachdem ich im Jahre 1490 nach Ostern hinweggezogen war, kam ich darnach wieder, als man zählte 1494 nach Pfingsten."[4])

1) A. Durer et ses dessins, Paris 1882.

2) Im „Vaterlands-Kalender für das Jahr 1888" (Würzburg 1887), im „Deutschen Hausschatz" (XIX. Jahrg., S. 517 f.), in meiner Schrift „Albr. Dürer" usw.

3) Albr. Dürers Aufenthalt in Basel 1492—94, München 1892.

4) Im Jahre 1490 fiel der Ostersonntag auf den 11. April, im Jahre 1494 der Pfingstsonntag auf den 18. Mai.

Wäre Dürer weit umhergewandert und hätte er sich im fremden Lande, z. B. in Italien, aufgehalten, so würde er sicherlich das nicht verschwiegen haben. Denn selbst in der Gegenwart, in der Zeit der Eisenbahnen, rühmt sich so mancher, italienischen Boden betreten zu haben, obwohl die Reise nach Oberitalien doch nur eine kurze, mühelose Fahrt ist. Dürer hätte sich damals nicht ohne Grund der beschwerlichen Reise in ein anderes Sprachgebiet rühmen können. Und der Künstler war von Eitelkeit nicht völlig frei.

Auch befreundete Zeitgenossen und Landsleute wissen nichts von einer Reise Dürers nach Italien. Der gelehrte Nürnberger Rat Christoph Scheurl († 1542) meldet nur, daß Dürer[1]) auf seiner Wanderung durch Deutschland nach Colmar kam, wo er von den Goldschmieden Kaspar und Paul und dem Maler Ludwig, Brüdern Martin Schongauers, gut aufgenommen wurde. Dieselbe freundliche Aufnahme ward ihm später vom vierten Bruder Schongauers, dem Goldschmiede Georg, in Basel zu teil. Damit stimmt überein die Nachricht des zweiten Zeugen, des Dürerschen Schreibgehilfen Johann Neudörfer (1497—1563), wenn er vom wandernden Dürer sagt: „Da er gewandert und Deutschland durchzogen und besehen, ist er gen Colmar zu Kaspar und Paulus, Goldschmiden, Ludwigen dem Maler, und zu Basel zu Georgen, Goldschmiden, allen vieren des Martin Schön Brüdern, kommen, von denen allen er ehrlich (d. i. mit Ehren) empfangen und freundlich gehalten worden.“ [2]) Beide Nürnberger wußten ohne Zweifel des Näheren über

1) „tandem peragrata Germania, quum anno nonagesimo secundo Colmariam venisset, a Casparo et Paulo aurifabris et Ludovico pictore, item etiam Basileae a Georgio aurifabro Martini fratribus, susceptus sit, benigne atque humane tractatus“ (Pirckheimeri opera, edita a Melchiore Goldasto, Francoforti MDCX, pag. 352).

2) G. W. K. Lochner, des Johann Neudörfer, Schreib- und Rechenmeisters zu Nürnberg, Nachrichten von Künstlern und Werkleuten daselbst aus dem Jahre 1547. Wien 1875, S. 132.

die Wanderschaft Dürers; Venedig gehörte nicht zu den von Dürer besuchten Städten, sonst würden sie zu gunsten ihres Helden das nicht übergangen haben.

Ich denke mir nun die Wanderung Dürers folgendermaßen: Der junge Künstler war sehr begeistert für den Maler und Kupferstecher Martin Schongauer (Schön); er wollte [1]) diesen gefeierten Meister persönlich kennen lernen und seine Kenntnisse in der Werkstatt desselben zu Colmar vertiefen. Er zog daher westlich, zunächst nach Augsburg und Ulm. Die schwäbischen Künstler in beiden Städten — Hans Holbein der Ältere und Bartholmä Zeitblom — veranlaßten wohl den strebsamen Jüngling zum Verweilen. Er griff hierauf wieder zum Wanderstabe. Da ihm die Nachricht von dem Tode des hochgeschätzten Schongauer nicht zukam, setzte er seine Reise nach Colmar fort. Er gelangte dabei nicht an den Main nnd Niederrhein; denn sein Tagebuch der niederländischen Reise (von Juli 1520 bis Juli 1521) verbietet den Schluß, daß er bereits Würzburg, Frankfurt, Mainz und Köln gesehen hatte; in Köln läßt er sich nämlich die „Tafel" des Stephan Lochner aufschließen, was eine frühere Anwesenheit Dürers in Köln unwahrscheinlich macht. In Colmar arbeitete er im Jahre 1492 bei dem Maler Ludwig; bei ihm übte er sich im Zeichnen für den Holzschnitt und unterrichtete sich weiter in der Technik des Kupferstiches. Nach längerem Aufenthalte ging Dürer, mit Empfehlungsschreiben an den vierten Bruder Martins, Georg, versehen, nach Basel. Hier wurde er bis in die ersten Monate des Jahres 1494 seßhaft, indem er hauptsächlich für Illustrationswerke Baseler Buchdrucker tätig war.[2]) Hierauf weilte er kurze Zeit in einer Straßburger

1) Dürer „Martini discipulum minime fuisse, immo ne vidisse quidem, attamen videre desiderasse vehementer" schreibt Chr. Scheurl an Hieronymus Ebner. Martin Schongauer war am 2. Februar 1491 gestorben.

2) Hans Kögler, zu Dürers Aufenthalt in Basel, Repertorium, 30 (1907), 195.

Werkstatt, denn das Imhoffsche Inventar erwähnt zwei im Jahre 1494 von Albrecht Dürer dort geschaffene Porträte — „von seinem Meister und dem Weibe dieses Meisters“.[1]) Ende Mai treffen wir unseren Künstler wieder in Nürnberg.

Die angeführten Zeugnisse lassen demnach für einen Aufenthalt Dürers in Italien (wie in Polen) zur Zeit seiner Wanderschaft keinen Raum; er hat sicherlich die Grenzen Deutschlands nicht überschritten.

Die künstlerischen Scheingründe übergehe ich, um sie bei der angeblichen Reise nach Venedig, welche in den Jahren 1494/95 stattgefunden haben soll, zu behandeln. Ich begnüge mich vorläufig, die Worte des „Repertorium“ (29, 371) anzuführen: „Das Stilgefühl ist bekanntlich sehr verschieden und überzeugt in streitigen Fällen immer nur den betreffenden Inhaber“.

II.

Unter dem Banne einer „ersten“ italienischen Reise kamen Gabriel von Terey[2]) und fast gleichzeitig Georg Dehio[3]) zu der Behauptung, Dürer habe nach seiner Verehelichung (am 7. Juli 1494)[4]) eine Reise nach Venedig unternommen, welche bis in das Jahr 1495 hineindauerte. Die neue Anschauung fand vielen Beifall (von Heinrich Wölfflin, Berthold Händcke u. a.). Für diese „erste“ Reise werden im allgemeinen die nämlichen Gründe wiederholt, welche zu Gunsten der italienischen Reise in den Wanderjahren ins Treffen geführt wurden. Aber die literarischen und künstlerischen sind durchaus nicht zwingend.

---

1) Museum, 7 (1902), S. 2.

2) Albrecht Dürers venetianischer Aufenthalt 1494—1495, Straßburg 1892.

3) Göttingische gelehrte Anzeigen, Nr. 23.

4) Manche geben ein anderes Datum an; aber Nürnberg gehörte zum Bistume Bamberg, wo nach gleichzeitigen Kalendarien der Tag der heiligen Margerita a. d. III. Id. Jul. gefeiert wurde.

In ersterer Hinsicht wird vor allem eine Stelle bei Scheurl[1]) betont, welche man also übersetzte: „Als Dürer neulich nach Italien zurückgekehrt war, wurde er von den Venetianer und Bologneser Künstlern als zweiter Apelles begrüßt". Doch man gebraucht nicht den Ausdruck „zurückkehren", wenn man nach einem Jahrzehnt in eine fremde Gegend wiederum kommt[2]). Er könnte höchstens von der Rückkehr von einem Ausfluge (in die deutschen Alpen) verstanden werden, mag dieser einige Tage oder einige Wochen gedauert haben. Man macht freilich geltend, Dürer habe für eine Reise in die Tiroler Berge kein Geld und keine Zeit gehabt. Im Sommer 1506 jedoch erscheint der Künstler vielbeschäftigt, und demnach standen ihm auch Mittel[3]) zu einem kleinen Ausflug zur Verfügung, um der erschlaffenden Hitze der Lagunenstadt zu entgehen und auf den Bergen frische Kräfte für weitere Arbeiten zu sammeln. Indessen liegt es viel näher, „rediisset" mit „gekommen war" zu übersetzen, weil das Wort redire auch das bloße „kommen"[4]) bedeutet.

Das zweite angebliche literarische Zeugnis stammt von Dürer selbst. Es sind die bekannten Worte in seinem Briefe

1) „Quid dicam de Alberto Durero? Cui consensu omnium et in pictura et in fictura aetate nostra principatus defertur. Qui cum nuper in Italiam rediiset, tum a Venetis tum a Bononiensibus artificibus me saepe interprete consalutatus est alter Apelles". Libellus de laudibus Germanie et ducum Saxonie a Christoforo Scheurlo Nurembergensi iuris utriusque doctore, Bl. 43.

2) Der Tourist schreibt auf eine Ansichtskarte nicht einmal: „Ich bin nach Tirol zurückgekehrt", wenn er auch alle Jahre dahin kommt.

3) Dürer zahlte sogar für zweimaligen Besuch einer „Tanzschule" einen Dukaten d. i. sieben heutige Mark, wobei aber die damalige Kaufkraft des Geldes gegen jetzt eine mehr als vierfache war.

4) Vgl. Aegidii Forcellini totius Latinitatis Lexicon, Prati 1871: „Redeo proprie est me recipio, revertor . . . Pro venire: Tantone cavetur mors reditura metu?" etc.

aus Venedig an W. Pirkheimer vom 7. Februar 1506: „Das Ding, das mir vor elf Jahren so wohl gefallen hat, das gefällt mir jetzt nicht mehr; und wenn ich's nicht selbst sähe, so hätte ichs keinem andern geglaubt." Daraus soll hervorgehen, daß der Meister i. J. 1495 schon einmal Venedig besucht haben müsse. Aber er deutet in diesem Briefe mit keiner Silbe an, daß er vor elf Jahren — 1495 — den Eindruck in Venedig empfangen habe. Dazu kommt, daß das Wort „Ding" verschieden erklärt wird. Burckhardt (Dürers Aufenthalt in Basel, S. 35) versteht darunter „Kunstweise, Kunstrichtung", H. Grimm[1]) nimmt es für „antikisierende Richtung Mantegnas", Ephrussi[2]) für „Stil des Jacopo de' Barbari" usf. Ich gebe folgende Erklärung: Dürer bewunderte im Jahre 1495 eine Abbildung eines venezianischen Kunstwerkes — sei es in Nürnberg oder in Wittenberg, wo er bei Friedrich von Sachsen weilte oder anderswo —; jetzt sah er das Original und fand sich enttäuscht. Und die Art, wie er des Malers Giovanni Bellini in diesem Briefe vom 7. Februar 1506 gedenkt, „deutet darauf hin, daß er denselben erst damals kennen gelernt habe",[3]) was einer früheren Anwesenheit Dürers in Venedig widerspricht; denn der strebsame Kunstjünger würde schon damals gesucht haben, mit dem großen alten Meister bekannt zu werden.

Literarische Zeugnisse, die ausdrücklich von einer italienischen Reise Dürers in den neunziger Jahren sprechen, gibt es also keine; im Gegenteil: urkundlich steht fest, daß Dürer nach seiner Verheiratung (1494) einige Zeit in Wittenberg für Friedrich von Sachsen tätig war. In den Amtsrechnungen Wittenbergs von 1494—1495 findet sich die Beglaubigung.[4]) Diese nordische Reise schließt wohl den unbeglaubigten Aufenthalt im Süden aus.

1) Über Künstler und Kunstwerke, 1865—67, 1, 140.

2) Gazette des beaux arts, 1, 372.

3) Thausing, Albr. Dürer, 1, 104.

4) Vgl. Robert Bruck, Friedrich der Weise als Förderer der Kunst, Straßburg 1903, S. 145.

Wir können uns somit ohne Voreingenommenheit mit den „künstlerischen Zeugnissen“ befassen.

Da sollen Kopien nach Stichen Mantegnas, wie dem Zweikampfe von Tritonen und dem Bacchanal in der Albertina zu Wien, der Raub der Europa ebendort und das Blatt mit dem Apollo, ferner die mit größter Strenge durchgeführte Zeichnung vom Tode des Orpheus in der Kunsthalle zu Hamburg, ja gezeichnete Löwenköpfe auf Italien hinweisen, weil sie da Dürer vor Augen gekommen seien. Aber Nürnberg und Venedig standen in lebendiger Handelsbeziehung: italienische Kunstwerke (Kupferstiche, Holzschnitte, Zeichnungen, Statuetten) kamen nicht selten nach der reichen Handelsstadt, welche zugleich Metropole der deutschen Kunst war, und wir kennen Hartmann Schedel, den Verfasser einer weitverbreiteten und einflußreichen illustrierten Weltchronik, als eifrigen Sammler. Dürer konnte demnach die Vorbilder in seiner Heimat sehen. Übrigens können die Blätter auch später entstanden sein. Die Jahreszahl 1495 aber, welche sich auf verschiedenen Kopieen nach italienischen Vorlagen befindet, kann nach manchen Jahren irrtümlich auf die Blätter gesetzt worden sein. Die herangezogenen Reisebilder aus Tirol sind bei Gelegenheit der beglaubigten Fahrt nach Italien (auf der Hinreise 1505 oder Heimreise 1507) geschaffen worden.

Ferner soll die Zeichnung eines Christkindes auf ein Gemälde des Lorenzo di Credi zurückgehen, der Stich des heiligen Sebastian an der Säule von einem venezianischen Bilde (des Cima da Conegliano) beeinflußt sein. Ich entgegne: unsere Maler kopieren italienische Gemälde, ohne Italien zu betreten. Lionardos Abendmahl ist vermutlich das verbreitetste Bild der Welt. Wie viele Schöpfer desselben haben das (beschädigte) Original in Mailand betrachtet?

Endlich sind die von Terey vorgeführten Details von Mantegnas Grablegung und Dürers Apokalypse so verschieden, daß ein Beweis schlechterdings nur mißlingt. Allerdings bildeten Kupferstiche des paduanischen Meisters für

den Nürnberger Künstler eine reiche Quelle künstlerischer Belehrung. Zwar waren „von den Werken desselben Dürer wohl nur die Kupferstiche bekannt, aber ihre gewaltige Sprache muß einen tiefen Eindruck auf den deutschen Meister gemacht haben, einen Eindruck, der fortdauerte bis in die späteren Jahre seines Schaffens".[1]) „Gewisse Wahlverwandtschaft bildete naturgemäß das Motiv von Dürers Sympathie für den schroffen Künstler."[2])

Übrigens herrscht über die Datierung der meisten zum Beweise eines italienischen Aufenthaltes in den neunziger Jahren beigebrachten Schöpfungen Dürers Unsicherheit. Selbst die Frage ist nicht überflüssig: stammen die Jahreszahlen, welche sich auf ihnen finden, von dem Meister selber oder von einem Besitzer? In dubiis libertas.

Sogar im großen Formate der apokalyptischen Blätter will Anton Springer (Albr. Dürer, S. 29) einen Nachklang der italienischen Reise sehen. Ich denke: diese Äußerlichkeit braucht man nicht in Italien selbst kennen gelernt zu haben; Holzschnitte und Kupferstiche sind, ob groß oder klein, leicht zu versenden. In der Tat schließt sich das ungewöhnliche Format an die größten Stöcke des Nürnberger Prachtwerkes, der Schedelschen Weltchronik, an.

Als weiteren Grund gibt man an: Dürer schuf einen Mann in orientalischer Tracht. „Die Bekanntschaft mit orientalischen Trachten", meint A. Springer,[3]) „läßt auf einen Aufenthalt schließen, wo Orientalen häufig verkehren." Aber auch nach Nürnberg kamen Orientalen, war ja bis zu dieser Zeit der Handel noch vom Morgenlande stark beeinflußt, und durch die Türkenkriege kannte man nicht bloß Soldaten. Dank dem Holzschnitte und Kupferstiche waren „Türken" wie „Landsknechte" eine häufige Erscheinung.

1) Hans Ph. Hoff, die Passionsdarstellungen A. Dürers, Heidelberg 1898, S. 12.

2) Fr. Frantz, Geschichte der christl. Malerei, Freiburg 1894, 2, 867.

3) Bilder aus der neueren Kunstgeschichte. Bonn 1867, 2, 48.

Hans Burgkmair (1472—1531) „gibt, wie fast alle Maler seiner Zeit, den Christenfeinden türkische Tracht“.[1]) Selbst Bildhauer verwendeten bei der Darstellung des Leidens Christi oftmals orientalisches Kostüm. Wer würde aber aus der Abbildung eines Hottentotten auf eine Anwesenheit des Künstlers in deren Lande einen Schluß ziehen?

Ebenso sind die venezianischen Kostümstudien in der Albertina zu Wien ohne alle Beweiskraft für eine Anwesenheit Dürers in Venedig. Trachtenbilder wurden überallhin verbreitet; dazu bedurfte es keines Modejournals. Auch hat keine Bedeutung die Ausführung Springers (A. Dürer, S. 29): „Der Kultus der Antike hat dort (in Venedig) reiche Nahrung empfangen, das Reich der alten Götter- und Heroensage auch sein Herz gewonnen“. Aber der junge Dürer hatte zu wenig die italienische Literatur und Rede verstanden, als daß er in Venedig „reiche Nahrung“ über das griechisch-römische Altertum hätte sich zuführen können. Denn die hie und da in seinen Briefen aus dem Jahre 1506 angewandten italienischen Worte beweisen die geringe Kenntnis der „welschen“ Sprache, welche Dürer ungeachtet seines längeren Aufenthaltes in Italien besaß. Vielmehr hat Wil. Pirkheimer, der große Humanist, in der Heimat seinen Altersgenossen und besten Freund Albrecht gelegentlich in Sage und Dichtung der Griechen und Römer eingeführt, wenn ihm auch die Sprachen des Demosthenes und des Cicero fremd blieben.[2])

Wir erblicken ferner in seiner damaligen Kunst keinen besonderen italienischen Einfluß, und es genügen deshalb nicht die Worte A. Springers: „Trachtentreue kümmert den Künstler nicht.“ Bei seiner realistischen Neigung hätte er sich sicher an italienische Vorbilder gehalten.

Als fernerer Grund für die Anwesenheit Dürers in Italien in den neunziger Jahren hat man die ungerecht-

1) J. E. Weis-Liebersdorf, Das Jubeljahr 1500 in der Augsburger Kunst. München 1901, S. 178.

2) Vgl. Weber, Albr. Dürer, 3. Aufl. S. 153.

fertigte Behauptung vorgebracht, Dürer habe in Venedig Anleitung zu seinen Forschungen und Darstellungen des nackten Körpers erhalten. Aber auch diesseits der Alpen wurden schon vorher — im Mittelalter — unbekleidete Menschen in Plastik und Malerei gefertigt. Dürer sah oftmals die nackten Figuren am Portale der Lorenzer Kirche, „Furtmayrs Missale" vom Jahre 1481 zeigt die hübschen nackten Gestalten von Adam und Eva.[1]) Wie andere nordische Künstler nackte Gebilde schufen, ohne Italien gesehen zu haben — von Dill Riemenschneider steht fest, daß er den italienischen Boden nicht betreten hat —[2]), so bedurfte auch Dürer keiner italienischen Reise, um Nuditäten zu schaffen. Damit stimmt Karl von Lützow überein, wenn er sagt: „Es ist durchaus im Sinne der nordischen Anschauungsweise, daß der unbekleidete männliche Leib in Dürers Kunst nach der sehnigen und knochigen Seite hin entwickelt erscheint, während seine nackten Weiber alle zur fleischigen Überfülle neigen". Venezianisches Studium verrät nicht im geringsten sein Frauenbad,[3]) naturalistische Federzeichnung vom Jahre 1496. Denn die sechs entblößten Gestalten, welche in einem getäfelten Gemache in verschiedenen Stellungen sich waschen und baden, sind dralle Nürnbergerinnen, keine Italienerinnen. Doch war das vor zwei Jahrzehnten gedruckte Buch des Florentiner Künstlers und Schriftstellers Leo B. Alberti: „De statua" nicht bloß Nürnberger Buchhändlern, sondern auch Albr. Dürer bekannt geworden. Seine Abhängigkeit von Alberti ist namentlich an den 600 Teilen ersichtlich, in welche Dürer die ganze Körperlänge zerlegt.

Endlich weist schon die Erwähnung: Dürer heiratet ein junges, hübsches Mädchen und gründet ein Geschäft, bald

1) Berth. Händcke, Berthold Furtmayr, München 1885.

2) Weber, Dill Riemenschneider, 2. Aufl., Würzburg 1888, S. 11. 19. 73.

3) Charles Ephrussi, Les bains de femmes. Nuremberg.

aber verläßt er Frau und Heim, um eine Reise nach Italien zu machen, die er als Junggeselle auf seiner Wanderschaft leichter hätte ausführen können, den angeblichen Aufenthalt in Venedig ab. Mit Recht fragt Max Friedländer: „Was sollte denn Dürer, der ja eben erst auf der Wanderschaft gewesen war, bewogen haben, so kurz nach seiner Verheiratung und Etablierung nochmals eine weite Reise zu unternehmen?“ [1])

Schon die Tatsache, daß von einer Reise Dürers in den neunziger Jahren nach Italien kein urkundlicher Beweis vorliegt, während von seiner Reise 1505—1507 nach Venedig und Bologna eigene (Briefe) und fremde Angaben sowie echte künstlerische Zeugnisse (Rosenkranzbild, Maria mit dem Zeisig usf.) erhalten sind, sollte hinterdenklich machen. Wäre Dürer früher einmal in Venedig gewesen, so müßte sich wohl irgend eine Andeutung, zumal in seinen venezianischen Briefen, finden.

Darum gilt für die behandelte Frage nicht mehr der Satz: „Vor dem Richter schwebt der Streit“,[2]) „sondern es sollte das Nebelgebilde der ersten Reise Dürers nach Venedig unter den Sonnenstrahlen der Kritik zerstieben“.[3]) Diesem berechtigten Wunsche tritt Berthold Daun bei: „Der sogenannte erste Aufenthalt Dürers in Venedig erweist sich weiter nichts als eine von vielen nacherzählte Fabel, die hoffentlich endlich ausgemerzt sein wird“.[4])

---

1) Vgl. Hans Wolfg. Singer, Versuch einer Dürer-Bibliographie, Straßburg 1903, S. VI. — Doch zieht Friedländer nicht den entsprechenden Schluß und nimmt das Jahr 1495 als Datum der italienischen Reise an, „wenngleich es seltsam erscheint, daß er so bald nach seiner Heirat und Niederlassung in der Heimat zur Fahrt nach Oberitalien aufgebrochen ist.“ Museum, 7 (1902), 2.

2) Sub iudice lis est.

3) Weber, A. Dürer, 3. Aufl., Seite 16.

4) Kunstchronik, 16. Jahrg. (1904/05), S. 154 f.

LXXX.

Die Lage der katholischen Studentenkorporationen.

Von einem Ananenphilister.

Es sind bald 100 Jahre, daß sich im Namen der Burschenschaft eine kraftvolle Erneuerung deutschen Studententums vollzogen hat. In anderer Form sehen wir diese Tendenz wieder aufleben in der heutigen freistudentischen Bewegung. Und wie damals die Burschenschaft den Genius ihrer romantischen Zeit, den Völkerfrühling und die Flammenzeichen des Freiheitskrieges wiederspiegelte, so ist auch unsere Freistudentenschaft nur der akademische Mikrokosmus von all den Wahrheiten und Irrtümern unserer Tage, ihren Wünschen, Hoffnungen und Sorgen, ihren verlorenen und gesuchten Idealen.

Seit den Tagen der Burschenschaft hat sich ja die Umwelt des Studenten von Grund aus verändert. An Stelle des politischen Problems von dazumal ist mit dem ehernen Tritt der Arbeiterbataillone ins gesamte öffentliche Leben der Gegenwart das soziale eingerückt. Wenn ehedem der Burschenschaftler im politischen Empfinden, Wissen und Schaffen, im Verhältnis zum Staate das Bildungsideal erblickte, wird der heutige Student zur persönlichen Gewissenserforschung, zur schärferen Beobachtung der sozialen Gebote gedrängt, verlangt man von ihm soziales Empfinden und Wissen, soziale Betätigung, Beziehung zum Volkstum, nicht in Form von Sentimentalität oder Humanität, sondern als Bewußtsein der Verantwortlichkeit und als Gefühl der Verpflichtung zum Erkennen, zum Erklären, zum Helfen. Mit diesem sozialen Gedanken verbindet sich die allgemeine Klage über die Zersplitterung und Spezialisierung der Wissenschaft.

Die heutige Universität in ihrer durch Aufschwung, Erweiterung und Vertiefung der Wissensgebiete bedingten Viel-

gestaltigkeit ist nicht mehr so beschaffen, daß sie wie im Mittelalter, ja noch wie im 18. Jahrhundert als Universitas litterarum in den geistigen Besitz des Dozenten, geschweige des Studenten übergehen könnte. In solcher Zwangslage, im Kampfe zwischen allseitiger Bildung und Konzentration begnügt sich der civis academicus, angesichts der steigenden Anforderungen des Staatsexamens, mit einem kleinen Spezialrest von dieser Universitas, er zieht sich auf sein Fachstudium, sein Brotstudium zurück. Und doch sollte er das nicht! Er sollte, so würde es das Ideal fordern, sich vorwagen können zu den allgemeinen Prinzipienfragen der Wissenschaft und weiterhin zu den Lebensfragen und Fragen nach den Grundlagen der Kultur, um von da aus aufzusteigen zur einheitlichen, wissenschaftlichen Erkenntnis des Ganzen, zu den religiösen, philosophischen, politischen und sozialen Problemen der Zeit und zu den Grundsätzen der Lebensführung, nicht im Sinne dilettantischer vielseitiger Beschäftigung und Allerweltswisserei, denn das erzeugt nur den spezifisch studentischen Geniedünkel, sondern auf der Grundlage der Selbsterziehung und selbständigen Stellungnahme zu den geistigen, sittlichen und materiellen Lebensbedingungen und Lebenswerten der Gegenwart.

In solchen Zusammenhängen, mit solchen Zielen hat sich nun jenes akademische Bildungsproblem entwickelt, welches die Freistudentenschaft in ihrer Gemeinschaftsorganisation zu lösen anstrebt.[1]) Sie bekämpft die Korporationserziehung als „einen Mißbrauch der geistigen Unreife des Studenten durch Einpflanzung einer festen traditionellen Gesinnung“;[2]) sie proklamiert „Achtung vor der religiösen Überzeugung des Einzelnen“, fordert aber: „Die geistige Entwicklung des Studenten muß Schutz erhalten gegen Überredung; die freie Meinungsbildung darf nicht hintangehalten werden durch frühzeitiges Einschwören auf einseitige Parteimeinungen und

1) Behrend F., Der freistudent. Ideenkreis 2c. S. 13.
2) Behrend 24.

Verschleierung der Gegenmeinungen".[1] „Nicht Farblosigkeit, sondern unabhängige Meinung, nicht Bekämpfung der Person, sondern der Sache!" Freiheit der Betätigung, Freiheit des Verkehrs, Freiheit der Entwicklung! „An die Stelle von Autorität und Sitte tritt nunmehr freier Bildungserwerb und freie Selbstbestimmung. Das ist das Merkmal wissenschaftlicher Hochschulbildung." [2])

Wer die hiefür programmatischen Schriften von Felix Behrend[3]) und Dr. Wilhelm Ohr[4]) gelesen hat, der wird mir beistimmen, wenn ich sage: Man muß, trotz aller prinzipiellen Voraussetzung, wirklich Respekt haben vor der großzügigen Art, wie diese moderne Studentenbewegung die Dinge angepackt, vor der Höhe der Ziele, die sie sich steckt, und vor dem sittlichem Ernst, welcher sie trägt. „Die Freistudentenschaft ist eine Kulturbewegung ersten Ranges", verkündet uns Behrend,[5]) und wir müßten ihm rückhaltlos beistimmen, wenn sein und unser Grundbegriff vom Wesen der Kultur und dem Wege zur Kultur derselbe wäre. . . Am Kreuzweg, da scheiden sich die Geister! . . Wir können mit der Freistudentenschaft einig gehen in der Klage über den Mangel an sozialpädagogischer Einwirkung der Universität auf die akademische Jugend, einig in der Forderung von Allgemeinbildung auf dem Boden der Universitas litterarum, von erzieherischer Ausnützung der akademischen Arbeit zum Besten des Volkstums, welche im Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften Nr. 7 vom 6. April freudigst begrüßt wurde, von Zusammenfassung der Studentenschaft auf dem Boden dieser Kulturbewegung. Aber von dem Moment an, da die Ant-

1) Behrend 27.

2) Behrend 7.

3) Der freistudentische Ideenkreis. Programmatische Erklärungen. Herausg. im Auftr. der Deutschen Freien Studentenschaft. München. Bavaria-Verlag 1907. 8°. 36 S.

4) Zur Erneuerung des deutschen Studententums. Ebenda. 1908 8°, VIII, 44 S.

5) A. a. O. S. 5.

wort gegeben werden soll auf die Frage, welches ist das letzte Ziel aller Kultur und auf welchem Wege wird es erreicht, von da ab können wir nicht mehr gemeinsame Sache mit der Freistudentenschaft machen.

Kultur ist das für die Gesamtheit, was für den Einzelnen die Bildung ist, d. i. harmonische Entwickelung seiner Kräfte: der denkenden zur Annäherung an das Ideal der Wahrheit in der Wissenschaft, der fühlenden zur Annäherung an das Ideal der Schönheit in der Kunst, der wollenden zur Annäherung an das Ideal des Guten im Recht, der natürlichen zur Annäherung an das Ideal des Zweckmäßigen in der Wohlfahrt, und in letzter Linie Zusammenfassung all dieser Kräfte im obersten Ideal über sämtlichen Idealen: zur Annäherung aller an das Göttliche in der Religion.[1]) Bildung und Kultur bedeuten für uns Berufspflicht und Menschenpflicht in der Entfaltung der Kräfte zur vollsten Energie d. i. Weckung der Individualität, und in der organischen Eingliederung derselben in den Organismus der menschlichen Gesellschaft d. i. Weckung der Persönlichkeit. Beides aber zur vollendetsten Entelechie in der Religion! Da beruhen die Angeln, in denen sich für uns die Tore der Erkenntnis bewegen, öffnen und schließen, während die Freistudentenschaft mit dem Losungsworte: Freiheit der Betätigung, Freiheit der Entwicklung sich im Besitze des heiligen Tempelschlüssels wähnt, der ihr die Pforte zum verschleierten Bilde auftun könnte!

„Eine neue Welt ist im Werden! Auf allen geistigen und materiellen Gebieten spüren wir das heiße hoffnungsvolle Ringen nach Neugestaltung und Vervollkommnung. Die Herrschaft des Glaubens und der Phrase geht zu Ende; die Herrschaft der Wissenschaft und Technik und der durch sie begründeten, planvollen gemeinsamen Genossenschafts-Arbeit beginnt!" Mit diesen eroberungslustigen, sieges-

1) Vergl. die prächtigen Worte „Über Bildung" von W. Arbesser von Rastburg in: Die Kultur 1908, 2. Heft.

gewissen Sätzen leitet der „Deutsche Bund der Menschlichkeitsreligion," — „Monistische oder Freidenkerreligion" nennt er sich auch — seinen Aufruf ein. Und als erstes seiner „10 Gesetze", seines Surrogates für die christlichen 10 Gebote, stellt er die Forderung auf: „Ich will mir meine Welt- und Religionsauffassung selbständig auf grund wissenschaftlicher Erkenntnis bilden und in Glaubenssachen duldsam sein." Halten wir dieses oberste Gebot der monistischen Menschlichkeitsreligion mit jenem zusammen, das wir als Staatsgrundgesetz der Freistudentenschaft vernommen haben — „An die Stelle von Autorität und Sitte tritt nunmehr freier Bildungserwerb und freie Selbstbestimmung. Das ist das Merkmal wissenschaftlicher Hochschulbildung" — dann entgleitet vor unseren Augen dem Genius der neuen studentischen Reformbewegung der Palmzweig aus den Händen, und von seinen Lippen hören wir nur mit Schmerzen die faustischen Worte nachhallen:

„Das Drüben kann mich wenig kümmern,
Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entstehen!"

Die Kultur, welche von der Freistudentenschaft angestrebt wird, ist eine materielle und intellektuelle Diesseitskultur. Die Kultur, welche wir anstreben, beruft sich auf einen uralten Adelsbrief, der da beginnt: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt"! Sie ist nicht von heute und nicht von gestern. Sie ist so alt wie die frohe Botschaft von der Menschwerdung des Gottessohnes, von der Inkarnation der Caritas, denn wir erstreben den „christlichen Ausbau einer wahrhaft gerechten, auf Nächstenliebe, Opfersinn, Arbeit und Pflichterfüllung gegründeten Gesellschaftsordnung".[1]) Das bildet das Endziel unserer Kultur, ihr müßte sich auch die Zweckverwirklichung unseres akademischen Bildungsproblemes anpassen. Also: Erziehung der Studentenschaft zu einem kraftvollen Faktor für die Herbei-

1) Mathies, Die christliche Renaissance der Zukunft, in: Histor.-polit. Bl. 141 S. 735.

führung einer christlichen Renaissance der menschlichen Gesellschaft! Erziehung auf dem Boden alter und neuer Organisation zu wissenschaftlicher Arbeit und sozialem Pflichteifer, zu edler schöner Menschlichkeit, verklärt von werktätiger Liebe zu Gott und dem Nächsten, von himmlischer und irdischer Caritas!

Unter dem Eindruck dieser akademischen Reformstimmung und Bewegung hat Dr. Karl Sonnenschein, von edlem Eifer beseelt, im katholischen Volksvereins-Verlag zu München-Gladbach seine höchst bedeutungsvolle Broschüre „Kann der moderne Student sozial arbeiten?“ geschrieben und derselben eine Reihe wirksamer Flugblätter im gleichen Verlage folgen lassen. Allenthalben sind katholische soziale Studentenvereinigungen erstanden. Dieselben erfreuen sich eines gemeinsamen „Sekretariates sozialer Studenten-Zirkel“, welches ebenfalls am Sitze des katholischen Volksvereins in München-Gladbach tätig ist; es „vermittelt Literatur, Studienpläne, Vortragszyklen, regt an zur Anteilnahme an nationalökonomischen Vorlesungen, Beteiligung an Arbeiterbildungskursen, an der Vinzenzvereinsarbeit, Gründung von Studienzirkeln und sozial-caritativen Vereinigungen, dient als Adressen-Zentrale und soziale Auskunfsstelle für alle sozial interessierten Studenten und sucht durch Flugblätter und Schriften seine Ideen in die Kreise der Kommilitonen zu tragen.“

In jüngster Zeit ist dann noch direkt im Zusammenhalte mit der Freistudentenschaft eine „Vereinigung katholischer Freistudenten“ [1]) ins Leben getreten, welche sich nicht an die

1) Der Name ist eine contradictio in adiecto; da faktisch die gesamte nichtinkorporierte kathol. Studentenschaft in dieser „Vereinigung kath. Freistudenten“ nicht einbegriffen ist, so ist diese doch auch wiederum nichts anderes als eine „Korporation nichtinkorporierter kath. Studenten!“ Freilich ist gegenwärtig ihr Gefüge noch geradeso locker, wie es das der ältesten kathol. Studentenkorporationen bei deren Gründung gleichfalls gewesen ist; allein dasselbe muß unter dem Druck der Verhältnisse nach und nach genau so fest werden, wie es bei den kath. Studentenkorporationen heutzutage geworden ist.

kath. Studentenkorporationen anschließen, sondern als „Abteilung“ der Freistudentenschaft unterordnen will, um „als katholische Studenten mitzuarbeiten an der Verwirklichung freistudentischer Ziele und Ideale.“ [1]) Ja, sogar der Modernismus sucht die gegenwärtige Sturm- und Drangperiode für seine Zwecke auszunützen und läßt die Werbetrommel rühren zur Gründung „katholischer Studentenverbindungen auf fortschrittlicher Grundlage“! [2]) —

Die vorhandenen katholischen Studentenkorporationen werden nun genötigt, ihre Stellung nach rechts hin zu orientieren, während sie gleichzeitig nach links hin des Angriffes von jenen Kommilitonen und ihren Hintermännern sich erwehren müssen, die ihnen im Namen der akademischen Freiheit das Daseinsrecht bestreiten. In diesem Kampfe mit zwei Fronten ist die Position der Korporationen mehr bedroht als in den Kulturkampfszeiten. Damals war auch das gesamte Philisterium ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen, während diesmal geradewegs die Aktivitas das Ziel bildet, so daß die Gefahr besteht, daß die Gegner sich zwischen Philisterium und Aktivitas drängen und die letztere in kritischen Momenten isolieren. Eine Befürchtung, welche dem Philisterium den Ernst der Lage klar machen und dasselbe gegenwärtig zu verdoppelt reger Fühlungnahme mit der Aktivitas anspornen soll! Freilich hat der Kampf als solcher etwas Gutes. Er mahnt zur Behutsamkeit, Selbstbesinnung und Verinnerlichung. Er darf aber nicht zur Nachgiebigkeit, zur Schwäche führen, denn das ist soviel wie Kapitulation, und in der Tat müssen dem unbefangenen Beobachter z. B. die „Erklärungen“ von Tübingen und Halle über Ultramontanismus 2c. 2c. sowie die Münsteraner Nichtbeteiligung an der Fronleichnamsprozession in diesem Lichte erscheinen. Ich kann der gleichen Auffassung in dem Artikel in H. 6 dieser Blätter nicht unrecht geben und ich meine, wie alle

1) Vgl. Allgem. Rundschau V, Nr. 7.

2) Das 20. Jahrhdt. Nr. 42 v. 18. Oktober.

Philister, die ich noch gesprochen, jene angesonnenen „Erklärungen“ wären besser als eine dreiste Zumutung rundweg abgeschlagen worden.[1])

Die Lage der katholischen Studentenkorporationen ist wirklich ungemein schwierig. Von links schallt uns der Streitruf entgegen: Euer Denken und Tun ist so erstarrt im Banne fanatischer Kirchlichkeit, daß Ihr zu intransigent seid, um berechtigterweise weiter existieren zu dürfen! Von rechts hören wir: Euer Denken und Tun ist so verflacht im Banne studentischer Äußerlichkeit, daß Ihr vielzusehr zurückgeblieben seid, um nützlicherweise in der modernen Zeit weiter existieren zu sollen! Und von rückwärts und ins Angesicht rufen Andere uns zu: Ihr segelt derart im Fahrwasser des Liberalismus, daß wir vor Euch warnen müssen! Fürwahr: Viel Feinde — viel Ehr! Aber wer hat recht — hier: Kirchlichkeit, da: Äußerlichkeit, dort: Liberalismus — und wem sollen wir es recht machen? Unsere Gegner von links scheiden vorweg aus, denn ihnen sind wir ebensowenig Rechenschaft schuldig, wie sie uns. Ebenso klar ist unsere Stellung wider das Liebeswerben der Modernisten. Anders dagegen müssen wir uns gegenüber der negativen Kritik aus den Reihen unserer Glaubensgenossen sowie gegenüber der katholischen Freistudentenschaft und der von der Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland begünstigten Reform- und Reorganisationsarbeit unter

1) In dem angezogenen Artikel ist auf S. 448 ein Passus aus der uns damals nicht vorgelegenen Tremonia v. 29. Aug. Nr. 236 wörtlich wiedergegeben in einer Form, welche uns und den Leser zu der Auffassung zwang, als sei der Satz nicht der Tremonia, sondern einer Rede des Herrn Justizrates Dr. Porsch auf dem Festkommerse der kath. deutsch. Studentenverbindungen in Düsseldorf entnommen. Herr Justizrat Dr. Porsch hatte die Freundlichkeit uns auf das Irrige des Zitates in seiner Form sowohl wie in seinem Inhalte — Herr Justizrat Dr. Porsch hat die fraglichen Worte nicht gesprochen — hinzuweisen. Wir bitten ihn, das höchst bedauerliche Versehen entschuldigen zu wollen.

Die Red.

den katholischen Studenten verhalten. Vor diesen Erscheinungen haben wir von unserem Standorte aus Posto zu fassen.

Die katholischen Studentenkorporationen sind auch Kinder ihrer Zeit. Als die Wogen des Kulturkampfes hoch gingen, da waren wir sozusagen das Delos, auf welches sich bekenntnistreue katholische Studenten anschlußsuchend flüchteten, da hatten wir eine abwehrende, kirchlich-apologetische Aufgabe, und mancher Fuchs mochte dabei gewesen sein, der vermeinte, mit dem bloßen Glauben an die Prinzipien der Korporation, mit einer solchen sola fides schon alles getan zu haben. Allein jener Kampf bewirkte das eine Gute, daß man damals von den in die Korporation Eintretenden wußte, sie sind mit ihrer ganzen Seele bei der Hauptsache, d. i. bei der katholischen Korporation. Heute ist es zuweilen anders. Ich kann mir denken, daß jetzt auch solche sich einschleichen, von denen man später merkt, daß es ihnen nur in zweiter Linie um die katholische, in erster Linie um die studentische Vereinigung zu tun ist. Es geht aber deshalb noch nicht an, derartige Fälle zu generalisieren. Zugegeben, daß da und dort, bei dem und jenem, nichts weniger als die ideale Verkörperung unserer Prinzipien wahrzunehmen ist und vielmehr Dinge zu beklagen sind, die mit den Prinzipien im Widerspruch stehen; aber einerseits sind eben diese Dinge Ausnahmen und — beispielsweise angesichts von 46 Vereinen mit 1925 Studierenden vom Verbande der katholischen Studentenvereine sowie von 64 Verbindungen und 3046 Studierenden vom Verbande der katholischen Studentenverbindungen! — doch sehr vereinzelte Fälle, welche von Verbands wegen beklagt, geahndet und keineswegs offiziell geduldet werden. Anderseits ergeht es dabei der Korporation wie der ehrwürdigsten Institution auf Erden, daß die Idee und ihr menschlicher Vertreter, seit dem Brudermord des Kain und dem Abfall des Judas, leider gar zu oft nicht harmonisieren, daß räudige Schafe in der Herde sind, ohne daß man aber deshalb schon die Herde verdammen darf, sowenig als man sagen darf, weil vor der Reformation sehr, sehr viele Glieder

verdorben waren, der Leib der katholischen Kirche sei verdorben gewesen. Auch die katholischen Studentenkorporationen spiegeln eben die Schwächen ihrer Zeit wieder. Wenn heutzutage in liberalen Zeitungen der „nationale Katholik" und der „katholische Priester" als Zugnummer auftritt; wenn in ernsten Zentrumskreisen Grund zum Auftreten gegen liberalisierende Sonderbündlelei besteht; wenn zur Frage: Kirchliche Autorität und wirtschaftliche Organisation" eine Stellungnahme zu Gunsten der ersteren notwendig wird, wie in den ‚Stimmen aus M.-Laach' 1908 9. Heft; wenn unser Hl. Vater Anlaß nehmen muß, in Hirtenschreiben und Ansprachen gegen Tendenzen des Liberalismus selbst bei den Dienern des Altars einzuschreiten — warum dann soviel Aufhebens machen, wenn stellenweise junge Studenten, gar in solchen Universitätsstädten, wo weder Klerus noch Laienwelt sie beraten oder ihnen noch kein Philisterium zur Seite steht, die Zeichen der Zeit ebenfalls zur Schau tragen? Nur kein ungerechtes Richten über Splitter im Auge des Andern!

Allerdings: wo eine Korporation nicht sowohl eine katholische Studentenkorporation sein möchte, als bloß eine Korporation katholischer Studenten, da können jene Symptome umso leichter und häufiger auftreten. Aber wir waren stets das erstere, wir wollen und müssen auch fernerhin eine katholische Studentenkorporation bleiben. Nicht jeder, der einen katholischen Taufschein hat, kann eintreten, wenn auch seine Glaubensübung lax ist, sondern es wird von jedem Angehörigen erwartet, daß er praktiziert, daß er ein warmes Herz und einen offenen Sinn für das Wohl und Wehe unserer hl. Kirche besitzt und daß in diesem Geiste auch die Korporation als solche handelt. Wir können eine Katholizität bloß der ästhetischen Empfindung und des oratorischen Pathos nicht brauchen, sondern eine ebenmäßige des Herzens, des Verstandes und des Willens. Der Student soll kennen lernen die Stellung seiner Religion im modernen Kampfe der Natur- nnd Geisteswissenschaften sowie gegenüber den Tages-

fragen und ebenso die Organisationen der katholischen Praxis, um zu wissen, wie er später in der Tat sich im öffentlichen Leben zu halten habe.

Es möge hier der Wunsch seinen Ausdruck finden, daß der fühlbare Schaden behoben werde, welcher den katholischen Studentenkorporationen und ihrem Philisterium dadurch erwächst, daß von kirchlicher Seite da und dort dem Eintritt von Theologiestudierenden in unsere Korporationen Schwierigkeiten und Verbote in den Weg gelegt werden. Haben doch gerade die Theologen in den Kulturkampfzeiten viel dazu beigetragen, daß die Korporationen fürs praktische Leben standhielten. Die Theologen sind ja sozusagen das religiöse Gewissen einer Korporation, und ihre Anwesenheit wird leicht verhüten, daß Dinge passieren, die mit dem religiösen und sittlichen Ideal der Korporation nicht vereinbar sind. Die kirchlichen Behörden hatten gewiß triftige Gründe im Auge, welche nach ihrem Ermessen ein derartiges Verbot angezeigt erscheinen ließen. Aber es ist sicherlich ein größeres Unglück, wenn in den katholischen Studentenkorporationen der für das spätere Leben so wichtige ständige Kontakt zwischen Laientum und Priesterstand aufgehoben ist, als wenn eventuell ein paar Theologen z. B. zu einem weltlichen Berufe „umsatteln“ könnten! Einerseits verhängte man für den studierenden Klerus die Sperre über die katholischen Studentenkorporationen, anderseits wunderte man sich dann, wenn bei diesen ein paar Sachen vorkamen, an denen die „Anti-Klerikalen“ eine Freude hatten. Einerseits ging man mit Vorliebe zu den katholischen Arbeiter-, Gesellen- &c. &c. Vereinen und überließ die katholischen Studentenkorporationen sich selbst, anderseits wunderte man sich dann, wenn einmal aus den katholischen Studentenkorporationen ein unmutiges Wort ertönte: Wem wir nicht gut genug sind, um den kümmern auch wir uns nicht! Iliacos intra muros peccatur et extra. Das ist doppelt gefährlich in protestantischen Universitätsstädten, wo die Korporationen kein Philisterium haben, oder bei jungen

Korporationen, die noch keines haben. Daher auch gerade in solchen Fällen jene Kapitulationen!

Zur gleichen Zeit, wo die katholischen Korporationen sich erforschen und wehren müssen gegenüber diesem in katholischen Volkskreisen offen und geheim auftretenden Zweifel an der prinzipiellen Korrektheit ihres Wandels, werden sie ebenso zur Defensivstellung genötigt gegenüber einem in katholische Akademikerkreise hineingetragenen Zweifel an der zeitgemäßen Nützlichkeit und Berechtigung ihrer Existenz. Beeinflußt durch freistudentische Stimmung und Organisation sind auf katholischer Seite zwei starke Bewegungen, die der katholischen sozialen Studentenzirkel und der katholischen Freistudenten, lebendig geworden, auf die ich schon oben hingewiesen habe und von denen uns vorzugsweise die erstere wegen ihres präzisierten Programmes interessiert. Ich kann eine solche Beeinflussung ganz wohl begreifen, wie meine Meinung über das akademische Bildungsproblem verraten dürfte, und ich zweifle keineswegs an der Lauterkeit des Enthusiasmus. Es ist eine bestechende, große Idee, die katholische Studentenschaft dadurch sicher über die kritischen Jahre religiöser und sittlicher Seelenkämpfe hinüberzugeleiten, daß man in dieser Zeit sie an soziale und caritative Interessierung gewöhnt, sozusagen dadurch beschäftigt und so von selbst, auf empirischem, deduktivem Wege von den ewigen Kulturwerten des Christentums überzeugt werden läßt. Ich bekenne, daß ich bald vom Entstehen der Bewegung an lange Zeit von ihr begeistert war, ja ich bewundere noch heute den Schwung und die Entschiedenheit der beredten Anwälte dieses Reformbestrebens. Allein, was ich so nach und nach beobachtete und erfuhr, hat mich doch neuerdings wieder ganz auf den Korporationsstandpunkt geführt, von dem aus mir jetzt dieses akademische Neuland fast wie die ferne Insel Utopia, wie eine Art katholischen akademischen Zukunftsstaates vorkommt, für welchen das Dichterwort gilt: „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen."

Gewiß, die katholischen sozialen Studentenzirkel sind ein sehr modernes, aus den Zeitströmungen entstandenes Werk, und ihre Schöpfer müssen als ernste Männer gelten. Allerdings weiß ich eine sehr große Universitätsstadt, wo die Gründung und Frequenz des bestehenden Zirkels lediglich den katholischen Studentenkorporationen geschuldet wird. Nur Unkenntnis und Undankbarkeit kann daher auf den Gedanken verfallen, diese Vereinigungen gegen die katholischen Studentenkorporationen auszuspielen. Aber das wäre auch eine bittere Ungerechtigkeit, denn heutzutage sind es doch die Korporationen, welche im akademischen Kampfe der Weltanschauungen die Anstürme auszuhalten haben, und allein gegen ihre sichtbarliche Erscheinung und feste Geschlossenheit richtet sich der Anprall. Vorerst bezweifele ich, daß lose Gemeinschaften von der Art der katholisch sozialen Studentenzirkel — gar nicht zu reden von der „Vereinigung katholischer Freistudenten" — beispielsweise mit der gleichen Ausdauer und Festigkeit wie die österreichischen Studentenverbindungen sich Jahrzehnte lang auf die Schanzen stellen würden! Man lasse diese neuen Gründungen einmal fünfzig Jahre alt werden — ob alsdann ihr jetziger Goldgrund noch seinen vollkommen frischen Glanz hat? Von den katholischen Studentenkorporationen reichen einige so weit zurück, und ihnen macht man den Vorwurf, sie seien nicht mehr „herrlich wie am ersten Tag". Sie haben die schwere Kulturkampfzeit überstanden, sie werden auch die neue Krisis bestehen, und ihr Korporationszwang, ihre Kameradschaft und autoritäre Disziplin bietet in solchen Lagen für das einzelne Mitglied wie für die Gesamtheit stärkere Garantien als die freistudentische Daseinsform.

Für nicht wenige Individualitäten birgt es aber direkt eine große Gefahr in sich, während der akademischen Lehr- und Wanderjahre auf die Selbstbestimmung, auf den Subjektivismus angewiesen zu sein, denn das sind doch merkwürdigerweise die nämlichen Faktoren, welche zu den Unheilstiftern in unserer sozialen und geistigen Gegenwartskultur

gehören, namentlich in einer Großstadt, wo schon trotz des Korporationszwanges das Privatleben des Einzelnen nur schwer der Kontrolle unterstehen kann. Und gerade diese grundsätzliche Erwägung ist es, die meine ursprüngliche Begeisterung umgewandelt hat. Aus jener Erwägung schöpfe ich nunmehr ein Hauptbedenken dagegen, daß die sozialen Zirkel, geschweige die katholische Freistudentenschaft, als ein Äquivalent, viel weniger noch als eine Verbesserung der katholischen Korporationen gelten können. Vorläufig, bis sie nicht nach einer Praxis von mindestens ein paar Jahrzehnten die Früchte ihrer Organisationsform und pädagogischen Doktrin vorzuzeigen vermögen, scheint mir die Bedeutung der neuen Vereinigungen darin zu bestehen, daß sie lediglich als eine Ergänzung zu den katholischen Studentenkorporationen in Verbindung mit diesen wirken, daß sie aber, als akademische Gemeinschaftsform gesondert betrachtet, die auf sie gesetzten Erwartungen nicht werden erfüllen können, sondern in der Regel sich bloß für schon fertige Charaktere und nur ausnahmweise für Anfänger eignen werden, und daß daher ihre Bestimmung als zeitgemäßeste Schutzwehr für das katholische Studententum in dessen kritischen Jahren religiöser und sittlicher Seelenkämpfe vorerst ein schöner Traum bleiben wird. In den 50 Semestern persönlicher Erfahrungen aus engem Zusammenhange mit der akademischen Jugend habe ich gefunden, daß es mehr Studenten gibt, denen der Halt an einer Korporation mit allem autoritären Zwange nottut, als solche, die es in jeglicher Beziehung riskieren dürfen, auf sich selbst gestellt zu sein und neben der Erwerbung der Examenskenntnisse noch eine andere Wissenschaft zu treiben.

Freilich sollte der Student, wie schon oben betont ward, nicht auf sein Brotstudium sich beschränken müssen und zur Universitas litterarum vordringen können. Aber das bleibt leider nur ein Ideal! In Wirklichkeit entsteht bei diesem Vordringen die Gefahr, daß der civis academicus vor eitel wissensdurstigem Enthusiasmus verlernt, sich auf ein

festes Arbeitsfach zu konzentrieren, daß er sich in Dilettantismus verliert und zersplittert. Er wird sich allerdings darüber zunächst keinen Vorwurf machen, sondern bei dem Gedanken beruhigen, daß er ja an dem Ausbau seiner geistigen Persönlichkeit arbeite. Allein geht er verspätet ins Examen oder fällt er im Examen durch, dann frägt niemand, ob ihm, sagen wir einmal drastisch, der Besuch eines sonntäglichen Frühschoppens oder einer Säuglingsmilchküche und dergleichen die Zeit und Lust zum Studium geschmälert haben. Zersplitterung ist eine ebenso große Gefahr wie Verbummelung. Wer sein Fachstudium heutzutage konkurrenzfähig betreiben will, hat — leider ist es so — damit notgedrungen gerade genug zu tun. Er darf dasselbe weder der Liebe zum Komment und Äußerlichen, noch der zum Sport oder Sozialen unterordnen. Wohl aber tut es der Jugendfrische eines solchen Studentengemütes ganz gut, wenn dasselbe nach des Tages Arbeit auch ein paarmal abends in der „Romantik" des Korporationslebens ausruht. Gegenwärtig reden und schreiben Leute abfällig über unsere Korporationen, ohne je bei diesen aktiv gewesen zu sein; gegenwärtig arbeiten Leute in Parlament, Verein und Presse auf sozialwissenschaftlichem Gebiete und schreiten dem katholischen Volke als Führer voran, ohne je anderswo als gerade bei jenen veralteten katholischen Studentenkorporationen aktiv gewesen zu sein, an deren „Romantik" sie überdies trotz grauer Haare noch heute hängen! Gewiß, es gibt ein Saturiertsein, einen Chauvinismus des Kouleurstudenten, und niemand mag diesem Typ gerne begegnen. Ein Gegenstück dazu, den akademischen Dilettanten und Chauvinisten der Sozialwissenschaft, wird die Zukunft ebenso sicher bringen.

Die katholischen sozialen Zirkel können jedoch eine segensreiche Wirkung ausüben, dann, wenn sie im Zusammenhang mit den Korporationen bleiben. Sie sollen, ähnlich der Marianischen Kongregation, ein neutrales Territorium bilden, auf dem sich Angehörige der einzelnen Korporationen gegenseitig und mit nichtinkorporierten katholischen Studenten

die Hand reichen. Die katholischen sozialen Zirkel verkörpern für die Korporationen die lebendige Gewissenserforschung und Mahnung, auf der Wacht zu bleiben und Äußerlichkeiten nicht über die sozialen Pflichten zu stellen, damit die Geselligkeit nicht etwa fast der Selbstzweck der Korporation werde, sondern daß zwischen ihren heiteren Arabesken stets der Goldgrund einer ernsten Lebensrichtung weihevoll hervorleuchte, und damit der Einzelne durch das gesellige Leben nicht gehindert werde, seinen Berufspflichten nachzukommen. Aus der Arbeit in den katholischen sozialen Zirkeln kehren sodann Charaktere heim in die Korporationen, welche in diesen als Sauerteig die stetige, zeitgemäße Erneuerung der Korporationen rege erhalten. Allein trotzalledem soll die Beteiligung an den Zirkeln von den Korporationen ihren Mitgliedern nicht zwangsweise auferlegt werden, denn nicht jeder Individualität gereicht es zum Segen, während der akademischen Lehrjahre Zeit und Interesse für das Fachstudium teilen zu sollen mit Liebhabereien und Überstunden zu machen, ob die nun für studentische, wissenschaftliche oder andere Nebendinge bestimmt werden. Allerdings gibt es Naturen, die für ein Korporationsleben aus tausenderlei begründeten und vorgeschützten Motiven nicht zu haben sind. Für diese mögen jene Zirkel sowie die sogenannte Freistudentenschaft das Surrogat einer Korporation darstellen. Wir von den Korporationen aber müssen die Augen offen halten und die Hände rühren, einmal um rechtzeitig von dem neuen Wein des modernen akademischen Bildungsproblemes auch in unsere Gefäße zu füllen, sodann um allewege die menschenmöglichste Harmonie zwischen Theorie und Praxis unserer Prinzipien aufrecht zu halten. Gelingt uns das, die Fundamente zu festigen und das Innere auszubauen, so ist es „des Schweißes der Edlen wert,“ und unserem stattlichen Bau kann weder Sturm noch Sonnenschein etwas anhaben.

Unseren Philisterzirkeln in den Universitätsstädten erwächst fortan eine Vermehrung ihrer Aufgaben gegenüber

den Korporationen. Intensiver als je muß die Fühlung zwischen beiden Teilen werden, damit nicht eine Isolierung oder Desavouierung eines derselben erfolgen könne. Alsdann gilt es, die wissenschaftlichen Abende beziehungsweise das Vortragswesen in den Korporationen zu heben und in den Brennpunkt des allgemeinen Interesses zu rücken durch Auswahl zeitgemäßer Themata sowie Herbeiziehung von Fachmännern für die Vorträge und Debattierabende. Wem diese Veranstaltungen nicht genügen und noch Zeit und Muße zugebote steht, der trete einem katholischen sozialen Studentenzirkel bei oder lasse sich von einem A. H. bei einem katholischen sozialen oder wohltätigen Vereine einführen. Denn die Caritas, welche für das moderne akademische Bildungsproblem inbetracht kommt, ist nicht die Pseudo-Caritas der mondänen Feste, wenn man zum Besten gefallener Kolonialkrieger Champagner trinkt und zum Besten gefallener Mädchen Cabarett-Vorstellungen gibt. Auch nicht die Caritas aus Bequemlichkeit und Gutmütigkeit, sondern die Caritas mit dem Herzen der hl. Elisabeth und dem Kopfe des Antoine Frédéric Ozanám. Jene Basar-Caritas erzeugt im Geber Eitelkeit, Genußsucht, Arbeitsunlust und Humanitätsduselei; im Empfänger: Demütigung, Verbitterung und Klassenhaß. Die ächte Caritas lernt der junge Akademiker nur durch Mitarbeit und Beteiligung in den katholischen Wohltätigkeitsvereinen und Anstalten oder in den Caritassekretariaten kennen. In letzteren findet er eine Registratur über Arme, eine caritative Handbibliothek sowie eine Sammlung der Satzungen- und Rechenschaftsberichte von Vereinen, Anstalten und Stiftungen. Welch reiches Feld eröffnet sich da der freiwilligen Mitarbeit: durch Übernahme von Recherchen, durch Vermittlung bei verschämten Armen oder bei Nachhilfestunden für Studenten, durch Sammlung und Ordnung von Zeitungsausschnitten, Berichten, Satzungen und Verarbeitung all dieses Materiales, sozialpädagogisch zu Vorträgen in der Korporation, oder literarisch zu wissenschaftlicher Durchdringung und publizistischer Verwertung.

Überall findet da der Student Anregung zum näheren Betrachten und Studium und Impulse für das soziale Interesse; vor allem schärft sich und erweitert sich sein Verständnis für das Konkrete, das Abstrakte kann er ja aus Vorträgen und Büchern lernen. Und wenn er dann noch nebenbei praktische Assistenz in einem Vereine leistet — im Vincenziusverein aber für den Anfang nie ohne einen älteren Mentor, denn die großstädtischen Gefahren für den Studenten, sobald es namentlich sich um weibliche Klientel handelt, sind nicht zu leugnen — dann ist der sozialpädagogische Nutzen für den Studenten in doktrinärer Hinsicht ein äußerst vielgestaltiger, wie das wiederholt schon konstatiert worden ist: der Student lernt den Lebensunterhalt der Armen und die caritativen Einrichtungen kennen; er muß in Fällen von Krankheit, Arbeitslosigkeit, Rechtshilfe, Wohnungselend und Kinderverwahrlosung Fürsorge treffen helfen. So kommt er in die richtige soziale Stimmung des ritterlichen Mitgefühls, er gewinnt Erfahrung für seinen späteren Lebensberuf und einen praktischen Blick für die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Schäden unserer Kultur, er lernt unser Volkstum bis zur Stufe des Proletariates und seinen Daseinskampf achten, er schöpft das Bewußtsein eigener sozialer Verantwortlichkeit und festigt sich in sittlichem Ernst. Dem Empfänger spendet er geistlichen und sittlichen Trost und Liebe, flößt er durch sein Beispiel Glauben und Lebensmut ein und gibt er die innere Zufriedenheit wieder. Er selbst aber lernt Demut und Entsagung üben, belebt seine Arbeitsfreudigkeit, versteht aus persönlicher Erfahrung die Kraft und Liebe unserer hl. Kirche und verfeinert und bereichert damit seinen persönlichen Schatz an werktätiger Religiosität. In dieser weiß er sich auszuwirken und auszuleben! Das ist die läuternde und stärkende Wirkung der Caritas als Selbstheiligung für den Studenten: „im Lichte der ewigen Liebe allein löst sich der Starrkrampf der niederen Selbstbehauptung; wir erkennen klar, wo unser ewiges Selbst liegt,

und wo wir von der unteren Welt bewundert werden." [1]) So lehrt uns Frau Caritas als Erzieherin!

Förster, der edele Verfasser der „Jugendlehre", hat im Aprilheft des ‚Hochland' unter der Aufschrift „Grundfragen der Charakterbildung" das Verhältnis von Caritas und Charakter erörtert. Diese warmherzige, geistvolle Betrachtung sei den katholischen Korporationsstudenten zum angelegentlichen Studium empfohlen! Förster spricht dort [2]) von den Gegnern des Sokrates: „diesen entwurzelten Intellekten, die von ihren Launen und Trieben und von den äußern Impressionen ruhelos hin und her gejagt werden, die keine feste Wahrheit kennen und heute dieser, morgen jener Mode nachlaufen, weil sie nicht bis zum Ewigen im geistigen Sein des Menschen vorgedrungen sind und ihr ganzes Ich nur auf die Welt des Wechsels gestellt haben!" Man könnte versucht werden, aus diesen Sätzen eine Parallele zu gewissen, auch zu akademischen Bewegungen der Gegenwart zu konstruieren. Ich unterlasse es und schließe mit einer treuen Bitte an unsere katholischen Studentenkorporationen: Richtet Eure Blicke auf das vordringlichste Postulat unserer Tage, eine christliche Wiedergeburt der Kultur, in unerschütterlicher Hingabe an den festen Halt, welchen uns die Autorität unserer hl. Kirche bietet! Wir Alten erkennen „als das eigentliche Vorbild unseres Sehnens, Strebens und Wirkens das historische Beispiel akademischer Freundschaft zwischen den Heiligen Basilius und Gregorius von Nazianz auf der Universität zu Athen. Wir sehen in dem akademischen Leben jener edlen Jünglinge die bloß natürliche Freundschaft und profane Wissenschaft verpflanzt und emporgehoben auf den Boden christlichen Lebens. Sei auch bei Euch die akademische Freundschaft veredelt zu einem christlichen Werke! Dieser Anschauung entspringen Euere

1) F. W. Förster, Grundfragen der Charakterbildung, in: Hochland 1. April 1908, S. 4.

2) A. a. O. S. 7.

schönsten Lieder, gelten Euere wissenschaftlichen Leistungen und Euere edelsten Handlungen!“

Am 27. August 1906 waren es 50 Jahre, daß mit solchen Worten ein Philister von seiner Verbindung Abschied nahm, um als Apostolischer Missionär nach Zentralafrika zu gehen. Er ist der Stifter der Änania, Franz Lorenz Gerbl. Bedeuteten seine Worte für seine damaligen Bundesbrüder einen schmerzlichen Scheidegruß, so mögen sie heute den katholischen Studentenkorporationen als ein freudiger Appell entgegentönen, der sich seit mehr als einem halben Jahrhundert bewährt hat!

Behaupten wir uns also in Treue zu unseren Prinzipien als die alte Garde und Zitadelle katholischen Studententums, mit der die neuen Formationen als dessen Vorwerke in steter Verbindung bleiben sollen!

Folgen wir dem Gebote der Stunde, sozialen und caritativen Geist zu üben und uns nicht einengen zu lassen von Korporationsschranken, sondern, wo immer möglich, über dieselben hinaus zu werktätiger Gemeinschaft im Bereiche der katholischen Studentenkorporationen, ihrer akademischen Gesinnungsverwandten und der gesamten Universitas litterarum zu streben:

in necessariis unitas, in dubiis libertas,
in omnibus caritas!

LXXXI.

Streiflichter auf Elsaß-Lothringen.

Straßburg, im November 1908.

Unter den Ereignissen, die für die Beurteilung der Lage in den Reichslanden von Bedeutung sind, dürfte wohl mit in erster Linie eine am 10. November von dem Statthalter Graf von Wedel gehaltenen Rede zu bezeichnen sein. In Colmar hatte der Bezirkspräsident des Oberelsasses aus Anlaß des diesjährigen Zusammentrittes des Bezirkstages ein Diner gegeben, zu dem auch der Statthalter Graf von Wedel erschien. Dabei wurde zuerst eine Rede von dem Gastgeber gehalten, auf welche dann der Statthalter antwortete. Er sprach sich zunächst befriedigt aus über die großartige Industrie im Oberelsaß und den gesunden fernigen Volksstamm und fuhr dann fort:

„Ihnen, meine Herren Bezirkstagsmitglieder, die sie nicht nur Vertreter des Bezirkes Ober-Elsaß sind, sondern auch Vertrauensmänner in den Landesausschuß senden, liegt es in erster Linie ob, dahin zu wirken, daß der Übergangsprozeß möglichst beschleunigt werde. Dazu rechne ich auch in erster Linie nicht nur die rückhaltlose Anerkennung der gegebenen Verhältnisse, sondern auch die aufrichtige und treue Mitarbeit im Rahmen derselben. Dazu gehört in erster Linie das gegenseitige Vertrauen. Die Beamten, auch wenn sie nicht auf heimischem, elsässischem Boden geboren sind, kennen nur eine Aufgabe und einen Beruf, den Interessen des Landes zu dienen. Betrachten Sie sie nicht als Fremde, kommen Sie ihnen mit Vertrauen entgegen, leisten Sie ihnen vertrauensvolle Mitarbeit, dann werden Sie sie als Fleisch von Ihrem Fleische erkennen und dem Wohle des Landes dienen".

In diesem Passus kommt der wesentliche Kern der Rede zum Ausdruck. Man kann nun nicht sagen, daß diese Stelle besonders glücklich gewesen ist. Zunächst muß der Umstand

auffallen, daß der Statthalter sich mit seinen „Mahnungen“ nur an die einheimische Bevölkerung wendet. Von den Beamten heißt es, daß sie nur die Interessen des Landes im Auge haben und daß überhaupt nichts auszusetzen ist an ihnen, was zu dem Schluß führt, daß alle Fehler nur auf der Seite der einheimischen Bevölkerung zu suchen sind, die nicht aufrichtig genug ist, nicht treu genug und des nötigen Vertrauens nicht wert. Daß er damit auf gewaltigen Widerspruch stoßen würde, mußte sich der Statthalter von vornherein sagen. Fast alle Blätter, die Fühlung haben mit der Stimmung in den einheimischen Kreisen, haben sich sofort gegen diese Auffassung verwahrt.

So schrieb die „Volkspartei“, das Organ des Abgeordneten Blumenthal: „Die wie eine Drohung klingenden ‚ernsten Mahnungen‘, welche sich ausschließlich an die Bevölkerung richten und im Zusammenhang voraussetzen, daß bei den Beamten alles stets auf das beste bestellt gewesen sei, ist um so weniger verständlich, als gerade im Oberelsaß und speziell am Sitze des Bezirkstages in Colmar es nicht an Beispielen aus der jüngsten Zeit dafür gefehlt hat, daß einzelne Beamte sich so verhielten, daß es schwer fiel, sie nicht als ‚Fremde‘ zu betrachten und ihnen Vertrauen entgegenzubringen.“

Wie verfehlt dieser Standpunkt ist, sah selbst die „Straßb. Post“ ein, die ob der Rede des Statthalters hell aufjubilierte und sich besonders darüber entzückt zeigte, daß der Statthalter auf die Hindernisse für die Besserung der Lage hinwies, die auf der Seite der Bevölkerung standen. Und trotzdem fügt sie hinzu, daß der Statthalter auch eine Verwarnung an die Beamten hätte ergehen lassen können. Allein sie weiß auch sofort den Grund anzugeben, warum dies nicht geschehen ist. Ganz einfach aus dem Grund, weil dies gar nicht nötig war, da ja die Beamten die Vorschrift haben, ihr Amt gewissenhaft auszuführen! Die „Straßb. Post“ war von jeher das eingeschworene Beamtenblatt und es hat auch weiter keine Bedeutung, wenn sie sich gründlich blamiert, indem sie den lächerlich kritiklosen Standpunkt ein-

nimmt, daß das Gebahren der Beamten tadellos sein müsse, weil dies durch ihre Amtsvorschriften verlangt ist.

Weniger harmlos ist es indessen, daß der Statthalter selbst den Standpunkt einzunehmen scheint, daß alles Unrecht nur auf einer Seite sei. Denn darüber kann man sich keiner Täuschung hingeben: ein großes Stück des Problems der Reichslande liegt in der Abneigung und in dem Mißtrauen der bodenständigen Bevölkerung gegen die altdeutsche Beamtenherrschaft, so wie sie bei uns gehandhabt wird. Und zwar zunächst aus dem Grunde, weil die einheimische Bevölkerung sich in der Besetzung der Beamtenstellen des Landes auf das schwerste zurückgesetzt fühlt. In den einheimischen Kreisen herrscht das Empfinden vor, daß bei der Besetzung der Beamtenstellen in den Reichslanden etwa nach folgendem Rezept verfahren wird. Zunächst kommt ein Altdeutscher in Betracht oder der Sohn eines altdeutschen bereits im Reichslande angestellten Beamten. Wenn ein solcher nicht zur Verfügung steht, wird man dann allenfalls an einen einheimischen Protestanten denken. Und endlich, wenn keine von diesen Möglichkeiten zutrifft, wird die Reihe an einen Katholiken kommen, der aber dann wieder möglichst liberal gefärbt sein muß. Die Zusammensetzung der Beamtenschaft gibt dieser Auffassung reichlich Nahrung. In nahezu allen Abteilungen der höheren und mittleren Landesbehörden sind die Angestellten bei uns in ganz überwiegender Mehrheit aus Altdeutschland. In der Statthalterschaft, in den Ministerien, in der Bezirks- und Kreisverwaltung, in der Justizverwaltung und in der Polizei, kurz überall sind die einheimischen Elemente geringer an der Zahl als die auswärtigen und oft befinden sie sich in geradezu verschwindender Minderheit. Dies wird um so unangenehmer empfunden, als unter den altdeutschen Beamten das norddeutsche Element überwiegt, das sich einer besonderen „Unsympathie" bei der einheimischen Bevölkerung erfreut. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die einheimischen Elemente immer zahlreicher werden, je mehr man von den oberen Stellen auf die unteren Staatsstellen herunter-

steigt. Fast alle Stellen, die ausschlaggebend sind und weitgehenden Einfluß auf die Verwaltung üben, sind mit Altdeutschen besetzt und je minderwertiger die Posten werden, desto häufiger sind sie mit Einheimischen besetzt. So daß im Volksmund die Formel geprägt wurde: die Elsaß-Lothringer können es in ihrem Lande höchstens zum Briefträger oder zum Straßenwärter oder zum Rottenarbeiter an der Eisenbahn bringen. Aber dem Faß wurde vollends der Boden ausgeschlagen durch die Bestimmungen, die in den letzten Jahren in Bezug auf die Zulassung der Militäranwärter zu den Zivilversorgungsstellen getroffen wurden. In jedem deutschen Bundesstaat werden die einheimischen Militäranwärter unter allen Umständen bei der Besetzung der betreffenden Stellen den Auswärtigen vorgezogen. Man hätte meinen sollen, daß, da Elsaß-Lothringen schon in den höheren Stellen des Landes so übermäßig mit auswärtigen Elementen belastet ist, man doch wenigstens die nicht sehr hoch honorierten Zivilversorgungsstellen den einheimischen Militäranwärtern überlassen hätte, in gleichem Maße wie dies bei den anderen Staaten des Reiches geschieht. Diese so bescheidenen Wünsche wurden aber nicht berücksichtigt. Es wurde bestimmt, daß von den in Elsaß-Lothringen zu vergebenden Zivilversorgungsstellen nur die Hälfte für die eingeborenen Elsaß-Lothringer zur Verfügung gestellt würde, während die andere Hälfte mit auswärtigen altdeutschen Militäranwärtern zu besetzen sei. So konnte geschehen, daß einem elsaß-lothringischen Militäranwärter, der sich im Frühjahr 1907 bei dem Bezirkskommando für eine Zivilstelle des Landes gemeldet hatte, amtlich der Bescheid wurde, daß er nicht in Betracht kommen könne, da er Elsaß-Lothringer sei! Man suche einmal in dieser Hinsicht einen Vergleich anzustellen zwischen Elsaß-Lothringen und einem anderen Reichsteile. Es gibt gar keinen Bundesstaat, der sich auch nur annähernd eine derartige Behandlung seiner einheimischen Bevölkerung gefallen ließe. Oder kann man sich auch nur denken, daß z. B. in Baden die Ministerstellen, die Ministerialratsstellen,

die Landräte, die Schulräte, die Justizstellen zum allergrößten Teil durch Nichtbadener besetzt würden und daß sogar die eingeborenen Badener nur für die Hälfte der Zivilversorgungsstellen der Militäranwärter in Betracht kommen können. Man braucht diese Voraussetzung nur auszusprechen, um sofort wahrzunehmen, daß dies eine ganz undenkbare Annahme ist. Und was so ungeheuerlich erscheint, wenn man es auf andere Reichsteile anwendet, ist die Lage Elsaß-Lothringens noch nach 38 Jahren ruhigen und gesetzlichen Verhaltens der Bevölkerung! Es ist deshalb nicht zu wundern, wenn die Elsaß-Lothringer sich verbittern und verärgern. Sie fühlen sich als Bürger zweiter Klasse behandelt und entrechtet: man legt ihnen die nämlichen Pflichten auf wie allen Deutschen und wenn es an die Rechte kommt, so wird ihnen entweder durch behördliche Verfügung die Hälfte der Stellen direkt untersagt, oder sie fühlen sich tatsächlich in Bezug auf dieselben zurückgesetzt. Auch ist es bemerkenswert, wie sich in den Gebildeten der Grund der Unzufriedenheit allmählig verschoben hat. Die ältere Generation war unzufrieden mehr aus ideellen Gründen: sie litt noch an der Erinnerung an das alte Vaterland, die Wunde war noch zu frisch und die Losreißung wirkte noch nach in den Herzen. Bei der jüngeren Generation aber sind andere Gründe maßgebend. Die Elsaß-Lothringer neueren Datums haben das alte Vaterland nicht gekannt, aber sie wissen, daß sie die nämliche Bildung genossen haben, wie die Altdeutschen, die in das Land kommen; sie weisen nach, daß sie alle Bedingungen für die öffentlichen Beamtenstellen erfüllen. Deshalb können sie nicht verstehen, daß sie zurückgesetzt sein sollen zu Gunsten von Nichteinheimischen. Ihre Unzufriedenheit entspringt der Empfindung, daß sie in ihren materiellen Existenzbedingungen geschädigt werden, und sie weist deshalb auch die entsprechende Herbheit auf, die sich aus dieser Quelle genugsam erklärt.

Unter diesen Umständen hätte die eingewanderte Beamtenschaft sich doppelt rücksichtsvoll und vorsichtig im Benehmen

zeigen sollen, um ihre Eigenschaft als „Fremde“ allmählig in Vergessenheit geraten zu lassen. Bei der einheimischen Bevölkerung herrscht die Empfindung vor, daß dies nicht in dem nötigem Maße geschehen ist, besonders nicht seitens des norddeutschen Elements der Eingewanderten. Auf einheimischer Seite hatte man das Gefühl, daß die Beamten vielfach wie Eroberer in einem unterjochten Lande aufgetreten sind und daß ein Einheimischer nur ja nichts mit einem Beamten beginnen möge, da er ja doch nichts erreichen würde und sich deshalb nur zu ducken habe vor dem Beamten. Bei einer Generaldebatte im Landesausschuß, in der gerade diese Zustände besprochen wurden, sagte Herr v. Köller unter anderem, daß er die Scheu der Elsaß-Lothringer nicht verstehen könne, gegen einen Beamten den Klageweg zu beschreiten. Damit hat Herr v. Köller eine der beklagenswertesten Erscheinungen in unserem Volksleben berührt. Nein, so etwas getrauen sich die Einheimischen gar nicht gegen einen Beamten zu unternehmen; weil sie zu viel unter dem Banne der Auffassung stehen, daß es nichts nützt gegen einen Beamten Klage zu führen, da er von allen Seiten gedeckt und unterstützt werde. Diese Auffassung hat ihren Höhepunkt unter dem Puttkamerschen Regime erreicht. Wenn man dann noch in Betracht zieht, daß zu gleicher Zeit der sogenannte Diktaturparagraph herrschte, in Kraft dessen jeder Elsaß-Lothringer auf Grund einer einfachen Verfügung des Statthalters, ohne richterliches Verfahren, von einer Stunde auf die andere von Haus und Hof und aus dem Lande gejagt werden konnte, wird man verstehen können, welche Summe von Verbitterung sich in der einheimischen Volksseele gegen den deutschen Regierungsapparat angesammelt haben mag. Die Stimmung hat sich etwas gebessert durch die Abschaffung des Diktaturgesetzes und durch das Regime Köller, das in dieser Richtung etwas günstiger abstach von dem Regime Puttkamer. Aber auch unter v. Köller ist doch noch genug geschehen, um die Verbitterung der Einheimischen nicht ganz zum Verschwinden kommen zu lassen. Dazu ist in

erster Linie das Bekanntwerden der unglückseligen sogenannten „schwarzen Listen“ zu rechnen. Man weiß, daß darunter ein Verzeichnis zu verstehen ist, auf welchem die Namen von Persönlichkeiten stehen, von denen vorausgesetzt wird, daß sie im Falle eines Krieges als nicht ganz zuverlässig zu betrachten sind: sofort nach der Kriegserklärung würden die so Bezeichneten verhaftet und in sicheren Gewahrsam gebracht. Die Tatsache wurde im Jahre 1906 bekannt und das Bestehen solcher Listen tatsächlich zugestanden im Landesausschuß und im Reichstag. Wenn man nun bedenkt, daß diese Listen von Unterbeamten aufgestellt werden und wie leicht hier ganz subjektive Auffassungen die schwersten Folgen für Freiheit, Leben und Glück von Einzelpersonen wie für ganze Familien haben können, dann versteht man, wie das Bekanntwerden dieser Gepflogenheiten auf die einheimischen Gemüter eingewirkt haben muß. Und dazu kam dann noch das Verhalten eines großen Teils der Beamtenschaft Herrn v. Köller gegenüber. Dieser hatte gleich am Anfange seines Amtsantrittes verschiedene Male die Erklärung gegeben, daß er Übergriffe und eventuelle Ungehörigkeiten von seiten der Beamten nach Kräften zu ahnden suchen und keine Beamtenwillkür dulden würde. Dies hat ganz bedeutend wohltuend gewirkt bei der einheimischen Bevölkerung, die unter Puttkamer nicht an derartige Töne gewöhnt worden war. Aber anderseits hat dieses Auftreten von Herrn v. Köller in gewissen Beamtenkreisen eine Feindseligkeit ausgelöst, die bis zum Rücktritt des Staatssekretärs andauern sollte. Der Teil der Beamten, die die Neigung besaßen, sich in dem Lande als die Herrscher zu betrachten und von dem alten „Diktaturgeist“ erfüllt waren, konnte es Herrn v. Köller nicht verzeihen, daß er so offen seine Bereitwilligkeit ausgesprochen hatte, an ihre Omnipotenzgelüste herangehen und gegen Beamtenübergriffe gegebenenfalls einschreiten zu wollen. Es entstand, was man die Beamtenfronde gegen Herrn v. Köller genannt hat, die sich besonders darin betätigte, die schärfsten Artikel gegen den Staatssekre-

tär in altdeutschen Blättern zu veröffentlichen, um so die öffentliche Meinung gegen ihn mobil zu machen. Herr v. Köller hatte jedoch eine sehr dicke Haut in Bezug auf derartige Dinge, und daß ihm diese Brandartikel auch nicht nach oben hin geschadet haben, scheint zu beweisen, daß man in den höheren Regionen allerdings der Ansicht war, daß in Elsaß-Lothringen etwas in dieser Richtung getan werden mußte. Aber diese ganze Handlungsweise hatte den Erfolg, daß damit der einheimischen Bevölkerung vordemonstriert wurde, mit welcher Hartnäckigkeit man vielfach in Beamtenkreisen an dem alten Herrschergebahren hing und mit welcher Kraftanstrengung man sich die alte Herrlichkeit des „Diktaturgeistes" zu wahren entschlossen war. Der Eindruck auf die einheimische Bevölkerung war um so ungünstiger, als auch unter Herrn v. Köller das Einschreiten gegen Beamte nur in ganz milden Formen stattfand und mit einem Aufwand von Rücksichten, die eher alles andere als Schroffheit waren.

Davon nur ein Beispiel aus den unteren Schichten. In den Landgemeinden werden bei uns die Militärlisten, die sich auf die betreffende Gemeinde beziehen, in dem Gemeindehaus aufbewahrt, in dem sich in vielen Fällen auch die Wohnung des Lehrers befindet, der meistens der Gemeindeschreiber ist und infolgedessen die Aufbewahrung der besagten Listen zu besorgen hat. Nun begab sich im verflossenen Jahre der Gendarm des betreffenden Amtskreises in ein Dorf des Oberelsaß, betrat in Abwesenheit des Lehrers das Gemeindelokal, öffnete den Schrank, in dem sich die Militärlisten des Dorfes befanden und nahm sie mit sich nachhause. Dann aber kam er wieder und forderte in allem Ernst die Militärlisten von dem Lehrer unter dem Vorwand, daß er dieselben zu revidieren habe. Der Lehrer begab sich nichts ahnend in das Gemeindelokal und öffnete den Schrank, um dem Gendarmen die betreffenden Listen einzuhändigen. Welches war aber sein Schrecken, als er die Listen nicht in dem Schranke vorfand. Der Gendarm machte ein sehr ernstes Gesicht, man begab sich zum Bürgermeister, man riet hin und her und schließlich ging der Gendarm nachhause, ohne ein Wort über den Verbleib der Listen zu

sagen. Der Lehrer blieb in tausend Ängsten zurück. Erst einige Zeit nachher geruhte der Gendarm, dem Lehrer mitzuteilen, daß er im Besitze der Listen sei und daß er sich einen Spaß habe leisten wollen. Ohne die Sache übertreiben zu wollen, wird man wohl sagen dürfen, daß eine solche Handlungsweise seitens eines Gendarmen unter allen Umständen eine scharfe Repression verdiente. Und was geschah? Der betreffende Gendarm wurde versetzt, aber an eine bessere Stelle.

Man wird also nicht sagen können, daß die Haltung von Herrn v. Köller den Beamten gegenüber ausnehmend schroff und rücksichtslos gewesen ist, aber gerade deshalb zog man einheimischerseits den Schluß, daß es den Beteiligten bei der Hetze gegen Herrn v. Köller nicht so sehr um gerechte Behandlung und um Wahrung berechtigter Interessen zu tun war als vielmehr darum, auf diesem Wege und durch diese Mittel die Fortdauer ihrer Herrscherstellung des Puttkamerregimes zu ertrotzen.

So ist also die Stimmung der einheimischen Kreise gegenüber der Beamtenschaft in Elsaß-Lothringen. Dies muß man sich vergegenwärtigen, um den Eindruck zu ermessen, den die Rede des Statthalters bei der Bevölkerung hervorgerufen hat. Man hat daraus die Auffassung geschöpft, daß der Statthalter, wenigstens in dieser Rede nicht das Verständnis für die Lage bekundet hat, das die Bevölkerung von ihm auf Grund seiner bisherigen Tätigkeit im Lande erwartete. Man mag sie drehen und wenden, wie man will, sie bedeutet in der Einseitigkeit, die darin zum Ausdruck kommt, ein greifbares Abrücken von dem Gesamtempfinden, das in der einheimischen Bevölkerung vorherrscht. Und wir wünschten aufrichtig im wohlverstandenen Interesse des Vaterlandes, daß diese Lücke nicht bestände.

Nun ist aber hervorzuheben, daß der neue Statthalter sich sehr glücklich im Lande einzuführen gewußt hat, und man war bisher der Ansicht, daß man auf jeden Fall keinen ungünstigen Tausch gemacht habe. Warum nun auf einmal dieser neue Ton? Diese Wandlung muß ihre Gründe haben

und es wird nicht schwer sein, dieselben aufzufinden. Graf von Wedel und seine Gemahlin hatten durchweg durch ihr Auftreten einen sympathischen Eindruck bei der Bevölkerung hervorgerufen. Nicht als ob der Statthalter etwas Außerordentliches zu Gunsten des Volkes vollbracht hätte. Er war bei verschiedenen Anlässen freundlich und zuvorkommend und es war ihm der Ruf nicht vorausgegangen, daß er je Kampfreden in den Evangelischen Bundes-Versammlungen gehalten hätte. Das war genug, um sympathische Gefühle bei der Bevölkerung zu wecken, und beweist wieder einmal, mit welcher Leichtigkeit die einheimische Bevölkerung zu gewinnen wäre. Aber wie kam es anders? Gerade diese Resultate waren gewissen auswärtigen Elementen ein Dorn im Auge. Diesen ist jede Regung in den oberen Stellen der Verwaltung, die geeignet wäre auf die einheimische Bevölkerung die gebührende Rücksicht zu nehmen, ein Greuel. Und so wurde nun auch gegen den Statthalter zu dem beliebten Mittel gegriffen: es wurden Brandartikel gegen ihn in den altdeutschen Blättern losgelassen. Produkte der niedersten Art, um es gleich zu sagen, in denen der Statthalter der Begünstigung der Französelei in den Reichslanden angeklagt und sogar seine Gemahlin dabei verunglimpft wurde. Das erste niederträchtige Elaborat dieser Art erschien in der „Rheinisch-Westphäl. Zeitung“ und andere folgten in der „Vossischen Zeitung“, in den „Berliner Neuesten Nachrichten“ und in dem „Berliner Tagblatt“. Der „Elsässer“ schrieb dazu:

„Der Fall erinnert sehr an vergangene Zeiten. Als der erste Statthalter im Lande, Herr von Manteuffel, durch sein leutseliges, gerades Wesen der verärgerten und geängstigten Bevölkerung Vertrauen einzuflößen schien, da wurde von allen (fremden) Seiten scharf auf ihn geschossen: das Vaterland war in Gefahr! Eigentlich ging's dem Vaterland um kein Haar schlechter, im Gegenteil! Aber etwas war allerdings in Gefahr, nämlich die Interessen derjenigen, die davon profitieren, wenn zwischen Regierung und Bevölkerung der stille Krieg des Mißtrauens und der Verstimmung herrscht. Ist es heute viel an-

ders geworden? Manch' ein Praktikus von damals wirkt ja heute noch und bis dicht an die Regierungskreise heran sind Leute gekommen, denen das Bequem-Regieren nach dem Möller-Puttkamerschen System noch tüchtig im Blute steckt."

Dies trifft den Nagel auf den Kopf. Genau nach diesem Rezepte wurde gegen den Grafen von Wedel verfahren, um ihm die nötige Dosis preußischen Schneids in der Behandlung der Einheimischen beizubringen und um ihn daran zu erinnern, daß Elsaß-Lothringen ein Glacisgebiet ist, in welchem der Statthalter in erster Linie dafür zu sorgen hat, daß sich die Beamten wohl fühlen. Ob dieses Manöver bei dem Grafen von Wedel gelingen wird und ob er sich von der Fühlung mit der einheimischen Denkweise absprengen lassen wird? Die Rede zu Colmar scheint zu beweisen, daß diese gehässigen Wühlereien nicht ganz spurlos an dem Statthalter vorübergegangen sind. Im Interesse der ruhigen Entwicklung der Dinge in Elsaß-Lothringen könnten wir es nur tief beklagen, wenn er sich nicht von dieser Auffassung zu befreien vermöchte: Das Verharren des Statthalters auf dem Standpunkt der Colmarer Rede vom 10. November würde den Anfang des Mißtrauens und der Verstimmung zwischen ihm und der einheimischen Bevölkerung bedeuten.

Auch ein weiterer Passus der Rede entbehrt jener großzügigen Korrektheit, die man gerne an dieser Kundgebung des Statthalters wahrgenommen hätte. Zu den Bedingungen, welche von den Elsaß-Lothringern zu erfüllen sind, zählt er in erster Linie „die rückhaltlose Anerkennung der bestehenden Verhältnisse". Man wird nicht sagen können, daß diese Form besonders glücklich zu nennen ist. Wir kennen diesen Satz. Dieser wurde von jeher hervorgeholt, wenn man Maßnahmen rechtfertigen wollte, die von der einheimischen Bevölkerung als Vergewaltigung oder als unverdiente Zurücksetzung empfunden wurden. Dieser Satz hat deshalb bei der elsaß-lothringischen Bevölkerung einen ganz verdächtigen Klang und deshalb ist es doppelt zu beklagen, daß der Statthalter

sich gerade dieser Redensart bedient hat. Denn im Grunde genommen ist es nicht mehr als eine Redensart. Was will die Regierung damit anfangen? Wie will die Regierung bei den Elsaß-Lothringern feststellen, ob ihre Anerkennung der gegebenen Verhältnisse rückhaltlos oder rückhaltlos genug ist? Bis jetzt war man der Ansicht, die Hauptsache bestehe darin, daß ein Volk seine bürgerlichen Pflichten redlich und ehrlich erfülle. Ein Colmarer Blatt hat in diesem Sinne ganz richtig gesagt: „Wir haben den Willen und das Bewußtsein, alle unsere staatsbürgerlichen Pflichten loyal zu erfüllen. Wir sind auch von versöhnlichem Geiste beseelt. Wer mehr von uns verlangt, verkennt Recht und Pflicht in unserem Lande." Was will man mehr von uns? Auf jeden Fall ist man verpflichtet, dieses mehr genau zu formulieren, sonst werden wir die Anklage erheben, daß man diese unklaren und unbestimmten Phrasen nur gebraucht, um uns die Vorteile nicht zu gewähren, auf die wir ein Recht haben.

Denn die wahre Tragweite der Auslassung des Statthalters ist darin zu erblicken, daß sie in Zusammenhang steht mit der neuen Verfassung, nach der Elsaß-Lothringen strebt. Der Statthalter sagt ausdrücklich, daß der Übergangsprozeß des Landes möglichst beschleunigt werden soll. Damit weist der Statthalter auf die Versuche hin, die seit einigen Jahren unternommen wurden, um Elsaß-Lothringen aus der so ungünstigen und so entwürdigenden Zwitterstellung heraus zu bringen, die seit 38 Jahren andauert. Zurzeit ist wieder ein neuer Vorschlag aufgetaucht. Die Umänderung der Lage soll darin bestehen, daß zunächst der Reichstag vollständig für Elsaß-Lothringen ausgeschaltet wird. Der zurzeit bestehende Landesausschuß würde als Landtag benannt werden und erhielte auch die Initiative für Gesetzesanträge. Anderseits würde der Bundesrat gewissermaßen das Herrenhaus für Elsaß-Lothringen bilden. Es liegt auf der Hand, daß dieser Vorschlag unter allen Umständen unannehmbar ist. Wir wären bei dieser Einrichtung schlimmer daran als jetzt, denn wir

würden dadurch die Fühlung mit dem Reichstag verlieren. Der Kern der Lösung besteht darin, daß das Reichsland endlich einmal souverän und mit den anderen Bundesstaaten des Reichs gleichstehend erklärt wird. Zu diesem Prinzip muß man sich aufschwingen. Nachher ist allerdings der Träger der Souveränetät näher zu bestimmen. Theoretisch kann das Reichsland Republik sein oder von einem Statthalter regiert werden, der auf Lebenszeit ernannt wird, oder der Kaiser würde selbst Landesherr und das Reichsland in Personalunion mit Preußen verbunden sein, oder endlich es würde eine eigene Dynastie in dem Reichslande aufgestellt. Von diesen vier Möglichkeiten scheint die letzte Form zurzeit diejenige zu sein, die am meisten den Verhältnissen entsprechen würde. Daran, daß die maßgebenden Faktoren zugeben könnten, daß das Reichsland in eine Republik umgewandelt würde, ist gar nicht zu denken. Ein Statthalter, der auf Lebenszeit ernannt wird, wäre eine Halbheit, die kaum wesentlich von der jetzigen Lage abweichen würde. Was endlich die Übertragung der Souveränetät in Elsaß-Lothringen auf den Kaiser betrifft, so würde dadurch das Reichsland so nahe als möglich an eine preußische Provinz herankommen, und daß im Bundesrat eine ganze Menge von Imponderabilien gerade gegen diese Lösung vorhanden ist, braucht für solche, die einigermaßen auf dem Laufenden sind in Bezug auf die innerpolitischen Strömungen im Reich, nicht näher erörtert zu werden. Bleibt also nur eine eigene Dynastie. Anderseits könnten die Kommandoverhältnisse für die in Elsaß-Lothringen stationierten Truppenteile vollständig bleiben wie sie jetzt sind, so daß nach der Umgestaltung der Verfassung der Reichslande die Sicherheit nach außen hin genau wie vor der Umgestaltung beschaffen wäre.

Unter diesen Umständen ist nicht einzusehen, wie es objektive Schwierigkeiten gegen die Gewährung der Selbständigkeit an die Reichslande geben soll. Dies ist durchweg die Auffassung in den einheimischen Kreisen in den Reichslanden: man versteht einfach nicht, warum man den Reichs-

landen nicht die staatliche Selbständigkeit geben will, wie andere Bundesstaaten sie haben. Die Stimmung ist deshalb um so verbitterter, als man in breiten Kreisen der Einheimischen den wahren Grund, warum man uns nicht zur staatlichen Selbständigkeit gelangen lassen will, darin erblickt, daß man an einer gewissen Stelle immer die Möglichkeit haben will, das große Tor nach den Reichslanden offen zu halten, um immerfort norddeutsche Beamte in das Land einschieben zu können. Vielleicht kommen auch noch andere Gründe in Betracht, die auf dem religiös-konfessionellen Gebiete liegen. Das Reichsland ist zu 77% katholisch, während der Protestantismus nur 20% Anhänger zählt. Spielt dieser Umstand keine Rolle in dieser Frage? Hier glaubt dies niemand, namentlich nicht seit den letzten Reichstagswahlen, in denen so unverhüllt an den furor protestanticus Appell gemacht wurde. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht eine Äußerung von protestantischer Seite. Im Juni d. J. wurde zu Straßburg die allgemeine evangelische Pastoralkonferenz abgehalten. Dabei wurde auch die Frage behandelt, ob man protestantischerseits ein Gymnasium, das von einem protestantischen Stifte unterhalten wurde und nun mit finanziellen Schwierigkeiten kämpfe, an den Staat abtreten solle in der Weise, daß der Staat die finanzielle Seite übernehmen und das Stift infolgedessen nur noch ein Vorschlagsrecht bei der Ernennung der Lehrer behalten würde, während ihm bisher die Ernennung der Lehrer und die Leitung des Gymnasiums zustand. Der Redner, welcher das Referat über diese Frage übernommen hatte, erklärte, daß es im Interesse der evangelischen Kirche sei, eine evangelische Anstalt zu haben und zwar erstens, weil das in Frage stehende Vorschlagsrecht nur auf dem Papier stehen und ohne praktische Bedeutung sein wird und dann — weil bei einer zu erwartenden Verselbständigung des Landes der klerikale Einfluß ein prominenter sein wird. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie eng die Bande sind, die den evangelischen Teil der Bevölkerung mit politisch einflußreichen Kreisen

in Altdeutschland verknüpfen, wird man gut daran tun, diese Äußerung nicht zu unterschätzen und der Meinung zu bleiben, daß das religiös-konfessionelle Moment in bezug auf die Lösung der Verfassungsfrage der Reichslande auch eine Rolle spielt.

In diesem etwas trüben Bilde erscheint wie ein Lichtpunkt die Ernennung des Freiherrn Zorn von Bulach zum Staatsminister der Reichslande an Stelle des Herrn von Köller, der am 1. November d. Js. abging. Der Freiherr von Bulach ist der Bruder des Weihbischofs von Straßburg und gehört einer der ältesten Adelsfamilien des Landes an. Durch seine Ernennung zum Staatsminister kommt ein großer Teil der Leitung der politischen Angelegenheiten des Landes in einheimische Hände, was vom reichsländischen Standpunkt aus mit Freuden zu begrüßen ist. Die Katholiken des Landes verzeichnen diese Ernennung selbstverständlich mit Befriedigung. Sie können dies um so ruhiger tun, als sie dabei durchaus ihren bisherigen Prinzipien konsequent bleiben. Als vor einigen Jahren der jetzige Kultusminister Dr. Petri ernannt wurde, der der evangelischen Konfession angehört und geborner Elsässer ist, wurde seine Ernennung auch von den katholischen Blättern im Prinzip mit Freuden begrüßt. Einschränkungen wurden nur erhoben, weil er nicht nur zum Staatssekretär ernannt wurde, sondern zum Kultusminister, da er doch evangelischer Konfession ist und Elsaß-Lothringen 77% der Bevölkerung an Katholiken zählt. Wenn Dr. Petri zum Unterstaatssekretär der Justiz allein ernannt worden wäre, wäre die Zustimmung der Katholiken rückhaltlos gewesen; daß er aber zum Kultusminister ernannt wurde, empfand der katholische Teil des Landes als eine jener Rücksichtslosigkeiten, die man sich nur Katholiken gegenüber erlaubt. Die Katholiken erwarten übrigens nur von dem neuen Staatsminister, daß er nach den Prinzipien des Rechtes und der Parität regiert. Es muß sich bald zeigen, wie sich ihm gegenüber die Elemente verhalten werden, die bisher gegen unbequeme Vorgesetzte ihre Pfeile in altdeutschen

Blättern losließen. Daß er nicht ganz davon verschont bleiben wird, dafür sind bereits Anzeichen vorhanden. Wir hoffen aber, daß er mit der Unterstützung der gutdenkenden Elemente das Land um etwas der Erfüllung seiner berechtigten Wünsche und Bestrebungen näher bringen wird.

LXXXII.

Die niederösterreichischen Landtagswahlen.

Österreich hat sein Zentralparlament, den Reichsrat; daneben hat aber jedes Kronland noch seinen Landtag. Wie der Reichsrat an politischer Bedeutung den Landtag weit überragt, so können naturgemäß die Wahlen in den Landtag nicht jene Wichtigkeit haben wie diejenigen in das Zentralparlament.

Indessen hat der Landtag doch seine große Bedeutung, oft nicht bloß für das betreffende Kronland, sondern auch für das ganze Reich. Es sei nur an den böhmischen Landtag erinnert,, der den Anstoß zur Sprengung des Koalitionsministeriums Beck gegeben hat. Die Bedeutung des Landtages liegt aber weniger auf dem Gebiete eigentlicher Gesetzgebung. Die Gesetze, innerhalb deren sich das politische und kulturelle Leben der österreichischen Völker bewegt und entfaltet, gehen vom Reichsrat aus. Aber diese Reichsgesetze haben nicht selten den Charakter von Rahmengesetzen; ihre konkrete Ausgestaltung und praktische Anwendung finden sie erst durch die Beschlüsse des Landtages. Als ein solches Rahmengesetz erscheint z. B. das Schulgesetz vom 25. Mai 1868. Dasselbe bestimmt in seinem § 13 ausdrücklich, daß „durch die Landesgesetzgebung die näheren Bestimmungen in Betreff der Zusammensetzung und Einrichtung des Landes-, Bezirks- und Ortsschulrates, dann die gegenseitige Abgrenzung des Wirkungskreises festzustellen“ seien. Und das Schulgesetz

vom 14. Mai 1869 weist in seinem § 59 dem Landtage die Aufgabe zu, „die Verpflichtung zur Errichtung von Schulen zu regeln“ und „in Betreff der Errichtung der für das Land notwendigen Schulen und Erziehungsanstalten für nicht vollsinnige, ferner von solchen für sittlich verwahrloste Kinder sowie von Anstalten zur Pflege, zur Erziehung und zum Unterrichte noch nicht schulpflichtiger Kinder, und von speziellen Lehrkursen für die der Schulpflichtigkeit entwachsene Jugend die geeigneten Anordnungen zu treffen“. Auch ist es Sache des Landtages, die Lehrergehälter festzusetzen und alles vorzusehen, was zur Bestreitung des Aufwandes für das Volksschulwesen von nöten ist. Wie dieses eine Beispiel von dem Schulgesetze beweist, ist die Kompetenz und die Tätigkeit des Landtages nicht zu gering einzuschätzen. Gerade was das verfehlte Schulgesetz mit seiner konfessionslosen Schule anbelangt, so kann ein in seiner Majorität kirchenfeindlicher Landtag noch mehr verderben und kann den Einfluß der Kirche auf die Erziehung der Schuljugend in einem noch stärkeren Maße lahm legen, als es ohnehin durch das Gesetz schon der Fall ist. Dagegen hat aber auch ein konservativer Landtag es in der Hand, manche Korrektur anzubringen. Die im Gesetze festgelegte konfessionslose Schule kann er freilich nicht aufheben, aber er kann doch Maßregeln treffen, welche die sittlichreligiöse Erziehung der katholischen Schuljugend im Geiste ihrer Kirche in etwa sicherstellen. Gerade die Möglichkeit, das verfehlte Schulgesetz in seinen Wirkungen einigermaßen zu korrigieren, legt der christlich gesinnten Bevölkerung die Pflicht auf, sich um die Wahlen für den Landtag zu kümmern und dafür zu sorgen, daß keine französierenden Kulturkämpfer in die Lantagsstube einziehen, sondern Männer, die in der religiösen Erziehung der Jugend das Heil des Volkes erblicken.

Neben dem Volksschulwesen gibt es aber auch noch eine ganze Reihe anderer für das Volkswohl wichtiger Angelegenheiten, die gleichfalls in die Kompetenz des Landtages fallen, so das Versicherungs- und Hypothekenwesen, die Errichtung

von Kranken-, Versorgungs- und Waisenhäusern und anderen derartigen gemeinnützigen Veranstaltungen. Das Budget, über welches der Landtag zu verfügen hat, erreicht oft eine ansehnliche Höhe. So hat der böhmische Landtag ein Budget von beiläufig 100 Millionen Kronen zu verwalten, der niederösterreichische ein solches von fast 50 Millionen. Wie diese Summen aufgebracht und verwendet werden, kann selbstverständlich der steuerzahlenden Bevölkerung nicht gleichgiltig sein.

Doch ist es nicht die Bedeutung des niederösterreichischen Landtages an sich, das den kürzlich durchgeführten Wahlen für diesen Vertretungskörper ein so außerordentliches Interesse zuwandte, ein Interesse, das weit über das Kronland hinausging und selbst im Auslande sich äußerte. Es handelte sich um die Frage, ob das allgemeine und gleiche Wahlrecht, das auch für die Landtagswahlen, wenigstens zum Teil, gesetzlich eingeführt worden war, zu Gunsten oder zu Ungunsten der christlich-sozialen Partei wirken werde, ob die genannte Partei allein stark genug sei, nunmehr dem machtvollen Ansturm ihrer zahlreichen Gegner, namentlich der über eine mächtige Organisation verfügenden Sozialdemokratie, siegreich Stand zu halten. Und sie hat Stand gehalten, glänzend Stand gehalten, besser, als man erwarten durfte. 104 Mandate waren durch das Volk zu besetzen; und von diesen 104 Mandaten sind nicht weniger als dreiundneunzig den Christlichsozialen zugefallen. Die Sozialdemokraten mußten sich mit 6 Mandaten bescheiden und der österreichische „Freisinn", die Partei der „Neuen Freien Presse", wäre beinahe ganz leer ausgegangen. Die 4 Mandate, die der Freisinn diesmal noch rettete, verdankt er einzig der Zensuswahl in der städtischen Kurie. Beim allgemeinen und gleichen Wahlrecht ist er definitiv aus jeglicher Konkurrenz ausgeschaltet.

Das allgemeine und gleiche Wahlrecht ist nämlich nicht in demselben Umfange, wie es für die Wahlen in den Reichsrat besteht, auch für die niederösterreichischen Landtags-

wahlen zur Einführung gekommen. Daran sind aber nicht die Christlichsozialen schuld. Sie hatten seinerzeit beantragt, das alte Zensuswahlrecht radikaliter zu kassieren und an seine Stelle das für den Reichsrat geltende allgemeine und gleiche Wahlrecht zu setzen. Für diesen Antrag fanden sie aber bei der Regierung kein Entgegenkommen. Die Regierung bestand auf der Beibehaltung der alten städtischen und ländlichen Wahlkurien, wenigstens außerhalb der Stadt Wien, sicher weniger wohl aus Vorliebe für das Althergebrachte, als vielmehr aus Besorgnis, es könnte der ihr teure „Freisinn" um alle Vertretung im Landtage kommen. Auch war es lediglich Rücksichtsnahme auf die Sozialdemokratie, daß die Regierung sich bestimmen ließ, für die Stadt Wien einzig das allgemeine und gleiche Wahlrecht zuzulassen, für das übrige Niederösterreich aber nur in beschränktem Maße. So erhielt Niederösterreich für seinen Landtag drei Wählerkurien: eine allgemeine für die Stadt Wien mit 48 Mandaten und das übrige Land mit 10 Mandaten, sodann eine städtische Kurie mit 15 und eine ländliche mit 31 Mandaten.

Um die 58 Mandate der allgemeinen Kurie wurde am 26. Oktober gekämpft. Aller Augen waren natürlich auf Wien gerichtet, wo die Sozialdemokraten endlich einmal mit den Christlichsozialen „abrechnen" wollten. Bei den Reichsratswahlen hatten sie von den 33 Mandaten, die Wien zu vergeben hatte, 10 erobert und den Freisinnigen 3 erobern helfen, so daß den Christlichsozialen nur 20 Mandate übrigblieben. Diesesmal hofften sie noch mehr zu erreichen, mindestens ein Dutzend Sitze. Aber wie ist es anders gekommen! In achtzehn Bezirken Wiens mit 43 Mandaten errangen die Christlichsozialen die Majorität der Stimmen und nur in dreien, in Favoriten, Ottakring und Floridsdorf, den sogenannten Arbeitervierteln, mußten sie den Sieg den Sozialdemokraten überlassen. Da diese drei Bezirke nur fünf Mandate zu vergeben hatten, so ist der Gewinn der Sozialdemokraten doch nur ein sehr bescheidener. Immerhin aber

haben sie an die 108 000 Stimmen auf ihre Kandidaten vereinigt. Bei den Reichsratswahlen brachten sie es auf 124 500 Stimmen; daß sie diesesmal diese Stimmenzahl nicht erreichten, erklärt sich wohl zumeist daraus, daß die Wahlfähigkeit für den Landtag an eine dreijährige Seßhaftigkeit geknüpft ist, während das Reichsratswahlrecht nur eine solche von einem Jahre kennt. Dagegen haben merkwürdigerweise die Christlichsozialen einen nicht unbeträchtlichen Stimmenzuwachs zu verzeichnen. Bei den letzten Reichsratswahlen hatten sich 158 540 Wähler für ihre Kandidatenliste erklärt; am 26. Oktober gesellten sich zu dieser Wählermasse noch weitere 11 000 Wähler. Und dies trotz der dreijährigen Seßhaftigkeit, die doch auch bei den Christlichsozialen hemmend ins Gewicht fallen mußte, wenn auch nicht in demselben Maße wie bei den Sozialdemokraten mit ihrer stark fluktuierenden Anhängerschaft.

Übrigens gehen wir nicht fehl mit der Annahme, daß zu dem Mehr der christlichsozialen Stimmen die Deutschnationalen ein erkleckliches Kontingent gestellt haben. Denn es dürfte zutreffend sein, was die Wiener „Deutsche Korrespondenz" schreibt:

„Für deutschnationale Sonderkandidaten waren (in Wien) 2961 Stimmen abgegeben worden, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die meisten Deutschnationalen in Wien in der Erkenntnis, daß es sich lediglich um einen Kampf zwischen deutschem Bürgertum und Sozialdemokratie handelte, ihre Stimmen für die christlichsozialen Kandidaten abgegeben hatten, zumal da in *Wien die tschechische Gefahr mit der sozialdemokratischen zusammenfällt*. Das zeigt sich auch in der sehr geringen Zahl tschechischnationaler bürgerlicher Stimmen, die bei der Landtagswahl in Wien abgegeben wurden: 2125; *die Tschechen in Wien hatten also durchwegs sozialdemokratisch gewählt*."

So die „Deutsche Korrespondenz". Daß ihre Feststellung begründet ist, beweist die Wahl im 10. Stadtbezirke (Favoriten). Dieses Arbeiterviertel umfaßt eine starke tsche-

chische Bevölkerung; man hört hier ebensoviel tschechisch als deutsch reden. Die offiziellen tschechischen Kandidaten, Dr. Drozda und der gewesene Minister Dr. Pacak, erhielten von den 20 843 abgegebenen Stimmen ganze 600, während auf die zwei sozialdemokratischen Kandidaten rund 11 600 Stimmen entfielen und ihnen zum Siege verhalfen. Daß die Hälfte dieser Stimmen von Tschechen stammt, dürfte keinem Zweifel unterliegen. Eine betrübende Erscheinung, die nicht übersehen werden darf; auch eine Folge des unseligen Nationalitätenhaders, an dem Österreich schwer krank darniederliegt.

Die Partei der „N. Fr. Presse“ ist bei den Wiener Wahlen leer ausgegangen. Sie brachte im ganzen 19 400 Stimmen auf. Ein lächerliches Resultat. Es gab eine Zeit, wo diese Partei über den Wiener Gemeinderat und den niederösterreichischen Landtag die unbeschränkteste Herrschaft übte. Aber diese Zeit ist für immer vorbei. Der Einfluß des einst allmächtigen Judenblattes ist bei den Volksmassen gänzlich dahin. Wie hat dieses Blatt vor den Wahlen gegen die Christlichsozialen gewettert; ganze Kübel von Ehrabschneidungen, Verdächtigungen und Verleumdungen, von Hohn und Spott hat sie über sie ausgegossen! Und was hat es genützt? In seinem maßlosen Selbstdünkel hat das Blatt die Stirne, seine süßsaure Besprechung des Wahlausfalles vom 26. Oktober mit folgenden Kraftsätzen zu beschließen:

„Auch dieser Tag, an welchem die letzte Spur einer freisinnigen Vertretung der Stadt Wien im niederösterreichischen Landtage ausgemerzt wurde, wird den zerfließenden Nimbus der Christlichsozialen nicht dauernd festigen. Das Kunststück, eine Stadt von zwei Millionen mit allen Lebensbedingungen unter das Joch ruraler Mehrheiten im Landtag zu bringen, diese Verknechtung der Intelligenz, des Besitzes und der Wissenschaft ist so gefährlich wie ein Selbstmord. Verfälschte und verkrümmte Wahlen sind kein Spiegel der Öffentlichkeit, und die innere Fäulnis der Christlichsozialen, ihre Zersetzung und Verwesung bleiben selbst dann wahr, wenn das Netz der Abhängigkeiten

noch weiter ausgespannt wird und der heimliche Ekel aus Furcht vor Bedrängnissen noch ängstlicher verborgen wird."

Das ist der Trost, den das Blatt für „Intelligenz, Besitz und Wissenschaft" seinem bestürzten Lesepublikum zu bieten vermag. Aber damit wird dem verkrachten österreichischen Freisinn nicht geholfen sein.

Aber nicht bloß in der Reichshauptstadt schnitt der österreichische Freisinn bei dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht kläglich ab; auch sonst in Niederösterreich hat er allen Halt verloren. Von den 10 Mandaten, welche das Land Niederösterreich (außer Wien) zu vergeben hatte, fielen 9 in die Hände der Christlichsozialen und eines eroberte die Sozialdemokratie; aber auch dies nur mit knapper Not. Der Freisinn dagegen brachte es in keinem einzigen Wahlbezirke auch nur zu einer einigermaßen achtunggebietenden Minorität. Die große Masse des Volkes hat ihm eben den Rücken gekehrt. Hier Christlichsoziale, hier Sozialdemokraten — das ist die Losung der nächsten Zukunft!

Wenn nun auch der österreichische Freisinn beim allgemeinen und gleichen Wahlrecht ein totales Fiasko erleben mußte, so hat er doch bei den Zensuswahlen am 5. November noch einige Trümmer gerettet. In den 31 ländlichen Wahlbezirken ist er freilich gänzlich ausgeschaltet; alle ländlichen Wahlkreise ohne Ausnahme wählten christlichsozial ohne nennenswerten Kampf. Nur in den 15 städtischen Wahlbezirken setzte es mitunter ein heißes Ringen ab. Der Freisinn wehrte sich verzweifelt, aber ohne viel Erfolg. In vier Bezirken (St. Pölten, Neunkirchen, Krems und Wiener-Neustadt) vermochte er wohl noch einmal seine Position siegreich zu behaupten; aber die Christlichsozialen waren ihm auch hier schon hart auf den Fersen und aller Voraussicht nach wird er bei den nächsten Wahlen auch diese 4 Mandate an die Christlichsozialen abtreten müssen.

Es begreift sich, daß im ganzen christlichsozialen Lager eine gehobene Stimmung herrscht ob des glänzenden Sieges in den beiden Wahlschlachten. Ganz sicher war man ja des

Erfolges nicht. Man fürchtete nicht ohne Grund, daß die Sozialdemokraten besser abschneiden würden, als sie wirklich abgeschnitten haben. Aber da diese Befürchtung sich als trügerisch erwies, ist die Genugtuung über das Errungene um so ungetrübter.

Die christlichsoziale Partei hat jedenfalls zur Zeit die großen Massen der Wähler hinter sich. Sie hat ihre Lebenswurzeln im Volke. Sie ist aus dem Volke herausgewachsen unter der genialen Führung und Leitung Dr. Karl Luegers. Und solange Lueger lebt, ist keine Gefahr, daß die Partei Regierungspolitik treibt. Das wäre der Anfang vom Ende.

Zum Schlusse stehe hier noch ein Mahnwort, das die Wiener „Reichspost" angesichts des glänzenden Wahlausfalles vom 26. Oktober an die Führer der Partei richtete. „Der heutige Wahlsieg", so schreibt das Blatt, „soll nicht dazu beitragen, die christlichsoziale Partei im Wohlgefühle der Sicherheit zum Rasten zu veranlassen. Es soll vielmehr aus der Begeisterung, die dieser Sieg erweckt, ohne Zögern die Kraft geschöpft werden, die Lücken auszufüllen, welche die christlichsoziale Partei noch in ihrem Gefüge besitzt und die namentlich durch die Schuld der Gegner noch nicht stärker fühlbar wurden. Die Parteiorganisation, die in Wien noch auf veralteten Grundlagen steht, muß modern ausgerüstet und für einen Nachwuchs an geschulten politischen Kräften gesorgt werden, der für die Vertiefung der Ideen und Grundsätze, für eine dauernde Befestigung der einzelnen Wahlsiege, für eine Teilung in der positiven Arbeit für die christlichsoziale Bewegung zu sorgen hat. Die Größe der Partei soll nicht wie bisher auf die Tatkraft einiger weniger Männer gestellt bleiben."

Möge dieses Mahnwort allseitig die rechte Beachtung finden!

D. P.

LXXXIII.

Die politisch-militärische Lage Serbiens.

Die weitgehenden Aspirationen Serbiens können mit der Mission seines Ministers Milowanowitsch und des Kronprinzen, welche nur Sympathieerklärungen statt der Verheißung diplomatischer, geschweige denn tatkräftiger Unterstützung heimgebracht haben, vor der Hand als gescheitert gelten. Wohl soll die Verhandlung der Annektion Bosniens und der Herzegowina und die Frage der Kompensationen für Serbien und Montenegro in das russische Konferenzprogramm aufgenommen worden sein. Allein es gilt für sicher, daß unter diesen Bedingungen Österreich die Konferenz überhaupt ablehnt. Erklärte doch nicht nur in London Sir Eduard Grey Milowanowitsch gegenüber, daß Serbien unbedingt ruhig bleiben müsse, sondern auch in Paris Minister Pichon, daß Serbien auf keine wie immer geartete Territorialentschädigung rechnen dürfe. Schon die von England, Rußland, Frankreich und Italien in Belgrad gemachten Vorstellungen, im Interesse des Friedens sich aller Maßnahmen zu enthalten, die den Frieden gefährden könnten, haben ihre Wirkung auf die serbische Regierung und die Skuptschina nicht verfehlt; denn beide versprachen eine korrekte Haltung und, ohne den Frieden zu stören die Einberufung der Konferenz und ihre Entscheidung abzuwarten. Hierzu aber dürfte sich noch der Eindruck des Inhalts des Telegramms des Präsidenten der Duma an den der Skuptschina gesellen, der in dem Hinweis gipfelte, „daß nur eine friedliche Lösung der Krisis die Zukunft des Slaventums dauernd sichere".

Nichtsdestoweniger hat sich bis jetzt die Gährung in der Bevölkerung Serbiens und namentlich Belgrads noch nicht gelegt, wie das versuchte Bombenattentat auf die Donaumonitorflotille und die fortgesetzten Rüstungen beweisen. Man kann dem Ausspruch des fanatisch erregten Kronprinzen: „Serbien werde bei Nichterfüllung seiner Forderungen nicht ohne Kampf untergehen", heute keine andere Bedeutung, wie eine für die serbische Kriegspartei symptomatische, beimessen; doch sind die der russischen Regierung für die Konferenz angegebenen Forderungen

Serbiens und Montenegros: Rückgabe Bosniens und der Herzegowina an die Türkei, oder autonomische Verwaltung beider unter Kontrolle der Mächte, oder (bei Loslösung dieser Provinzen von der Türkei) Zusprechung derselben an Serbien und Montenegro, oder mindestens Rückgabe der Herzegowina an Montenegro und Zuteilung eines Serbien mit der Adria verbindenden Gebietsstreifens 2c., so weitgehende, daß ihre Ablehnung auf der Konferenz als gewiß gelten kann. Alsdann aber würde nach der Erklärung des serbischen Ministers des Auswärtigen Milowanowitsch in London, Serbien seine militärischen Vorbereitnngen bis zum äußersten fortsetzen, die Landesgrenze in ein verschanztes Lager verwandeln und alle seine Hoffnungen auf ein erfolgreiches, militärisches Vorgehen setzen. Diese Erklärung des Ministers ist mehr eine Drohung, um auf der Konferenz möglichst viel von den Forderungen Serbiens durchzusetzen. Man dürfte sich den Entschluß zum Kriege, gegenüber einer Macht wie Österreich, die den 5 Divisionen und 1 Kavalleriedivision Serbiens 15 Armeekorps und 5 Kavalleriedivisionen gegenüberzustellen vermag, mehr wie zweimal überlegen. Immerhin sind bei den heißblütigen Balkanbevölkerungen elementare Ausbrüche der Volkserregung unberechenbar. Es erscheint demnach von Interesse den unlängst in einer geheimen Sitzung der Skuptschina erfolgten, nunmehr verlautbarten Äußerungen des serbischen Kriegsministers einen Blick zu widmen.

Bei der Forderung der Rüstungsmittel erklärte derselbe, daß die militärische Lage Serbiens keineswegs hoffnungslos sei. Die Wehrkräfte Serbiens betrügen 250 000 Mann, und Österreich könne über nicht mehr als 300 000 Mann (?) gegen Montenegro und Serbien verfügen. Überdies werde Serbien eine starke Reserve an der Nordgrenze des Landes aufstellen, die mit Hülfe der durch lebhafte Propaganda vorbereiteten serbischen Bevölkerung Kroatiens die österreichisch-ungarische Operationsbasis bedrohen könne. Eine Insurrektion Bosniens werde weitere Hülfe bringen, jedoch dürfe sie, obgleich bereits sorgfältig vorbereitet, nicht ausbrechen, bevor die serbische Armee die Drina erreicht habe und die Serben des Vilajets Kossova, des Sandschaks von Novi-Bazar und Albaniens ihren serbischen Brüdern zu Hülfe gekommen seien. Serbien

aber könne um so sicherer auf diese Hülfe aus den türkischen Nachbardistrikten rechnen, als es nicht ohne Absicht vortreffliche Beziehungen zu den Jungtürken unterhalten habe. Das Urteil des Kriegsministers schätzt die Wehrmacht Serbiens nur numerisch und nicht qualitativ, und nach ihrer möglichen Unterstützung durch die Serben der Nachbarländer ein. Ihm steht aber das sehr abfällige Urteil des früheren serbischen Generalstabschefs, Oberst Maschin, gegenüber, der in seiner im Vorjahr erschienenen Schrift die serbische Armee „als unfähig zu irgend einer ernsten Leistung bezeichnete, und daß sie nicht einmal mobil gemacht werden könne".

Einen Hauptmangel des serbischen Heeresorganismus bilden seine geringen Präsenzstärken. Denn die budgetmäßige Friedensstärke des Heeres beträgt nur 1961 Offiziere und 19 554 Mann, während die Feldarmee auf 170 000 Mann gebracht werden soll. Im Laufe des Winters beträgt aber die Präsenzstärke der Mannschaft kaum 7000 Mann, so daß dann die Ausbildung der Gesamttruppe schwer leidet und jeder gründliche Dienstbetrieb ausgeschlossen ist. Selbst für polizeiliche Zwecke sind dann die Truppenteile zu schwach; im vorjährigen Frühjahr mußten bei dem Arbeiteraufstand in Belgrad für jede Kompagnie seiner Garnison 30 Mann einberufen werden, da die 16 Bataillone in Belgrad nur 300 Mann aufbringen konnten; 2000 Mann der schwachen Friedensstärke werden derselben durch den Burschendienst entzogen. Die zweijährige Dienstzeit existiert nur dem Namen nach, und zwar für die Kavallerie und Artillerie, für die Infanterie beträgt sie 18 Monate. Dabei wird die etatsmäßige Friedenspräsenzstärke nur in den Sommermonaten erreicht. Infolge dieser geringen Ausbildungszeit ist auch der Ausbildungsstand der Reserven ein sehr mäßiger. Mit den Kasernen und Stallungen ist es schlimm bestellt, noch schlimmer mit den Schieß- und Übungsplätzen. Der Schnellfeuergeschützartillerie (System Schneider) fehlen die Sprengladungen für die Geschosse, 198 ihrer Geschütze sind zurzeit noch im Transport von Saloniki her begriffen. 30 000 Gewehre (System Mauser) der Infanterie sind verbraucht und des Ersatzes bedürftig, der, in Deutschland in Bestellung gegeben, Ende des Jahres geliefert

sein sollte. Es fehlt sehr an Pferdematerial für den Krieg; starke Pferdeankäufe fanden zuerst in Budapest und finden neuerdings in Rußland statt. Der Kriegsminister hat zur Erfüllung der Ansprüche des Heeresbedarfes an Munition, Proviant und Pferden ꝛc. seine erste Forderung von 30 Mill. Dinars verdoppeln müssen. Oberst Maschin zufolge erzielen die Offizier- und Unteroffizierschulen nicht die erwarteten Ergebnisse. Die mehr als zahlreichen Prüfungen würden nur des Scheines wegen abgehalten. Das Offizierskorps stehe moralisch nicht auf der wünschenswerten Höhe. Dem Offizier fehle meistens jedes Ideal, im Dienst sei er apathisch, und sein Bestreben sei, recht viel Zeit für seine Vergnügungen zu gewinnen. Zur Ausbildung der Offiziere geschieht jedoch viel durch ihre Entsendung ins Ausland. Die Offiziere gehen zu zwei Dritteln aus dem Kadettenkorps, zu einem Drittel aus der Mannschaft hervor, letztere gelangen jedoch nicht zu höheren Chargen. Die auf ausländischen Kriegsschulen herangebildeten Offiziere zeichnen sich vorteilhaft vor den übrigen aus. Die Mannschaft ist zwar willig und nüchtern, steht jedoch in körperlicher und geistiger Beziehung weit hinter der des österreichisch-ungarischen Heeres zurück. In den leitenden militärischen Kreisen Serbiens ist man sich über die Rückständigkeit des Heeres klar.

Im Frieden gliedert sich die serbische Armee entsprechend den bestehenden 5 Territorial-Divisionen in 5 Infanterie-Divisionen, 5 Feldartillerieregimenter, ferner 1 Geb.-Art.-Regiment, 1 Haubitz-Art.-Regiment und 2 reitende Batterien, 1 Fest.-Art.; 1 Kavallerie-Division von 2 Brigaden. Die Stämme der beiden Brigaden stehen in Belgrad und Nisch; die Kriegsstärke der Division soll 60 Offiziere und 3200 Mann betragen. Eine Divisions-Kavallerie besteht im Frieden nicht. Im Mobilmachungsfalle stellt jede Division aus ihrem Distrikt ein Regiment von 400 Mann auf. Leute und Pferde sind dazu bereits im Frieden registriert.

Im Kriegsfall werden für jede Division bei jedem der 20 Infanterieregimenter ein viertes Feldbataillon und ein Ersatzbataillon gebildet. Die Feldarmee soll zählen: In den 5 Infanteriedivisionen 110 245 Mann, in der Kavalleriedivision 3280 Mann, an Divisionskavallerie 2760 Pferde, an Artillerie

etwa 6000 Mann, an anderen Formationen 12100 Mann (?) und an Ersatztruppen 35400 Mann. Man nimmt an, daß Serbien, da seine Mobilmachung ziemlich schnell vor sich gehen kann, eine schlagfertige Operationsarmee von 125000 Mann Infanterie, etwa 6000 Mann Kavallerie und 330 Geschütze, in 10 Tagen nach angeordneter Mobilmachung über die Grenze senden kann. Als serbischer eventueller Kriegsplan gilt Defensive an Donau und Drina, hingegen Eindringen in Bosnien und die Herzegowina und eventuell in das Sandschak Novi-Bazar; Insurrektion der dortigen Serbenbevölkerung, und, verstärkt durch die Montenegriner, Verdrängen der Österreicher aus Bosnien und der Herzegowina. Im unmittelbaren Aktionsbereich dreier österreichischer Armeekorps, und zwar des 7. (Temesvar), 4. (Budapest), 13. (Agram) und 18. (Serajewo), und der baldigen Offensivwirkung des 3. (Graz) und 5. (Preßburg) ausgesetzt, erscheint dieser Plan jedoch aussichtslos, selbst wenn er infolge der konzentrierten Dislokation und schnelleren Versammlung der serbischen Streitkräfte anfänglich Erfolge hätte.

Überdies würde die erwartete Hülfe der serbischen Nachbarbevölkerung betreffs des Sandschaks Novi-Bazar durch die Bewegung in Albanien erheblich paralysiert werden können, die sich nunmehr gegen die Absichten Serbiens und Montenegros bemerkbar macht, falls die Konferenz ein für die Türkei ungünstiges Resultat haben sollte. Allein ein in Bosnien, in der Herzegowina und dem Sandschak von Serbien und Montenegro gut organisierter und unterstützter Insurrektionskrieg könnte dennoch eine gewaltige Widerstandskraft und Zähigkeit gewinnen, wie dies das Beispiel Spaniens 1808 gegenüber Napoleon beweist.

Serbien schritt, nachdem es durch den Berliner Kongreß seine Unabhängigkeit von der Türkei erlangt hatte, zur Ausgestaltung seiner Wehrmacht, wenn auch nicht annähernd in dem Maße und mit dem Erfolge Bulgariens. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht verpflichtete mit dem Gesetz von 1901 jeden Wehrfähigen vom 21—45. Jahre zum Heeresdienst, und zwar 11 Jahre in der aktiven Armee, davon 2 Jahr bei der Fahne und 9 Jahre in der Reserve, 6 Jahre im ersten und acht Jahre im 2. Ban. Die Jahresquote der wehrfähig Werdenden beträgt etwa 25000 Mann, von denen jedoch nach

Abgang der Untauglichen und Ausreißer nur 18 000 Mann ins Heer eingereiht werden. Von ihnen dient nur die Hälfte die volle Zeit bei den Fahnen, die übrigen erhalten eine kürzere Ausbildung. Für den Kriegsfall besteht Einteilung der verfügbaren Mannschaften in 3 Bans, welche die Jahrgänge vom 21. bis 31. und vom 31. bis 37., sowie vom 37. bis 45. Jahre umfassen. Der erste Ban enthält die Mannschaft bei der Fahne und die Reservisten, der zweite Ban soll zur Verstärkung der Feldarmee und zur Deckung der Verluste verwandt werden. Jedoch wird angenommen, daß er bei der Mobilmachung sofort aufgeboten wird und ins Feld rückt. Denn die Aufstellung eigener Truppenteile des 2. Bans ist vorgesehen; allein es bestehen keine Friedensescadres für ihn. Der 3. Ban soll, dem Landsturm anderer Staaten entsprechend, nur aufgeboten werden, wenn es zum Kampf im eigenen Lande kommt. An Zifferstärke der 3 Bans wird für den ersten Ban 160 000 Mann, für den zweiten 80 000 Mann und für den dritten 50 000 Mann angegeben. Erfahrungsgemäß ist von derartigen Ziffern ein Abgang von 10 % anzunehmen, so daß Serbien für den Feldkrieg außer Landes über etwa 220 000 Mann und einschließlich des 3. Bans für den Krieg innerhalb des Landesgebietes über etwa 265 000 Mann verfügen könnte.

Es scheint von Interesse, der in jüngster Zeit vielgenannten Hauptstadt Serbiens, dem Heerd der politischen Bewegung des Landes, und seiner militärischen Bedeutung einen näheren Blick zu widmen. Belgrad, das heute einem Heerlager gleicht, in welchem 10 000 Mann serbischer Truppen und mehrere Tausend Freiwillige versammelt sind und von ihm aus Kriegsmärsche und Feldmanöver ausführen, beherrscht durch die Geschütze seiner Citadelle zwar den wichtigen Donauübergang der Eisenbahnbrücke der Orientbahn und den Lauf der Donau und der hier mündenden Save; allein die nur kleine Citadelle vermag der im übrigen offenen, unbefestigten, weitgebauten Hauptstadt keinen Schutz zu gewähren, obgleich sie auf einer dieselbe weitüberragenden felsigen Anhöhe liegt. Da ferner ihre zahlreichen Geschütze veraltet sind, so vermögen sie eine eventuelle Fahrt der bei Peterwardein stationierten schnellen, gepanzerten, österreichischen Donaumotorflottille und deren erfolgreiche Tätigkeit auf Donau

und Save nicht zu verhindern. Die in ihrer jetzigen Gestalt vom Prinzen Eugen nach der 1717 erfolgten Eroberung Belgrads an Stelle der alten türkischen angelegten Befestigungen entsprechen in keiner Weise modernen Anlagen; ihre Hauptfront wendet sich gegen die Stadt, welche eine Maske für den Angreifer der Citadelle bildet. Unmittelbar an der österreichischen Grenze und im Aktionsbereich des österreichischen VII., XIII. und XV. Armeekorps gelegen, ist Belgard einem österreichischen Angriff, sobald er die Donau und Drina passiert hat, rettungslos preisgegeben. Flußläufe sind aber einem geschickten Gegner gegenüber nie lange zu verteidigen. Somit erklärt sich auch der Beschluß der Skuptschina, allenfalls die Regierung, die Staatsämter und den Staatsschatz nach einer Stadt des Landesinnern zu verlegen; man nennt Kragujewatz, die alte Metropole Serbiens, 13 d. M. Luftlinie südlich Belgrads und 3. d. M. westlich der unteren Morawa gelegen, und Sitz der serbischen Waffenfabrikation. Mit Belgrad gäbe man allerdings die 78000 Einwohner zählende Landeshauptstadt, den bisherigen Sitz der Regierungsorgane und das Depot mannigfachen Kriegsmaterials auf. Belgrad vermittelt überdies den Vertrieb der serbischen Rohprodukte nach Ungarn 2c. und den der europäischen Industrieerzeugnisse und Kolonialwaaren nach dem serbischen Hinterlande, sowie mit der Vollendung der Bahn Belgrad—Wranja den Transitverkehr zwischen den oberen Donauländern mit der inneren Balkanhalbinsel und Saloniki.

Allein nicht die günstige Lage Belgrads für den Handel, sondern ihre strategischen Vorzüge waren es, die Belgrad schon früh zum Waffenplatz und zu einer wichtigen Festung werden ließen. Schon zur römischen Zeit war es Standquartier einer Legion, später nach mannichfach wechselnden Schicksalen wurde es ungarische Grenzfeste, 1521 von den Türken genommen, dann dreimal, 1688 unter Max Emanuel von Bayern, 1717 unter Eugen und 1798 unter Laudon von den österreichischen und Reichstruppen wieder erobert, ohne daß sich jedoch jene dauernd darin zu behaupten vermochten. Zwar gehörte es 1718 bis 1739 mit einem großen Teil Serbiens zu Österreich, nach der Schlacht bei Grodska aber wieder zur Türkei. Bei der serbischen Erhebung im Anfang des 19. Jahrhunderts wurde Belgrad, ob-

wohl damals verschanzt und hartnäckig verteidigt, 1806 von den Serben mit Sturm genommen und die Hauptstadt des neugegründeten Fürstentums Serbien, während seine Citadelle in den Händen der Pforte blieb, bis sie 1867 an Serbien abgetreten wurde, nachdem noch 1862 ihr türkischer Kommandant zum Schutz der damaligen türkischen Kolonie die offene Stadt bombardiert hatte. Früher durch seine den damaligen Zeitverhältnissen entsprechenden Befestigungen stark, und mit Recht als der „Schlüssel der Türkei" und von den Türken als „die Pforte zum heiligen Kriege" bezeichnet, besitzt Belgrad diese Bedeutung heute keineswegs mehr, obgleich es an dem großen direktesten Heerwege zur europäischen Türkei liegt. Es würde aber gleichwohl zweifellos das erste Angriffsobjekt und nach seiner unschweren Einnahme einen wichtigen Donaubrückenkopf für Österreich in einem Kriege mit Serbien bilden.

An die türkische Herrschaft erinnert in Belgrad nur noch der gartenreiche Stadtteil „Dortjol", die Türkenstadt, der seit 1862 von den Türken verlassen wurde; ferner in der oberen Festung das Grab des Großvezirs Kara Mustafa, der in Belgrad erdrosselt wurde, weil sein Heer bei Wien geschlagen war; überdies das Grabmal eines türkischen Heiligen, sowie ein altes, noch benutztes türkisches Bad und eine für die wenigen noch in Belgrad ansässigen türkischen Handwerker bestimmte Moschee, deren Imam den Besucher in gelbem Kaftan freundlich empfängt und einen Backschisch für das Gotteshaus entgegennimmt. Die westlich der Türkenstadt an der Save gelegene Serbenstadt ist der Hauptsitz des Handels, während die südliche, im Laufe des vorigen Jahrhunderts entstandene moderne Stadt, mit breiten Straßen und vielen großen Neubauten das königliche Palais, die Ministerien, die Universität, die Nationalbibliothek und das Museum enthält. Man kann Belgrad, dessen alte, unansehnliche Stadtteile überwiegen, keine schöne Stadt nennen; allein ihre geschichtliche Vergangenheit, ihre Berührungspunkte mit dem Oriente und die mannigfachen hier vertretenen Volkstypen des Balkans machen sie interessant. Einen hervorragend schönen Punkt aber besitzt die Stadt in ihren südlich der Citadelle hoch über der Donau und Save gelegenen Anlagen des „Kalimegdan" das alte Glacis der Citadelle, von deren Promenade, dem nach-

mittäglichen Sammelplatz der vornehmen Welt, man eine herrliche Aussicht auf die Donau, die Save, das nahe Semlin und die umgebende Landschaft hat. Dem Kalimegdan unmittelbar gegenüber, nur etwa ein bis zwei Kilometer entfernt, lag, wie angenommen wird, das Lager des Prinzen Eugen, zwischen Donau und Save, auf denen eine österreichische Flottille kreuzte, und dem beide verbindenden Arm der Dunavica, mit dem damals befestigten nahen Semlin durch eine Postenkette verbunden, und durch einen armierten Erdwall auf der Landseite geschützt. Vermöge seiner gelang es dem Prinzen das unter Mustafa Köprili Pascha heranrückende türkische Entsatzheer am 16. August 1717 zurückzuschlagen (Eugens glänzendster Sieg) und Belgrad am 22. August zur Kapitulation zu zwingen.

Rogalla von Bieberstein.

LXXXIV.

Nach dem ersten Akt der Krisis.

Durch die Audienz des Reichskanzlers beim Kaiser wäre also am 17. November die „Krisis" vorläufig beseitigt worden. Der Kaiser hat erklärt, daß er die Ausführungen des Kanzlers im Reichstage billigt. In diesen Ausführungen war auch gesagt, daß der Kaiser sich in Zukunft den Aushorchern gegenüber größere Zurückhaltung auferlegen werde. Wie weit die Billigung dieser Auffassung für die Praxis von Bedeutung sein wird, kann erst die Zukunft lehren. Einstweilen wird uns die Eröffnung des „Reichsanzeigers" genügen müssen, man im Übrigen aber gut tun, sich keinem Optimismus hinzugeben. Mag später kommen, was kommen will, manches wird künftig anders sein als vor dem 10. und 11. November, wo man im Reichstag über den Kaiser zu Gericht saß, zum Teil allerdings in einer Weise, daß man es immerhin versteht, wenn der Kaiser von Übertreibungen spricht, die er als ungerecht empfindet. Um die Reichstagsdebatten richtig

würdigen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß in ihnen der Block das große Wort führte, und im Block wieder der Liberalismus. Mit dem angeblichen Ziel, den Kaiser zu veranlassen, der Einheitlichkeit und Stetigkeit der Reichspolitik nicht hinderlich zu sein, wird sich jeder Deutsche einverstanden erklären können. Über die Methode, mit der man dieses Ziel erreichen wollte, und über die Motive, die bei der ganzen Aufmachung mitspielten, wird die Auffassung weniger einheitlich sein.

Auch wir haben das „persönliche Regiment" mehr als einmal unangenehm empfunden. Dabei hatten wir allerdings den Block kaum je auf unserer Seite. Mit der größeren Zurückhaltung und mit der Ausschaltung gewisser impulsiver Plötzlichkeiten, die jetzt verlangt wird, war beispielsweise auch ein bekanntes Telegramm aus Swinemünde wenig vereinbar. Aber damals witterte man einen empfindlichen Schlag für das bayerische Zentrum und für das Zentrum überhaupt, und das war natürlich — etwas anderes. Wenig zurückhaltend war auch eine im preußischen Osten gehaltene Kaiserrede, in der die Wendung von der „sarmatischen Frechheit" vorkam, aber das ging ja gegen die Polen, also war die Sache auch in Ordnung und sogar höchst anerkennenswert. Nach persönlichem Regiment sah es auch aus, als bei der Thronvakatur in Braunschweig dem Herzog von Cumberland trotz ausreichender Garantien das Recht seiner Dynastie vorenthalten wurde. Diesen Akt hat der Reichskanzler durch seine schroff ablehnende Antwort noch verschärft, und alle „Nationalen" waren befriedigt. Wenig zurückhaltend war es ferner, als der Kaiser bei der letzten Reichstagswahl in nächtlicher Stunde vom Berliner Schloß herab an das Publikum die Rede vom „Niederreiten" hielt, aber die Blockpresse hat diese Worte schmunzelnd gebucht. Und in den verschiedenen Fällen, in denen der Reichstag aufgelöst wurde, um das Zentrum zu zerschmettern, hat man sich stets sehr wohl gefühlt und nicht darangedacht, daß es dem Ansehen des Reichstags, als dessen zürnender Schützer der Block sich

jetzt aufspielt, nicht eben förderlich sein kann, wenn er jedesmal aufgelöst wird, sobald ein Beschluß dem Kaiser nicht zusagt. Da hat der Zentrumshaß alle gesunden Erwägungen zurückgedrängt, so daß den Herrschaften nicht zum Bewußtsein kam, daß man dem System: Sic volo sic jubeo stets und vor allem von Anfang an widerstehen muß. Jetzt kämpft der Block gegen dieses System für das parlamentarische Regime, während er bei der letzten Reichstagswahl die Berechtigung zur Führung des persönlichen Regiments auch auf den Reichskanzler ausdehnen zu wollen schien. Trotzdem Herr Bassermann kurz vorher ein gar nicht übles Demokratengepolter aufgeführt hatte, stellte sich der Block auf den Standpunkt: Was Kaiser und Kanzler befehlen, hat der Reichstag einfach gutzuheißen.

Wenn man das alles bedenkt, wird man sich die Wettermacher, die jüngst den zweitägigen Sturm im Reichstag produziert haben, doch einmal genauer ansehen und dabei vielleicht zu Resultaten kommen, die dieser Aktion von ihrer Herrlichkeit manchen Schimmer rauben. Sachlich kann und soll man ein scharfer Gegner eines Auftretens des Monarchen sein, das den Kontakt mit Regierung und Volk vermissen läßt, aber gegen Debatten, wie sie der Block kürzlich im Reichstag führte, wobei er dem Zentrum bald lieber ganz den Mund zugebunden hätte, darf man trotzdem nach bestimmter Richtung hin Bedenken haben. Die Rücksicht auf das monarchische Gefühl hätte die einzig richtige Art des Vorgehens diktieren müssen, wie sie von Seite des Zentrums eingehalten worden ist. Was speziell den Fall anlangt, an den man sich vor allem anlehnte, die Veröffentlichung im „Daily Telegraph", so hatte doch der Kaiser, wenn man den offiziösen Versicherungen glauben darf, dem Kanzler Gelegenheit gegeben, sich gegen die Publikation auszusprechen. Der Kaiser ist diesmal und vielleicht schon öfter das Opfer einer mangelhaften Geschäftsführung geworden, über die er sich mit vollem Recht beklagen könnte. Das hätten auch die Herren vom Block bedenken sollen, die, in dem Bestreben,

ihren Patron zu schützen, ihre Angriffe fast ausschließlich gegen den Kaiser richteten. Der Reichskanzler ist doch in erster Linie verantwortlich zu machen für Reden und Taten des Kaisers, und darum muß die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers und der Minister wenigstens gesetzlich festgelegt werden. Ob damit allen Befürchtungen für die Zukunft abgeholfen wird, ist immer noch fraglich.

In der öffentlichen Diskussion über die entsprechende Abgrenzung der „Interessensphären“ kann die Krone leicht zu kurz kommen, weil nicht immer jeder den rechten Ton finden kann oder will und weil dadurch das Volk in seinen breitesten Schichten zu einer Fortsetzung und inneren Verarbeitung der Kritik am Träger der Krone veranlaßt werden kann, so daß nicht nur das Ansehen der Person mehr als unumgänglich nötig geschmälert, sondern auch die monarchische Idee zersetzt wird. Es war deshalb für einen überzeugten Monarchisten mindestens unvorsichtig, wenn Herr Liebermann von Sonnenberg erklärte, er unterschreibe jedes Wort, das der Sozialdemokrat Singer in der Sache gesprochen. Dieses Wort wird der Sozialdemokratie wertvoller sein als die indirekte Bekundung des Einverständnisses mit ihr durch die schärfste Brandrede. Solche ausdrückliche Bestätigungen ihrer Untadelhaftigkeit auf einem für sie so wichtigen Gebiet erleben die Sozialdemokraten nicht oft, umso mehr werden sie die einzelne zu fruktifizieren suchen.

Die liberalen Heerscharen, besonders aber die nationalliberalen „Kern“-Truppen haben ja schon mehrfach ihre Kanonen gegen das persönliche Regiment aufgefahren. Ein ziemliches Getöse machten sie damit wie gesagt im Herbst 1906. Aber dann kam nicht etwa die Beseitigung dieses Regimentes, es kamen nicht Garantien für größere Zurückhaltung, sondern es kam der berüchtigte Reichstagswahlkampf gegen das Zentrum, der Kampf für „die Kommandogewalt des Kaisers“. Der Kaiser hatte plötzlich wieder alles zu sagen, der Reichstag gar nichts. Diese Wirkung war nicht etwa durch ein Quos ego! erzielt worden, sondern dadurch, daß man dem

Block das Zentrum geopfert. Mit diesem Brocken war er vorläufig zufrieden. Sogar der lauteste Teil, das nationalliberale Alldeutschtum, schien einstweilen genug damit zu haben, daß es sich unter Führung des Generals Keim einmal gehörig gegen die „Klerikalen“ austoben konnte. In diesen Elementen steckt indes von Bismarcks Zeiten her auch noch eine gewaltige Wut gegen den Kaiser, der ihren Abgott einfach entließ. Und noch manches ist seither passiert, was dem Groll dieser Bismarckfronde, die publizistisch von Organen wie der „Rhein. Westf. Zeitung“ in Essen mit großem Lärm vertreten wird, immer neue Nahrung zuführte. Den letzten großen Ärger bereitete es ihr, als der Kaiser und andere Fürsten bei dem Krach im Flottenverein „den da unten“ nicht im Stiche ließen und die „klerikalen Bayern“ nicht dem alldeutschen Zorn überantworteten. Damals äußerte sich das genannte Essener Blatt ziemlich respektlos über die „22 deutschen Monarchen“.

Die „Rhein. Westf. Zeitung“ sagt in Nr. 1211 vom 18. November vom Kaiser: „Es ist bekannt, daß er in dem Wahn lebt, als Monarch von Gott besonders erleuchtet zu sein .... Es steigt in uns die bange Furcht auf, daß er jenen Vorstellungen schon derart verfallen ist, daß ihm ein klarer Blick in die Wirklichkeit sehr erschwert ist.“ Trotz der Mitteilung des „Reichsanzeigers“ über die Aussprache zwischen Kaiser und Kanzler sagt das Blatt in derselben Nummer: „Der Fehdehandschuh ist uns hingeworfen, er muß blutenden (!) Herzens aufgenommen werden .... Was steht höher, der augenblickliche Träger der Krone oder die Herrscherfamilie, die Herrscherfamilie oder die Verfassungsform, die Verfassungsform oder das Volkstum?“ Da könnte man füglich fragen: Eine Republik gefällig? Nicht die Rücksicht auf das Ausland hat diese Chauvinisten angesichts der Veröffentlichung des Kaiserinterviews so rabiat gemacht, sondern der dadurch enthüllte „Verrat“ an den „stammverwandten Buren“, wegen deren sie seiner Zeit am liebsten die ganze Welt in Brand gesteckt hätten. Es ist ja auch bekannt, wie diese Herrschaften Österreich von Zeit zu Zeit mit „Einstecken“ drohen und wie

sie gewisse Hochverräter in der Habsburger Monarchie voll Freude an ihr Herz drücken, obwohl doch gerade dieser Unfug gewiß nicht im Reichsinteresse liegt. Und unsere Polenpolitik, die im Allgemeinen den Intentionen des Kaisers entsprechen dürfte, hat uns in der ganzen Welt verhaßt gemacht, und doch ist gerade sie der Stolz und die süße Zier der hakatistisch-alldeutschen Elemente des Liberalismus. Und nicht zuletzt deshalb, weil man ihnen in Berlin schon mit Rücksicht auf die rauhe finanzielle Wirklichkeit nicht weit genug entgegenkommt, sind sie so von Groll geladen gegen den Kaiser.

Der Geschmack an der gewünschten Ausschaltung unverantwortlicher Einflüsse aus unserer Politik kann einem durch die Kenntnis dieser Dinge ja nicht verleidet werden, aber man wird sich doch vielleicht sagen, daß eine Melodie, bei der diese Barden den Ton angaben, nicht harmonisch ausklingen konnte.

Lernte der Kaiser endlich einmal das Volk kennen, woran ihn bisher chinesische Mauern und Potemkin'sche Dörfer gehindert haben, so würde er auch in seiner politischen Betätigung mit dem Denken und Fühlen des Volkes eher in Einklang bleiben können. Freilich müßte er dabei auch ein männliches, selbstbewußtes Volk kennen lernen, das er achten kann, nicht aber nur Puppen, die ihre Intelligenz und Kraft im Hurraschreien erschöpfen.

Gerade der Liberalismus hat nach den Siegen von 1870/71 den großen patriotischen Rummel inszeniert, welcher zu der beispiellosen Verflachung führte, die trotz all der schönen Phrasen von Wissenschaft, Bildung und Kultur, die heutzutage jeder im Munde führt, der kühle Beobachter und aufrichtige Patriot an den meisten Zeitgenossen beklagen muß. Da wurde nur mehr vom „Heldenkaiser“ gesprochen, es kamen keine drei Mann mehr in einem geschlossenen Raume zusammen, ohne zu Anfang und Schluß der Sitzung den Kaiser „hochleben“ zu lassen. Immer „Hoch!“ und „Hurra!“ Jeden Tag ein patriotisches Fest, zur Zeit des Kaisergeburtstages aber ein wochenlanges „Feiern“ hinter-

einander, mit Toasten und mit Antwort heischenden „Huldigungstelegrammen“. Ist es zu verwundern, wenn der Kaiser, der in dieser Zeit aufwuchs, von einem Volk, das er immer nur beim Festjubel, in bunter Mütze und Paradeschritt, mit Lampions und mit Fahnen und Fähnchen zu sehen bekommt, nicht die richtige Vorstellung hat? Muß er nicht glauben, den Auffassungen des Volkes entgegenzukommen, wenn er sich und seine Vorgänger wie höhere Wesen ansieht, die das Volk als solche ja scheinbar stets umjubelt, umtanzt, umschreit? Muß er nicht überzeugt sein, ein Volk, das ihn stets und überall mit solchen Überschwänglichkeiten traktiert, erwarte gerade auch von ihm, daß er in bedeutsamen Fragen die persönliche Führung übernehme? Ja, was soll er überhaupt nicht alles glauben von den Bewohnern eines Landes, in dem jeder Bürgermeister ein neues Denkmal, darunter auch gelegentlich schon eines für ihn, den Kaiser, selbst schaffen muß, um für sich den Orden, für die Geldgeber den Kommerzienratstitel und dergl. zu erhalten. Von der Arbeit zum Festestrubel, vom Festestrubel zur Arbeit, das ist für viele heute die einzige Abwechslung. Diese Hurrastimmung ist nicht etwa eine Folge des materiellen Wohlergehens, mit dem es vielfach nicht so weit her ist, sie ist dem Volke anerzogen durch unsere Patentpatrioten, damit sie bei Wahlen nur das „nationale“ Register zu ziehen brauchen, um des Erfolges sicher zu sein. Bei den letzten Reichstagswahlen wurden eigens „Krieger“-Versammlungen abgehalten mit „Afrikanern“ als Rednern, und dann gingen die „Patrioten“ hin und stimmten „national“.

Über diesem angeblich patriotischen Treiben hat man manches vergessen: den Herrgott in erster Linie, die eigene Manneswürde und andere Ideale, vergessen die Sorge um Weib und Kind, die manchen Groschen, den man als Patriot vertrinken und verjubeln „mußte“, notwendig gebraucht hätten. Und viele sind so weit gekommen, daß ihre geistigen Fähigkeiten außer zur mechanischen Berufsarbeit eben nur noch zum Hurraschreien ausreichen. Und aus diesem Volke heraus

ertönt der Ruf nach mehr Zurückhaltung dem Kaiser in's Ohr! Die Verwüstung, die der Liberalismus dadurch angerichtet hat, daß er einem großen Teil des Volkes den Herrgott raubte, den Kaiser zum Götzen machte und dadurch die Achtung des Kaisers verscherzte, muß man einmal überdenken, um dann zu fragen: Wie kommt der Liberalismus dazu, so fürchterlich aufzubegehren im Namen eines Volkes, das gerade er so sehr erniedrigt hat, indem er es zur phrasenreichen Charakterlosigkeit erzog? Die Konservativen betrachten sich doch auch als Patrioten, aber sie haben im Namen des Patriotismus bei manchem Überschwang wenigstens nie den lärmenden Unfug getrieben wie der Liberalismus, offenbar weil er ihnen dazu zu hoch stand. Freilich die Art und Weise, wie man stellenweise auf konservativer Seite gerade in den letzten Tagen in Byzantinismus sich erging, um als Retter des Kaisers zu erscheinen, muß gleichfalls bedauert werden. Muß um so mehr bedauert werden, als doch jeder, der über unsere gegenwärtige Lage öffentlich das Wort ergreifen will, die Gewissenspflicht hat sich vorher klar zu machen, was denn eigentlich der Grund und die Ursache ist, warum es so gekommen ist. Wer heilen will, muß die Krankheit kennen. Und hat er die Krankheit erkannt, so ist es wiederum heilige Pflicht, alles zu vermeiden, was dem Umsichgreifen des Übels förderlich ist. Soll denn der Patient allein verantwortlich sein, soll denn er allein wissen, was ihm frommt, und nicht vielmehr der Arzt, dessen Verantwortung um so größer wird, je weniger der Patient die Kraft hat, den Bazillus, der die Krankheit erzeugt hat, in sich zu ertöten. In ernster Lage muß der Arzt, muß die ganze Umgebung alles tun, um wo möglich Heilung oder doch Linderung zu erzielen. Und so muß in unserer Lage konsequent ohne Rücksicht nach oben, aber auch nach unten der Weg gegangen werden, den die Pflicht gegen Kaiser und Reich erfordert.

LXXXV.

Kürzere Besprechungen.

1. Vor etwa zwanzig Jahren gab es auf deutscher Erde noch einen schönen Winkel, wo man sich Talleyrand und seine Umgebung lebhaft vor Augen halten konnte. Das bei Worms gelegene Schloß Herrnsheim gehörte dem Freund und Günstling Talleyrands, dem Fürsten von Dalberg, und mehrmals ist der französische Staatsmann dort zu Gaste gewesen. Die Tochter des Fürsten Dalberg (wer denkt nicht an den Ruf der alten deutschen Kaiser vor dem Ritterschlag: „Ist kein Dalberg da?") hatte sich mit Lord Acton und nach seinem Tod mit Earl Granville verheiratet. In Neapel erkrankt, reiste sie über Worms nach England und hat auf dieser Fahrt zum letztenmal das alte Heim der Dalberg bewohnt. Es gelangte später in den Besitz des Lord Acton, der meistens in Cannes lebte und selten nach Herrnsheim kam. Er hatte die Einrichtung des Schlosses unberührt, wie aus der Zeit Dalberg-Talleyrand, gelassen, so daß man sich inmitten der Empire-Möbel in der Zeit des ersten Kaiserreichs wähnen konnte. Unter den fürstlichen Gemälden und Portraits an den Wänden wurde das Auge vor allem von dem schönen Bild der letzten Tochter aus dem Hause Dalberg angezogen. Sonst war es einsam au[illegible]attlichen Herrensitz; einsam in dem weiten Park. [illegible]asanerie verfallen, der Pistolenschießstand verwaist. Die Boothalle war leer; einst hatten Dalberg und später Granville ausgedehnte Bootfahrten auf dem Rhein, bis nach Koblenz, unternommen. Als ich in den achtziger Jahren Lord Granville zum letztenmal in London sprach, wanderten seine Erinnerungen in jene ferne Zeit zurück. Sein herzliches tiefes Lachen erklang, als ich erzählte, wie in den ersten Julitagen 1870 der englische Minister-Resident in Darmstadt, Morier, den Rat gegeben hatte, die englische Fahne

beim Herannahen der Franzosen auf dem Schlosse zu hissen. — Vor nicht ganz zwanzig Jahren hat Lord Acton Schloß und Park an den Wormser Industriellen Heyl verkauft, der darauf den Namen Freiherr Heyl von Herrnsheim angenommen hat. An Schloß und Park Herrnsheim dachte ich nicht ohne Ernst, als ich das vor kurzer Zeit im Verlag von Plon Nourrit & Cie. in Paris erschienene Buch „Memoires de la Comtesse de Boigne" las; ein Werk, das viel von sich reden gemacht hat. Insbesondere die Stelle zog mich an, wo von dem Tod Talleyrands und seiner Rückkehr in den Schooß der Kirche die Rede ist.

Talleyrand hatte sich das Aussehen eines rüstigen Mannes bewahrt bis zu dem Tage, an dem ihn, als er aus dem Portal der Basilika in Saint Denis trat, M. de Maubreuil ins Gesicht schlug. Wer sich über Maubreuil unterrichten will, schlage die Memoiren Talleyrand's auf, der ihn zu beschuldigen scheint, bei dem Raub der Diamanten der Königin Katharina von Westfalen, geborene Prinzessin von Württemberg, beteiligt zu sein; ein früherer Offizier wurde er zu Agentendiensten in der Diplomatie verwendet und hat dabei viel erfahren.

Von jenem Tage an zeigte sich die Gesundheit Talleyrands erschüttert. Er begab sich nach Rochecotte in der Touraine zur Herzogin von Dino. Nach Paris zurückgekehrt, ließ sich Talleyrand von den jungen Literaten, welche die Herzogin von Dino in ihrem Salon versammelte, feiern. Darunter war Thiers, der alsbald Chefredakteur des „National" wurde, zu dessen Gründung Talleyrand Geld hergab (nach 1827). Nach der Revolution von 1830 ging Talleyrand als Gesandter nach London; durch seine Korrespondenz mit Madame Adelaide übte er großen Einfluß auf die auswärtige Politik Frankreichs. Als der Herzog de Broglie die Geschäfte übernahm, gab Talleyrand seine Entlassung und kehrte nach Paris mit der Herzogin von Dino zurück. Bereits in London, wo die beiden oft gemeinsam der Messe beiwohnten, hatte die Herzogin den ehemaligen, abtrünnigen Bischof von Autun gefragt: „Das alles muß auf Sie doch einen merkwürdigen Eindruck machen?" „Nein. Warum?" „Es schien mir, als könnten Ihre Empfindungen nicht wie die anderer sein."

„Doch. Ganz so wie bei anderen". „Sie haben aber doch Priester geweiht." „Nicht viele."

Talleyrand hatte auf Thiers gebaut, um die politische Macht wieder in die Hand zu bekommen. Als Thiers auf sein Betreiben 1836 Minister wurde, zeigte sich Thiers so selbständig, daß Talleyrand zu seinem großen Verdruß sich ausgeschaltet sah. In dieser Zeit hatte die Herzogin von Dino versucht, den Erzbischof von Paris, Msgr. de Quélen, zur Bekehrung Talleyrands zu bewegen. Die Nichte desselben, Pauline de Talleyrand, bereitete sich zur hl. Kommunion vor und lobte vor ihrem Onkel ihren Beichtvater, den Abbé (späteren Bischof von Orléans) Dupanloup. Auf Veranlassung Talleyrands wurde Dupanloup zum Diner eingeladen. Kurze Zeit darauf unterbreitete die Herzogin von Dino Talleyrand ein Memorandum, in dem sie die Gründe aufzeichnete, welche ihn veranlassen sollten, seinen Frieden mit der Kirche zu machen. Talleyrand schrieb eine „Erklärung" nieder, welche Dupanloup vorgelegt werden sollte und ebenso dem Erzbischof Msgr. Quélen; auch der Internuntius Msgr. Garibaldi bekam sie zu lesen. Man verlangte Änderungen in der „Erklärung" und gab ihm letztere erweitert zurück. Auf der Englischen Botschaft wurde Talleyrand von einem plötzlichen Unwohlsein befallen. Bettlägerig ließ er den Arzt Conveilhier rufen, der ein Beingeschwür feststellte. Talleyrand konnte weder unbehindert liegen noch sitzen; er lag auf der Seite, die Beine herabhängend, von sich einander ablösenden Dienern gestützt, den Kopf auf die Brust gesenkt.

Am 15. Mai erbat die Herzogin Dino, daß er die geänderte Erklärung unterschreibe; auch seine Nichte Pauline bat. Talleyrand antwortete: „Ich unterschreibe am Donnerstag um ein Uhr morgens." Abends elf Uhr erschien Pauline in seinem Zimmer. „Ist es schon ein Uhr?" frug Talleyrand. Man sagte ihm, es sei elf. — „Geh', Pauline sei ruhig; ich habe niemals etwas eilig machen können und dennoch bin ich stets zur Zeit gekommen." — Als es ein Uhr schlug, unterschrieb er mit fester Hand alle seine Namen. Um acht Uhr meldete man ihm den Besuch des Königs. Talleyrand ließ sein Zimmer ordnen und gab die genauen Anweisungen bezüglich des Zeremoniells. Louis Philipp kam in

Begleitung von Madame Adelaide. Im Augenblick, als der König sich zurückzog, erhob sich Talleyrand mit Anstrengung und sagte mit kräftiger Stimme: „Es ist ein glücklicher Tag für dieses Haus, an dem der König es betritt.“ Darauf fiel er zurück. Madame Adelaide blieb länger; sie vernahm seine Stimme aber nicht eher wieder, als bis sie Abschied nahm. Talleyrand drückte ihre Hand und sagte leise mit erstickender Stimme: „Ich liebe Sie sehr.“

Der Abbé Dupanloup erhielt von dem Internuntius Msgr. Garibaldi und dem Erzbischof Msgr. de Quélen die Ermächtigung, Talleyrand in den Schooß der Kirche aufzunehmen. Die Erfüllung der Förmlichkeiten nahm einige Zeit in Anspruch, denn Abbé Dupanloup kehrte erst um elf Uhr an das Lager des Kranken zurück. Talleyrand sprach nicht mehr. Abbé Dupanloup erteilte ihm die Absolution und die letzte Ölung. Als der Erzbischof kam, war Talleyrand bereits tot. Gegen Mittag sank der Kopf zurück; um vier Uhr nachmittags, am 17 Mai 1838, trat der Tod ein. Nachher traf ein Brief des Papstes an den Erzbischof ein. Der Papst bezeichnete die Erklärung Talleyrand's als ungenügend und verlangte eine ausführlichere Erklärung. Dazu war es zu spät. So lautet die Erzählung der Comtesse de Boigne. Sie ist nicht unbestritten geblieben und ist, wie die meisten Memoiren, wohl auch nicht in allen Teilen genau.

Im „Le Temps“ am 30. April d. J. veröffentlicht die Marquise Castellane, Fürstin Radziwill, einen Brief der Herzogin von Talleyrand, geb. Prinzessin von Kurland, an den Abbé Dupanloup. In diesem Brief berichtet die Herzogin von Dino ausführlich an den späteren Bischof von Orléans. Die Herzogin führt die innere Einkehr Talleyrands auf die erste hl. Kommunion seiner Nichte, Prinzessin Pauline, die am 31. März 1834 in London stattfand, zurück. — Vielleicht findet sich noch Gelegenheit, auf den sehr umfangreichen Brief der Herzogin von Talleyrand zurückzukommen. Vielleicht auch, daß man sich in der Umgebung der Marquise de Castellane, Fürstin Radziwill, entschließt, den für die Geschichte Talleyrand's wichtigen Brief der Herzogin von Talleyrand in deutscher Sprache zu veröffentlichen. Das ist um so mehr zu wünschen und zu raten.

als die Memoiren der Comtesse de Boigne in deutscher Übersetzung erscheinen werden. M.

2. Georges Goyau, L'Allemagne religieuse. Le Catholicisme (1800—1870) Tome III et IV. Paris, Perrin. 1909. XLIII, 331 et 421 pages. 16°. fr. 7.—.

Über die ersten, 1905 erschienenen Bände dieses ausgezeichneten Werkes ist in Bd. 136, 472 ff. dieser Blätter berichtet worden. Die zwei neuen Bände behandeln die Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland in den Jahren 1848 bis 1870. Es ist zwar nur eine kurze, aber höchst bedeutsame Periode, die hier geschildert wird. Die meisterhafte Darstellung ist in sieben umfangreiche Abschnitte eingeteilt. Nach einer längeren Einleitung über die Verhältnisse und Strömungen in den katholischen Kreisen unmittelbar nach der Revolution von 1848 wird im ersten Abschnitt gezeigt, welche Stellung die Katholiken zu den von Preußen ausgehenden deutschen Einheitsbestrebungen eingenommen haben. Das zweite Kapitel ist der sozialen Frage gewidmet. Dieser Frage haben gleich nach 1848 die führenden Katholiken, Geistliche wie Laien, die ernsteste Aufmerksamkeit zugewendet. Indem sie sich der arbeitenden Klassen warm annahmen, haben sie die Masse des Volkes, Bauern, Arbeiter, Handwerker, inniger an die Kirche gekettet und so für die schweren Zeiten des Kulturkampfes trefflich vorgesorgt. Mit Recht hebt Goyau die hohen Verdienste, die sich Bischof Ketteler um die soziale Frage erworben, rühmend hervor; doch vergißt er auch unsern Edmund Jörg nicht, „der neben Ketteler als einer der sozialen Erzieher der deutschen Katholiken genannt zu werden verdient" (III, 150). Überhaupt werden die Histor.-pol. Blätter von dem französischen Historiker häufig verwertet. Man kann daraus ersehen, welche wichtige Rolle diese Blätter in der Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland spielen. Nicht umsonst nannte sie einmal Montalembert le premier recueil de l'Europe catholique, „die erste Zeitschrift des katholischen Europas". (III, 149.) Das dritte Kapitel schildert den Aufschwung der katholischen Kirche in Preußen, während die zwei folgenden die kirchenpolitischen Verhältnisse in der oberrheinischen Kirchenprovinz (Baden, Hessen, Württemberg) und in Bayern erörtern. Von

besonderem Interesse ist der sechste Abschnitt: les crises intellectuelles, mit genauen Angaben über die theologischen Kontroversen, die längere Zeit die katholischen Gelehrten in zwei Lager spalteten und schließlich mit einem Schisma endigten. Beim Lesen dieses Abschnittes wird man nicht selten unwillkürlich an bedauerliche Vorkommnisse der jüngsten Zeit erinnert. Das Schlußkapitel handelt von der Stellung der deutschen Katholiken zum Vatikanischen Konzil.

Bezüglich der Art und Weise, wie Goyau seiner Aufgabe sich entledigt hat, können wir nur das Lob wiederholen, das den zwei ersten Bänden gespendet worden. Es handelt sich um eine überaus gründliche Arbeit. Alle Ausführungen sind genau belegt. Der Verfasser beherrscht vollständig die einschlägige Literatur; auch die neuesten Erscheinungen sind ihm nicht unbekannt geblieben. Man muß wirklich staunen, daß ein Ausländer sich so gut mit den deutschen Verhältnissen vertraut machen konnte. Die Urteile, die er abgibt, sind maßvoll und sicher. Dem gediegenen Inhalt entspricht die prächtige, geistvolle Darstellung. Erwähnt sei noch, daß Goyau das von einem Rezensenten der zwei ersten Bände in Erinnerung gebrachte Gebot höflicher Rücksichtnahme auf den beschäftigten Leser erfüllt hat, indem er den zwei neuen Bänden ein genaues Personenregister beigab.

N. Paulus.

3. Indische Fahrten von Joseph Dahlmann S. J. 2 Bde. (Illustr. Bibliothek der Länder- u. Völkerkunde) gr. 8° (XXXII u. 860 S.) Frbg. i. Br., Herder, 1908. M 18, geb. in Leinwand M 23.— I. Bd.: Von Peking nach Benares. Mit 195 Bildern auf 52 Tafeln und einer Karte. (XIV u. 404). — II. Bd.: Von Delhi nach Rom. Mit 279 Bildern auf 59 Tafeln u. einer Karte. (XVIII u. 456).

Das alte Märchenland Indien mit seiner Tropenpracht, seinem ins Fabelhafte übertriebenen Reichtum, seiner formenreichen Baukunst, seiner uralten, hochbedeutenden Literatur, seiner eigenartigen Religion hat seit den Tagen Alexanders des Großen nicht bloß die Phantasie der Völker lebhaft beschäftigt, sondern auch die Habgier wild entfacht. Europäische Handelsgesellschaften, „ostindische Kompagnien" setzten sich schon im 16. Jahrhundert

in Indien fest. Portugiesen, Holländer, Franzosen bemühten sich nach einander um den reichen Besitz, bis es den Engländern nach 200 jährigem, zielbewußtem Vordringen 1858 endlich gelang, das gesamte Indien dem britischen Weltreiche einzuverleiben.

Man könnte nun meinen, über ein so gut bekanntes Land, das seit den Entdeckungsfahrten des Portugiesen Vasco da Gama so oft durchforscht ist, ließe sich kaum noch etwas Neues sagen. Und doch, welch eine Fülle schiefer oder doch veralteter Anschauungen gilt es noch zu korrigieren! Wie wenig klar sind oft die ungewöhnlich verwickelten Zustände des eigenartigen Landes dargestellt worden! Wie parteiisch ist die Schilderung je nach dem Standpunkte des Verfassers! Deshalb kommt das Buch Dahlmanns zur rechten Zeit mit seinem unerschöpflichen Reichtum an Beobachtungen aller Art über Land und Leute, die aufklärend im besten Sinne wirken können. Zwar bereiste der Verfasser das indische Gebiet in der ausgesprochenen Absicht, seine religiösen Verhältnisse im Interesse der christlichen Mission zu studieren. Aber es hieße den hohen Wert des Buches völlig verkennen, wollte man daraus den Schluß ziehen, daß die Darstellung einseitig oder gar intolerant wäre. Nichts weniger als das, wennschon sein Fundament selbstverständlich echte, tiefe Religiosität ist. Hat aber ein namhafter Kenner Indiens (Dr. Kurt Boeck in Bern) recht mit der Behauptung, „daß nur eine religiös veranlagte Natur imstande ist, jenen gottsuchenden Völkern nachzufühlen, ihre in oft absonderliche, wenn nicht gar abstoßende Formen gekleidete Huldigung vor dem göttlichen Walten zu verstehen und uns so ein völlig treues Bild dieser Völkerschaften zu zeichnen“, so ist das religiöse Element des Buches als sein ganz besonderer Vorzug zu rühmen.

Fast drei Jahre dauerte Dahlmanns Reise und führte von Peking über Kambodscha, Java, Siam, Birma, Kalkutta nach Benares und von da über Bombay, Delhi und Südindien nach Ceylon, berührte also alle Hauptgegenden, die in Frage kommen können. In Tagebuchaufzeichnungen, die mit ihren feinen Beobachtungen und geistreichen, gelehrten Reflexionen nichts gemein haben mit den oberflächlichen, schnell fertigen Dutzend-Elaboraten so mancher Reiseschilderer, gibt uns der Verfasser Kunde von

seinem Erleben und zwar in so anziehender und eleganter Form, daß man dabei völlig vergißt, wie schwierig es oft gewesen sein mag, dem Uneingeweihten Vorgänge, Örtlichkeiten 2c. zu zeichnen, von denen er bis dahin keine Vorstellung hatte. Schlicht und wahr durch und durch, hält das Buch sich ebenso fern von leerem Pathos wie von Hypothesenmacherei. Alles ist auf das gewissenhafteste durchdacht und so vorsichtig abgewogen, daß man sich unbedenklich der Leitung des Verfassers überlassen kann. Selbst der Spezialist auf den einzelnen Wissensgebieten wird manche Anregung aus dem Buche schöpfen können. Wie fein und richtig ist z. B. dargelegt, daß die brahmanischen Skulpturen nicht in ihrem Ursprungsgebiete, dem vorderindischen Festlande, ihre höchste Vervollkommnung erlebten, sondern vielmehr auf der Insel Java, deren Ruinen D. gründlich durchforscht hat. Ich muß der Versuchung widerstehen, noch mehr derartige Beispiele anzuführen, der mir zur Verfügung gestellte Raum verbietet es. Es sei nur noch erwähnt, daß die den Text trefflich unterstützenden zahlreichen Abbildungen ausgezeichnet reproduziert sind, wie ja auch die ganze Ausstattung des schönen Buches wirklich prächtig ist. Wer nach ihm greift, kann reichen Gewinnes sicher sein; denn das Werk ist eine wesentliche Bereicherung der Länder- und Völkerkunde.

Ernst M. Roloff.

LXXXVI.

Die Unruhen in Ostindien und ihr Zusammenhang mit dem indischen Schulwesen.

Wie Italien für die Völker des nördlichen Europas, so war Indien das Wunderland für die kräftigen Völker des Nordwestens und der Gegenstand ihrer Wünsche. Während die verschiedenen nach Italien einwandernden Nationen dem erschöpften und absterbenden Geschlecht Italiens neues Blut zuführten und vermöge ihrer Vermischung mit den Eingeborenen sich römische Kultur und Sitte aneigneten, Staaten gründeten, neue Gesetze einführten, waren die Eroberer Indiens außer stand, auf den indischen Volksgeist einzuwirken, den Sauerteig zu bilden, der die trägen Massen in Gährung versetzt hätte. Schon die Arier vermochten es nicht, die Eingeborenen sich anzugliedern, sie durch ihre religiösen und politischen Einrichtungen zu einer höheren Bildung anzuleiten, ihnen die Segnungen der Zivilisation zu vermitteln. Sie begnügten sich deshalb, dieselben in unfruchtbare gebirgige Gegenden zu treiben und ihrem Schicksal zu überlassen. Die späteren Eroberer machten verzweifelte Anstrengungen, einen großen Einheitsstaat zu begründen, waren aber zu schwach und uneinig, als daß sie ihre Pläne hätten verwirklichen können; denn in dem religiösen und politischen System, das die Arier aus ihrer Heimat mitgebracht, hatte sich eine Verknöcherung vollzogen, war ein Geist der hermetischen Abschließung gegen alles Fremde zur Geltung gekommen, der ihre Nachkommen,

die Hindus, mit Abscheu gegen alle Änderungen und Reformen erfüllte und eine geistige Versumpfung und Apathie erzeugte.

Das Wunderland Indien ist ein Land der Gegensätze; in einigen Teilen herrscht die äußerste Hitze, in andern die größte Kälte; die trockenen steinigen Distrikte wechseln ab mit fruchtbaren Tälern; den Jahren, in denen unablässige Regengüsse die Saaten und die Werke des Menschen zerstören, folgen andere, in denen der befruchtende Regen monatelang ganz ausbleibt. Indien ist noch jetzt ein Ackerbaustaat und von dem reichlichen Regen ebenso abhängig wie Ägypten von den Überschwemmungen des Nils. Da seine Bevölkerung stetig wächst und für ihren Unterhalt auf den Ackerbau angewiesen ist, so begreift man, daß zu trockene und zu nasse Jahre Hunderttausende, ja Millionen an den Bettelstab bringen. Die verschiedenen indischen Dynastien haben, soweit unsere Kenntnis reicht, wenig getan, um die breiten Massen für den Kampf ums Dasein zu stählen, um sie anzuleiten, dem Boden seine Erzeugnisse abzuringen, ihre Felder gegen die Tücken der Elemente zu schützen. Die indischen Religionen Brahmanismus und Mohammedanismus, ersterer mit seinem träumerischen Wesen, letzterer mit seinem Fatalismus, haben die rege Betätigung der geistigen und leiblichen Kräfte verhindert. Das durch seine geographische Lage zur Seeherrschaft und zum Handel berufene Indien wurde durch den Brahmanismus von der See fern gehalten; auch die Mohammedaner ließen sich von den weit schwächeren Portugiesen von der See verdrängen. So kam es, daß die Einwohner Indiens der ergiebigen Hilfsquellen, welche ihnen der Handelsverkehr mit den reichen Inseln und den Nachbarländern eröffnet hätte, beraubt blieben, daß die indischen Rohprodukte und Fabrikate (Indische Handwerke erfreuten sich Jahrhunderte lang eines großen Ruhmes, ihre Arbeiten waren sehr gesucht) keinen Absatz fanden. Es wäre unbillig, die Portugiesen oder die Holländer für die indische Apathie verantwortlich zu machen, denn sie hatten nur einige Küstenstreifen und Inseln besetzt und beschäftigten sich vorwiegend

mit Handel; wohl aber müssen wir es den Engländern zum Vorwurf machen, daß sie ihrer Herrscherpflichten in dem Grade vergaßen, daß sie die Wasserleitungen verfallen, die Schulen und höheren Lehranstalten verkommen ließen. Die Engländer hatten aus ihren in Nordamerika begangenen Fehlern nichts gelernt und einer vornehmlich auf möglichst reichen Gewinn bedachten Handelsgesellschaft die Verwaltung ihrer indischen Kolonien überlassen. Wie die römische Republik ihren Statthaltern und Prätoren erlaubte, unter den schnödesten Vorwänden die Nachbarstaaten zu bekriegen, um Triumphe feiern zu können, so gestatteten sie den von ihnen ausgesandten Gouverneuren, eine Provinz nach der andern zu annektieren, das durch die drückenden Steuern seiner eingeborenen Fürsten erschöpfte Volk auszusaugen, das Land selbst zum Schauplatz nimmer endenwollender Kriege zu machen. Während die Portugiesen, die Holländer, die Franzosen wenigstens in den von ihnen besetzten Landstrichen Niederlassungen gründeten, ihre Kultur und Sitten verbreiteten, kannten die Offiziale der englischen Handelsgesellschaft keinen höheren Zweck als die Eingeborenen auszubeuten zu Gunsten der Gesellschaft, der sie dienten, und im eigenen Interesse. Es band sie nichts an Grund und Boden, sie fühlten und betrugen sich als Fremde. Selbst die Tieferblickenden unter ihnen wurden kaum gewahr, daß sie im Laufe der Jahre aus Handel treibenden Kaufleuten die Herrscher eines bedeutenden Teils des indischen Reiches geworden waren und die Pflichten von Herrschern zu erfüllen hatten. Der eine Teil ihrer Aufgabe, die Erhaltung der „Pax Britannica“, die Niederhaltung der unruhigen, aufrührerischen Elemente hat sowohl der ostindischen Handelsgesellschaft als auch dem englischen Parlament, das sich die Oberleitung wenigstens späterhin vorbehielt, mit Erfolg vorgeschwebt; aber die finanziellen und geistigen Interessen der dem britischen Reich unterworfenen Bevölkerung wurden grob vernachlässigt. Wir können kühn behaupten, daß bis zum Jahre 1858 Indien kaum besser regiert wurde als die

Kolonien der Karthager, denn es schien nur dazu da zu sein, um England die Rohstoffe zu liefern, um für letztere englische Waren einzutauschen und den nachgeborenen Söhnen des englischen Adels gewinnreiche Stellungen zu eröffnen.[1])

Hier wollen wir auf das englische in Indien eingeführte Schulsystem und seine schlimmen Folgen eingehen und nach unserer Gewohnheit Engländer selbst zu Worte kommen lassen. Unter Kennern herrscht in allen wesentlichen Punkten vollständige Übereinstimmung.

Den Engländern geht, wie sie selbst gestehen, das Anpassungsvermögen, die Fähigkeit, sich in die Anschauungen und Gedankenwelt eines fremden Volkes hineinzudenken, entweder ganz ab, oder sie nehmen sich nicht die Mühe, durch einen Meinungsaustausch ihre Ansichten zu modifizieren und korrigieren. Noch mehr, die herrschenden Kreise Englands haben sich bis auf die neueste Zeit nicht einmal die Mühe genommen, in den seit 1870 gegründeten Schulen die Bedürfnisse der niederen Klassen im eigenen Lande zu berücksichtigen und sind in den zweifachen Fehler gefallen, eine zu literarische Erziehung anzustreben und ferner die alten Klassiker auf Kosten der Naturwissenschaften und der modernen Sprachen zu begünstigen. Überzeugt, daß die englischen Schulen die besten seien, daß die Engländer ihre Überlegenheit über die anderen Kulturvölker ihren Schulen verdankten, beschlossen die maßgebenden Autoritäten, dieselben mit allen ihren Mängeln nach Indien zu verpflanzen. Vergebens erhoben gelehrte Orientalisten Einsprache gegen ein solches System. Der berühmte Historiker Thomas Macaulay riß die mit der Untersuchung der Unterrichtsfrage betraute Kommission mit sich fort.

In dem berühmten Protokoll von 1835 erklärte er: „Ich berufe mich in der Wertung der orientalischen Literatur auf die Orientalisten selbst. Keiner hat von ihnen zu leugnen gewagt,

1) Das Nähere möge man Bd. 131 S. 613 in dieser Zeitschrift nachlesen.

daß ein Büchergestell einer guten europäischen Bibliothek mehr wert sei als eine ganze Bibliothek der indischen und arabischen Literatur. Wir müssen unsere Fonds für den Unterricht in den wissenswertesten Kenntnissen verwenden. Nun steht das Englische über dem Sanskrit und dem Arabischen; nun ist es möglich, aus den Eingeborenen große englische Gelehrte zu machen; darum müssen wir alle unsere Kräfte darauf konzentrieren, englische Sprache und Wissenschaft in Indien einzubürgern."

Das Ziel ist zum Teil erreicht, das Englische ist die „lingua franca" geworden; aber auch die wuchtigste Angriffswaffe für die Feinde Englands. Gleich den Humanisten und den sogenannten Reformatoren des 16. Jahrhunderts fing man mit Gründung von Mittelschulen „High Schools" und Universitäten an und überließ es den Einzelnen, Elementarschulen einzurichten; von Ackerbauschulen, von technischen und praktischen Schulen mit Anwendung der Wissenschaft aufs Leben war keine Rede. Selbst Fächer, welche an den indischen Universitäten doziert werden, Medizin und Ingenieurwesen, wurden, weil man nicht die genügende Zahl von Professoren anstellte, grob vernachlässigt. Es ist richtig, Sprach- und Rechtsstudium sagten dem natürlichen Scharfsinn der Brahminen (diese Kaste liefert die meisten Studenten) mehr zu, aber es gab noch andere Klassen, Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute, Künstler, die berücksichtigt werden mußten. So hat man versäumt, mehrere Gebiete des Wissens anzubauen, in denen die Eingeborenen wahrscheinlich Großes geleistet hätten. Die Regierung beging in der Gründung der höheren Schulen den weiteren Fehler, daß sie nicht überlegte, wie sie die nötigen Anstellungen für die Graduierten finden sollte, und die, welche es sich so viele Mühe kosten ließen, die akademischen Grade zu erlangen, ihrem Schicksal überließ. Die Mittel, die man anwandte, um die Jugend von höherem Studium abzuschrecken, schwerere Prüfungen einzuführen, künstliche Hemmnisse zu schaffen, verfehlten ihren Zweck und erregten die allgemeine Unzufriedenheit, zunächst unter den im Examen

Durchgefallenen, dann unter denen, die trotz glänzender Examina keine Stelle von der Regierung erlangten, endlich unter denen, die sich über den geringen Gehalt beklagten. Noch jetzt gibt es viele Akademiker, die sich mit einem monatlichen Gehalt von 20—40 Mark begnügen müssen. Die Regierung hätte eine Reihe von Beamten schaffen, die Bekleidung von lokalen Ämtern an die Erlangung von akademischen Graden knüpfen können und hätte, wenn sie Klugheit mit Energie gepaart hätte, über die Vorurteile gesiegt, die manche, wie die Mohammedaner, vom Studium abhielten. Sie ging jedoch einem Konflikte mit den Gemeinden aus dem Wege, konnte sich auch nicht dazu entschließen, den eingeborenen Studenten vollkommene Gleichberechtigung mit den an den englischen Universitäten Studierenden zu gewähren. Doch wäre durch eine solche Maßnahme den Feinden Englands der Mund gestopft worden. Klagen wie die folgende würden sofort verstummt sein. „Wir Hindus tun die Arbeit, die englischen Vorgesetzten beziehen einen fünf-, ja zehnmal höheren Gehalt. Man sagt, man könne sich auf uns nicht verlassen, und doch kommen Bestechung und Unterschleif bei uns weit seltener vor als bei Europäern, bei denen man vielfach durch die Finger sieht, während man die Eingeborenen zur Strafe zieht.“ Leider sind solche Beschuldigungen nicht einfach aus der Luft gegriffen und finden nur zu häufig Glauben, selbst wo keine Schuld der Europäer vorliegt.

Ein anderer Übelstand dieser höheren Anstalten ist der Umstand, daß für den religiösen Unterricht der Brahmanen, Parsis, Mohammedaner nicht gesorgt ist, weder an den Staatsschulen, noch an den konfessionellen Privatanstalten, die unter der Leitung europäischer Missionäre stehen; ferner daß selbst eine regelmäßige Belehrung über die Grundsätze der Ethik fehlt. Man verläßt sich darauf, daß die Studenten im Verkehr mit ihren Lehrern, von denen ja viele Geistliche sind, sich die christlichen Lebensgrundsätze aneignen. Das ist wohl häufig der Fall, aber sicher nicht immer. Die

indischen Universitäten sind der von London nachgebildet, obgleich alles dafür sprach, Oxford und Cambridge mit ihren Kollegien als Vorbilder zu wählen und eine eigene Atmosphäre zu schaffen, konventionelle Formen vorzuschreiben. Gegenüber gewissen Bräuchen der Eingeborenen, die ans Schamlose grenzen, war dies um so mehr geboten. Was soll man dazu sagen, wenn Studenten ohne Turban mit wallendem Haar, mit entblößtem Oberkörper sich auf öffentlichen Plätzen zeigen? Weil keine die Studenten außerhalb der Schulen überwachende Autorität besteht, ein Ephorat oder besonderes Gericht für Studenten nicht vorhanden ist, so können sich dieselben ungestraft gehen lassen. Jetzt freilich fällt es den höheren Autoritäten wie Schuppen von den Augen, seitdem sie gewahr geworden, daß die Studenten sich an Demonstrationen und Aufständen gegen die Regierung beteiligen. Wenn die Regierung die Zügel nicht stramm anzieht und die Agitatoren nicht exemplarisch bestraft, werden wir in Indien russische Zustände erleben. Die schlaffe Handhabung von Zucht und Sitte seitens einiger Vorsteher und Professoren hat bereits schlechte Früchte getragen und Frechheit und Unbotmäßigkeit großgezogen. Noch vor dreißig Jahren waren die Hinduschüler so freundlich, liebenswürdig, dankbar, so gelehrig und ehrfurchtsvoll, wie man sie nicht besser hätte wünschen können. Die Gründe für diese ganz veränderten Zustände sind mannigfach. Die englische Literatur mit ihrem stark ausgebildeten Freiheitssinn, ihrem individualistischen Gepräge, ihrer herausfordernden Kritik, die selbst vor der höchsten geistlichen und weltlichen Autorität keinen Halt macht, war für die in dem Autoritätsglauben aufgewachsenen Hindus durchaus ungeeignet, da der indische Charakter, ungleich dem englischen, der Standhaftigkeit und Festigkeit entbehrt, welche den Engländer in der richtigen Bahn erhält, so revolutionär auch seine Grundsätze klingen mögen. Die deutsche oder ältere französische Literatur und Kultur wäre für die indischen Universitätsstudenten weit nützlicher gewesen und hätte den konservativen Sinn ge-

stärkt. Die Studenten erwarteten zuversichtlich, daß die Regierung ganz allmählich die Grundsätze der vollkommenen Gleichberechtigung aller durchführen und anknüpfend an die noch bestehenden Überbleibsel der Selbstverwaltung der zu sehr zentralisierenden, in alle Angelegenheiten hineinregierenden Bureaukratie entgegentreten würde. Die zwar wenig zahlreiche, aber dank ihrer Bildung und ihrer öffentlichen Stellung sehr mächtige Partei sah sich in ihren Erwartungen getäuscht und war durch die Art und Weise, in der die höchsten Beamten im englischen Zivildienste ihren imperialistischen Grundsätzen in Worten und Taten Ausdruck gaben, nicht wenig erbittert. Die englischen Zivilbeamten bilden eine Welt für sich. Sie verbinden den Absolutismus orientalischer Beamten mit dem Übermut und der Verachtung alles Fremden, wie es sich beim Vollblutengländer findet; sie sind durchgängig mißtrauischer und feindseliger gegen die gebildeten Eingeborenen als der neue Ankömmling, der den Eingeborenen ein gewisses Wohlwollen entgegenbringt. Die liberalen Vizekönige, die Lords Ripon und Dufferin, zeigten wirklich guten Willen und erwarben sich die Sympathie des Volkes in hohem Grade; auch Lord Curzon machte manche Zugeständnisse, aber lange nicht alle, die man zu erwarten berechtigt war. Der gegenwärtige Vizekönig wandelt in den Fußstapfen des Lord Ripon und hat an dem Staatsminister John Morley eine treffliche Stütze. Die Regierung sieht es jetzt ein, daß sie dem religiösen Fanatismus unter den Hindus zu große Zugeständnisse gemacht und, wie wir später sehen werden, Kultushandlungen zugelassen hat, welche gegen das Sittengesetz verstießen, andererseits manche Staatsbürger gegen die Exzesse der Brahminen nicht beschützt hat, obgleich sie nichts weiter als die Ausübung ihrer bürgerlichen Freiheit forderten. Die Brahminen wären weniger anmaßend geworden, wenn man sie in Schranken gehalten hätte.

Wie sehr es den Engländern an Takt fehlt, ersieht man aus folgenden, an und für sich unbedeutenden Tatsachen. In London sind die kostbarsten Schätze Indiens aufgehäuft.

Was muß der Hindu denken, wenn er durch die Säle des Kensington-Museums geht und in London ein weit anschaulicheres Bild von indischem Leben, indischem Kunstfleiß erhält als in Kalkutta, Madras, Bombay! Würden, so fragt er sich, die Kunstwerke, die hier kaum beachtet und noch weniger gewürdigt werden, in den Museen der indischen Hauptstädte nicht weit größeren Nutzen stiften? Warum denkt man zuerst an England, warum werden die Interessen des Kaiserreiches Indien denen einiger Fabrikanten von Lancashire und Yorkshire geopfert? Diesen zuliebe hat man das indische Handwerk, die indische Kunst systematisch ruiniert, statt sie durch Errichtung von Kunstschulen und Museen zu heben und zu fördern. Erst im Jahre 1901 wird man auf den Schaden, den man angerichtet hat, aufmerksam und fordert von den Lokalverwaltungen praktische Vorschläge behufs Entwicklung der Kunst und Industrie. Hätten sie die Ratschläge von Sachkundigen befolgt und Ackerbauschulen errichtet, oder wenigstens Wanderlehrer des Ackerbaues bestellt, polytechnische Schulen gegründet, dann hätte man für manche der gegenwärtigen Agitatoren eine nützliche Beschäftigung gefunden und sich manche Angriffe erspart. Die Regierung entschloß sich erst in den letzten Jahren, talentvollen Studenten Stipendien zu gewähren, damit sie sich an technischen Lehranstalten des Auslandes ausbilden könnten, und überließ es einem Privatmann, J. T. Tata, ein Polytechnikum in Bombay zu gründen. Für mehr als 300 Millionen Seelen ist das doch sehr wenig.

So groß die Zahl der stellenlosen oder schlecht bezahlten Akademiker auch sein mag, so würde der Schaden, den sie anrichten, verschwindend sein, wenn sie nicht die Mittel besäßen, in den jährlichen Kongressen und in der Presse ihrem Unmut Luft zu machen. Wie perfid und gemein die Zeitungsschreiber sein können, erhellt aus folgenden Beispielen, die wir einem sehr lehrreichen Aufsatz des Oktoberheftes der Edinburgh Review 1907 (2, 88) entnehmen, der den bezeichnenden Titel „Zeichen der Zeit in Indien“ führt:

Der zu Ehren der Gemahlin des Vizekönigs Lord Dufferin gegründete Klub, zu dem die Engländer sehr reichlich beigetragen haben, hat für indische Wöchnerinnen, welche die Hülfe von männlichen Ärzten zurückweisen, mehrere von weiblichen Ärzten bediente Hospitäler errichtet, in denen Tausende von Frauen und Kindern am Leben erhalten wurden. Diese Ärzte konnten nur Engländerinnen sein. Der bengalische Zeitungsschreiber gibt uns folgende Version: „Eine Zahl englischer Damen hat Medizin studiert, die akademischen Grade erworben. Da aber ihre Landsleute auf deren Gewandtheit kein Vertrauen setzten und ihre Dienste zurückwiesen, gerieten sie in große Not. Da traten einige englische Philanthropen für sie ein, vergossen Tränen des Mitleids über die Hindufrauen, welche den Tod der Behandlung durch männliche Ärzte vorzogen. Auf diese Lüge hin wurde vermittelst des Dufferinfonds dieser furchtbare Schwindel inszeniert, viele Spitäler erbaut und ihre Leitung den englischen Frauen übergeben, obgleich es in Indien selbst an geeigneten Kräften nicht fehlte". Der Herausgeber des Bahla, dessen Motto eine direkte Aufreizung zum Bürgerkrieg ist, schrieb in dem Artikel „Durbar (Versammlung) in der Hölle": Die Engländer hätten, weil sie die übrigen Nationen an Grausamkeit und Bosheit überträfen, sich die Tronfolge im Reich der Hölle gesichert. Das Motto seiner Zeitung lautet also: „Man soll um der Religion willen sterben, und sterbend alle Feinde der Nation töten", denn durch solche Totschläge würde man das eigene Königreich wieder erobern. Die Bengalen und Mahrattas von Bombay sind die maßlosesten. In einem Blatt vom letzten Juni wird Boycott im großen Maßstab empfohlen. „Ein neuer Geist, heißt es, weht in dem Lande. Die von diesem Geiste Beseelten haben die Emanzipation Indiens durchzusetzen, bevor sie sterben. Diese unsterbliche Idee, diese Botschaft des Himmels verkünden wir; welche Vorbereitungen haben wir getroffen? Wir werden die Feringhi (Ausländer) boykottieren, das nationale Programm annehmen." Die Feringhi sollen boykottiert werden in Gesellschaft und Religion, in Sitten und Gebräuchen, in sozialem Verkehr, in Erziehung und Handel, kurz auf jedem Gebiet.

Einige wollen selbst alle Ehrenämter ablehnen, alle von der Regierung zu verleihenden Posten abweisen, wenn den einzelnen Provinzen keine Selbstverwaltung gewährt werde. Das ist die Ansicht weiter Kreise, besonders der Brahminen, welche von einer Erneuerung der Herrschaft durch die Brahminen träumen. Daß die Aufrichtung eines Reiches oder Staatenbundes unter brahmanischer Oberhoheit aussichtslos sei, daß die Brahminen sich wohl als subalterne Beamte, nicht aber als Gouverneure oder Herrscher bewährt haben, braucht nicht bewiesen zu werden. Den meisten von ihnen gehen die kriegerischen Eigenschaften ab, die Mohammedaner aber sind durchaus nicht gewillt, sich unter das Joch der Hindus zu beugen.

Soweit wir die Sache beurteilen können, war die Regierung bereit, auf dem von Lord Curzon betretenen Wege voranzugehen und alle Eingeborenen, welche sich durch ihre Erziehung, ihre Fähigkeiten und ihre Unbescholtenheit für die höheren Ämter qualifiziert hätten, zu denselben zuzulassen. Der Staatssekretär für Indien, John Morley, hat eine Kommission bestellt, welche die Beschwerden der Eingeborenen prüfen und die nötigen Reformen beschließen, vor allem aber der zu großen Zentralisierung der Verwaltung entgegentreten soll. Dem gesetzgebenden Rat des Vizekönigs, der bis jetzt aus 8 Räten, die alle Europäer sein mußten, bestanden hat, sind 20 weitere Räte beigesellt. Nach einem Parlamentsbeschluß werden 20 neue Mitglieder vom Vizekönig ernannt, welche die Minoritäten oder spezielle Interessen vertreten sollen. Zwei müssen Sachkundige sein. Außer diesen werden 2 von den Handelskammern in Bombay und Calcutta, 7 von den nicht offiziellen Mitgliedern der Provinzialräte, 7 von dem Adel und den Großgrundbesitzern gewählt. Eine noch weit größere Neuerung ist die, daß von den acht regelmäßigen Beratern einer ein Hindu und einer ein Mohammedaner sein muß. Hiermit wird der Klage der indischen Presse, daß die mit den wirklichen Verhältnissen unbekannten Engländer die wichtigsten Fragen entschieden,

der Boden entzogen. Zu einer Zeit, in welcher der Vizekönig, Lord Minto, und der Staatssekretär Morley am Ruder stehen und auf Mittel und Wege sinnen, wie man für die akademisch gebildeten Männer eine zweckmäßige Beschäftigung finden könne, sind Agitationen der Unzufriedenen gegen eine so wohlmeinende Regierung durchaus nicht am Platz. Sie können nur die Folge haben, daß die englischen Zivilbeamten Indiens die Oberhand erhalten, daß weitere Reformen auf spätere Zeit verschoben werden. Die Aufregung und Unbotmäßigkeit unter den Studenten, die Träumereien und Äußerungen älterer Männer in den Kongressen haben das Gute, daß die Regierung nun einsieht, wie verkehrt es war, daß sie ein Lehrsystem, das der religiösen und ethischen Grundlage entbehrte, aufstellte und nicht schärfer gegen gewisse gegen das Sittengesetz verstoßende heidnische Gebräuche eingeschritten ist.

Die indische Regierung ist offenbar in ihrem Streben nach Toleranz und Unparteilichkeit zu weit gegangen und hat untergeordnete Hindubeamte, welche ihr Amt mißbrauchten und Verbrechen wie Verbrennung von Witwen begünstigten, nicht zur Strafe gezogen, die Christen aber nicht genug gegen Verfolgungen und Plackereien beschützt. Die Brahminen wurden dadurch ermutigt und schürten die Unzufriedenheit, müssen aber jetzt sehen, daß die höheren Beamten energisch durchgreifen. Wie notwendig das sei, erhellt aus folgendem Fall. Ein Swâmi, namens Krischnamurti, kam mit einigen seiner Anhänger nach der Station „Wasad“ und brachte einige Tage in einer Ruine außerhalb des Dorfes zu. Neben derselben lag ein 12 Fuß tiefes, 5 Fuß breites Loch, in dem der Heilige (!), der Stillschweigen gelobt hatte, Tag und Nacht ein Opferfeuer unterhielt. Seine Schüler verkündeten im Dorf die große Heiligkeit ihres Lehrers und bewogen Frauen und Männer, ihn zu besuchen. Am dritten Tag legte er weit mehr Holz auf das Feuer als je, goß Butter darauf und schrieb auf seine Handfläche, als die Flamme aufschlug, er gehe in den Himmel; wer mit ihm dahin wolle, solle ihm

folgen. Sein vornehmster Schüler sprach den Leuten Mut ein und sprang nach seinem Meister in das Loch. Fünf Frauen und drei Männer folgten ihm. Letztere wohl, um ihre Frauen zu retten. Die ersten acht wurden von dem Feuer getötet, die zwei letzten lebendig herausgezogen, sie kamen mit Brandwunden davon. Ein anderer Büßer hatte das Gelübde gemacht, einen Mohammedaner zu töten, ihm aufgelauert und ihn erschlagen und sich seiner Tat öffentlich gerühmt. Er wurde natürlich hingerichtet. Wir dürfen erwarten, daß die Regierung sich von den Studenten und Gebildeten, denen das Beispiel von Rebellen wie Mazzini den Kopf verrückt hat, nicht einschüchtern läßt. Sie hat wahrlich keinen Grund, dieselben zu fürchten, denn sie bilden nur einen Bruchteil unter den Hindus, die Mohammedaner aber stehen auf Seite Englands, ebenso die von England abhängigen Könige, ferner die niedrigen Kasten. Dieselben sind keineswegs gewillt, ihren Nacken unter das Joch der Brahminen zu beugen, die Ostindien innerhalb kurzer Zeit zugrunde richten würden. Lord Minto konnte öffentlich erklären:

„Die gegenwärtig herrschende Unruhe hat ihren Grund keineswegs in der Unzufriedenheit von schlecht regierten Millionen, niemand kann das ernstlich behaupten, auch nicht in der Erhebung des mißvergnügten Volkes; nein sie kommt ganz auf Rechnung des Wachstums und der Fortschritte in der Erziehung, in der Aussaat, deren Früchte wir ernten. In dieser Ernte mag sich viel Unkraut finden, der Same, den wir ausgesäet, mag den Bedürfnissen des Bodens nicht hinreichend angepaßt worden sein; aber die Erziehung ist bestimmt, immer weitere Kreise zu umfassen und den Bewohnern des Landes eine gesundere und solidere Nahrung zu bieten."

Schon der Vizekönig Curzon hat manche Verbesserungen eingeführt, welche das Ansehen der Vorsteher und den Einfluß der Regierung über die Kollegien erhöht haben. Dem Unwesen, daß die Schüler, welche sich in einer Anstalt unbotmäßig gezeigt, in einer andern aufgenommen wurden, ist einigermaßen gesteuert. Lehrer, welche in den Staatsschulen

wegen politischer Vergehen entsetzt worden sind, dürfen in Kollegien, die Staatszuschuß erhalten, nicht angestellt werden. Wer Staatsgeheimnisse in den Zeitungen veröffentlicht, ist strafbar. Die englische Regierung würde gut daran tun, wenn sie das Verfahren der eingebornen Fürsten nachahmte, welche in ihren Ländern alle aufreizenden Artikel streng unterdrücken und gegen die Eigentümer der Zeitungen einschreiten. Ein strengeres Preßgesetz tut not, ebenso die Einschärfung der Pflicht, daß die Vorsteher für das Betragen ihrer Schüler außerhalb der Schule verantwortlich gemacht werden. Dadurch würden sie in nähere Beziehungen zu den Eltern treten und Einfluß auf die Familien gewinnen.

A. Zimmermann.

LXXXVII.

In der Heimat der Volsker.

Bis in die jüngst vergangene Zeit herein standen die Volskerberge oder monti Lepini, wie ihr heutiger Name lautet, in üblem Rufe. Sie waren gefürchtet als Schlupfwinkel zahlreicher, wohlorganisierter Räuberbanden. Wie das „wohlorganisiert“ zu verstehen ist, zeigt die Tatsache, daß die Bevölkerung mancher Ortschaften, wie des alten Artena, der offenen Teilnahme an dem Brigantaggio bezichtigt wurde. Die Gegenwart scheint mit dem Vermächtnis streitbarer Ahnen nicht ganz aufgeräumt zu haben. Wenigstens gehört zu unseren Reiseerinnerungen das Bild der altehrwürdigen Postkutsche, die zu ihren ständigen Passagieren zwei wohlbewaffnete Karabinieri zählt. Das Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität wird auch mit diesem letzten Rest der „Romantik“ endgültig brechen. Bereits legen sich

die beiden Bahnlinien Rom—Ceprano—Neapel und Rom—Velletri—Terracina mit ihrer Verbindungsstrecke Velletri—Segni wie ein eiserner Gürtel um die Berge der alten Volsker. Die erstere tritt hinter Palestrina, dem Geburtsort des berühmten Tonkünstlers, in das schöne weite Saccotal und findet sich dort dem Nordostabhang des Gebirges gegenüber. Auf steiler Höhe liegen Montefortino, das alte Artena, und Segni, das alte Signia; im alten Latium Städte von hoher Bedeutung sind sie nun zu elenden Felsennestern herabgesunken. Nur die riesenhaften Stadtmauern, Zeugen der ruhmreichen Vergangenheit, und die entzückende Lage vermögen uns einigermaßen mit der schmutzstarrenden Gegenwart auszusöhnen. Die Linie Rom—Velletri—Terracina gibt eine vollständigere Übersicht über das alte Volskerreich. Da sie zudem den Naturfreund wie den Kulturhistoriker in gleicher Weise befriedigt, erhielt meist sie auf unseren Streifzügen den Vorzug.

Hinter Velletri treten die sanft ansteigenden, rebenbekränzten Hügel der Albaner, auf denen die gesuchten vini dei castelli, die Weine von Frascati, Albano, Genzano wachsen, zurück. Die Bahn beschreibt einen großen Bogen nach Süden und führt bis Terracina am Westabhang der Volskerberge entlang. Das Gebirge hat hier im Gegensatz zu den Albanern ein rauhes, trutziges Gepräge angenommen. Zur Rechten dehnt sich bis zum Meere eine weite Ebene aus. Ölpflanzungen und Weinberge verlieren sich bald, spärliches Ackerfeld, unabsehbare Flächen Weideland, unterbrochen von Buschwerk (ital. „macchia"), und Sümpfe nehmen ihre Stelle ein. Man hätte das Bild der römischen Campagna, aber keine wellenförmige Erhebung, keine malerische Ruine bringt Abwechslung in dies öde Flachland. Wir befinden uns nur wenige Meter über dem Meere, in der Heimat der „pontinischen Sümpfe". Gebirge und Ebene bezeichnen die Ausdehnung des altvolskischen Machtbereiches. Das Tiefland in seinem heutigen Zustande, dem Anbau fast völlig entfremdet, von Sümpfen durchzogen, konnte höchstens

aus strategischen Gründen die begehrlichen Augen der Römer auf sich ziehen, niemals hätte es den Namen „horreum Romanorum“ erhalten. Diese Überzeugung drängt sich jedem Beschauer auf, die Geschichte vermag keine nähere Auskunft für die ersten Zeiten zu geben. Sie weiß für später zu berichten, daß unter Julius Cäsar die Sümpfe an Ausdehnung gewannen und die quer durch die pontinische Ebene ziehende via Appia unwegsam machten. Mit diesem Zeitpunkt setzen die Bestrebungen ein, die auf Trockenlegung der Sümpfe und Gewinnung des Bodens für den Anbau hinzielen; sie haben seither nie mehr geruht. Die Namen des großen Theodorich, der kraftvollen Päpste Sixtus V. und Pius VI. sind unzertrennlich mit diesen Unternehmungen verknüpft. Leider steht der Erfolg nicht im Verhältnis zu den aufgewandten Mühen. Auch Jungitalien, das so schnell bei der Hand ist, wenn es gilt über „Mißwirtschaft“, „verfehlte Wirtschaftspolitik“ der bösen Päpste loszuziehen — ein Gebahren, das von dem gewiß unverdächtigen Professor Sombart bereits im Jahre 1888 einer vernichtenden Kritik unterzogen wurde („Die römische Campagna“ S. 124 ff.) — hat den eigenen Befähigungsnachweis in den nahezu vierzig Jahren seines Bestehens noch nicht erbracht. Das jüngste Gesetz vom Jahre 1899 schreibt den wenigen Großgrundbesitzern, die sich in die pontinische Ebene teilen, die Trockenlegung der Sümpfe in 24 Jahren vor und verspricht dazu einen Staatszuschuß von rund sechs Millionen Lire. Wenn es nur nicht das Schicksal seiner Vorgänger und seiner Brüder und Vettern aus der Campagna Romana teilt, d. h. auf dem Papiere stehen bleibt! Für den Fall aber, daß diesmal der Plan gelingt, ist auch hier von der Weide- zur Ackerwirtschaft ein weiter Schritt. Es gibt schon jetzt sumpffreies, anbaufähiges Land genug — aber dieselbe Erscheinung, wie sie Werner Sombart für den agro Romano nachweist, greift auch hier Platz: die adeligen Grundherren sind es zufrieden, wenn sie Weideland für ihre zahlreichen Pferde- und Rinderherden haben, der Ackerbau

ist ihnen zu mühselig, zu kostspielig. Wie weit das letztere objektiv zutrifft, entzieht sich unserer Kenntnis. Jedenfalls hätte ein deutscher Landwirt verwundert den Kopf geschüttelt, wenn er mit uns Augenzeuge folgender und ähnlicher Szenen gewesen wäre: 4 der mächtigen starkgehörnten Campagna-ochsen vor den leichten Pflug gespannt, 8 solcher Gespanne dicht hintereinander — also 8 Pflüge von 32 Ochsen gezogen — jedes Gespann gelenkt vom Pflüger, diese wieder unter der Leitung des „Capoccia", der die ganze Karawane hoch zu Roß überwacht! Gewiß, die Pflüge haben vielleicht seit Catos Zeiten hierzulande kaum merkbare Fortschritte gemacht, aber wenn die neuesten Modelle nur annähernd soviel Arbeitskräfte benötigen, kann die Lust und Liebe zum Ackerbau schon in etwas beeinträchtigt werden.

Zudem schwingt die Erzfeindin in jener Gegend, die Malaria, ihre Geißel mit einer durch Jahrhunderte unverminderten Kraft. Der Versuch, diese Krankheit in Verbindung mit dem Sumpfboden zu bringen, wird vielfach als rückständig verschrieen.

Der Malariabazillus, belehrt uns Tommasi, einer der angesehensten Forscher auf diesem Gebiete, findet sich in jeder Art von Boden, ob sumpfig oder nicht, wenn nur bestimmte Bedingungen gegeben sind („Il clima di Róma" p. 60 ss.). Der Laie behält dennoch soviel Urteilsfähigkeit, um aus Erfahrung konstatieren zu können, daß es keine Lust ist, die Luft in den pontinischen Sümpfen einzuatmen und daß selbst ein flüchtiger Besuch in der Ebene nachteilige Erscheinungen im Organismus zeitigen kann. Wir machten eine mehrstündige Wanderung auf der appischen Straße in sumpffreier Gegend. Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit — es war Oktober — litten wir alle unter einer drückenden Hitze, zum Teil verspürten wir unter der Einwirkung eines eigentümlichen verderbten Geruches, der sich schwer auf die Brust legte, Kopfschmerzen. Hitze und Geruch ließen erst nach, als wir uns der Hügelgegend von Velletri näherten. Einen unheimlichen, traurigen Eindruck macht es, zu sehen,

wie die ohnehin schwach besiedelte Gegend von der Malaria geradezu entvölkert wird. Wir kamen durch ein Städtchen, das mindestens zur Hälfte leer, verlassen stand. Die fensterlosen, unbedachten Häuser, der halbzerfallene Baronialpalast, der als Getreideschober Verwendung findet, kennzeichnen deutlich genug die Herrschaft des tückischen Fiebers. Die Stationsgebäude und Wärterhäuschen zu beiden Seiten der Bahnlinie, die wenigen auf der Ebene zerstreut liegenden Casali gleichen kleinen Festungen, so dicht sind Fenster und Türen mit Drahtnetzen überzogen. Der belagernde Feind ist die Fliege, deren gefürchteter Stich die Malariaparasiten überträgt.

Noch ein Schauspiel wird uns nie vergessen lassen, welch grausamer Gast eine fieberschwangere Luft für den Menschen ist. Eine untergegangene Stadt! Nicht wie sie im deutschen Märchen uns entgegentritt, gänzlich verschwunden in der Tiefe, aus der von Zeit zu Zeit Glockenton heraufdringt; hier hat es den Anschein, als ob die Stadt sich besonnen und Halt gemacht hätte, ehe sie von den Koboldon ganz in die Tiefe gezogen wurde. Die Stadt mit dem mythologischen Namen Ninfe zählte noch im 13. Jahrhundert über 10000 Einwohner, sie sah in ihrer Blütezeit Päpste und hohe weltliche Fürsten in ihren Mauern. Jetzt ist sie Jahrhunderte schon der Malaria zum Opfer gefallen, wir finden beim Rundgang eine große Trümmerstadt. Ein stolzer Baronialturm, an die Zeiten der Frangipani und Gaetani erinnernd, hält noch Wache am Eingang; dann folgen sie bunt durcheinander, die Ruinen der Wohnhäuser, Klöster, Kapellen, Kirchen, letztere oft noch mit dem schöngegliederten Turm und gut erhaltenen Apsiden. Ihre Bauart verweist sie in das 11. und 12. Jahrhundert. Um all die Ruinen ziehen sich die Überreste der Stadtmauern, die längst ihrer Bestimmung untreu geworden sind. Das Bild von Ninfe wäre so nicht vollständig. Auch die Natur will ihr Teil haben; sie hat, wie aus Mitleid und um den Eindruck des Trostlosen zu mildern, ihren Teppich ausgebreitet gestickt aus Epheu, wilden

Blumen und Strauchwerk, wie sie die pontinische Ebene hervorbringt. Der Teppich wird zur Tapete, wenn er in das Innere der Kapellen und Kirchen eindringt, an den Wänden emporklettert und die Freskenüberreste der Apseiten-, Christus- und Heiligenfiguren darstellend — überzieht. Alle werden diesen Anblick malerisch romantisch nennen, viele mögen in eine traurige, wehmütige Stimmung geraten, aber hiervon einen Anlaß zu Angriffen auf den Katholizismus herzuleiten, wird man kaum von jemandem, am wenigsten von einem Geschichtschreiber erwarten. Gregorovius hat das Unglaubliche zustande gebracht. Er bereiste um das Jahr 1860 studienhalber diese Gegend. Er ist nicht blind für ihren romantischen Reiz, wie seine hochpoetische Schilderung beweist, aber die epheu- und blumenbedeckten Heiligen- und Christusbilder sind ihm ein Dorn im Auge und, von Mitleid über die altmodische „Katholische Menschheit" gerührt, bricht er in die vorwurfsvolle Frage aus: „Ist es nicht Zeit, alle diese Martyrer, Heiligen und morschen Kreuzesbilder (!) endlich einmal in Blumen zu bestatten?" Dann folgt mit einem Seitenhieb auf die Zeit des „finstern Aberglaubens" ein Lob auf die Natur, die eine solche „Bestattung" in Ninfe so trefflich besorgt hat, und schließlich die pathetische Schlußermahnung: „Ahmte doch auch die katholische Menschheit ihr d. h. der Natur nach und gäbe sie den Toten Frieden und ein Blumengrab!"[1])

Manche Ausdrücke lassen es dem Leser fraglich erscheinen, ob Gregorovius überhaupt noch christlich empfindet, an einen Christus als Erlöser, eine Fortdauer der Menschheit nach dem Tode glaubt. Wie dem auch sein mag, jene christlichen Wahrheiten bedürfen hier ebensowenig wie die angegriffene katholische Heiligenverehrung einer Verteidigung. Es genüge, den ganzen Ausspruch des vielgerühmten Geschichtschreibers an den Pranger zu stellen als klassisches Beispiel einer Unduldsamkeit, welche die Gelegenheiten zu

1) „Wanderjahre in Italien" II. S. 229, 230 in 8. Aufl.

Ausfällen auf den Katholizismus an den Haaren herbeizieht und beim Anblick von Ruinen auf Glaubensangriffe verfällt.

Die Trümmerstadt Ninfe war bis vor kurzem auch eine Totenstadt; ihre Stille wurde nur unterbrochen von dem Geschrei der Raubvögel und dem Rauschen des Baches Ninfeo. Bei einem ersten Besuch vor Jahresfrist fanden wir als einziges Zeichen menschlichen Lebens ein Fischerhaus am Rande des kleinen Sees; man hatte es in die mittelalterlichen Ruinen hineingebaut. Jetzt herrscht dort fieberhafte Tätigkeit. Der Laghetto mußte seine Wasserkraft zur Verfügung stellen und eine elektrische Anlage erhebt sich an seinem Ufer. Die Totenstille von früher hat dem Geräusch moderner Maschinen Platz gemacht. Von elektrischen Dynamos zu zyklopischen Mauern ist ein weiter Sprung, die Geschichte berechnet ihn nach Jahrtausenden. Wir machten diesen Sprung in einer kleinen Stunde, indem wir von Ninfe aus dem gebirgigen Teil des alten Volskerreiches einen Besuch abstatteten, zur „Cyklopenstadt" Norba emporstiegen. Sie lag auf einem Hochplateau, das auf der einen Seite steil zur Ebene abfällt. Die Überreste der alten Burgmauern und Tore, riesige unbehauene Felsblöcke, scheinbar kunstlos aufeinander getürmt, haben sich so festgefügt erwiesen, daß sie die Stürme der Jahrtausende überdauerten. Auch hier steht die Geschichte vor ungelösten Rätseln. Daß es wilde kriegerische Zeiten waren, daß jene Gemeinwesen kulturell fortgeschritten waren, sind allgemeine Folgerungen, die jeder ziehen kann, der je betrachtend vor einer Zyklopenmauer stand. Frische, würzige Bergluft weht uns hier oben entgegen; sie wirkt nicht erschlaffend wie die Sumpfluft in der Ebene, sie regt zu erneuter Tätigkeit an. So hat das alte Norba zwei Kilometer südlich eine, wenn auch bescheidene Auferstehung gefeiert im Städtchen Norma. Dort hausen die Nachkommen der kriegerischen Zyklopen, arme, friedfertige Bergbewohner, die ihrem rauhen, steinigen Boden Mais, Kastanien, Oliven abringen; auch das Stadtgebiet des alten

Norba mußte so den Pflug über sich ergehen lassen. Andere verdienen als Kohlenbrenner ihr Brot und, wenn sie in die Ebene hinabsteigen, geschieht es nicht wie früher zum Kampfe; schon die Kleidung verrät ihr friedfertiges Gewerbe: es sind arme Hirten, die nach Landessitte Beinkleider aus zottigen Ziegenfellen tragen. Ein würdiges Seitenstück dazu bildet die Fußbekleidung der benachbarten Ciociaren, der Bewohner der Hernykerberge. Eine Eselshaut wird um den Fuß gewickelt, durch Riemen zusammengehalten — und die Sandalen sind fertig.

Ein einzig schöner Bergpfad führt uns in drei Stunden nach einer andern Volskerstadt, Cori, dem alten Cora. Älter als die alte Roma trägt Cori deutliche Spuren verschiedener Epochen an sich. Die Gegensätze stoßen oft schroff genug aufeinander: schwerfällige Zyklopenmauern und graziöse Säulen und Tempelüberreste aus der Römerzeit finden wir hier friedlich bei einander. Terrassenförmig sich an den Bergrücken anschmiegend, hat Cori nicht blos eine schöne, sondern auch eine beherrschende Lage. Es teilt diese Eigenschaft mit den anderen Volskerstädten, besonders mit dem eingangs erwähnten Segni. Beide haben es dieser Lage zu danken, daß sie im Mittelalter ihre Rolle noch nicht ausgespielt hatten und als Kastelle den fehdelustigen Geschlechtern der Conti und Sforza wichtige Dienste leisteten.

* * *

Wieder grüßten die blauen Volskerberge verlockend nach der römischen Campagna herüber und wieder folgten wir der Einladung. Diesmal war unsere Fahrt vor allem von dem Wunsche eingegeben, einem großen Sohn der Volskerberge, dessen Andenken noch frisch im Gedächtnis der Zeitgenossen lebt, einen kleinen Tribut der Liebe und Anhänglichkeit zu entrichten. Im Herzen der monti Lepini liegt Carpineto, für die katholische Welt einst das, was für sie heute Riese ist. Im Lateran waren wir an der letzten Ruhestätte Leos XIII. gestanden, in dem kleinen Volskerstädtchen wollten

wir an seine Wiege treten. Der Reisende auf der Linie Rom—Ceprano—Neapel erinnert sich vielleicht der Station Segni auf der Ostseite der Volskerberge. Von dort bringt ihn eine mehrstündige anstrengende Fahrt mit der Diligenza nach der Heimat des großen Papstes. Wir vermieden es auf dem Hinweg die breite Heerstraße zu ziehen und benutzten wiederum die Linie Rom—Terracina. Hinter Ninfe beim Kastell Sermoneta stiegen wir aus; ein zweistündiger Marsch nach dem Innern des Gebirges brachte uns an den Fuß des Semprevisa. Semprevisa, „den Stetssichtbaren", haben die Umwohner den König der Volskerberge getauft und, wenn er sich auch nicht viel über 1500 Meter erhebt, trutzig und abschreckend genug schauten die grauen Kalksteinmassen auf uns hernieder. Die italienische Oktobersonne ließ deutlich fühlen, daß sie längst nicht alle Kraft eingebüßt habe und — andere Gründe wirkten mit, uns die Lust an einem Aufstieg nach deutscher Touristenart zu benehmen. Wir mieteten also nach Landessitte einen Führer und Maultiere, die uns von dem Bergdorf Bassiano auf die Kammhöhe des Semprevisa bringen sollten.

Einfach, schlicht wie das dortige Bergvolk ist auch seine Sprache. Das schriftitalienische „un guida e due muli" (ein Führer und 2 Maultiere), wie wir es notgedrungen sprechen mußten, klingt gespreizt gegenüber der Ausdrucksweise der Bassianesen, die das Vertragsobjekt schlechthin als „un cristiano e due bestie" d. i. ein Mann (eig. Christ) und 2 Tiere bezeichneten. Das Wort cristiano hat in jenen Gegenden fast ganz seine spezifische Bedeutung „Christ" verloren und wird nur mehr im Sinne von „Mensch", „Vernunftwesen" gebraucht im Gegensatz zum Tier oder in einer abgeschwächten Bedeutung etwa unserem „Christenmensch" entsprechend. Ein heiterer Zwischenfall bei anderer Gelegenheit kann als Beispiel dienen. Wir saßen im Eisenbahncoupé in lebhafter deutscher Unterhaltung. In der Ecke des Wagens schmiegte sich ein Mädchen scheu an die Mutter, es hatte wohl nie andere menschliche Laute als die

seines heimischen Bergdialektes gehört. Da vernahmen wir deutlich die beruhigenden Worte der Mutter: „Non avere paura, sono cristiani come noi altri!“ „Hab keine Furcht, es sind Menschen (Christenmenschen) wie wir.“ Also bei den schlichten Bergbewohnern sind „Mensch“ und „Christ“ noch sich deckende Begriffe. Rom ist kaum über 85 km entfernt. Ich fürchte, die dortigen Stadtväter, der Bürgermeister Nathan an der Spitze, werden selten von einer solch „rückständigen Terminologie“ Gebrauch machen! — Das Touristenwesen steckt im alten Latium noch in den Kinderschuhen und wird es trotz des „Club Alpino Italiano“ mit seiner „Sezione di Roma“ auf unabsehbare Zeit auch bleiben. Dem Italiener ist eben die Wanderlust und Naturfreude der nordischen Völker fremd. Diese Betrachtungen konnten wir beim Aufstieg zum Semprevisa anstellen. Ein elender, oft unkenntlicher Felsenpfad führt zur Höhe. Gut, daß wir das Ziel in großen Umrissen stets vor Augen hatten und daß unsere wackeren Maultiere ihr natürlicher Ortsinstinkt auch dann nicht verließ, wenn die topographischen Kenntnisse unseres „cristiano“ versagten. Nach drei starken Stunden standen wir glücklich auf dem Kamm des Gebirges. Das Schauspiel ist einzig schön und kann kaum durch eine Beschreibung wiedergegeben werden. Im Westen das ganze weite Küstenland von Terracina, dem alten Anxur, bis Anzio (Antium.) Die Orte beleben sich und eine Fülle von mythologischen und geschichtlichen Erinnerungen taucht vor dem Geiste auf. Dort hoch ins Meer hinausragend das sagenhafte Cap der Circe. Odysseus und die übrigen homerischen Helden gewinnen Gestalt. Am anderen Ende der Meeresbucht einsam, düster der Turm von Astura, wo ein Frangipani an Konradin, dem letzten Hohenstaufen, schmählichen Verrat übte. Bis ins Land der Rutuler reicht der Blick; es ist durch Virgils Äneide unsterblich gemacht. Wie öde ist die Gegend, die in der Kaiserzeit von Palästen und Villen übersät war! Wir haben jetzt die pontinische Ebene in ihrer ganzen Ausdehnung vor uns; im Westen bildet das Meer die Grenze,

im Norden die Ausläufer der Albanerberge, und im Osten die Volsker. Die letzteren wenden sich in großem Bogen nach Süden und laufen in ihrer Fortsetzung, den Ausonerbergen, zum Meere aus. Hernyker und Sabinerberge, durch das tiefe Saccotal von den Volskern geschieden, vervollständigen im Osten das Panorama. Im Süden schweift der Blick hinüber über die Grenze des alten Latium weit ins Neapolitanische.

Der Abschied von der Höhe wurde schwer, aber es galt noch das letzte Ziel Carpineto. Wir mußten ihm nahe sein, aber eine dichte Kastanienwaldung hinderte uns beim Abstieg an der freien Aussicht ins Tal. Bereits begegneten uns die ersten Vorboten, starke sonnengebräunte Männer, oft in ciociurenähnlicher Tracht: Sandalen mit Riemen am Bein festgehalten, Kniehosen, Wams von blauer Farbe, auf dem Kopf den landesüblichen, spitzzulaufenden Filzhut. Die Frauen gingen in schwarzem Mieder und buntem Kopftuch, meist irgend eine Last auf dem Kopfe tragend. Jetzt lichtet sich der Wald, noch eine scharfe Biegung und vor uns liegt Carpineto, die Heimat Leos XIII., weltabgeschieden in tiefer Bergeinsamkeit wie ein Dornröschen versteckt. So weit das Auge reicht, nirgends scheint es ein Entkommen zu geben. — Doch weit hinten bei dem alten Signia öffnet sich ein Paß, er zieht nach dem Saccotal hin.

Das alte Latium kennt hauptsächlich zwei Arten von Städtchen. Entweder steigen sie staffelförmig den Berg hinan, tronen bisweilen auch auf einem Bergvorsprung oder sie suchen sich in der Ebene den höchsten Punkt aus, wobei sich Anlage und Form nach den Größenverhältnissen des betreffenden Hügels richten. Der Fremde ist geneigt, die Sache ganz vom Standpunkte des Schönen zu betrachten; daß die mittelalterlichen Bauherren sich mehr von praktischen, nämlich hygienischen und strategischen Rücksichten leiten ließen, braucht kaum gesagt zu werden. Carpineto macht von der Regel keine Ausnahme. Seine nahezu rechteckige Anlage ist nur eine genaue Nachbildung der rechtlinigen Form des

Hügels, welcher die Grundlage bildet. Da dieser Hügel die hübsche Höhe von 605 Metern hat, ist es begreiflich, daß Carpineto unter den Feudalherrn des Mittelalters, den Caraffa, Conti, Aldobrandini auch kriegerischen Zwecken diente. Die Zeiten sind friedlicher geworden; die Carpinetaner von heute gewinnen dem Boden Getreide, Öl und Kastanien ab, betreiben Viehzucht und Holzkohlenbrennerei, soweit es die Enge ihres Tales zuläßt.

Der Ort selbst hebt sich vor vielen anderen in der Provincia di Roma vorteilhaft ab; es herrscht hier trotz der engen abschüssigen Straßen eine wohltuende Sauberkeit. Die Bewohner sind — vielleicht infolge ihrer Weltabgeschiedenheit — gegen den Fremden sehr entgegenkommend; so hatten wir schnell das Geburtshaus Leos XIII. erreicht.

Der Palazzo Pecci, eine Art einfacher Renaissancebau mit kleinem Vorplatz, macht einen würdigen ruhevollen Eindruck. Wir stiegen die breite ambonartige Vortreppe empor und wurden vom Herrn des Hauses, Conte Ludovico Pecci, dem Neffen des Papstes, mit gewinnender Freundlichkeit empfangen. Ohne Umstände machte er unseren Führer durch die Korridore und Zimmer des Hauses; wir folgten mit jenem Gemisch von Scheu und Ehrfurcht, das sich immer einstellt an Stätten, welche große Werkzeuge der Weltgeschichte hervorgebracht haben. Unter diesem Dach wuchs ja der junge Joachim Pecci heran, hier vergingen ihm die Knabenjahre bis zum Eintritt ins Gymnasium von Viterbo; der hoffnungsvolle Student verbrachte hier seine Ferien, und der sorgenbeladene Kirchenfürst kehrte hieher gern zurück, um im Kreise der Seinen die wenigen Tage der Erholung zu verbringen. Die kleinsten Dinge erhielten hier Bedeutung, weil sie an den großen heimgegangenen Papst erinnern. Von den Wänden des Empfangssaales schauen die Gemälde der Eltern Leos und des belgischen Königpaares — vielleicht ein Geschenk an die Verwandten des ehemaligen Brüsseler Nuntius — auf den Besucher herab. Die Bibliothek ist reich an handschriftlichem Nachlaß. Wir bewundern die feinen,

fast zierlichen Schriftzüge des jugendlichen Pecci. Die Kollegienhefte und Auszüge, die er als fleißiger Theologiestudent anfertigte, sind wahre Muster auch in kalligraphischer Beziehung. Von den Briefen, in denen sich eine so innige Liebe zu den Verwandten wiederspiegelt, sind manche in Facsimiles auch dem großen Publikum zugänglich geworden durch die verdienstvolle Arbeit des Prälaten da T'Serclaes (Le Pape Léon XIII, Paris 1894.) Manches noch, was für einen künftigen Biographen Leos von Wichtigkeit wäre, kam uns im Familienarchiv der Pecci zu Gesicht. Eine Aufzählung ist hier überflüssig. Es mußte uns Deutsche besonders eigentümlich berühren, hier in diesem abgelegenen mittelitalienischen Gebirgsdorf ein Exemplar der Predigten zu finden, die unser redegewandter Kaiser zur See gehalten hat. Sie trugen die eigenhändige Widmung des Kaisers an den Papst und erinnerten uns an das gute Einvernehmen, das zwischen den beiden Fürsten bis zu Leos Tod fortbestand. Leo XIII. liebte seine Heimat, auch als Gefangener im Vatikan gedachte er ihrer. Mit Stolz zeigten uns die Carpinetaner die Kirche, die er an das väterliche Haus anbauen ließ, das Kinderasyl, das Hospital, die Wasserleitung und das Kloster vor dem Städtchen, die seiner päpstlichen Freigebigkeit ihren Ursprung danken.

Die Stunde des Abschieds hatte geschlagen, aber wir dürfen nicht scheiden von Carpineto, ohne die Liebenswürdigkeit der Verwandten Leos rühmend anerkannt zu haben. Der Fremde findet nicht blos freundliche Aufnahme sondern auch Gastfreundschaft im Hause Pecci. Conte Ludovico ließ uns nicht ziehen, ohne einen Beweis davon gegeben zu haben. Es war spät, als uns die Postkutsche nach Station Segni entführte. Kaum konnten wir das Nachbarstädtchen Gavignano unterscheiden, das sich mit Anagni um die Ehre streitet, einen andern großen Papst, dessen Name mit ehernem Griffel in die Weltgeschichte eingetragen ist — Innozenz III. — hervorgebracht zu haben. Ein letztes „Addio monti Lepini!“ „addio Carpineto!“, dann nahm uns der Schnellzug

Ceprano—Rom auf und bald saßen wir wieder hinter den Mauern der Siebenhügelstadt. Das Großstadtgetriebe vermochte nicht ganz die Erinnerung an die stillen Volskerberge und an das weltabgeschiedene Carpineto zu vermischen. Oft und lange noch trat uns ihr Bild vor die Seele.

LXXXVIII.

Ein neues St. Franziskus-Buch.

Die tiefen Spuren, welche die Verehrung des großen Heiligen von Assisi auch der bildenden Kunst eingedrückt, erweisen sich unvergänglich. Wie bald nach dem Tode des Heiligen die jungerblühende italienisch-nationale Kunst durch die franziskanische Begeisterung förmlich inspiriert ward, so haben in jedem Jahrhundert zahlreiche Künstler aller christlichen Nationen mächtige Anregungen aus dem Wesen des seraphischen Mannes gewonnen und dieselben entsprechend festzuhalten und zu verkörpern gesucht. Zu den eigenartigsten und seelisch tiefgreifendsten Gaben, die an die Gestalt des hl. Franz sich heften, zählt eine jüngste Publikation, welche zwei hochbegabte Schweizer: Maler Fritz Kunz und Schriftsteller Heinrich Federer, gemeinsam darbieten.[1]) Es kann hier gleich gesagt werden, daß der Maler, der in sechs farbigen Tafeln und in elf holzschnittartigen Illustrationen seine Kunst zeigt, wohl keinen begeisterteren, wohlwollenderen Interpreten hätte finden können, als er in H. Federer sich eingestellt hat. Hin und wieder dünkt es uns, als ginge der Lobpreis für den Maler allzu weit; die kunstgeschichtliche Bedeutung, welche Giotto durch seinen Franziskuszyklus errungen hat, dürfte für F. Kunz wohl doch nie erreichbar sein. Es wäre gut gewesen, nicht alles, was zwischen den zwei genannten Malern im Laufe

1) Der heilige Franz von Assisi. Von Fritz Kunz. Mit Text von Heinrich Federer. Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst in München. 1908. In eleg. Umschlag M. 5.— gebunden in Leinwand M. 6.— in Prachtlederband M. 10.—

von Jahrhunderten inbezug auf den heiligen Franz künstlerisch geschaffen worden ist, in solch herber Kürze als minderwertig erscheinen zu lassen. Da Federer vermöge der Anlage des gemeinsamen Werkes die Sonde der Kritik gegenüber den Kunz'schen Bildern nicht zur Anwendung bringen konnte oder wollte, so sprechen wir von unserem Referentenstandpunkte es aus, daß der Begleittext in mancher Hinsicht uns viel mehr sagt und uns mehrfach noch mehr zu fesseln weiß, als das eine oder andere Bild es zu tun vermag. Mit dieser Bemerkung soll der hohe Wert der Kunz'schen Schöpfung keineswegs geschmälert sein. Der Maler hat sicherlich Bedeutendes geboten und eine bisher selten sich zeigende Nüancierung in seine Franziskusbilder gelegt; in Form und Farbe kömmt ein weltferner, tiefmystischer Zug zum Ausdruck, der Kunz besonders geeignet erscheinen läßt, Themate, wie sie im Leben des Heiligen von Assisi gegeben sind, mit innigem Verständnisse zu behandeln. Auch darin soll kein Vorwurf liegen, wenn zu sagen ist, daß Kunz mit den alten Lehren über Linienfluß und Kompositionsweise sich wenig befaßt, daß die Reflexe der modernen Kunstart hin und wieder ungewöhnlich stark seine Arbeiten durchleuchten. Immerhin aber wird es dem Beschauer unbenommen bleiben, Parallelen zu suchen und hierbei wird er doch manch edlen, tiefempfundenen, dem hl. Franz gewidmeten älteren Gemäldes sich erinnern, das bei hoher formaler künstlerischer Schönheit auch der Psyche des großen Heiligen gerecht zu werden vermochte. Es sei hier beispielsweise nur an das schöne Bild: „Der hl. Franz segnet sterbend Assisi" gemahnt, das von der Hand F. Benouville's die Gallerie des Louvre schmückt.

Das Verwobensein des hl. Franziskus mit den fesselnden Reizen der umbrischen Landschaft weiß Kunz, der Land und Volk jenes Gebietes gründlich studierte, trefflich zu geben; in dieser Hinsicht ist das Blatt „Idyll", auf welchem der Heilige beim Frühlicht des Morgens auf einsamer Berghalde mit den Vögeln sich unterhält, ein höchst liebes und ernstes Bild zugleich. Mit nicht minder großer Innerlichkeit ist auch die schwierige Aufgabe in der Darstellung der Stigmatisation sowie in der „Conversatio spiritualis" zur Lösung gebracht. Weniger können wir dem

begeisterten Lobe beipflichten, das Federer dem Bilde „Ritorno“ spendet. Die nach modernen Kunstrezepten hier eingehaltene Zerrissenheit der Komposition, die allzu herben, eckigen Formen der Landleute, welche den vorüberziehenden Heiligen beobachten, lassen uns zu keinem harmonisch-ästhetischen Genusse kommen. Allzu kalt im Tone, (die Reproduktion mag hieran wohl einige Schuld tragen) einerseits auch zu realistisch geraten, dünkt uns ferner das letzte Bild: „Tod des Heiligen“. Die Blumen, die von den trauernden Clarissinnen am Sarge Franz' niedergelegt worden sind, verklären nicht genügend die erstarrte irdische Hülle, aus der eine der edelsten und lieblichsten Menschenseelen himmelwärts den Flug genommen.

Haben wir auch an den sonstigen Illustrationsgaben hinsichtlich der technischen Zeichnungsweise manches auszusetzen, — man sollte doch angesichts der Errungenschaften auf dem Gebiete der Federzeichnungen und des Holzschnittes nicht immer wieder mit derart primitiver, nur für Plakatdrucke sich eignender Schwarz-Weiß-Kunst auch Bücher belasten — so muß dennoch betont werden, daß die Gesamtwirkung der Kunz'schen Darbietungen als eine tiefernste und feierliche sich kundgibt, daß für empfängliche Augen und Herzen hier eine ungewöhnlich starke geistige Anregung sich geltend macht.

Wie sehr der Text des Buches die Eindrücke der Bilder zu steigern vermag, haben wir schon kurz angedeutet. Fürwahr, es ist eine gar fesselnde Lektüre!

Mancher Leser wird vielleicht anfänglich an der einen oder anderen Wortprägung, an einzelnen derb klingenden Ausdrücken, an etlichen sprachlichen Schrullen (so Seite 44 das Wort: „verschlimmbessern“) sich stoßen, er wird aber alsbald die vielen, vielen Schönheiten, die auch hinsichtlich der stets von Geist und Gemüt durchhauchten Diktion im allgemeinen gegeben sind, herausfinden und mit wachsendem Interesse den geschickt aneinandergereihten Abschnitten folgen, welche des hl. Franziskus Leben und Wesen derart zu schildern wissen, daß Liebe und Bewunderung für den großen Heiligen von Assisi selbst in kühlen Lesern wach und lebendig werden müssen. Häufig fließen die Darlegungen Federers so melodisch und erfrischend, als lauschte

man den klaren Quellen, die von den Bergen Umbriens, die der Heilige als feinster Naturkenner und -Liebhaber so sehr geliebt hat, fröhlich zu Tale rauschen. Für verbitterte Menschen, für den verdüstertsten Kopfhänger ist hier die beste aufhellende und aufheiternde, schattenverscheuchende Lektüre gegeben.

Der Hauptwert des Buches liegt selbstverständlich in der dargebotenen religiösen Erbauung. So ein Leben der höchsten Gottes- und Menschenliebe, wie Franziskus es gelebt, ist heiliger Zauber voll, es ist ein noch höherer Segen für die Menschheit als zahllose Kultur- und Geschichtstaten es sind, welche die Welt anstaunt und in ihren Annalen verzeichnet hält. Die Spuren, die Franziskus ins Erdenleben gegraben, erweisen sich als unverlöschbare Wohltaten für die in sozialen Kämpfen sich befehdende Welt. Dem sinnlichen Mammon ein mächtiges Gegengewicht, den allzu irdisch Gesinnten eine nach dem Höheren, dem Unvergänglichen weisende Mahnung, steht die Lichtgestalt des seraphischen Vaters allzeit vor uns.

Diese Tatsache weiß das vorliegende eigenartige Buch besonders klar und markig zu künden. Manch wirrem Weltkinde, dem nicht alles Verständnis für edle, heilige Seelenregungen in die Brüche gegangen ist, dürfte beim Lesen dieser Franziskusschrift wieder wärmer ums Herz werden, und ein beglückendes Ahnen wahrer Lebenswerte könnte zunächst die Frucht sein, welche der Betrachtung eines solchen Heiligenlebens entsproßt. Nahe liegt daher der Wunsch, das hier besprochene Buch auf die — nicht selten mit schwer schädigenden geistigen Nährstoffen belasteten Lesetische vieler moderner Weltmenschen gelegt zu sehen, denn ganz ohne geistigen Gewinn könnte es hierbei nicht abgehen. Besonders jene Leser, „die guten Willens sind", würden den Grundton vom Wollen und Streben des hl. Franziskus noch mehr erfassen und beachten. War doch der Heilige vor allem von höchster Freude erfüllt, als er beim ersten Bau seines Krippeleins im Walde von Greccio in den Weihnachtsruf der Engel einstimmen konnte! „Friede den Menschen auf Erden!"

München. M. Fürst.

LXXXIX.

Populäres über Byzantiner und Neugriechen.

‚Es ist gar hübsch von einem großen Herrn, so menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen' sagt Mephistopheles. Es ist auch recht hübsch von einem großen Gelehrten, bisweilen menschlich, d. h. klar und verständlich mit den armen Teufeln, d. h. mit dem Laienpublikum zu reden. Dem Vorgang einiger hervorragender klassischer Philologen, wie Karl Lehrs[1]) und Otto Jahn[2]) folgend hat der erste unter den gegenwärtigen Vertretern der mittel- und neugriechischen Philologie, Professor Karl Krumbacher in München, eine Sammlung populärer Aufsätze erscheinen lassen,[3]) in der er eine Auswahl aus seinen in verschiedenen Tagesblättern und Zeitschriften veröffentlichten Essays und Besprechungen zu einem Buche vereinigt. Es sind im ganzen vierundzwanzig Artikel, die der überwiegenden Mehrzahl nach auf das Gebiet der mittel- und neugriechischen Sprache, Literatur und Geschichte entfallen, zum Teil aber auf Grenz- und Nachbargebiete übergreifen und allgemein geschichtliche, kultur- und kunstgeschichtliche Materien behandeln. ‚Abgesehen von einigen sachlichen Berichtigungen und kleinen Retouchen' ist durchweg die ursprüngliche Fassung beibehalten worden. ‚Einige umfangreichere Zusätze und Ergänzungen', die zur Orientierung der Leser über die augenblickliche Situation erforderlich schienen, sind in die den Band beschließenden Anmerkungen verwiesen worden, in denen man auch die bibliographisch genauen Angaben über die ersten Publikationsstellen findet. In der folgenden, möglichst knappen Inhaltsübersicht darf ich mich wohl auf die Vermerkung des ersten Erscheinungsjahres beschränken.

I. Sprachliches. 1.) Das Problem der neugriechischen Schriftsprache 1902 (über den Kampf der

1) Populäre Aufsätze aus dem Altertum, vorzugsweise zur Religion der Griechen, 2. Auflage, Leipzig 1875.

2) Aus der Altertumswissenschaft. Populäre Aufsätze, Bonn 1868.

3) Populäre Aufsätze. Leipzig, Teubner 1909. XII, 388 S. 8°. 6 M.

Volkssprache und der sogen. ‚Reinsprache', in dem bekanntlich Krumbacher voll und ganz auf Seite der ersteren steht). 2.) Zur Verteidigung der neugriechischen Schriftsprache 1903 (gegen die ungeschickte Verteidigung der ‚Reinsprache' durch Kl. Nikolaides). 3.) Die Äschylos-Revolte zu Athen 1904 (über die gegen Sotiriadis, den Verfasser der neugriechischen Äschylosübersetzung, von den Anhängern der ‚Reinsprache' veranstaltete Hetze). 4.) Griechen im heutigen Italien 1891 (über die griechischen Kolonien in Otranto und Bova). 5.) Zur Aussprache des Griechischen und Lateinischen 1888 (über das berühmte Buch von F. Blaß und die verfehlten Schriften von Ed. Engel und K. Pötzl). —

II. Literarisches. 6.) Eine Geschichte der neugriechischen Literatur 1886 (von A. R. Rangabé und D. Sanders). 7.) Lukis Laras 1891 (Novelle aus den griechischen Freiheitskämpfen von D. Bikélas). 8.) Psichari als Novellist 1894 (Vertreter eines allem Konkreten und Realen abgewandten Neuidealismus, der ebensowenig zu befriedigen vermag als sein Gegenstück, der krasse Naturalismus). 9.) Die Lenorensage 1887 (über die Arbeiten von Wollner, Psichari und Politis). 10.) Die Bibliotheken des heiligen Berges 1889 (über den Katalog von Sp. P. Lampros). 11.) Die griechischen Handschriften Frankreichs 1899 (über das Inventaire sommaire von H. Omont). —

III. Geschichtliches. 12.) Kaiser Justinian 1901 (auf Grund der Monographie von Ch. Diehl). 13.) Eine Geschichte des späteren römischen Reiches 1892 (von J. B. Bury). 14.) Ein byzantinischer Kaiser im zehnten Jahrhundert 1890 (Nikephoros Phokas nach dem Werke von G. Schlumberger). 15.) Athen in den dunkeln Jahrhunderten 1889 (nach F. Gregorovius, Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter). 16.) Chamberlains Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts 1899—1900 (eine kritische Betrachtung zur Jahrhundertwende). —

IV. Allerlei. 17.) Geleitwort zur Byzantinischen Zeitschrift 1892. 18.) Die ‚evangelische Schule' in

Smyrna 1885 (auf Grund der aktenmäßigen Darstellung ihrer Geschichte durch M. Paranikas). 19.) Alte und neue Encyklopädien 1889 (ein durch J. Müllers Handbuch der klassischen Altertumsschaft angeregter Überblick). 20.) Die armenische Kunst 1891 (auf Grund von J. Strzygowskis Studie über das Evangeliar von Etschmiadzin). 21.) Ferdinand Gregorovius 1891. 22.) Dionysios Therianos[1]) 1897 (Nekrologe). 23.) Heilige Namen 1907 (über die letzte, mit der Kürzung der heiligen Namen in den Handschriften sich beschäftigende Arbeit L. Traubes). 24.) Der Kulturwert des Slawischen und die slawische Philologie in Deutschland 1908 (Empfehlung von Professuren für slawische Philologie — im weiteren Sinne des Wortes — zunächst in München).[2]) —

Es ist noch nicht lange her, daß Krumbacher in einem (in die vorliegende Sammlung nicht aufgenommenen) Referate über Diehls ‚Figures byzantines' (Beilage der Münchener Neuesten Nachr. 1908 Nr. 23 vom 26. Juli) sich eingehend über die Frage, ‚ob und wie es möglich sei, die Wissenschaft zu popularisieren', geäußert hat. Die eben aufgezählten Artikel zeigen, daß er sich auf die praktische Ausführung dieser gerade heute so ungemein wichtigen Aufgabe ebenso trefflich versteht, wie auf ihre theoretische Erörterung. Als vor einigen Jahren Th. Mommsens Enuntiationen über Universitätsunterricht und Konfession in seinen Reden und Aufsätzen wieder abgedruckt wurden, bemerkte ein katholisches Organ nicht mit Unrecht: ‚Ihr erster Publikationsort[3]) hätte es vollauf verdient, ihr einziger zu bleiben.'[4]) Bei

1) Redakteur der Triestiner Zeitungen ‚Klio' und ‚Nea Imera' und Verf. mehrerer wissenschaftlicher Werke z. B. einer großen Biographie des Philologen A. Korais.

2) Gegen die Einwendungen von L. K. Goetz, der zuerst Lehrstühle für slawische Geschichte und Landeskunde geschaffen wissen will, vgl. Krumbacher S. 387 f. und in der Beil. d. Münch. N. N. 1908 Nr. 80 vom 2. Oktober.

3) Die Münchner Neuesten Nachrichten.

4) Das Historische Jahrbuch der Görresgesellsch. XXVI (1905) S. 468 in einer mit C. W. gezeichneten Notiz.

Krumbachers Aufsätzen wäre es sehr zu beklagen gewesen, wenn sie zum größeren Teile dauernd an Stellen vergraben geblieben wären, wo manche sie nicht suchen und viele nicht suchen wollen, und es ist dringend zu wünschen, daß besonders die Studierenden der Geisteswissenschaften, an die sich der Verfasser in erster Linie wendet und denen eine Erweiterung ihres geschichtlichen Blickfeldes — sogar auf Kosten der zur Zeit modernen Liebhaberei für Psychologie und Nationalökonomie — durchaus nicht schaden könnte, fleißig nach dem neuen Buche des Münchner Byzantinisten greifen. Auch diejenigen Teile der Sammlung, deren Abfassung zeitlich schon etwas weiter zurückliegt, haben von ihrer ursprünglichen Frische wenig oder nichts eingebüßt, ja manche scheinen eher noch an Aktualität gewonnen zn haben. Wenn z. B. in dem Aufsatze über die Äschylos-Revolte von ‚eine(r) merkwürdige(n) Konzession an den alle Geistesfreiheit bedrohenden Terrorismus der übelberatenen Musensöhne' die Rede ist (S. 55), so könnte man beinahe glauben, es handle sich nicht um die Vorgänge, die im Jahre 1903 das Athen am Ilissos, sondern um diejenigen, die im Jahre 1908 das Athen an der Isar und die österreichischen Musensitze erregt haben. Und wenn S. 177 ‚der hohen Einsicht einer über traditionelle Vorurteile erhabenen und den Geist der Zukunft erfassenden Staatsregierung, (gemeint ist die bayerische!) Anerkennung gezollt wird, und zwar von einem Manne, der weder des bayerischen Partikularismus noch irgend welcher Verbindung mit der Zentrumspartei verdächtig ist, so hat der Wiederabdruck dieser Worte in Zeiten, in denen nach der Ansicht einiger Rufer im Streite heroisches Schimpfen über das Ministerium zum guten Hochschulton zu gehören scheint, noch größere Bedeutung als ihre Niederschrift vor 16 Jahren, wo persönliche Dankbarkeit sie dem Verfasser diktierte.

Krumbacher hat die populären Aufsätze seinen ‚griechischen Jugendfreunden in dankbarer Erinnerung' gewidmet und in der warm persönlichen „Zueignung", die eine Skizzierung seines eigenen wissenschaftlichen Entwicklungsganges enthält, hübsch dargelegt, wie ‚die intensive Beschäftigung mit dem Neugriechischen', das er in stetem Umgang mit den in München studierenden Griechen beherrschen lernte, ‚seinen späteren Studien ihre Richtung' gab.

Auch dem Schreiber dieser Zeilen seien zum Schlusse seines Referates einige persönliche Bemerkungen gestattet. Ich weiß längst, daß Professor Krumbacher die Weltanschauung nicht oder nicht mehr teilt, die in den gelben Blättern von Anfang an vertreten wurde und mit Gottes Hilfe bis ans Ende vertreten werden soll. Um so mehr haben mich einige Äußerungen in den populären Aufsätzen erfreut, nicht als ob sie Neues besagten, ‚sondern weil mancherorts sehr viel darauf ankommt, wer es sagt.'[1]) Ich meine die Anmerkung 47 auf S. 381, in der als ‚besonders lehrreiche Beispiele' für die ‚bei der Verknüpfung von Heiligengeschichten mit der antiken Mythologie' (bekanntlich der Lieblingsbeschäftigung der modernen Religionshistoriker) notwendige Vorsicht die verfehlten Aufstellungen des Meisters H. Usener und seines Jüngers L. Deubner[2]) über den hl. Tychon und über die hll. Kosmas und Damian angeführt werden, und vor Allem das Urteil über Chamberlain als Religionshistoriker, dessen wörtliche Anführung ich mir nicht versagen kann. ‚So mißtrauisch er (Chamberlain) sonst gegen die ‚Ergebnisse der Wissenschaft' ist — schreibt Krumbacher S. 215 —, hier (d. h. in der Religionsgeschichte) wirft er sich alten und neuen, guten und schlechten Hypothesen rückhaltlos in die Arme. Mit Hilfe der ihm eigenen bestechenden Kombinationsgabe und Gestaltungskraft weiß er aus Tatsachen, Wahrscheinlichkeiten, Möglichkeiten und leeren Vermutungen ein stattliches Gebäude aufzurichten, das trotz seiner luftigen Grundlage dem Unerfahrenen imponieren und in manchem Leser die Überzeugung festigen wird, das Rätsel der Entstehung des Christentums als einer rein menschlichen Schöpfung sei nun ‚nach strengster Methode' gelöst und der göttliche Christus endgültig abgetan. In Wahrheit ist das weder durch Chamberlain noch durch die von ihm so köhlergläubig hingenommenen Vorarbeiten geschehen'.[3])

1) H. Schrörs, Deutsche Literaturzeitung. 1908 Nr. 49 Sp. 3081.

2) Gegen Deubner wendet sich jetzt auch K. Lübeck im Katholik LXXXVIII (1908 II.) S. 321 ff.

3) Vom Ref. gesperrt.

Man darf die Tragweite dieser Sätze nicht überschätzen, aber im Verein mit der strengen konfessionellen Objektivität, die Krumbacher in seiner Byzantinischen Zeitschrift stets zu wahren bestrebt ist, und mit seiner Stellungnahme zu verschiedenen neueren Erscheinungen und ‚Fällen' im akademischen Leben liefern sie doch den tröstlichen Beweis, daß der gefeierte Byzantinist ein unabhängiger und ruhig denkender Mann ist, der keine Lust hat sich seine Auffassung des Christentums von modernen ‚Windmachern' andiktieren zu lassen, und die gleich Bremsen und Stechfliegen herumschwirrenden Schlagwörter von der ‚Freiheit der Wissenschaft' u. s. w. nach ihrem wahren Werte zu taxieren weiß. Ich denke somit nicht im entferntesten daran, dem Verfasser der populären Aufsätze ein triumphierendes ‚noster eris' entgegenzurufen, aber ich freue mich, ein Wort, das einst ein Christ über einen Heiden, Tertullian über Seneca geschrieben hat, auf ihn anwenden zu können und sage mit Genugtuung: ‚Krumbacher saepe noster'. Niger.

XC.

Auswärtige und innere Politik.

Wenn nach der nächsten entscheidenden Epoche in den Geschicken Europas die Archive der Staatskanzleien an das Licht gezogen werden, erst dann wird man volle Klarheit über die jüngste Episode in der äußeren und inneren Politik erhalten. Eher schwerlich, denn an allen Plätzen zaudert man vor einer Tat, vor einem Wort, welche die Dinge ins Rollen bringen können.

Eines ist gewiß. Die Mitteilungen im „Daily Telegraph" über die Äußerungen und Auffassungen des Kaisers besaßen nicht das ihnen zugeschriebene Schwergewicht. Daß während des Burenkrieges Verhandlungen zwischen Rußland, Frankreich und Deutschland zum Zwecke einer Intervention in England geschwebt haben, war für das große Publikum, nicht aber für die politischen Kreise eine

Neuigkeit. Ein Mitglied der deutschen Diplomatie hat in englischen Kreisen schon im Winter 1903/4 eine ausführliche Darstellung gegeben, allerdings mit der Pointe, daß die Kombination an dem Widerstand Deutschlands gescheitert sei. Diese Version paßte damals in den Berliner Plan einer Annäherung an England. – Von anderer Seite ist stets behauptet worden, das Scheitern der Kombination habe seinen Grund in dem Verlangen Deutschlands, „Frankreich sollte zuvor die auf dem Frankfurter Frieden geschaffene Lage sanktionieren". In dieser Form ist die Mitteilung mindestens ungenau. Was sollte die Forderung nach einer Sanktion des Frankfurter Friedens bedeuten? Der Vertrag trägt Frankreichs Unterschrift; er ist also Sanktion genug. Eine nochmalige Anerkennung des Friedensvertrages würde weder eine materielle noch eine moralische Verstärkung bedeuten, umsomehr als niemals auch nur der geringste Versuch gemacht wurde, den Vertrag anzugreifen. Wäre die besagte Forderung gestellt worden, so könnte sie nur den Vorwand zum Rücktritt von den Verhandlungen bedeuten. Der Hinweis auf den deutschen Wunsch, mit England in Freundschaft zu leben, wäre jedoch ein diplomatisch ungleich besserer Vorwand gewesen, schon wegen seiner günstigen Wirkung in England. Also auch so, wie französische Quellen die Sache darstellen, war sie in Wirklichkeit nicht. Gewiß ist nur, daß sie soweit gediehen war, daß die Abfahrt eines französischen Landungskorps von Cherbourg geplant war. Die Landung sollte zwischen Dover und Plymouth erfolgen. Es scheint, daß man sich an den Plan hielt, der Ludwig XV. vom Herzog von Broglie vorgelegt war, dessen Vorschläge auch von Napoleon I. geprüft worden sind. Wahrscheinlich schwebten noch andere Landungspläne und, da das Gros der englischen Armeen in Afrika war, mochte der Versuch aussichtsvoll erscheinen. Man sieht jedoch auf den ersten Blick, daß das Ziel dieser Pläne nicht die Rettung der Burenrepubliken war; ein solcher Plan zielte höher; es galt, die englische Eiche an der Wurzel zu durchhauen. Die

Okkupation Englands mußte die Flotte ihrer Stützpunkte berauben; sie hätte sich allerdings eine Zeit lang an die Kolonien lehnen können. Die Okkupation Indiens und Egyptens wäre dann auch nur eine Frage der Zeit gewesen. — Man geht kaum fehl, wenn man annimmt, daß der Plan an der Größe seiner Ziele gescheitert ist. Es handelte sich um die Verteilung eines Weltreichs und es war leicht voraus-zusehen, daß die Verteilung zum Zwist unter den Förderern des Planes führen mußte. In diesem Fall waren die in Europa auftauchenden Möglichkeiten von der Art, daß sie selbst den kühnsten Staatsmann erschrecken konnten. Solche Pläne müssen, um zu gelingen, in einer Hand ruhen und die Handlung selbst muß sich mit jener blitzartigen Schnelligkeit vollziehen, wie sie die Ereignisse der Jahre 1864, 1866 und 1870 trugen. Mit anderen Worten: der Eindruck auf die zuschauende Welt muß lähmend sein. Koalitionskriege vermögen so etwas nicht. Meist aber tragen sie, wenigstens da, wo es sich nicht um lediglich defensive Ziele handelt, den Keim des Krieges unter den koalierten Mächten selbst in sich. Man braucht nur an den Gasteiner Vertrag und an die preußisch-österreichische Waffenbrüderschaft in Schleswig-Holstein zu erinnern.

Diese Erinnerung ist auch deshalb nicht unangebracht, weil die österreichisch-ungarische Politik sich heute vor ähnlichen Entscheidungen befindet. Ein Vordringen der deutschen Macht, unter der Ägide Österreich-Ungarns, nach dem Orient liegt im Interesse der deutschen Nation und entspricht den großen Traditionen des Prinzen Eugen. Wer aber unter den österreichisch-ungarischen Diplomaten der lockenden Melodie des schönen echt deutschen Liedes:

„Er ließ schlagen einen Brucken,
Daß man kונnt hinüberrucken" — —
„wollt dem Kaiser wiedrum bringen
Stadt und Festung Belgerad."

lauschte, der darf beim Zauber solchen Klanges nicht vergessen, daß die Wiege der österreichisch-ungarischen Monarchie

nicht in Belgrad und nicht in Salonichi, sondern in Aachen steht. In Deutschland steht das Fundament der Habsburger; von Deutschland fließt dem Herzen Oesterreichs das rote Blut des Lebens zu. Die Orientmission Österreichs ist von hoher Bedeutung; in ihrer Erfüllung können jedoch Dynastie und Reich sich nicht von ihrer deutschen Lebensquelle entfernen, ohne sich in die Gefahr des Unterganges zu begeben. Alle Schwierigkeiten, welche Österreich-Ungarn und seine Dynastie umringen, kommen daher, daß die Entwicklung der neuen Ziele zur Entfernung von der deutschen Basis geführt haben. Rückt die Entwicklung noch weiter davon ab, so wird selbst der gewaltige Schatten der Aachener Kaiserpfalz schließlich untergehen. Und alles zu einer Zeit, welche Österreich und die Habsburger laut an ihre deutsche Mission gemahnet.

In der diplomatischen Welt begegnet man nahezu allgemein der Auffassung, daß die erwähnten französisch-russisch-deutschen Kombinationen den Ausgangspunkt der neueren englischen Politik darstellen. König Eduard VII. habe auch als Prinz von Wales den Wunsch und die Hoffnung beseelt, Großbritannien in eine Stellung zu dem Deutschen Reich zu bringen, welche aus dieser Entente (sie konnte ungeschrieben bleiben) den Pfeiler des europäischen Friedens machen sollte. Dem widersetzten sich jedoch sozusagen alle Einflüsse, welche auf den Kaiser wirkten. Caprivi mag als der einzige Reichskanzler gelten, dessen Politik es gelungen war, der Entfremdung zwischen Deutschland und England einen Riegel vorzuschieben. Nicht daß er ein „Anglomane" war. Er war es ebensowenig wie der spätere Staatssekretär von Richthofen, dessen verständige und versöhnliche Haltung von den verblendeten Gegnern Englands in Preußen falsch ausgelegt worden ist. Aber unter Caprivi war es noch Zeit vorzubauen und das Vertrauen an seinen rechtschaffenen Charakter hätte eine Politik unterstützt, welche in der Entwicklung unserer wirtschaftlichen Ziele, unter besonderer Berücksichtigung der Auslandinteressen Maß halten, und die in der politischen

Ökonomie Europas nun einmal unvermeidliche Rücksicht auf die anderen Nationen vorschreiben konnte.

Was dem Gegensatz der anderen Nationen eine so bedenkliche Prägung gibt, ist nicht nur das politische und wirtschaftliche Wachsen Deutschlands und die Furcht der anderen vor uns, soweit sie sich daraus ergibt. Der Gegensatz findet seine Nahrung auch in den expansiven Tendenzen, welche die Politik Preußens von jeher beherrscht haben. Die Welt ist von Sorge vor diesen Eroberern erfüllt und wenn wir jetzt dem Schauspiel zusehen, wie sich fast ganz Europa gegen das preußische Deutschland zusammenschließt, etwa wie es ehemals gegen die Araber, gegen Attila, gegen die Türken, gegen Napoleon I. zusammenstand, so hat diese für jeden Deutschen verletzende Erscheinung ihren tiefsten Grund in der Furcht der anderen Nationen vor der möglichen Unterwerfung durch eine Macht, die ihrer nationalen Kultur nicht zur Seite, sondern gegenübersteht; nach ihrer Auffassung. Das Volk von England und Frankreich fürchtet den preußischen Militär- und Beamtengeist, die Unterwerfung unter die herrschenden Klassen Preußens. Das scheint Fürst Bülow erkannt zu haben. Man könnte seine nicht erfolglosen Versuche das Bürgertum politisch zu erwecken und als Brücke zu den anderen Nationen zu benützen, darauf zurückführen. Viele Geschäftskreise dort gehen auf solchen Gedanken ein und, wie zur Zeit Friedrichs II., sehen die Freimaurer und ihr Anhang in England und Frankreich mit Wohlgefallen auf diese Taktik. Die Massen verweigern jedoch die Gefolgschaft: sie sehen, daß die Teile des Bürgertums, welche sich Bülow anschließen, vor allem ihre eigenen materiellen Interessen rücksichtslos verfolgen und vom echten Liberalismus weit entfernt sind; Beweis: die Polenpolitik, der scharfe Gegensatz des Unternehmertums zu den Arbeitern und die bald akute bald latente Unterdrückung der Katholiken.

Den ausschlaggebenden Faktor in der inneren und äußeren Politik Preußens bildet die Vereinigung der Kreise der Regierung, der Beamten, der protestantischen (im weiteren

Sinne) und der Adelskreise mit dem Großunternehmertum in Finanz und Industrie. Diese Kreise wünschen allerdings keinen Krieg um des Kriegs willen, sie wollen aber Heer und Flotte als Mittel zum Drucke auf die anderen Nationen benützen. Ihr Ziel ist die Expansion in jenem Sinne, was sich ohne Verdrängung anderer Nationen nicht vollziehen kann.

Um Europa die Ruhe wiederzugeben, wäre dringend erforderlich eine vernünftige Zollpolitik, Beschränkung des Einflusses des Großunternehmertums in Finanz und Industrie, Pflege des Mittelstandes, eine gerechte und verträgliche Politik gegenüber allen Reichsangehörigen einschließlich Polen und Katholiken. Mit allem, was dazu gehört.

Damit verhält es sich jedoch wie mit dem Rat, den ein alter Seemann einem vor der Meerfahrt Bangen gab: „Mein Lieber, Sie fürchten die Seekrankheit. Dagegen gibt es ein sicheres Mittel: Bleiben Sie am Lande. Alle anderen Mittel helfen nicht." Niemand denkt an eine solche Politik und niemand kann unter den heutigen Verhältnissen daran denken. Dem materialistischen hochfahrenden Geist der Zeit ist jede Selbstbeschränkung ein Greuel. Bismarck selbst war es, der die bekannte Fabel des Menenius Agrippa verspottet hat.

Es ist deshalb nichts verkehrter und ungerechter, als den Kaiser allein für das Mißgeschick verantwortlich zu machen, das der deutschen Politik widerfährt. Die Unfruchtbarkeit der deutschen Politik ist nicht ausschließlich des Kaisers Schuld. Sie ist von weiten Kreisen der Nation enthusiastisch gebilligt worden. Der Kaiser ist ohne Zweifel der Träger der „Weltpolitik", aber diese selbst ist mit aus dem Willen der herrschenden Klassen hervorgegangen und hat sich die Formen von diesem Willen vorschreiben lassen. Als ihre Gefahren und vor allem ihre Unfruchtbarkeit vor zwei Jahren allgemeine Unzufriedenheit im Lande schufen, suchten die lenkenden Staatsmänner nach einem Ausweg, nach einem Sündenbock. Sie glaubten, nichts Besseres tun zu können, als den furor protestanticus zu wecken, die Katholiken, das Zentrum wurden auf die

Seite geschoben. Heute ist jedoch die Lage für die Regierung schlimmer als zuvor.

In absehbarer Zeit wird es der deutschen Diplomatie nicht gelingen, die Eintracht zwischen Rußland, England und Frankreich zu sprengen. Die Rede Lord Roberts zeigt an, daß diese Eintracht sich mehr und mehr festigt und es verdient ernste Beachtung, daß so angesehene Staatsmänner, wie Lord Cromer und Lord Milner, die keineswegs „Deutschenhasser" sind, sich Roberts anschließen.

Es ist unter den Umständen kein Wunder, daß sich überall der Gedanke einnistet, die Berliner Politik suche nach einer neuen Diversion. Im Ausland besorgt man, daß diese Diversion sich auf dem Gebiete der äußeren Politik vollziehen könne. Daher die Sorgen, die unter anderem im englischen Oberhaus zum Ausdruck kommen. Andere weisen die Sorge nicht ab, daß die Diversion in der inneren Politik erfolgen könne. Wenn die Regierung fortfährt, sich auf die liberal-konservative Kombination zu stützen, könnte ihr in der Tat die Torheit zugetraut werden, nochmals die Katholiken zum Sündenbock zu wählen.

Die Lage in der auswärtigen Politik ist und bleibt jedoch so, daß die Torheit einer solchen Politik handgreiflich zu Tage liegt.

XCI.

Der Kampf um die Seele der Jugend in Frankreich besonders in der Volksschule.

Paris, den 4. Dezember 1908.

Wenn etwas geeignet ist, die wahren Ziele der linksliberalen Parteien in Frankreich der Religion gegenüber in das richtige Licht zu stellen, so sind es die Vorgänge, die sich auf dem Gebiete des Schul- und Erziehungswesens zusammendrängen. Seit Jahren, und nicht am wenigsten während der Inkubationszeit der Trennung zwischen Kirche und Staat, wurde in allen Tonarten von dem radikalen Liberalismus die Behauptung variiert, daß man durchaus nichts gegen die katholische Kirche an sich oder gegen die religiöse Idee im Sinne habe; man wolle nur die Gewissensfreiheit wahren, nur den Zustand herstellen, daß solche, die kein Bedürfnis nach Religion fühlten, auch nicht zur Bestreitung der Kultusausgaben beizutragen brauchten und daß alles Konfessionelle aus dem staatlichen Apparate ausgeschaltet würde. Auf katholischer Seite wurde unzählige Male auf die Tatsache hingewiesen, daß diese Behauptungen, ganz abgesehen von ihrer inneren Berechtigung, die krasseste Heuchelei darstellten und daß das wahre Ziel des radikalen Liberalismus in Frankreich die Zernichtung des katholischen Glaubens und der religiösen Idee in der Bevölkerung sei. Diese Auffassung findet auf geradezu greifbare Weise ihre Bestätigung in dem Kampfe, der um die Schule geführt wird, und der in Wahrheit ein Kampf um die Seele der Jugend ist. Alle Vorgänge, die sich auf diesem Gebiete vollziehen, bringen den untrüglichen Beweis, daß man auf Seite der Regierung systematisch und mit nie versagender Konsequenz darauf ausgeht, jeden Einfluß der Kirche auf die Jugend zu verhindern und ein religions- und glaubensloses Geschlecht heranzubilden. Die Hauptphasen dieses Kampfes sollen im Nachfolgenden geschildert werden.

Es kann hier abgesehen werden von dem akademischen und Universitätsunterricht. Zunächst sind auch an den staatlichen Fakultäten die gläubig-katholischen Dozenten durchaus nicht selten und sie zählen vielfach zu den Leuchten der Wissenschaft. Anderseits bestehen in Frankreich auch jetzt noch sogenannte „freie katholische Universitäten“. Sie fordern zwar große Opfer und die Regierung suchte ihnen schon auf alle mögliche Weise das Leben zu unterbinden, namentlich dadurch, daß ihnen die Erteilung von staatlich anerkannten Zeugnissen genommen wurde, aber sie haben sich gehalten und stehen, was die Schülerzahl betrifft, durchaus noch nicht auf dem Aussterbeetat. Vielleicht hält es die herrschende Partei für unnütz, diese Universitäten gesetzlich aufzuheben, weil sie hofft, ihnen den Zuzug abschneiden zu können. Tatsächlich werden die antireligiösen Regierungsmaßnahmen auf dem Gebiete der Schule um so einschneidender, je mehr man nach unten steigt.

In erster Linie stehen hier die Schulen, die den Gymnasien und Realschulen in Deutschland entsprechen, die lycées, collèges usw. Bis vor wenigen Jahren lagen auf diesem Gebiete die Dinge so, daß zunächst zahlreiche, nicht staatliche freie Schulen durchaus nach katholischem Geiste organisiert waren und daß auch vom Staate aus in den staatlichen Schulen dieser Art in einem gewissen Maße für Pflege der Religion gesorgt wurde. An jedem Lyzeum war ein Religionslehrer angestellt, der den Religionsunterricht zu erteilen und den Gottesdienst der Anstalt zu leiten hatte, und der sogar, zur intensiveren Wahrnehmung seiner Aufgabe, in der Anstalt selbst wohnen sollte. Was die Errichtung von freien Schulen betrifft, so hat heute noch die sogenannte Lex Falloux von 1850 Geltung. Auf Grund dieses Gesetzes ist jeder Franzose, der die vorgeschriebenen staatlichen Prüfungen bestanden hat, befugt eine solche Schule zu eröffnen. Die kirchlichen Behörden und die religiösen Genossenschaften haben massenhaft von dieser Befugnis Gebrauch gemacht und man kann sagen, daß Frankreich in

Wahrheit mit einem Netz von freien Schulen überzogen war, in denen etwa ebensoviel Schüler waren als in den staatlichen Schulen dieser Art, 70—75 000 gegen 80 000 in den staatlichen Anstalten. Es ist hier nicht der Ort, die Frage zu untersuchen, ob diese Schulen alles geleistet haben, was man sich von denselben versprach. Aber es muß doch gesagt werden, daß das summarische Urteil, das nicht selten ausgesprochen wird, als ob diese Schulen in Bezug auf religiöse Charakterbildung nichts gewirkt hätten, in dieser Allgemeinheit als durchaus ungerecht bezeichnet werden muß. Ein derartig vereinfachtes Verfahren in Bezug auf eine so vielseitige und berechtigte Frage richtet sich selbst und man braucht demgegenüber nur auf die Tatsache hinzuweisen, daß gerade Frankreich eine ungewöhnlich große Zahl von gebildeten Laien aufweist, die sich im Kampfe für die Religion hervortun und die zum größten Teil aus den „freien" Schulen hervorgingen. Daß sie nicht die Mehrheit bilden und durch die koalierten feindlichen Kräfte politisch niedergerungen werden, ist nicht Schuld der Schulen und angesichts der jüngst in Deutschland vollzogenen politischen Gruppierungen sollte man sich gerade dort hüten, die Katholiken Frankreichs einseitig und allzu schroff zu verurteilen. Auf jeden Fall war der Kampf der herrschenden Parteien von jeher gegen diese Schulen in Frankreich gerichtet. In den ersten Jahren, nach 1880 und mit Ferry, waren die Schläge gewissermaßen nur gegen die Peripherie gerichtet: die feindlichen Parteien waren eben noch nicht dreist genug. Damals begann man den Kampf, indem man einigen der meist gehaßten klösterlichen Genossenschaften verbot, Schulen zu unterhalten und auch dadurch, daß man für jede freie Schule eine gewisse Anzahl staatlich geprüfter Lehrer forderte. Allein damit erreichten die Feinde der Kirche nichts. Die den klösterlichen Genossenschaften geschlossenen Schulen waren nicht zahlreich und der Hieb mit den staatlichen Prüfungen wurde glänzend pariert. Die Geistlichen stellten sich in allen Diözesen zu den staatlichen

Prüfungen und um das Jahr 1900 wird wohl kaum ein Land eine ähnliche große Anzahl Geistlicher mit staatlichen Prüfungen in den Gymnasialfächern haben aufweisen können wie Frankreich. Aber mit dem Anwachsen des Radikalismus richteten sich die Angriffe direkt auf das Herz. Der erste große Schlag wurde durch Combes geführt durch die gesetzliche Bestimmung, gemäß welcher alle Ordensleute samt und sonders von der Erteilung des Unterrichts ausgeschlossen wurden und zwar unter Strafe der Schließung der Anstalt, an welcher eine unterrichtende Ordensperson getroffen würde. Dadurch mußte selbstverständlich eine große Anzahl freier Schulen eingehen. Nach Verwirklichung der Trennung zwischen Kirche und Staat wurde ein weiterer Schlag gegen die religiöse Erziehung geführt. Trotz des Trennungsgesetzes war zunächst im Etat noch der Posten für die Religionslehrer an den staatlichen höheren Schulen beibehalten worden. Man fürchtete, die Streichung dieses Postens könnte dem Besuch der staatlichen Anstalten zu viel schaden. Aber man machte doch schon Versuche in dieser Hinsicht, indem einige Einzelstellen aufgehoben wurden. Und da es ohne erhebliche Schwierigkeiten durchging, wurde nun die allgemeine Maßregel getroffen, daß die Erteilung des Religionsunterrichts den fakultativen Fächern wie Musik, Zeichnen usw. gleichgestellt und entsprechend behandelt wurde.

Durch diese Maßnahme ist der Religionsunterricht in den staatlichen Anstalten so gut wie annulliert. Nun blieben noch die freien Anstalten. Sie hatten wohl schwere Einbuße erlitten durch die zahlreichen Anstalten, die eingehen mußten infolge der gesetzlichen Bestimmungen, welche den Ordensleuten jedes Recht zur Erteilung des Unterrichts absprachen, aber viele davon konnten doch gehalten werden, indem Weltgeistliche noch rechtzeitig einsprangen. Hier plant die Regierung eine Maßregel, die mit einem Streich reinen Tisch machen soll. Die Existenzmöglichkeit ist den freien Anstalten gesichert durch die Lex Falloux von 1850 und deshalb soll eben dieses Gesetz abgeschafft werden. Schon Briand

hat, da er noch dem Unterrichte vorstand, einen Gesetzesvorschlag niedergelegt, der dahin zielt. Es entspricht der ganzen Haltung dieses Kirchenfeindes, daß er sich dabei durchaus dagegen verwahrt, als ob die Freiheit des Unterrichtes angetastet werden sollte; die Freiheit soll nur „organisiert" werden, wie der Ausdruck lautet, den man jedes Mal dann gebraucht, wenn man der Freiheit den Garaus machen will. Gewiß, dem Namen nach soll die Freiheit gewahrt bleiben, aber in Wirklichkeit hat man bei dem Gesetz vor allem die Absicht, der Kirche und den kirchlich gesinnten Elementen die Gründung von Anstalten unmöglich zu machen, um so der Kirche den Einfluß zu nehmen, den diese Anstalten ausüben. Der Wortlaut der Paragraphen ist derart, daß streng genommen die Gründung freier Anstalten noch möglich wäre, aber anderseits ist dem Ermessen der Behörde ein solcher Spielraum gewährt, daß sie jede Gründung einer freien Anstalt unmöglich machen kann; und in welchem Sinne sie den Katholiken gegenüber von dieser Befugnis Gebrauch machen wird, darüber kann bei den zur Zeit in den Regierungskreisen vorherrschenden Richtungen gar kein Zweifel sein. Zu allem Überfluß ist von gesinnungstüchtigen Abgeordneten noch ein Antrag zu diesem Gesetzentwurfe gestellt worden, dahingehend, die Geistlichen und vor allem also die katholischen Geistlichen, einfach gesetzlich unfähig zur Erteilung des Unterrichtes zu erklären, wie dies bereits für die Mitglieder von Ordensgenossenschaften geschehen ist. Vielleicht wird dieser drakonische Paragraph nicht in das Gesetz aufgenommen, obschon bei der derzeitigen Zusammensetzung der gesetzgebenden Körperschaften alles zu fürchten ist. Aber man darf fast sicher darauf rechnen, daß in Bezug auf diesen Punkt eine jener Kautschukbestimmungen in das Gesetz hineinkommen wird, die der Behörde nahezu unbegrenzte Beweglichkeit gewähren, was nicht viel besser sein wird als der formelle Ausschlußparagraph.

So sucht man den Einfluß der Kirche und der Religion auf die reifere Jugend zu bekämpfen. Und diese Tendenz

ist derart ausgeprägt, daß keinerlei Einrichtung übersehen wird, bei der die Kirche in ihrem Sinne wirken könnte. Die Katholiken haben in Frankreich zahlreiche Vereine für die schulentlassene Jugend gebildet und namentlich viele Turnvereine, denen tausende von Jünglingen angehören. Auch auf diese Vereine hat sich nun die Aufmerksamkeit der herrschenden Parteien gelenkt; auch sie sollen auf Umwegen lahm gelegt werden. Ein Abgeordneter der Regierungspartei hat bereits das Mittel dazu angegeben. Die Regierung soll aufgefordert werden, ein Gesetz auszuarbeiten, nach welchem die schulentlassene Jugend verpflichtet werden soll, sich auf den Militärdienst vorzubereiten. Diese Vorbereitung würde erteilt werden in Turn- und Sportvereinen, die aber besonders von dem Kriegsminister genehmigt werden müßten und denen die einmal gegebene Genehmigung jederzeit wieder rückgängig gemacht werden könnte. Das unschuldigste Gemüt muß merken, wo das hinzielt. Man hat wahrgenommen, daß die Katholiken auf einen großen Teil der französischen Jugend durch die vorzüglich geleiteten zahlreichen Vereine noch religiösen Einfluß haben. Der muß gebrochen werden, und da man die Macht in den Händen hat, greift man einfach zu einem Gewaltmittel und erläßt ein Zwangsgesetz.

Aber einen Zug besonderer Zähigkeit weist der Kampf auf, den die herrschenden Parteien auf dem Gebiete der Volksschulen geführt haben. Um die Vorgänge, die sich zur Zeit in Frankreich abspielen oder sich in der nächsten Zukunft vollziehen werden, in ihrer ganzen Bedeutung ermessen zu können, muß man sich um einige zwanzig Jahre zurückversetzen, damit man den Kampf in seiner ganzen Entwicklung erfassen kann. Es lassen sich fast genau zwei Perioden unterscheiden: die heuchlerisch-verschämte und die brutale offene. In der ersten Periode ist es namentlich Jules Ferry, der im Vordergrund des Kampfes stand, und ihm zur Seite befanden sich die sogenannten Opportunisten, die sich unterdessen zu den Progressisten gemausert haben. Man fühlte sich noch nicht so ganz sicher vor der Bevölkerung und man hütete

sich, in der Form zu schroff gegen die religiösen Interessen aufzutreten. Einerseits trug man dafür Sorge, den Katholiken immer wieder zu wiederholen, daß ihnen ja unter allen Umständen die Freiheit bliebe, ihre Schulen zu unterhalten, und wo es ihnen geboten scheine, neue zu gründen; daß sie ja dazu immer die klösterlichen Lehrgenossenschaften hätten. Kein geringerer als Ferry selbst hat dies immer wieder verkündigt, besonders in der Kammersitzung vom 9. Dezbr. 1879. „Euere Freiheit bleibt euch ganz und unbeschränkt, sagte er da; ihr könnt so viel Schulen mit Lehrern aus religiösen Genossenschaften gründen, als euch beliebt. Machet Gebrauch von der Freiheit, die euch zusteht.“ Und anderseits suchte man die positiven Ziele, die man erreichen wollte, möglichst zu verhüllen und in unverfänglichen Redensarten auszudrücken. Es war damals die Zeit, in der man immer von Neutralität und Laïzismus sprach. Die Schule müsse neutral sein und dürfe nicht verletzen, nur wolle man mehr weltliche Kräfte hineinbringen, die aber auf jeden Fall die Überzeugung ihrer Schüler zu achten hätten. Die Programme neutral und das Personal weltlich, unter dieser Flagge machte man sich an die Arbeit. Um das Programm neutral zu gestalten, wurde bestimmt, daß kein Religionsunterricht mehr in den Schulstunden und in den Schulgebäuden erteilt werden durfte. An Stelle der Religion wurde ein Unterricht in der Sitten- und Bürgerlehre gesetzt, und da man dafür auch entsprechende Lehrbücher brauchte, zeitigte diese Vorschrift eine Masse von Leitfäden in der Sittenlehre, in denen sich die jämmerliche Seichtigkeit und die ganze Haltlosigkeit der Anschauung offenbart, die die Pflicht gegen Gott und die Religion tilgen will. Etwas leichter ging es schon mit dem Personal, denn da konnte man ja Gesetze schmieden, die zum Ziele führten. Nun war um 1880 der Stand der französischen Elementarschulen derart, daß in vielen Gemeinden nur Schulen mit staatlich ernannten Elementarlehrern waren; in zahlreichen Gemeinden waren aber

auch die öffentlichen Gemeindeschulen von Lehrern und Lehrerinnen geleitet, die geistlichen Genossenschaften angehörten.

An diesem letzten Punkte wurde angesetzt. Im Jahre 1886 wurde ein Gesetz zustande gebracht, welches vorschrieb, daß in etwa zehn Jahren an allen öffentlichen Elementarschulen die religiösen Genossenschaften angehörenden Lehrer und Lehrerinnen ersetzt sein mußten durch weltliche Kräfte. Nun machte man sich an die Arbeit und bis zum Jahre 1889 war dieser Wandel bereits in 5200 Schulen vollzogen. Aber anderseits kämpften die Katholiken mit Aufwand aller Kräfte. Fast überall, wo dieser Wechsel vollzogen wurde, machten sie Gebrauch von dem Rechte, das ihnen zustand, eine freie Schule zu gründen. In der Regel wurden die Lehrer und Lehrerinnen der religiösen Genossenschaften beibehalten und so eine Privatelementarschule neben der staatlichen eröffnet. Der Erfolg war dann durchweg, daß die große Masse der Kinder die Privatschule besuchte, während die öffentliche Elementarschule fast leer stand und fast nur von Kindern solcher Eltern besucht wurde, die in irgend einem Abhängigkeitsverhältnis zu der Regierung standen oder notorisch ungläubig waren. Bis 1899 waren von den Katholiken 13000 solcher Schulen gegründet worden! So wäre also der religiöse Einfluß für einen bedeutenden Teil der französischen Jugend noch einigermaßen gesichert geblieben, dank der opfervollen Freigebigkeit, mit der die französischen Katholiken ihre Schulen unterhielten. Daß dies den kirchen- und religionsfeindlichen Strömungen, die unterdessen immermehr zur Herrschaft gelangten, nicht in den Kram paßte, ist klar und man muß sich dies vergegenwärtigen, um die Wut zu verstehen, die bald gerade gegen die Lehrorden einsetzen sollte.

Damit kommen wir zur brutalen Periode. Sie beginnt mit Combes, dem Waldeck-Rousseau Handlangerdienste geleistet hatte. Waldeck-Rousseau hatte in seiner hochmütigen Verblendung sein Talent dazu hergegeben, in das Vereinsgesetz Bestimmungen einzufügen, durch welche die Ordensgenossenschaften der Willkür der jeweiligen Regierung über-

liefert waren, so daß man die genehmen Genossenschaften bestehen lassen und die nicht genehmen auflösen konnte. Aber um desto sicherer zu fahren, fügte Combes noch eine radikalere Bestimmung hinzu, nach welcher überhaupt keine Ordensperson mehr Unterricht irgend welcher Art und auf irgend einer Stufe erteilen durfte. Damit kam ein dämonischer Zug in das ganze Vorgehen gegen die Katholiken, wie dies ja auch auf anderem Gebiete um die nämliche Zeit geschah. Sofort nach dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes wurden die Ordenspersonen massenhaft aus den Schulen ausgewiesen. Eine große Anzahl von freien Schulen mußten geschlossen werden, weil man die nötigen Lehrkräfte nicht gleich auftreiben konnte. Weltliche Lehrer und Lehrerinnen, die sich an einer freien katholischen Schule hätten anstellen lassen, waren nicht genug vorhanden und die Ordenspersonen, welche die nötigen Prüfungen bestanden hatten, mußten unter allen Umständen nachweisen, daß sie tatsächlich einem Orden nicht mehr angehörten, sonst würde die Schule, an der sie Unterricht erteilten, geschlossen. In welchem Maße dadurch die Ausgaben für die freien Schulen in die Höhe steigen mußten, ist leicht zu sehen, denn es liegt auf der Hand, daß der Unterhalt für Lehrpersonen, die in der Welt leben, bei den bescheidensten Ansprüchen höher zu stehen kommt als für Lehrpersonen im Ordensleben. Dazu kommt, daß von da an gleichsam eine Flutwelle von Unglauben und Religionshaß sowohl von den Schulbehörden als auch von den Schullehrern auszugehen schien. So lange die freien Schulen in großer Anzahl bestanden und durch die vorhandenen geprüften Lehrpersonen der verschiedenen Lehrorden solche Schulen verhältnismäßig leicht zu gründen waren, legte man sich, scheint es, noch einen gewissen Zwang auf. Nun aber nichts mehr zu fürchten war, brauchte man sich nicht mehr zurückzuhalten. Den Lehrern wird geradezu offiziell der Unglaube anempfohlen und das Fundament aller Sittlichkeit bei ihnen untergraben. Der oberste Leiter des Elementarschulwesens in Frankreich, der Rektor Payot, gibt eine Wochen-

schrift heraus, le Volume, auf die etwa 2000 Lehrer und Lehrerinnen abonniert sind. Fast jede Woche finden sich darin Erörterungen geschichtlicher und religionsphilosophischer Natur, in denen die Begriffe von Gott, von Pflicht, von Religion in einer Weise behandelt sind, daß sie in Nebel zerfließen, wenn sie nicht formell bekämpft und geleugnet werden; zu gleicher Zeit wurde auf behördlichen Befehl hin in den Lehrbüchern förmlich Jagd gemacht auf alle Aussprüche, die „klerikal" scheinen konnten. Der Name Gottes und überhaupt jedes Wort, das an Gott, die Religion, sogar an die Existenz der Seele auch nur von weitem erinnerte, wurde gestrichen und durch „laïzisierte" Ausdrücke ersetzt. Dieser Same fand bei den Lehrern einen guten Boden. Ihre Heranbildung erfolgte schon längst in den Lehrerseminarien nach den Grundsätzen der „Neutralität". Derartige Auffassungen, die von so hoher Stelle kamen, konnten ihre Wirkung bei ihnen nicht verfehlen. Tatsächlich scheinen in der neuen Periode auch die Lehrer aus Rand und Band gekommen zu sein sowohl außerhalb der Schule als innerhalb. Außerhalb der Schule haben sich in den letzten Jahren Erscheinungen angehäuft, die auf einen geradezu erschreckenden sittlich-religiösen Tiefstand in breiten Schichten der französischen Lehrerwelt schließen lassen. Zahlreiche Lehrer sind gewonnen für die grellsten Umsturzideen in bezug auf Religion, vaterländische Gesinnung und gesellschaftliche Ordnung. Die Gelegenheiten, bei denen Lehrer atheistisch auftreten und einen förmlichen Haß gegen die Religion bekunden, lassen sich gar nicht mehr zählen; fast jede Woche bringt die Kunde eines neuen Versuches von Lehrern, die trotz aller amtlicher Verbote sich in Syndikaten gruppieren und die Absicht verkünden, sich dem allgemeinen Arbeitsverband zu Paris (Confédération générale du travail) anzuschließen, der zur Zeit den Haß gegen Vaterland und gesellschaftliche Ordnung verkörpert. Zum Überfluß steht fest, daß etwa 14 000 französische Elementarlehrer auf die Zeitschrift des antipatriotischen Hetzapostels Hervé: der soziale Krieg, la guerre

sociale, abonniert sind, in der das denkbar Mögliche geleistet wird an Aufreizungen gegen Religion, Vaterland und sittliche Ordnung. Nicht als ob dies überraschend wäre; im Gegenteil. Bei der Bildung, die den französischen Elementarlehrern wurde, bei den Weisungen, die sie, offen und versteckt, von ihren vorgesetzten Behörden erhielten, ist es nur zu leicht zu verstehen, wenn sie sich vielfach bis zum Atheismus und zur Gottlosigkeit entwickelten; daß sie dann, einmal da angelangt, dies nicht als den Höhepunkt ihrer Entwicklung ansehen, sondern auf einmal kehrt machten und als revolutionäre Elemente, als Hasser und Verächter des Vaterlandes und als Vorkämpfer des sozialen Umsturzes auftreten, ist nur eine jener Begleiterscheinungen, die sich geradezu mit logischer Konsequenz bei den Massen auslösen, in denen die religiöse Weltanschauung niedergerissen wurde. Eine solche Entwicklung kann nur für jene eine Überraschung sein, die keine Ahnung haben von dem Maße der ponderierenden Bedeutung, die der religiösen Überzeugung im Seelenleben der Menge zukommt. In Wirklichkeit bedeutet diese Entwicklung der französischen Elementarlehrer den Bankerott der Weltanschauung und der Prinzipien des antireligiösen Liberalismus, soweit die Lehrerwelt in Betracht kommt. Und daß dieser Bankerott auch noch auf anderen Gebieten eintreten wird, dafür sorgen die Lehrer schon selbst in den Schulen, denen sie vorgestellt sind. Denn nachdem sie einmal so weit vorangeschritten waren, wollten sie aus ihren Herzen keine Mördergruben machen. Die Gedanken und Anschauungen, von denen sie erfüllt waren, wollten sie auch den Kindern in ihren Schulen mitteilen. Daher in zahllosen Fällen eine ganz unglaubliche Handlungsweise der Lehrer in der Schule, ganz pöpelhafte Verhöhnungen der religiösen Gefühle der Kinder, Verspottung der Religion und des Glaubens an Gott und den Erlöser; aber damit auch Schmachreden über das Vaterland, über das Heer und den Militärdienst, Verherrlichung der Revolution und des sozialen Umsturzes. Soweit ist es unter der Herrschaft des

radikalen Liberalismus in Frankreich mit der Schule gekommen.

An diese Tatsachen knüpfen sich nun aber die Hauptbegebenheiten der jüngsten Zeit auf diesem Gebiete. Durch die Exzesse der Lehrerwelt hat sich die Lage auf eine Weise zugespitzt, die in einem gewissen Sinne ihr Gutes hatte. So lange sich die Vorstöße der Lehrer nur gegen die Religion richteten, war bei der weitverbreiteten religiösen Gleichgültigkeit nicht leicht ein zugkräftiges Vorgehen gegen sie zu inszenieren. Anders lag die Sache, als nach und nach bekannt wurde, daß sie sich ebensowohl gegen die vaterländische Gesinnung und gegen staatliche und gesellschaftliche Rechtsordnung richteten als gegen die Religion. Dadurch wurden auch solche Kreise aufgerüttelt, die nicht speziell als katholische Kreise gelten, und die Katholiken und ihre Organe fühlten sich dann wieder durch jene gefestigt, so daß auch sie sicherer in ihrem Auftreten wurden. So wurde bald eine wahre Kampagne gegen die Schullehrer und ihr Gebahren unternommen. Das „Echo de Paris" veröffentlichte eine Reihe von Artikeln, in denen die verletzenden Redensarten der Lehrer und ebenso die „Reinigungsversuche" dargelegt wurden, die man von offizieller Seite aus an den Lehrbüchern der Schulen vorgenommen hatte. Zugleich bildeten sich „Vereine von Familienvätern", die sich zur Aufgabe stellten, gegen alle Maßregeln in betreff der Bücher Verwahrung einzulegen, die Lehrer in bezug auf ihr Verhalten in der Schule zu kontrollieren und gegebenenfalls alle gesetzlichen Mittel gegen sie zu gebrauchen. Durch das Vorgehen der Familienväter wurden endlich aber auch die ordentlichen Gerichte dazu gebracht, sich mit der Schule zu befassen und ihre Entscheidungen werden aller Voraussicht nach die Sache ins Rollen bringen.

Anlaß dazu gab folgender Fall, der ein eigentümliches Licht auf die Zustände bei den Elementarlehrern in Frankreich wirft. Ein Familienvater hatte festgestellt, daß ein Elementarlehrer sich in der Schule folgende Äußerungen

erlaubt hatte: 1. Die französischen Soldaten sind Lumpen und feige Kerle; 2. die Deutschen haben Recht gehabt, 1870 Kinder in der Wiege zu töten; 3. die, welche an Gott glauben, sind Simpel; 4. nicht den Pfarrern soll man beichten, sondern denen, welchen man Unrecht getan; 5. die Pfarrer sind schuld an dem Kriege; 6. die Würmer, welche in den Pflaumen sind, heißt man Pfarrer; 7. ein gutgespickter Geldbeutel, das ist unser Herrgott. Punkt 8 und 9 sind derart obszön, daß sie sich nicht wiedergeben lassen. Der Vater verklagte den betreffenden Lehrer vor dem Amtsgerichte Dijon und verlangte auf Grund des Bürgerlichen Gesetzbuches eine Entschädigung für den moralischen Schaden, der seinem Sohne durch den Lehrer zugefügt worden war, eine Entschädigung, die er auf 2000 Franken normierte. Das Amtsgericht erklärte sich zwar inkompetent in der Sache, aber als gegen diese Entscheidung Berufung eingelegt worden war, erklärte sich der Appellhof von Dijon kompetent und stellte zugleich hierbei folgende Prinzipien fest. In dieser Sache sei ein doppelter Gesichtspunkt maßgebend. Wenn der Lehrer in der Art und Weise die Gegenstände vorzutragen, die zu seinem Unterricht gehören, das Maß des Erlaubten und die zulässige Grenze überschreitet, so ist sein Fehler gewissermaßen ein amtlicher und dann ist er dafür vor seiner staatlichen Fachbehörde verantwortlich. Hat er sich aber Äußerungen erlaubt, die in keiner Weise mit dem Unterrichtsgegenstande zusammenhängen und durch die er moralischen Schaden anrichtet, indem er die sittlich religiöse und vaterländische Gesinnung der Kinder schädigt, dann begeht er einen rein persönlichen Fehler, für den er allein verantwortlich ist und für den er auch die materiellen Konsequenzen, wie Schadenersatz usw., zu tragen hat. Der Appellhof war weiter der Ansicht, daß der betreffende Lehrer schuldig sei in Bezug auf Punkt 1, 2, 3, 4 und 7 und in Bezug auf die obszönen Redensarten. Und nun geschah noch mehr. Die Regierung legte gegen diese Entscheidung des Appellhofes von Dijon Berufung ein bei dem Konfliktsgerichtshof. Aber

auch diese Instanz entschied sich für die Auffassung des Appellhofes von Dijon. Diese beiden Entscheidungen sind von ungeheurer Tragweite und rücken die Frage in ein neues Stadium. Denn wenn diese Prinzipien feststehen, dann können die Lehrer gefaßt werden und es wird gerichtliche Aktionen in Masse gegen die Lehrer geben.

Es ist von Interesse, die Haltung der Regierung zu beobachten. Man wird wohl von vornherein geneigt sein von der Auffassung auszugehen, daß die Regierung mit Genugtuung wahrnehmen wird, daß die Lehrer künftig gezwungen sind, sich streng an die nötigen Rücksichten und an die Neutralität zu halten. Die Annahme ist jedoch verfehlt. Die Regierung ist durchaus nicht dieser Ansicht und gerade darin offenbart sich greifbar ihre wahre Gesinnung der Religion gegenüber und beweist sie, daß es ihr mit ihren Versicherungen der Neutralität nie ernst gewesen ist. Das ergibt sich sonnenklar aus der ganzen Haltung der Regierung. Sie sucht durchaus nicht nach Mitteln, um die Wiederkehr derartiger Ungeheuerlichkeiten in der Schule zu verhindern. Ihr einziges Bestreben geht vielmehr dahin, diejenigen zu treffen, die gegen solche Lehrer vorgehen möchten, und anderseits den Lehrer selbst gegen gerichtliche Anklagen möglichst zu schützen. Auf die oben angeführten Entscheidungen hin brachte der Unterrichtsminister Doumergue sofort einen doppelten Gesetzentwurf ein, der jeden Tag zur Beratung kommen kann. Der erste hat den Zweck, die eventuellen Anklagen zu vermindern. Er stellt drakonische Strafen fest für jeden Versuch, die Schule, die Lehrer, die Lehrbücher zu diskreditieren oder in der Achtung herunterzusetzen; ebenso für alle Handlungen, die darauf hinzielen könnten, schulpflichtige Kinder von dem Besuch der Schulen zurückzuhalten. Damit sind jene Fälle in Betracht gezogen, in denen bereits ganze Gemeinden sich weigerten, ihre Kinder in die Schule gehen zu lassen, wenn festgestellt war, daß der Lehrer durch seine Reden Glauben, sittliche Erziehung, Achtung vor der Autorität und die Vaterlandsliebe gefährdete. Der zweite Gesetzentwurf will die

Lehrer gegen die gerichtlichen Anklagen möglichst sichern. Zu diesem Zwecke geht das Gesetz von einer Fiktion aus. Es nimmt an, daß der Lehrer in der Schule unter allen Umständen, in seinem gesamten Benehmen und bei allen seinen Handlungen der Mandatar des Staates ist. Daraus wird weiter geschlossen, daß infolge dieser Auffassung für Gesetzwidrigkeiten, die durch den Lehrer in der Schule verübt werden, nicht der Lehrer verantwortlich gemacht werden darf, sondern der Staat, von dem er Sendung und Vollmacht erhalten hat. Sollte dieses Gesetz in Kammer und Senat zur Annahme gelangen, so wäre die Lage folgende. Wenn in Zukunft ein Lehrer sich in der Schule Ungeheuerlichkeiten von der Art der oben zitierten erlaubt und es wird gegen ihn Klage eingereicht, so wird das Gericht diese Klage ohne weiteres abweisen müssen, da der Lehrer nach dem Wortlaut des Gesetzes gar nicht klagbar ist. Der Klagführende wird dann vielmehr den Staat selbst anklagen müssen, der dann vor Gericht vertreten wäre durch den Vorgesetzten des Lehrers, durch den jeweiligen Präfekten. In jedem Einzelfalle wird also der Einzelbürger gegen den Staat selbst vorgehen müssen. Man kann ruhig sagen, daß damit die Klagen gegen Ungehörigkeiten, die von Lehrpersonen in der Schule verübt werden, nahezu verschwinden werden, denn daß man unter diesen Umständen es meist gar nicht wagen wird eine Klage anzustrengen, liegt auf der Hand und gerade aus dieser Spekulation ging der Gesetzentwurf der Regierung hervor.

Der Eindruck, der durch diesen Schritt hervorgerufen wurde, war so ungünstig als möglich. Man hatte die Empfindung, daß damit die Regierung alles übertroffen hat, was sie sich bisher an Gewaltmaßregeln geleistet hat. Es ist klar, daß sie gerade auf dem Gebiete der Schule das Werk der Entchristlichung des Volkes durchführen will und daß das Werk der Trennung von Kirche und Staat in der Schule ergänzt werden soll. Der Kampf wird direkt gegen die Religion und gegen das Gewissen geführt. Daß dies die Sig-

natur der neuen Periode sein wird, ergibt sich zunächst aus dem Alarmruf, den der Episkopat Frankreichs ausgestoßen hat. Angesichts der ausgeprägt religionsfeindlichen Tendenzen, die sich in den genannten Gesetzentwürfen offenbaren, erachteten es die Bischöfe Frankreichs als ihre Pflicht, ihre Stimme zu erheben, und sie gaben, zum ersten Male seit undenkbaren Zeiten in Frankreich, ein gemeinsames Hirtenschreiben über die Schulfrage heraus. Sie stellten darin die Rechte der Eltern und der Kirche auf und verlangten unter allen Umständen, als Minimum, die Neutralität der Schule, d. h. daß die Schule doch wenigstens nicht zum Kampfmittel gegen Religion und gesellschaftliche Ordnung mißbraucht wird. Sie entwickelten aber auch die Pflichten der Eltern in Bezug auf die Schule und legten dar, daß es sich da um eine Gewissensfrage handle, in der christliche Eltern nicht mehr nachgeben könnten und bereit sein müßten alle Opfer zu bringen und gegebenenfalls, trotz aller angedrohten Strafen, ihre Kinder von der Schule zurückzuhalten, wenn die Schule eine Gefahr für die gläubige Gesinnung ihrer Kinder bilde. Wenn es noch eines Beweises dafür bedurft hätte, wie richtig die Bischöfe die Lage beurteilt hatten, so wurde er durch die Haltung der gegnerischen Strömungen erbracht. Sofort nach dem Erscheinen der Erklärung des Episkopates erscholl ein förmliches Wutgeheul im Regierungslager und nun kam erst die wahre und tiefere Absicht an den Tag, die man dort im Auge hat. Fast einstimmig fielen die linksrepublikanischen Blätter über die von den Bischöfen erhobene Forderung der Neutralität her. Jetzt wurde der große Schritt getan. Bisher wurden die Katholiken immer hingehalten mit der Phrase, daß die Schulen ja neutral seien. Nun glaubte man sich stark genug und offenbarte die wahren Absichten. Es ist selbstredend, daß die Bischöfe die Neutralität für sich genommen nicht billigen, und sie haben diese Auffassung des längern in ihrem Schreiben dargelegt; wenn sie die Neutralität noch einigermaßen als annehmbar erklärt haben, so war es nur in dem Sinne, daß die Neutralität

das Mindestmaß darstellt, ohne welches die Schule unmittelbar ein Mittel der Gewissensvergewaltigung wird. Aber auch dieses Mindestmaß will man auf linksrepublikanischer Seite nicht mehr gewähren. Die Zeit der Neutralität ist vorbei. Auf zynische Weise hat das jüngst der Arbeitsminister Viviani, derselbe, der sich rühmte, daß die republikanischen Parteien die „Sterne am Himmel ausgelöscht hätten", ausgedrückt: „die Neutralität", sagte er vor kurzem in einer Rede nach der Erklärung des Episkopats, „war von jeher nur eine diplomatische Lüge." Die Volksschule soll von nun an direkt die jungen Franzosen entchristlichen und im Haß gegen die Religion und das Christentum erziehen.

Damit ist die Regierung an dem Punkt angelangt, an welchem sie die Katholiken in dem innersten Bereich des Gewissens vergewaltigen muß. Damit ist eingetroffen, was kommen mußte. Aus dem ganzen Gebahren der Kirchenfeinde in Frankreich ergibt sich, daß sie einerseits zwar den Katholizismus in Frankreich vernichten wollen, aber anderseits haben sie sich in den Kopf gesetzt schlauer zu sein als ihre Vorgänger, und da sie aus der Geschichte gelernt haben mögen, daß die gewaltsame Verfolgung schließlich immer dem Katholizismus zum Siege gereichte, so wollten sie es geschickter anfangen und ihr Ziel erreichen ohne Vergewaltigung der Gewissen. Dieser Plan fällt in nichts zusammen. Auf dem Gebiete der Schule werden die Regierung und der radikale Liberalismus, um ihre Pläne zu verwirklichen, sich gezwungen sehen, dem Gewissen der Katholiken Gewalt anzutun: die Logik ihrer Absichten zwingt sie dazu Persecutores christianorum zu werden, damit aller Welt die Heuchelei kund werde, die sie trieben, als sie immer beteuerten, nichts anderes zu erstreben als die Freiheit für das Gewissen.

In welchem Maße die auf dem Gebiete der Schule geschaffene Lage die Massen erfaßt hat, ist zu ersehen aus einem Antrage, den der Abgeordnete Bietry an die Kammer gerichtet hat. Bietry ist der Führer der sogenannten gelben Gewerkschaften in Frankreich. Diese haben selbstverständlich

den Zweck ihre besonderen Arbeiten und Standesinteressen zu fördern, sie wollen es aber nur auf dem Boden der gegebenen gesellschaftlichen Ordnung tun und nicht nach den kollektivistischen Prinzipien der roten Syndikate. Deshalb haben sie sich gelbe Syndikate genannt. Ihre Mitgliederzahl beträgt über 100 000 Arbeiter. Bietry ist es, der diese Bewegung ins Leben gerufen hat, und steht deshalb in regster Fühlung mit den Arbeitermassen. Der Antrag hat den Wortlaut: Art. 1. Die Schulen sind vom Staate getrennt, der Unterricht ist frei. Art. 2. Der Besuch der Elementarschule ist obligatorisch; er wird überwacht vom Staate. Dieser Antrag ist bezeichnend besonders durch die Seite, von der er ausgeht, und vielleicht ist hier die Lösung, die den Katholiken Frankreichs nach langen Kämpfen die Möglichkeit geben wird ihre Kinder in den Schulen nach der katholischen Lehre erziehen zu lassen.

Videns.

XCII.

Österreich-Ungarn auf dem politischen Schachbrett.

Die Taktik der Ententenpolitik läßt sich heute an ihren Umrissen erkennen. Der Gruppe England-Frankreich-Rußland sollen die skandinavischen Staaten Dänemark, Schweden und eventuell Norwegen, vor allem aber Italien, die Balkanstaaten und die Türkei angegliedert werden. Diese Gedanken lassen sich auf dem Papier leicht niederschreiben; in der Wirklichkeit treten erhebliche Schwierigkeiten hervor, welche die Probe der Praxis erst, wie der Stahl im Feuer seine Eigenschaften zeigt, an das Licht bringen kann. Die Politik ist eine Kunst, keine Wissenschaft und wie das Kunstwerk aus sich selbst ersteht, so muß „das Werden" die Bedeutung der diplomatischen Arbeit zeigen.

Im großen und ganzen darf indessen angenommen werden, daß die Diplomatie der Ententenmächte nach den bezeichneten Richtungen hin mit Erfolg arbeitet. Der schwerste Stein, den sie aus dem Weg zu räumen als ihre Aufgabe betrachtet, ist die Wirkung des Deutsch-Österreichisch-Ungarischen Bündnisses. Angesichts der Bündnistreue Österreich-Ungarns ist an eine Lösung des Bündnisses selbst nicht zu denken. Aber die Wirkung desselben kann vielleicht paralysiert werden.

Hier muß zugegeben werden, daß das Konzept, die Mittel und Wege zu einer derartigen Paralysierung aus Berlin bezogen worden sind. Von Berlin und Dresden her ist die innere Spaltung und Zerrüttung Österreich-Ungarns in Angriff genommen worden. Was war und ist die „Los von Rom" Bewegung anders als ein solcher Versuch? Sie ist von Reichs-Deutschen in Szene gesetzt worden zu einer Zeit, als Österreich-Ungarn sich im Gegensatz zu Rußland befand und aus diesen wie aus anderen Gründen auf die Anlehnung an das Deutsche Reich angewiesen war. Der „Alldeutsche Verband", der Gustav-Adolf-Verein und andere deutsche Gesellschaften haben die Geldmittel und die Agitatoren geliefert. Die protestantische Geistlichkeit in Preußen und Sachsen hat mit dahin gewirkt, daß ein Teil der protestantischen Kirchengelder zur Unterstützung der Agitation nach Österreich abgeführt wurde. Auf ihre Kosten sind an vielen Stätten der alten Religionsstreitigkeiten in Böhmen (man braucht nur an die neue Kirche in Kosten zu erinnern) protestantische Kirchen gebaut worden, obgleich ein Bedürfnis nicht vorhanden war. Die agitatorische Arbeit der reichsdeutschen Studenten wirkt in hohem Grade verhetzend. Es hat im Fortgang dieser künstlich entfachten Kämpfe auch nicht an Interventionen der deutschen offiziösen Presse und der Reichsleitung gefehlt. Als der frühere Statthalter von Böhmen, Graf Thun, gegen reichsdeutsche Agitatoren einschritt, wurde er auf Intervention von Berlin her daran gehindert. Die kaiserliche Regierung schien tatsächlich nicht

mehr Herr im eigenen Haus zu sein. — Der Zweck dieser Machenschaften war die Verstärkung des reichsdeutschen, besser gesagt des alldeutschen Einflusses in Österreich-Ungarn. Man kann den Wortführern der alldeutschen Politik vielleicht glauben, wenn sie sagen, daß sie an eine „Annexion" Böhmens und Deutsch-Österreichs nicht denken, „weil dadurch das Übergewicht der Katholiken im Deutschen Reichstag hergestellt würde". Wohl aber schwebt ihnen der Gedanke vor, Österreich in eine Art Vasallen-Verhältnis zum Deutschen Reich zu bringen, den Vasallen als Vortruppe im Orient zu betrachten und das katholische Element in Österreich so zu schwächen, daß ihr ebenerwähntes Bedenken in einer nahen Zukunft nicht mehr zuträfe. — In Böhmen haben diese Agitatoren ein erhebliches Stück Arbeit geleistet; ein leider nicht geringer Teil der dortigen deutschen Bevölkerung hat dem alldeutschen und hier und da selbst dem protestantischen Einfluß Tür und Tor aufgetan. Die heillosen Zustände in den österreichisch-ungarischen Parlamenten sind zum Teil eine Frucht der alldeutschen Agitation.

Ist es unter diesen Umständen erstaunlich, daß die anderen Mächte sich gleichfalls dieser erprobten Taktik bedienen? So sehen wir die Russen unter den Tschechen und Kroaten arbeiten und die Franzosen haben, ohne die Tschechen zu vernachlässigen, sich die Ungarn zu Freunden gemacht. Die Kongresse, auf denen diese Arbeit vor sich geht, sind allgemein bekannt. Ihre Arbeit ist weniger intensiv und weniger energisch als die reichsdeutsche; auch ihre Diplomatie hat sich seither zurückhaltender gezeigt als die deutsche. Mag sein, daß man die werbende Arbeit der deutschen Konsulate in Pest und Prag überschätzt. Was an Wucht und Skrupellosigkeit der Agitation fehlt, das tut der Volksgeist. Es wäre in der Tat in unserer von nationalen Leidenschaften verhetzten Zeit verwunderlich, wenn das stürmische Pochen der Deutschen nicht auch von den Tschechen, Kroaten und Ungarn beantwortet würde.

Die Wurzeln des österreichisch-ungarischen Staates sind Religion und Kaiserhaus. Indem man in den alldeutschen

Kreisen die mit der Axt des Glaubenshasses und des Preußen-Enthusiasmus bewaffnete Hand gegen diese Wurzeln erhob, wußte man, was man tat: das Reich erschüttern, die Kirche zerstören, das Kaiserhaus entwurzeln. — Man sah den Gegenstoß der anderen Nationalitäten wohl voraus, aber man glaubte sich in seiner hypernationaleu Verblendung stark genug alle im Zaume zu halten.

Heute scheint es jedoch den anderen Mächten zu gegelingen, die nicht-deutschen Nationalitäten in Österreich-Ungarn mit neuem Vertrauen in ihre Kraft zu erfüllen und ihnen den Glauben an Erfolg einzuflößen.

Die Vorgänge in Prag, Wien, Triest und an anderen Orten liefern den Beleg.

Nicht zufrieden mit dieser inneren Aufwühlung Österreich-Ungarns werden diesem Reich auch äußere Feinde geschaffen, oder vielmehr alte Feindschaften werden neubelebt, die Vorgänge in Italien künden es deutlich an.

Man hatte sich in Berlin seit Jahren mit Erfolg bemüht, die italienische Irredenta im Zaume zu halten; kaum hörte man noch das alte Lied:

„Fuori gli Tedeschi
„Fuori gli stranieri."

Da vollzieht sich eine Wendung. Die deutsche Politik tritt in Gegensatz zu England und nun mit einem Mal verwandelt sich die appenninische Halbinsel in ein Feldlager gegen Österreich. So mächtig ist die Bewegung in Italien gegen Österreich, daß kein König und kein Minister es unternehmen könnte, einen Feldzug an der Seite Österreichs zu beginnen.

Die ähnliche Erscheinung, obgleich minder deutlich, bietet sich in der Türkei. Der türkische Schemen gewinnt Fleisch und Blut, wird lebendig. Wie in den Tagen des Prinzen Eugen tritt ein Türkenkrieg in den Bereich der Möglichkeiten. Mit Serbien stand Österreich auf gutem Fuß; es ist nicht lange her, seit Österreich den serbischen Staat gerettet hat. Heute ist das alles wie fernste Vergangenheit. Serbien scheint bereit, auf Wien zu marschieren. Mit Bulgarien stand

Österreich noch vor kurzen Tagen Schulter an Schulter. Heute zeigt man uns unter den stets schwankenden Bildern auch eines, welches Bulgarien im Bunde mit der Türkei, Serbien und Montenegro gegen Österreich darstellt. Rumänien allein gilt als Freund Österreichs, dabei spielen aber die rumänischen Sorgen um Rußland eine große Rolle.

Um zu klaren Eindrücken in allen diesen Dingen zu gelangen, muß man sich vor Augen halten, daß die Veränderung der politischen Gesamtlage in Europa in dem Augenblick begonnen hat, als die englische Politik aus ihrer Zurückhaltung heraustrat. Die französische Diplomatie ist passiv, ohne Programm und alles in allem ohne die Inspirationen, welche einst ihren Ruhm ausmachten. Die russische Diplomatie, so weit das Personal in Betracht kommt, erscheint einseitig und mit vielen „Fesseln“ belastet. Einzig die englische Diplomatie zeigt Erfindungsgeist, Programm, Energie und Geschick. Man erkennt, daß die Fäden in Meisterhand liegen. — Die französische Politik ist von den inneren Aufgaben absorbiert; sie liegt in den Händen von Advokaten. Die russische Politik bewegt sich ebenfalls nicht ungezwungen. Die englische Politik zeigt dagegen »the right man in the right place«; es ist Politik im großen Stil.

Worauf ihr Ziel gerichtet ist, ersieht man aus der Verstärkung der Flotte und aus der von Lord Roberts geführten Bewegung auf Schaffung eines schlagfertigen Heeres von mindestens einer Million Soldaten, so daß jederzeit über 500 000 Mann auf das Festland geworfen werden können. Kein Zweifel, daß der Plan zur Ausführung gelangt. Wir nähern uns wieder den Zeiten, in denen Marlborough und Wellington auf dem Festland Europas Haushalt-Worte waren.

Woher dieser Eifer Englands? Die Antwort liegt in der im Sommer 1905 von König Eduard VII. in Paris getanen Äußerung: „Ein Napoleonisches Europa ist unmöglich.“ Die deutschen Kriegsrüstungen zu Land und zu Wasser, denen keine der anderen Nationen allein gewachsen ist,

schließlich die deutsche Ablehnung auf die englischen Vorschläge zur Ermäßigung der Rüstungen verbreiten in England Sorge. Um Sicherheit zu schaffen, hat man zu der erprobten englischen Koalitionspolitik gegriffen und zwar, wenn der Augenschein nicht täuscht, mit solchem Erfolg, daß das heutige Europa fast ebenso geeint gegen das Deutsche Reich erscheint, wie in den alten Zeiten gegen Araber und Hunnen. —

Die Kombination, als deren Seele die englische Politik erscheint, rechnet nicht mit dem Ausgang einzelner Schlachten; sie faßt eine lange Dauer des politischen Konfliktes oder des Krieges ins Auge, so daß deutsche Siege sie in ihrer Festigkeit nur stärken könnten.

Solche Wahrnehmungen verbunden mit anderen Eindrücken führen zu der Annahme, daß es sich bei den heute rings um Österreich-Ungarn geschaffenen Schwierigkeiten in ihren letzten Zielen nicht um die Bekämpfung Österreich-Ungarns an sich handelt, sondern um die Überzeugung Österreich-Ungarns von der Bedeutung seiner seit dem Frankfurter Frieden und namentlich seit dem Regime Andrassy gegenüber Preußen befolgten Politik. Mit anderen Worten: Die Diplomatie der Entente-Mächte will Berlin und Wien in eine Lage bringen, welche jedem dieser beiden Kabinette die Selbständigkeit wiedergibt. Hat Wien seine Selbständigkeit wieder gewonnen, so kann es auf den ruhig fortschreitenden Erfolg einer Politik zählen, welche im Innern des Reiches Ruhe und nach außen ihm Sicherheit schafft. Die äußeren Feindschaften würden, so ist es geplant, sogleich, der Hader der Nationalitäten im Innern wird allmählich schwinden.

In der politischen Praxis läuft dieses ursprünglich englische Programm auf den Anschluß Österreich-Ungarns an England-Rußland-Frankreich hinaus, welche ihm nach außen und innen den Frieden garantieren und die weitestgehende Berücksichtigung der spezifisch österreichisch-ungarischen Interessen (unterschieden von den Interessen der norddeutschen Kreise) im Orient.

So bedrohlich die Dinge zur Zeit gegenüber Serbien aussehen und obgleich für den Verlauf niemand bürgen kann, so ist doch anzunehmen, daß die englisch-französisch-

russische Politik nicht wünscht, Österreich-Ungarn in einen kriegerischen Konflikt zu stürzen. Wohl jedoch geht der Gedanke dahin, Österreich-Ungarn in eine Lage zu versetzen, daß es nur zwischen einer Lossagung von dem Bündnis mit dem Deutschen Reiche oder einer Demütigung zu wählen hat.

Alles in allem erscheint dieser Plan als eine moderne Anpassung der Fürst Felix Schwarzenbergschen Politik, die ebenfalls die Verständigung mit Rußland usw. zur Grundlage hatte.

Es steht fest, daß dem Freiherrn von Ährenthal kürzlich die Schwarzenbergsche Politik von englischer Seite empfohlen worden ist. So ist in der Tat Wien der Brennpunkt der europäischen Politik geworden. Wird Österreich-Ungarn der Situation gewachsen sein? Nur eine kluge, zielbewußte, starke Politik wird es in den Stand setzen, Herr der äußerst schwierigen Lage zu werden. Für das Deutsche Reich aber erwächst die Pflicht, dem Kaiserstaate an der Donau Bundestreue zu halten bis zur letzten Konsequenz. Es ist daher mit ungeteilter Genugtuung zu begrüßen, daß Fürst Bülow bei seinen beiden jüngsten Auslassungen im Reichstage mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit betont hat, daß unser Platz an der Seite Österreichs ist. Handelt es sich doch um die Zukunft Österreichs und des Deutschen Reiches.

XCIII.

Kürzere Besprechungen.

1. Buchner Maximilian, Die innere weltliche Regierung des Speierer Bischofs Mathias Ramung (1464—1478). S.-A. aus den Mitt. des Histor. Vereins der Pfalz Heft 29/30. Speier, 1907.

Buchner hat auf Anregung des Münchner Archivrats Dr. Glasschröder seine Erstlingsarbeiten einem Manne gewidmet, der zu den bedeutendsten Bischöfen Speiers, den tatkräftigsten Fürsten des alten Deutschen Reichs und den erfolgreichsten Politikern seines Jahrhunderts gehört. Eine unscheinbare Tatsache deutet schon genügend an, wie weit Mathias seiner Zeit vorausgeeilt war: er nannte sich dreihundert Jahre eher, als das be-

kannte Wort vom König als dem ersten Diener des Staates geprägt war, bereits den „obersten Knecht seines Stifts"! Als er zur Regierung kam, war infolge einer verlotterten Staatsverwaltung namentlich die finanzielle Bedrängnis des Hochstifts zu bedenklichem Grade angewachsen. Deshalb richtete er sein Hauptaugenmerk zunächst auf Besserung der Finanzen, was er denn auch in kurzer Zeit durch geschickte Maßnahmen erreichte. Die Grundlagen hiezu boten ihm die Schaffung eines getreuen, zuverlässigen Beamtenstandes, die Durchführung eines ständig und streng überwachten Rechnungswesens und die planmäßige Anlegung von zahlreichen Registern, Verzeichnissen und Übersichten. Aus einer schier erdrückenden Fülle von Archivalien schält Buchner den Gang dieser Verwaltungstätigkeit, ihre Schwierigkeiten und Erfolge heraus. Von besonderem Interesse ist eine Aufnahme sämtlicher Haushaltungen als Vorläuferin einer Volkszählung von heutzutage und zugleich als erstmalige Verwirklichung rein statistischen Interesses; denn sie sollte wiederkehren, damit man sehe, ob das Hochstift „an Leuten sich vermehr oder abnehme". Dagegen diente die ebenfalls von Ramung angeordnete Viehzählung — die älteste, die wir bis jetzt in Deutschland kennen — in erster Linie Steuerzwecken, da sie nichts war als die Vorbereitung einer „Schatzung auf die Klauen". Neben der Finanzverwaltung kommt die Erörterung über des Bischofs Sorge für Gerichtswesen, wirtschaftliche Hebung der Untertanen, seine Bautätigkeit und Förderung des geistigen Lebens nicht zu kurz. Und dabei ist Beherrschung der Quellen, Liebe zum Stoff und Darstellung überall von der Art, daß man es bedauern müßte, wenn Buchner seinen vorläufigen Entschluß, sich von der Speierer Bistumsgeschichte gänzlich zurückzuziehen, zur Ausführung brächte. Wir haben doch wahrlich keinen Überfluß von Arbeitern auf diesem fruchtversprechenden Gebiet!

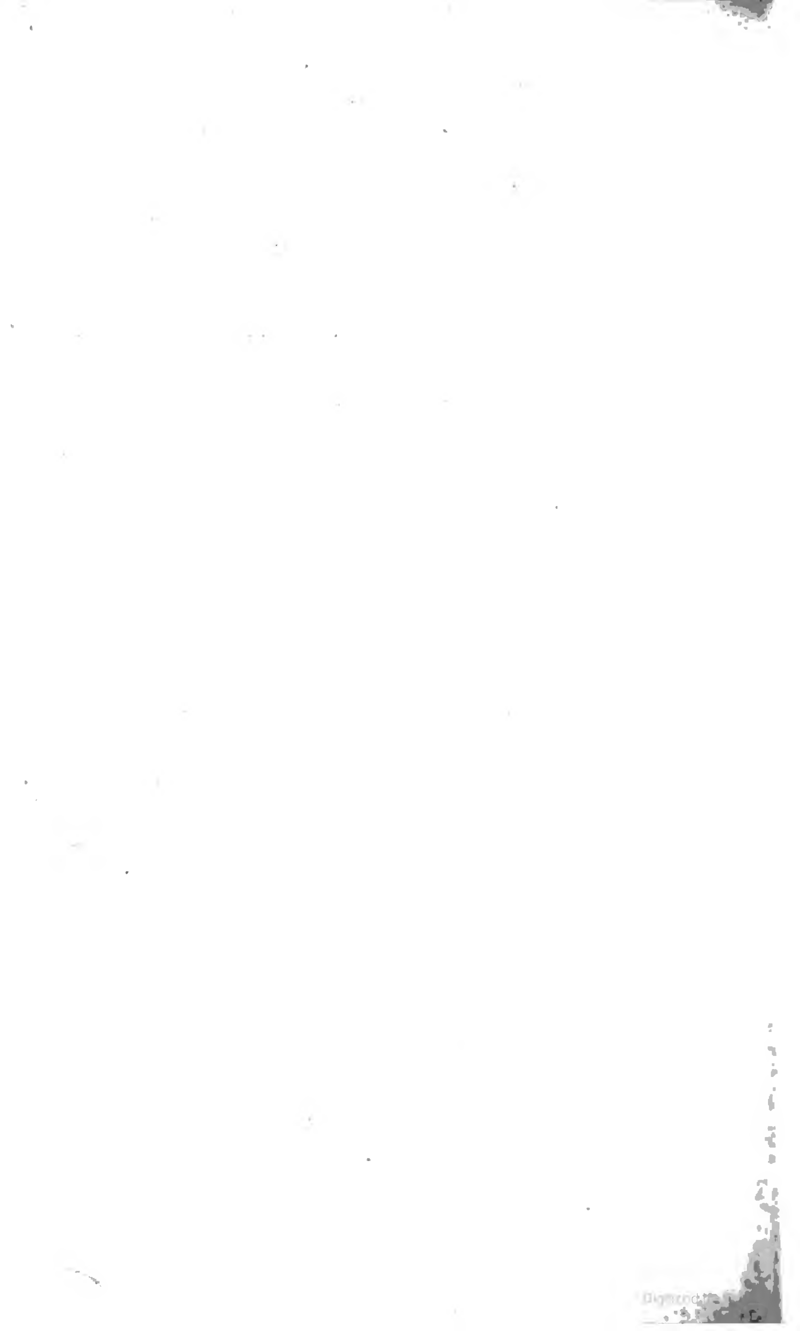
Riedner.

2. Staatslexikon. (Freiburg, Herder 1908). In rascher Folge reiht sich an die zweite Auflage nunmehr bereits der erste Band der dritten Auflage an. Acht Jahre (1889—1897) beanspruchte das Erscheinen der ersten Auflage (Bruder)[1]) zwei Jahre später (1900) begann die Ausgabe der zweiten Auflage,

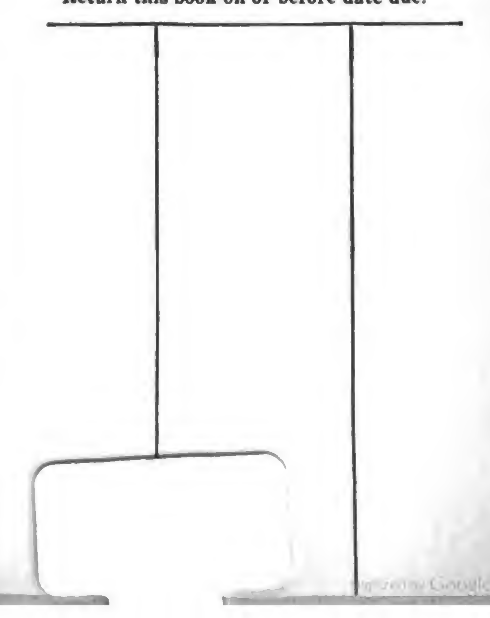
1) Vgl. Band 102, 302 ff; 108, 545 ff; 111, 620 ff; 120, 609 ff. dieser Blätter.

welche nur mehr vier Jahre zu ihrer Vollendung in fünf Bänden benötigte.[1]) Die Neubearbeitung steht wieder unter Dr. Julius Bachems erprobter Leitung mit Zuziehung des Dr. Hermann Sacher als Hilfsredakteur, aus dessen Feder eine Reihe von Artikeln, besonders auch neu aufgenommenen (Abessinien, Afghanistan, Bodenreform 2c.) stammt. Der jetzt vorliegende erste Band reicht von „Abbrechen der Verbindung“ bis „Elsaß-Lothringen“. Dieser letzte Artikel weist in seinem geschichtlichen Abschnitte u. a. am Schlusse auf die das Land heute bewegende Frage der staatsrechtlichen Neugestaltung der Reichslande hin. Im Artikel „Bayern“ ist die innenpolitische Entwicklung, wie überall, bis in die allerneueste Zeit heraufgeführt, sogar die eben zum ersten Male erprobte Verhältniswahl für die Gemeindewahlen ist bereits angedeutet. Unter dem alten Stamm der Mitarbeiter nimmt nach wie vor Freiherr von Hertling mit seinen Abhandlungen über Absolutismus, Aristokratie, Aristoteles, Augustinus, Autorität (neu in den ersten Band hinübergenommen), Bureaukratie, Demokratie, Despotie) eine hervorragende Stellung ein. Der Natur der Sache nach haben diese Artikel eine belangreiche Änderung nicht erfahren, wenn auch da und dort kleine Nuancierungen zu bemerken sind. Dagegen sind die Aufsätze über Arbeiterfrage, Arbeiterschutzgesetzgebung, Arbeitsverminderung und Arbeitskammern von Professor Hitze einer wesentlichen Erweiterung und Umarbeitung unterzogen worden, ebenso die Artikel Bauernstand, Bauernvereine 2c. Dies gilt in gleicher Weise von einer Reihe weiterer, teils ergänzter, teils fortgeführter Artikel (Auswanderung, Beichtgeheimnis, Bekenntnisfreiheit, Bergwesen, Deutsches Reich, Einkommensteuer, Eisenbahnen 2c.) Sehr interessant sind u. a. die Ausführungen über Begräbniswesen, insbesondere die Stellungnahme zur modernen Frage der Leichenverbrennung, welche aus hygienischen, national-ökonomischen und kriminalistischen Gründen abgelehnt wird, wobei der Verfasser Funck mit Recht betont, daß die so lebhaft geführte Agitation zugunsten der Leichenverbrennung ihren wesentlichen Grund in der antichristlichen Unterströmung habe. „Aus diesen Gesichtspunkten heraus erwächst der christlichen Kirche das Recht, die Feuerbestattung, wenn auch nicht als etwas innerlich Unchristliches, so doch als das Resultat und äußere Zeichen einer antichristlichen Bewegung anzusehen und sich ihr gegenüber entsprechend zu verhalten.“ — Möge der dritten Auflage derselbe gute Stern beschieden sein, wie der vorhergegangenen.

1) Vgl. oben Band 127, 605 ff; 129, 462 ff; 130, 530ff; 132, 703 ff; 134, 924 ff.




Stanford University Libraries
3 6105 013 456 509


Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.


Digitized by Google